Inhalt

Vorwort 1

1. Advent
Psalm 24, Wer ist der König der Ehre? 5

2. Advent
Jesaja 63,15-64,3, Ach dass du den Himmel zerrissest 12

3. Advent
2. Korinther 7,5-13, Eine Reue, die niemanden reut 18

4. Advent
1. Mose 1,20-23, Es wimmle das Wasser 24

Heiliger Abend
Matthäus 1,1-17, Das Buch der Geschichte Jesu Christi 30

Christnacht
Jesaja 9,1-6, Ein Kind ist uns geboren 38

Erster Weihnachtstag, 25. Dezember
1. Mose 1,24-28, Zum Bilde Gottes 42

Zweiter Weihnachtstag, 26. Dezember
Matthäus 1,18-25, Du sollst ihm den Namen Jesus geben 48

1. Sonntag nach dem Christfest
Johannes 1,1-5.14, Das Licht scheint in der Finsternis 54

Altjahrsabend – Silvester
Johannes 8,30-36, Die Wahrheit wird euch frei machen 60

Neujahrstag
Johannes 14,1-11, Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben . 66

2. Sonntag nach dem Christfest
1. Mose 1,28-31, Und siehe: sehr gut 73

Epiphanias
Psalm 72, Gott, gib dein Gericht dem König! 79

1. Sonntag nach Epiphanias
1. Korinther 1,18-31, Die Torheit Gottes. 85

2. Sonntag nach Epiphanias
Johannes 2,1-12, Das erste Zeichen 92

3. Sonntag nach Epiphanias
2. Korinther 3,1-6, Ihr seid unser Brief 99

4. Sonntag nach Epiphanias
Psalm 107,1-32, Die zum Herrn riefen in ihrer Not. 105

5. Sonntag nach Epiphanias
1. Korinther 1,1-9, An die berufenen Heiligen 112

Letzter Sonntag nach Epiphanias
Matthäus 16,28-17,9, Er wurde verklärt vor ihnen 119

Septuagesimae (70 Tage vor Ostern)
Römer 4,1-12, Zugerechnet. 125

Sexagesimae (60 Tage vor Ostern)
Matthäus 13,1-23, Es ging ein Sämann aus, zu säen 133

Sonntag vor der Passionszeit – Estomihi
1. Korinther 13, Der über die Massen hohe Weg 140

Aschermittwoch
Hosea 4, Du hast die Erkenntnis verworfen 147

1. Sonntag der Passionszeit – Invokavit
1. Mose 3,1-5, Ihr werdet sein wie Gott 155

2. Sonntag der Passionszeit – Reminiszere
Epheser 4,7-16, Nach dem Mass der Gabe Christi 162

3. Sonntag der Passionszeit – Okuli
Johannes 13,16-30, Einer unter euch wird mich verraten. 169

4. Sonntag der Passionszeit – Laetare
Psalm 84, Von einer Kraft zur anderen. 177

5. Sonntag der Passionszeit – Judika
Matthäus 20,17-28, Der sei euer Diener 184

Palmsonntag
2. Korinther 2,12-17, Ein Geruch des Todes und ein Geruch des Lebens 190

Ausdruck vom 28.10.2011

Gründonnerstag
1. Korinther 11,17-34, Das Abendmahl des Herrn 197

Karfreitag
Johannes 19,30, Es ist vollbracht 206

Ostersonntag
Johannes 20,1-10, Er sah und glaubte 212

Ostermontag
Psalm 118,15-29, Seine Güte währet ewiglich 218

1. Sonntag nach Ostern – Quasimodogeniti
Johannes 20,19-31, Friede sei mit euch! 224

2. Sonntag nach Ostern – Misericordias Domini
Psalm 23, Der Herr ist mein Hirte 230

3. Sonntag nach Ostern – Jubilate
Johannes 15,1-8, Ich bin der wahre Weinstock 236

4. Sonntag nach Ostern – Kantate
Psalm 98, Singt dem Herrn 242

5. Sonntag nach Ostern – Rogate
Matthäus 13,24-43, Ein anderes Gleichnis 248

Christi Himmelfahrt (Auffahrt)
1. Korinther 15,20-34, Er muss herrschen 255

6. Sonntag nach Ostern – Exaudi
Johannes 15,9-27, Ihr seid meine Freunde 263

Pfingstsonntag
Psalm 100, Jauchzet! Kommt! Erkennt! 272

Pfingstmontag
Hosea 14,2-10, Wie Tau 278

Konfirmation
Matthäus 7,7-11, Bittet, so wird euch gegeben 284

Trinitatis (Tag der heiligen Dreifaltigkeit)
Jesaja 6,1-13, Erschreckend nahe 291

1. Sonntag nach Trinitatis
Galater 1,11-24, Eine Offenbarung Jesu Christi 299

Ausdruck vom 28.10.2011

2. Sonntag nach Trinitatis
Matthäus 22,1-14, Doch sie wollten nicht kommen. 304

3. Sonntag nach Trinitatis
Johannes 6,30-40, Ich bin das Brot des Lebens 311

Johannistag
Matthäus 11,1-19, Gerechtfertigt aus ihren Werken. 318

4. Sonntag nach Trinitatis
Johannes 5,30-47, Sie zeugen von mir 325

5. Sonntag nach Trinitatis
Markus 6,17-29, Seinen Kopf auf einem Teller 332

6. Sonntag nach Trinitatis
1. Korinther 7,1-9, Entziehe sich nicht eins dem andern 339

7. Sonntag nach Trinitatis
Johannes 6,1-14, Was ist das für so viele? 346

8. Sonntag nach Trinitatis
Psalm 48, Dass ihr euren Nachkommen erzählt 352

9. Sonntag nach Trinitatis
Matthäus 13,44-53, Neues und Altes. 359

10. Sonntag nach Trinitatis
Römer 11,16-24, Gegen die Natur eingepfropft 366

11. Sonntag nach Trinitatis
Galater 2,17-21, Christus in mir 371

12. Sonntag nach Trinitatis
Hosea 9,7-17, Wie Trauben in der Wüste 377

13. Sonntag nach Trinitatis
Matthäus 21,18-32, Aus welcher Vollmacht? 384

14. Sonntag nach Trinitatis
Galater 5,16-26, Werke des Fleisches, Frucht des Geistes 391

15. Sonntag nach Trinitatis
Psalm 127, So gibt er seinen Geliebten Schlaf 398

Eidgenössischer Dank-, Buss- und Bettag
2. Korinther 1,1.2, Gnade mit euch und Frieden 405

Ausdruck vom 28.10.2011

16. Sonntag nach Trinitatis
Johannes 11,1-45, Ich bin die Auferstehung und das Leben 413

17. Sonntag nach Trinitatis
Epheser 4,1-6, Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe 420

18. Sonntag nach Trinitatis
Psalm 1, Gepflanzt an den Wasserbächen 427

19. Sonntag nach Trinitatis
Johannes 5,1-29, Willst du gesund werden? 434

Erntedankgottesdienst
1. Mose 1,9-13, Ein jedes nach seiner Art 442

20. Sonntag nach Trinitatis
Matthäus 19,1-15, Die zwei werden ein Fleisch sein 448

21. Sonntag nach Trinitatis
1. Mose 1,14-19, Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre 457

22. Sonntag nach Trinitatis
Hosea 11, Jung war Israel 464

Reformationssonntag
Galater 3,8-14, Der Gerechte wird aus Glauben leben 470

23. Sonntag nach Trinitatis
Matthäus 22,15-22, Gebt dem Kaiser – und gebt Gott 476

24. Sonntag nach Trinitatis
2. Korinther 4,16-5,5, Von Tag zu Tag erneuert 482

Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres
Matthäus 22,23-33, Die lehren, es gebe keine Auferstehung 488

Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres
2. Korinther 5,1-10, Nicht entkleidet, sondern überkleidet 495

Ewigkeitssonntag
1. Mose 2, 8-17, Ein Garten in Eden 502

Verzeichnis der Predigttexte 509

Die Kirchenjahre 2011-2013 514

Ausdruck vom 28.10.2011

Vorwort

Die hier vorliegende Predigtsammlung steht in der Tradition der Postille. Für jeden Festtag und jeden Sonntag des Kirchenjahres bietet sie eine Predigt. Nach der Meinung Martin Luthers dient eine solche Sammlung vor allem zwei Anliegen. Sie gibt Menschen, die am Besuch des Gottesdienstes verhindert sind, Nahrung für die persönliche Andacht, und sie kann die Prediger inspirieren und neu ausrichten. Diesem zweifachen Zweck möchte auch das hier vorliegende Buch dienen.

Die hier gesammelten Predigten verdanken sich der Einbindung in die beiden grossen reformatorischen Traditionen, die in den letzten Jahren am Basler Münster gepflegt worden sind. Die Auswahl der Predigttexte folgt zum einen der altkirchlichen Perikopenordnung, wie sie für die lutherischen Kirchen massgeblich ist. Diese gibt für jedes Fest und jeden Sonntag des Kirchenjahres eine Anzahl von Predigt- und Lesetexten vor. Zum andern ist die Auswahl geprägt vom reformierten Brauch, ganze biblische Bücher in grossen Predigtreihen auszulegen. Die allermeisten der hier gesammelten Predigten wurden im Rahmen einer solchen fortlaufenden Reihe gehalten, die sich oft über mehrere Jahre hinzog. Das hat den Vorteil, dass dadurch auch Texte zur Sprache kommen, die in den traditionellen Reihen keinen Platz gefunden haben und darum von den Sonntagsgemeinden kaum je gehört werden, wie hier etwa der Bericht von der Enthauptung des Täufers oder die Hoseaworte. Die Sammlung macht nun fassbar, wie sehr die unterschiedlichen biblischen Textarten zusammenklingen und auf eine unerschöpfliche Weise die Konturen der einen biblischen Botschaft nachzeichnen, die durch die Taufe und das Abendmahl vergegenwärtigt wird: „Dass Christus gestorben ist für unsere Sünden nach der Schrift; und dass er begraben worden ist; und dass er auferstanden ist am dritten Tage nach der Schrift“ (1. Korinther 15,3.4). So fussen diese Predigten auf der einen, grundlegenden Annahme, von der Martin Luther zu seinen befreienden Erkenntnissen geführt worden ist, dass nämlich die Heilige Schrift vollkommen klar sei, „das ganz gewisse und einleuchtende Licht, heller als die Sonne selbst“. Mehr als alles andere möchten die Predigten dazu

Ausdruck vom 28.10.2011

beitragen, dass dieses Vertrauen in die aufklärerische Kraft der biblischen Schriften erneuert wird.

Dazu gehört, dass die Predigten in einer Gemeinde mit ihren besonderen Gaben und Schwächen gehalten worden sind. Sie verdanken sich nicht nur dem Textstudium, sondern ebenso dem lebendigen Austausch mit Menschen, die an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit um Zuspruch, Wegweisung und den Mut zum Schaffen und Dulden zu ringen hatten. Das Wort Gottes bringt keine überzeitlich abstrakte Wahrheit, sondern es offenbart sich uns nach dem Mass der Gnade Gottes, und das heisst: nach den Bedrängnissen und den Aufgaben, in die seine Hörer gestellt sind. Deshalb ist es besonders kostbar, dass nicht nur das Werden dieser Predigten von einer Anteil nehmenden Gemeinde begleitet worden ist, sondern dass jetzt auch ihre Sammlung und Herausgabe von vielen gefordert und mit praktischen Hilfestellungen möglich gemacht worden ist.

Die Predigten sind hier nun so geordnet, dass sie entweder aus einem der Texte schöpfen, die für den betreffenden Tag vorgesehen sind, oder dass sie an dem entsprechenden Sonntag gehalten wurden und untergründig auf seine Lesungen Bezug nehmen. So darf man in diesen Predigten eine Frucht der Leuenberger Konkordie von 1972 sehen. Mit dieser Vereinbarung haben die lutherischen und die reformierten Kirchen ihre grundsätzliche Übereinstimmung in der Lehre festgestellt und die gegenseitige Anerkennung ihrer Ämter beschlossen. In den reformierten Kirchen der Schweiz ist diese Konkordie der einzige Bekenntnistext, der eine rechtliche Verbindlichkeit hat. Für die hier vorliegenden Predigten entspricht das dem persönlichen Lebensweg des Predigers: Er ist in Schweden lutherisch getauft und in der Schweiz reformiert konfirmiert und ordiniert worden und hat sich sein theologisches Rüstzeug wiederum durch intensive Lutherstudien angeeignet.

Rein praktisch kann und will diese Sammlung unterschiedlich verwendet werden. Es ist besonders schön, wenn die Predigten Menschen durch das Kirchenjahr begleiten und in einem kleinen Hausgottesdienst gelesen werden. Deshalb sind zu jeder Predigt Lesungen, der Psalm und ein Kirchenlied angegeben. Das letztere lässt sich mit Hilfe des Inhaltsverzeichnisses leicht in den gebräuchlichen Gesangbüchern finden. So lässt sich ohne grosse Mühe ein kleiner Gottesdienst gestalten: Lesung, Gebet, Psalm, Predigt (oder Predigtteil), Lied, Unser Vater und Segen. Die Predigten lassen sich aber natürlich auch stückweise in der persönlichen Andacht während der Woche lesen. Schliesslich lädt das Buch auch dazu ein, in ihm zu

Ausdruck vom 28.10.2011

blättern, sich von einzelnen Abschnitte herausfordern zu lassen, und auf diese Weise in den Reichtum der biblischen Botschaft einzudringen.

Denn diese Sammlung möchte von einer Predigt zur andern aus den langweiligen Diskussionen über die Zukunft der Kirchen herausführen zu dem Einen und Einzigen, das uns interessieren, nein, das uns unruhig erregen und bewegen muss: Ist es denn wahr, was die Kirchen zu verkündigen haben? Lohnt es sich, auf die Propheten und Apostel zu hören und intensiv über ihre Worte nachzudenken?

Mit dieser brennenden Frage war die Gemeinde am Münster über die Jahre hin unterwegs, ist dabei hin und her gerissen worden – und auf eine unerwartete Weise gewachsen: Ein kritisches, auch kirchenkritisches Denken hat sich mit einem innigen Zutrauen zum Bibelwort verbunden, und kirchlich bislang kaum engagierte Menschen haben neu entdeckt, was für ein helles Licht der Sonntag und die kirchlichen Feste ins Leben tragen. So ist diese Gemeinde aber auch, wider all ihr Wollen, zu einem kirchenpolitischen Faktor geworden, der sich in die etablierte Kirchenlandschaft nicht einordnen liess.

Jede rechte Predigt muss daran festhalten, dass sie im Namen Gottes gehalten wird, und das heisst: Sie richtet sich an ihre Hörer im Auftrag des Schöpfers, „der Himmel und Erde gemacht hat“, und des Erlösers, der am Ende der Zeiten sein letztes Wort über jeden Menschen und jedes Volk sprechen wird. Eine solche unvermittelte Bindung an den Kern und Stern des Bibelwortes war zu jeder Zeit ein Skandalon und ist das auch heute. Wo die Kirchen diesem Ärgernis ausweichen, sterben sie ihren sanften Tod. Die unabsehbaren Folgen, die das für die europäischen Völker hat, sind ein stetes Thema der hier gesammelten Predigten. Sie sind in diesem Sinn, ganz in der jahrhundertealten Tradition der Basler Münsterkanzel, Busspredigten.

Es bleibt mir der Dank an die vielen, die ihren Beitrag zum Redigieren der Predigten geleistet haben. Sie haben kritisch je eine Anzahl der Predigten gelesen und grössere oder kleinere Eingriffe vorgeschlagen. Dadurch haben sich manche Verkürzungen, Übertreibungen, Unklarheiten und Unstimmigkeiten korrigieren lassen. Von ihnen seien hier namentlich erwähnt Simon Allemann, Bettina Brückner, Walter Brändli, Eva Eichenberger, Thomas Homberger, Béatrice Käser, Marianne Matti, Brigitte und Daniel Zeller und von den Theologen Elias Henny, Florian Homberger, David Mägli, Christoph H. Rudin, David Scherler und Christine Stuber.

„Von Liebe wegen schreibe ich euch mehr“, beginnen die Worte, mit

Ausdruck vom 28.10.2011

denen Niklaus von Flüe den Berner Ratsherren Wegweisung, Trost und Zuversicht für ihre Aufgaben zuspricht. Auch die hier gesammelten Predigten möchten ein Zeichen der fortdauernden Liebe sein, zur Stadt Basel, die je und je ein Ort des nachdenklichen Austausches sein durfte, und zu dem ganzen Schweizerland, das oft der Hort einer kritischen Meinungsbildung war und uns auch heute noch die Freiheit gewährt, so zu predigen, dass sich vor uns das weite Feld der biblischen Wahrheit auftut. Darum ist es in sich stimmig und erfüllt mich mit Dankbarkeit, dass die Stiftung Bruder Klaus die Publikation dieser Predigten möglich gemacht hat.

Hundwil, im Herbst 2011
Paul Bernhard Rothen

Ausdruck vom 28.10.2011

1. Advent

Wer ist der König der Ehre?

Psalm 24

Lesung	Matthäus 21,1-9
Lied	„Macht hoch die Tür“

Ein Psalm Davids.
Des Herrn ist die Erde und was sie erfüllt,
der Erdkreis und die darauf wohnen.
Denn er hat sie über den Meeren gegründet
und hat sie über den Strömen festgemacht.
Wer darf hinauf auf den Berg des Herrn?
Wer darf stehen an der Stätte, wo er heilig ist? –
Unschuldige Hände und ein reines Herz hat,
wer seine Lebenskraft nicht zu Verdorbenem erhebt
und nicht Betrügliches schwört:
Der trägt Segen von dem Herrn mit sich
und Gerechtigkeit von dem Gott, der ihm hilft.
Das ist das Geschlecht derer, die nach ihm fragen,
die dein Angesicht suchen, Jakob.
Sela.
Hebet, ihr Tore, euer Höchstes empor,
und erhebt euch, ihr Pforten der Ewigkeit!
Es kommt der König der Ehre.
Wer ist dieser König der Ehre?
Der Herr ist es, stark und sieghaft,
der Herr, ein Sieger im Kampf!
Hebet, ihr Tore, euer Höchstes empor,
und erhebt euch, ihr Pforten der Ewigkeit!
Es kommt der König der Ehre.
Wer ist er, dieser König der Ehre?
Es ist der Herr der Heerscharen,
er ist der König der Ehre.
Sela.

Psalm 24

I

Liebe Gemeinde!
Wer darf hinauf, fragt der Psalm, und weckt unser Verlangen. Wie wäre es, erhöht über den Zwängen der Zeit, dort wo ein Glanz erstrahlt, frei von dem Engen, Mühevollen und Gepressten dieser Erdenzeit? Und mehr noch: Wie wäre es, hoch über all dem, was gemein, verlogen und schändlich ist?

Wer darf hinauf –?

So weckt der Psalm die Sehnsucht.

Aber kaum hat er sie geweckt, ja, noch bevor er sie weckt, umschliesst er dieses Sehnen und bettet es hinein in das grosse und schwere Werk, das der Gott Israels tut. So holt der Psalm unsere Sehnsucht hinab in die Wirklichkeit, die besser ist als alles, was wir träumen.

II

Gott gehört die Erde und alles, was darinnen ist. Er selber aber ist verborgen. Unerkannt, hoch über und tief unter all dem, was wir sehen und erleben, ist er am Werk. Er ist nicht nur süss, wie die Mystiker im Mittelalter oder auch der jetzt verstorbene Beatle George Harrisson von ihm gesungen haben. Er ist ein Gott, stark und sieghaft im Kampf! Er ist der Gott, der alles in seinen Händen hat – alles: das Glück und den Wohlstand der letzten Jahrzehnte, aber auch das Unheil und die Unruhe, die in diesem Herbst in unser Land eingebrochen sind. Alles hat er in seiner mächtigen Hand. Er ist ein ewiger Gott, mit Absichten, die alles übersteigen, was wir uns denken können. Er will, dass unsere Sehnsucht nicht betrogen in eine schreckliche Enttäuschung mündet, sondern zur Hoffnung wird und am Ende mit einer strahlenden Ehre dasteht. Darum redet er heute Morgen zu uns und will uns lehren und den Weg weisen: Er, der König der Ehre!

Wer ist dieser König der Ehre? Was überhaupt ist „Ehre“? Wozu braucht es eine königliche Macht in demokratischen Zeiten? Wer ist dieser König der Ehre?

So fragt der Psalm, eindringlich, zwei Mal. Der Psalm weckt uns auf. Er will, dass der Glaube an Gott nicht nur eine fromme Gewohnheit ist, dass Gott nicht in allzu vertrauten Gefühlen einfach nur mitläuft. Mit grossem Respekt, ja, mit einem heiligen Schauer sollen wir nach Gott fragen und daran denken: Es ist nicht nur ein vertrautes Gefühl, nach dem wir im Advent wieder tasten. Es ist nicht eine fromme Gewohnheit, deren wunderbare Tragkraft wir wieder spüren möchten. Wir suchen Gott und möchten,

Ausdruck vom 28.10.2011

dass er zu uns kommt – so wie er wirklich ist. Immer und immer aber denken wir Menschen zu klein von ihm.

III

Darum wohl redet der Psalm in seinen letzten Versen nicht mehr zu den Menschen. Der Psalm richtet seine Worte an „die Tore“, an die „Pforten der Ewigkeit“. Diese Tore sollen ihr Höchstes noch höher machen (ihr Haupt, heisst es wörtlich, also wohl die Spitze in ihrer Rundung). Die Pforten der Ewigkeit sollen sich selber erhöhen.

Was sind diese Tore, diese Pforten?

Es sind offenbar die Schnittstellen, an denen die Ewigkeit aus dem Verborgenen in das Zeitliche und Sichtbare dringt. Es sind die Orte, wo das Irdische an das Himmlische grenzt. Diese Stellen sollen hoch werden.

Was wir uns darunter vorstellen können, beschreiben die Psalmen, die das Lob des Schöpfers singen. Gewaltiger als alle Naturgewalten ist sein Arm, sagt das alttestamentliche Gotteslob, nimmermüde und unerschöpflich sind seine Gedanken und Hände, wenn sie die Himmel ausspannen und den Wasserfluten eine Grenze ziehen. Das ist eines der Tore, durch das die göttliche Macht sich zu uns drängt. Wenn wir staunen über den Reichtum in der Tier- und Pflanzenwelt und verwundert darüber nachsinnen, wie es möglich ist, dass eine so phantastisch komplexe Welt wie die unsere überhaupt entstehen konnte und bis heute Bestand hat, von den schimmernden Seepferden in den Tiefen des Meeres bis zu den trittsicheren Steinböcken in den hohen, verschneiten Bergen, dann wird dieses Tor weit und wir fassen ein klein wenig, wie unfassbar der Gott ist, der im Advent zu uns kommen will. Schon nur unser menschlicher Körper: Wie viel muss zusammenspielen, damit wir die Gesundheit haben, und ein wie kleiner Fehler genügt, und viele Menschen werden in den Tod gerissen! Wie ist es unter diesen Voraussetzungen überhaupt möglich, dass die Welt tausend- und abermals tausendfach ihren wohl geordneten Gang nimmt? So können wir verwundert fragen, und ein Tor tut sich auf, und ein Hauch der göttlichen Wahrheit erfüllt unser Leben. Dieses Tor aber, sagt der Psalm, muss noch viel höher werden als es ist. Nicht nur ein ahnungsvoller Hauch, sondern er selber, der Herr, mit seiner ganzen göttlichen Ehre will zu uns kommen.

Das geschieht, sagt die Bibel, wenn wir Menschen beten – wenn wir beten nicht nur mit Worten, sondern mit unserem ganzen Leben, so dass unsere ganze Lebenskraft erhoben wird zu Gott.

Ausdruck vom 28.10.2011

Manchmal möchten wir Menschen unserem Leben einen höheren Sinn geben. Überall auf dem Erdkreis schauen die Menschen hinauf und verehren ein Höheres. In vielen Ländern wollen Statuen und Bilder es sichtbar machen, anderswo, wie bei uns, schwebt und begeistert es wie ein mitreissendes, oder ein sanft verzaubertes Gefühl. Doch der Psalm für diesen ersten Advent sagt uns: Nicht wir Sterblichen können das Irdische aufschliessen, so dass es durchlässig wird für das Hohe, Göttliche. Die Tore zum Göttlichen müssen sich selber auftun. Und sie tun es, wenn Gott es will und es ihnen befiehlt.

Denn die Pforten der Ewigkeit sollen weit höher werden, als wir uns das denken können oder auch nur wünschen. Denn der König der Ehre ist hoch erhöht über alles, was die Menschen sich Göttliches gedacht haben und erträumen.

Und so wie er ist, will Gott bei uns Menschen seine Ehre finden. „Erhebet euch, ihr Pforten der Ewigkeit!“ Macht Gott nicht zu klein in euren Gebeten. Gebt euch nicht hin an die eigenen, allzu niedrigen Lebensziele! Machet euch hoch, ihr Tore, damit der Herr der Welt hineinziehe.

IV

Das Tor vor allen anderen, das Gott sich erwählt hat, ist das Wort. Das Wort, das Gott durch seine Propheten und Apostel an die Völker richtet, das Wort, das eine Generation der anderen weitergibt: Dieses Tor, dieses Wort soll hoch und weit und gross werden! Dem Gotteswort ruft der Psalm zu, dass es hoch und heilig dastehen möge, dass niemand zu klein und gemein und eng von Gott rede.

V

In seinem mittleren Teil sagt der Psalm sehr präzis, was das für uns Menschen bedeutet. Es sind merkwürdige Formulierungen. Die meisten Bibelübersetzungen sind an dieser Stelle ungenau und sogar irreführend.

Wer darf hinauf, fragt der Psalm – und gibt keine direkte Antwort. Stattdessen beschreibt er einen Zusammenhang: „Unschuldige Hände und ein reines Herz hat, wer seine Lebenskraft nicht zu Verdorbenem erhebt und nicht Betrügliches schwört.“ Nicht Schuld auf sich laden mit dem, was man tut und will, das, so setzt es der Psalm stillschweigend voraus, ist die Voraussetzung dafür, dass ein Mensch hinauf zu Gott kommen darf.

Ausdruck vom 28.10.2011

Diese Unschuld aber erreicht man nicht dadurch, dass man sich Mühe gibt, an sich arbeitet und sich in Kursen und Gruppentherapien oder mit einer moralischen Selbstkontrolle zu einem besseren Menschen zu machen versucht. Aus solchen Bestrebungen fliesst nur neue Selbstgerechtigkeit und Heuchelei. Die Unschuld hat eine andere, eine religiöse Quelle, könnte man sagen. Der Psalm formuliert es negativ (es ist wichtig, dass er es nur negativ sagt): „Wer seine Lebenskraft nicht hingibt an Verdorbenes und nicht Betrügliches schwört", der steht unschuldig da, sagt der Psalm.

Die alles entscheidende Frage ist also: Wen und was verehre ich? Wo suche ich das Höhere und Höchste? Wem opfere ich meine Lebenskraft? Dem Geschäft, der Familie, der Politik? Worauf schwöre ich? Was verspreche ich mir und anderen im Namen Gottes? Eine leuchtende Idee, eine beschworene Harmonie, ein schlagkräftiges Werk? Wenn ich etwas Menschliches vergöttere und ihm mein Leben hingebe, dann, sagt der Psalm, folgt daraus Schuld. Denn alles Menschliche ist zwiespältig. Es gibt verlogene, überspannte, verkrampfte Momente in allem, was wir Menschen von uns aus haben und sind. Und wenn wir dieses Menschliche überhöhen, fliesst aus diesem Selbstbetrug wieder Betrügliches, Überspanntes, Unwahres in das alltägliche Leben. „Wer aber nicht Betrügliches schwört und seine Lebenskraft nicht an Verdorbenes hingibt", sagt der Psalm, der „trägt Segen von dem Herrn mit sich und Gerechtigkeit von dem Gott, der ihm hilft".

VI

Gerecht ist nicht, wer gerecht sein will und sich als einen Gerechten darzustellen weiss. Eine Gerechtigkeit trägt derjenige mit sich, der sie von Gott geschenkt bekommt.

Das aber sind diejenigen, heisst es abschliessend, „die nach ihm fragen, die dein Angesicht suchen, Jakob". Dieser Satz ist so unerwartet, dass man ihn in fast allen Bibelübersetzungen gar nicht findet. „Die nach ihm fragen" – wer ist diese Person, nach der die Gerechten fragen? Die Lutherübersetzung fügt ein kleines Wörtlein bei und schreibt: Die nach dir, Gott Jakobs, fragen. Aber das Wörtlein „Gott" steht nicht im hebräischen Text. Es heisst vielmehr, irritierend, aber tatsächlich: Diejenigen, die nach dir, Jakob, fragen.

Das ist unerwartet. Aber wenn wir darüber nachdenken, zeigt sich der gute biblische Sinn.

Ausdruck vom 28.10.2011

Die Gerechten fragen nicht nur aufwärts, direkt nach Gott. Sie fragen auch horizontal nach dem, was auf Erden unter den Menschen eine greifbare Wirklichkeit ist. Sie fragen nach demjenigen Gott, der nicht nur irgendwo hoch erhöht seine Heimat hat, sondern der etwas getan hat auf Erden. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott Israels, der das kleinste unter allen Völkern gerufen und zum Mittelpunkt der Völkergeschichte gemacht hat, dieser merkwürdige Gott, der Abram sein Versprechen gegeben und der mit Jakob gekämpft hat in der unheimlichen Nacht am Jabbok (1. Mose 12,1-3 und 32,23-33). Nach diesem Gott, und also nach Jakob fragen die Gerechten, und lernen in der Geschichte Israels den König der Ehre kennen, so mächtig, so reich, so unheimlich und so lebensvoll wie er am Werk ist. In dem, was geschrieben steht in den heiligen Schriften des jüdischen Volkes, lesen die Gerechten von der tiefsten Schuld der Menschen, und von dem Lamm, das diese Schuld wegnimmt. Sie lesen vom Passah, durch das die Gerechten verschont geworden sind, und sie wissen, dass Jesus dieses Passah vollendet hat, als er seinen Jüngern im Abendmahl Anteil gegeben hat an seinem Leib und Blut.

VII

Wann hört das endlich auf, hat unser Bundespräsident gefragt, nachdem unser Land nach dem Attentat in Zug und dem Brand im Gotthardtunnel ein weiteres Mal von einem Unglück getroffen worden ist. Wo kommen wir endlich hinaus aus diesem Wechsel von Unglück und Glück?

Wer eine rechte Antwort auf solche Fragen will, den weist der Psalm an Jakob und sagt: Achte darauf – Jakob hat seinen Nachkommen den Segen gegeben über das Kreuz (1. Mose 48,13-17). Wir können uns nicht über das Schicksal erheben auf einem Weg, der gradlinig immer höher und höher führt. Zu seiner Hoheit und Ehre findet das Leben nicht auf dem Weg immer grösserer menschlicher Möglichkeiten. Hinauf kommt nicht der, der nach oben strebt. Hinauf kommt, wer gebeugt wird und den Segen dessen empfängt, der von hoch oben in die Zeit gekommen ist, derjenige, der seine Gerechtigkeit empfängt von dem Gott, der ihm hilft.

Wenn ihr Antwort haben wollt auf eure Fragen, und nicht bloss ein paar beschwichtigende Worte, dann, sagt der Psalm, fragt die biblischen Propheten: Sie sagen mit immer neuen Worten, was den Herrn der Welt bewegt, wenn er Menschen ins Leid stösst. Fragt die Apostel: Sie erzählen von Jesus, dem Christus. Ihn hat die Menschenmenge empfangen mit

Ausdruck vom 28.10.2011

hellem Jubel und hat fünf Tage später geschrien: „Ans Kreuz mit ihm“. Der Gott Jakobs bleibt nicht erhöht über dieses schändliche Wechselspiel der menschlichen Liebe. Er bewahrt die Seinen weder vor den Schlägen des Schicksals noch vor den viel schlimmeren Wunden von Treubruch und Hass. Seine Ehre ist es, dass er mit den Leidgeprüften mitgeht und sie nach den Stunden der Not wieder tröstet.

Erhebt euch, ihr Tore! Ihr Pforten der Ewigkeit, werdet hoch! So ruft der Psalm und möchte darum auch von uns, dass wir nicht zu niedrig denken von Gott und ihn nicht hinab drücken in das, was wir denken und wünschen. Macht hoch die Tür – denn es kommt wahrhaftig der König der Ehre!

Wer ist er, dieser König der Ehre? Es ist der Herr, der gekommen ist und uns wieder nähren und tränken will mit den sichtbaren und greifbaren und doch so über alles Verstehen geheimnisvollen Gaben an seinem Tisch. Er ist der König der Ehre!
Amen.

Sonntag, 2. Dezember 2001

Ausdruck vom 28.10.2011

2. Advent

Ach dass du den Himmel zerrissest

Jesaja 63,15-64,3

Lesung	Matthäus 24,1-13
Psalm	80
Lied	„O Heiland, reiss die Himmel auf“

So schau nun vom Himmel und sieh herab von deiner heiligen, herrlichen Wohnung! Wo ist nun dein Eifer und deine Macht? Deine grosse, herzliche Barmherzigkeit hält sich hart gegen mich.

Bist du doch unser Vater; denn Abraham weiss von uns nichts, und Israel kennt uns nicht. Du, Herr, bist unser Vater; „Unser Erlöser“, das ist von alters her dein Name. Warum lässt du uns, Herr, abirren von deinen Wegen und unser Herz verstocken, dass wir dich nicht fürchten? Kehr zurück um deiner Knechte willen, um der Stämme willen, die dein Erbe sind!

Kurze Zeit haben sie dein heiliges Volk vertrieben, unsre Widersacher haben dein Heiligtum zertreten. Wir sind geworden wie solche, über die du niemals herrschtest, wie Leute, über die dein Name nie genannt wurde.

Ach dass du den Himmel zerrissest und führest herab, dass die Berge vor dir zerflössen, wie Feuer Reisig entzündet und wie Feuer Wasser sieden macht, dass dein Name kund würde unter deinen Feinden und die Völker vor dir zittern müssten, wenn du Furchtbares tust, das wir nicht erwarten – und führest herab, dass die Berge vor dir zerflössen! – und das man von alters her nicht vernommen hat.

Kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott ausser dir, der so wohltut denen, die auf ihn harren.

Jesaja 63,15-64,3

I

Liebe Gemeinde!

„Warum“, fragt der Prophet, „lässest du uns abirren … “ Warum darf es sein, dass unser Herz sich verstockt? Warum wird unser Innerstes stumpf, dass wir uns selber nicht spüren? Warum sind wir geworden wie solche, über die dein Name nie genannt worden ist? So fragt der Prophet in einer

Zeit, in der das Heiligtum in Jerusalem wüst und verlassen lag und Menschen das Sagen hatten, die sich nicht gross um das Wort Gottes kümmerten. So, liebe Gemeinde, können doch auch wir heute mit guten Gründen fragen. Warum sind wir geworden wie solche, über denen der Christusname nie genannt worden ist? Warum schreiben unsere Zeitungen, und unsere Politiker reden, und unsere Wissenschaftler, sogar auch unsere Theologen forschen und lehren, als ob wir nie getauft worden wären auf den Namen des dreieinigen Gottes?

Einmal ist ja doch über unserem Volk der Christenname ausgesprochen worden. Alle, Hohe und Niedrige, Arme und Reiche, durften wissen, dass sie berufen und auserwählt sind von einem königlichen Herrscher, Christus. Alle hatten darum ihre Ehre, viel strahlender als die, dass sie ihre Familie ernähren und in die Ferien fahren konnten. Alle durften das Bewusstsein haben, erbberechtigte Kinder Gottes zu sein, einen Vater zu haben im Himmel, und darum ein Recht, viel strahlender als was die besten Manager mit ihren höchsten Leistungen sich jemals verdienen können. Aus dieser hohen Berufung ist eine leidenschaftliche Liebe erwachsen, eine Dankbarkeit und Freude, ein Wille, zu tun, was recht ist (und nicht nur was nützt), ein Verlangen, zu erkennen, was wahr ist (und nicht nur stimmig und schön). Was, liebe Gemeinde, ist geworden aus dem Glanz dieses Gottesnamens? Wir sind geworden wie solche, über denen dein Name nie genannt worden ist, klagt der Prophet.

Der Kulturphilosoph Peter Sloterdijk beschreibt unsere Zeit als zynisch: Auch die neusten Werte, schreibt er, haben kurze Beine: Solidarität, Lebensqualität, Verantwortungsbewusstsein, Umweltfreundlichkeit, „all das läuft nicht richtig. Man kann es abwarten. Der Zynismus steht im Hintergrund bereit – bis das Palaver vorbei ist und die Dinge ihren Gang nehmen.“ Alles ist problematisch geworden, und damit ist alles auch irgendwie egal. Eine umfassende Perspektivenlosigkeit, meint ein anderer Kulturkritiker, Bruno Heller, macht jede Kritik gegenstandslos. Die Standpunktlosigkeit ist zum vorherrschenden Standpunkt geworden, und so kann man zu allem allerlei kritische Bemerkungen machen, aber kein freies Urteil gewinnen.

Für die jungen Menschen ist das besonders schwierig. Wozu sollen sie etwas lernen? Wozu sich disziplinieren, die Kräfte anspannen? Diese Ratlosigkeit, diese ziellose Offenheit mit ihren Versuchungen bewegt auch unsere Konfirmanden. Ein Zeichen unserer Zeit, beunruhigend, ist die rätselhafte Krankheit, dass junge Menschen sich selber Schmerzen zufügen,

Ausdruck vom 28.10.2011

sich ritzen und verwunden – wie aus einer Verzweiflung, dass sie sich selber nicht spüren.

II

Aus einer solchen ziellosen Müdigkeit steigt der Klageruf des biblischen Propheten. In seinem verzweifelten Ruf formuliert er, was die modernen Philosophen nicht wissen können. Er deckt die Ursachen dieser Not auf mit einem unerwarteten, aber klaren und unmittelbar verständlichen Begriff. In den stumpf gewordenen Herzen sieht er eine Folge der Gottverlassenheit. Er meint, dass die Verwirrung der vielen Individualismen und Egoismen und alles Entwürdigende, das sich durch den Dünkel der verfetteten Herzen über das Leben legt, nicht nur die natürliche Folge kulturgeschichtlicher Entwicklungen sind und ihre Ursache nicht nur im Verschulden der Menschen haben. Nein, es kommt darin – rätselhaft, angstvoll – die Tatsache zum Ausdruck, dass Gott sein Volk verlassen hat. Gott hat sich von den Menschen abgewandt und sie dem Schicksal der eigenen Ideen überlassen. „Warum lässest du uns abirren von deinen Wegen“, fragt der Prophet. Warum zeigst du uns die kalte Schulter und hast kein Erbarmen mit uns? Wo ist dein Eifer und deine Macht? Warum ist nichts zu sehen von der Leidenschaft, die deine Gegenwart entfacht? Warum, Gott, stehen wir da wie Leute, die nichts wissen von deinem Namen und sich nicht kümmern um deine Werke?

III

Der heutige zweite Advent, liebe Gemeinde, ist in der Tradition ein ernster und dunkler Sonntag. In Leipzig, wo Johann Sebastian Bach die meisten seiner Kantaten komponiert hat, schwieg an diesem Sonntag die Musica. Zum zweiten Advent gibt es keine Leipziger Musik von ihm. Nach den Gottesdienstordnungen der Kirchen ist dieser zweite Advent ein Buss-, ein Fastensonntag.

Auch wir tun gut daran, uns auf diese alte Ordnung zu besinnen. Denn viele leiden heute an Erwartungen und an einem frommen Schein, dem sie nicht gerecht werden können. Der Advent, meint man, sollte eine besinnliche Zeit sein. Woche für Woche möchte man immer besser vorbereitet, in einem immer helleren Licht auf das grosse Fest zugehen. So möchten es unsere romantischen Gefühle, so verkünden es die Lichterketten in der

Ausdruck vom 28.10.2011

Stadt. Aber wer von uns wird dem gerecht? Der Advent bietet nicht nur besonders viel Liebem und Schönem Raum, sondern auch besonders viel Dunklem und Schmerzlichem. Für viele ist der Advent eine Zeit, die sie fürchten. Unerfüllbare Forderungen und der Widerhall alter Schuld treiben sie um. Es ist eine Zeit, um es mit dem Prophetenwort zu sagen, in der die Menschen besonders gut spüren, dass wir in dieser Welt von Gott verlassen sind.

Der heutige Sonntag will uns daran erinnern, dass zwar wirklich Jesus gekommen ist und uns seine Hilfe gebracht hat. Jesus war hier unter uns Menschen gegenwärtig und hat uns sein Wort und Sakrament zurückgelassen. Es gab diesen ersten Advent, diese erste Ankunft. Aber jetzt warten wir auf den zweiten Advent, auf das, was man die Wiederkunft Christi genannt hat, wohl besser gesagt: die Erscheinung, das Gegenwärtigwerden seiner Herrschaft.

Jesus ist unsichtbar mit uns, wie er es uns bei der Taufe versprochen hat: „Ich bin bei euch, alle Tage … “ Wir können ihn aber nicht einfach greifen und können oft nicht verstehen, warum er seine Macht so ausübt, wie er das tut. Er ist verborgen, und wir warten darauf, dass er ein zweites Mal erscheint. Darum kann es so weit kommen, wie es der Prophet klagend beschreibt: Gottes Barmherzigkeit hält sich hart gegen sein Volk. Gott kehrt den Menschen den Rücken zu und wendet sich von ihnen ab. Und in der Folge werden die Menschen gleichgültig; sie verlieren das kindliche Vertrauen, alles wird trocken und zähflüssig und öd, und niemand weiss mehr, wozu man lieben und leiden und sich selber verletzlich machen soll. „Weil die Gesetzlosigkeit überhand nimmt“, sagt Jesus, „wird die Liebe bei vielen erkalten“ (Matthäus 24,12). Weil jeder tut, was ihn gerade gut dünkt, und weil auch Gesetzgeber, Beamte, Richter, Meinungsmacher keinem vorgegebenen Recht mehr dienen, wird alles willkürlich und die Menschen verlieren den Mut, sich zu engagieren. Bleiern legt sich über alles eine allgemeine Distanz. Dieses allgemeine Abstandnehmen hat seine tiefsten Wurzeln darin, dass Gott auf Distanz zu den Menschen gegangen ist.

IV

Der Prophet leidet an diesem allgemeinen Distanznehmen und fragt, nah an der Verzweiflung: Warum? Gott, wo ist nun dein Eifer? Warum bist du so lieblos und hart zu uns? Kehre zurück!

Ausdruck vom 28.10.2011

Der Prophet leidet an der Gleichgültigkeit so sehr, dass er – ähnlich wie die kranken jungen Menschen – zu verzweifelten Mitteln greift. Alles, scheint es, wäre ihm lieber als der stumpfe Status quo. Auch erschütternde Naturgewalten, beängstigende Erlebnisse, dass die Erde bebt und Feuer ausbricht und alles verzehrt – alles wäre ihm lieber als der stickige Zustand der innersten Lieblosigkeit. „Ach dass du den Himmel zerrissest! – Wie Feuer Reisig entzündet! Dass die Völker zittern müssten, wenn du Furchtbares tust.“ Ist das, liebe Gemeinde, nicht tatsächlich unsere Not, dass wir zwar täglich von Furchtbarem hören, aus dem Irak, aus dem Sudan, aus Moskau und aus vielen, vielen anderen Orten: Aber es ergreift uns nicht wirklich eine Furcht und ein Mitleid?

Vor bald vierhundert Jahren hat der katholische Theologe Friedrich Spee sich von der prophetischen Klage im heutigen Predigttext inspirieren lassen zu einem Gedicht, das zu einem unseren bekanntesten und beliebtesten Adventslieder geworden ist: „O Heiland, reiss die Himmel auf!“ Dieses Lied hat er geschrieben in den Jahren, als der 30-jährige Krieg seinen Anfang zu nehmen begann. Manchmal scheint mir, als lebten wir in einer irgendwie ähnlichen Zeit. Denn aus der allgemeinen Gleichgültigkeit können wir Menschen ja auf zwei ganz unterschiedliche Weisen einen Ausweg suchen. Es kann sein, dass wir uns über die innere Perspektivenlosigkeit hinwegzutäuschen versuchen durch einen möglichst unaufhörlichen Genuss. Immer neue Aktivitäten und Lustbarkeiten sollen die verlorene Lebensfreude ersetzen. Aber diese Erlebnishascherei, ihre Leichtigkeit und Konsumsucht kann unversehens umschlagen, so wie bei den Jungen, die sich selber Schmerzen zufügen, oder so, wie aus dem Swing und dem Dada der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts unversehens der vulgäre Opferkult der Nationalsozialisten hervorgegangen ist. Unversehens verlangen die Menschen wieder nach einem blutigen Ernst, nach Kampf und Krieg, nach Hingabe und Opfer.

Auch in der Kirche gibt es eine Tendenz, liebe Gemeinde, dass wir die Gottesferne zu überspielen versuchen mit gesteigerten Aktivitäten. Mit allen Mitteln möchte man das Leben wieder lebendig machen, das erloschene Feuer der ersten Liebe anfachen.

Der Prophet aber mahnt uns eindringlich: die grundlegende Not besteht darin, dass Gott sich abgewandt hat. Er lässt es geschehen, dass die Liebe erkaltet. Gott aber können wir nicht zwingen, auch mit den blutigsten Opfern nicht. Gott können wir nur bitten und können versuchen, mit einer beharrlichen Treue im Kleinen an sein Herz zu rühren. Aus einem

Ausdruck vom 28.10.2011

zerschlagenen Herzen können wir nach dem Herzen Gottes greifen und zu ihm rufen: Wende dich wieder zu uns! Zerreiss den Himmel! Nimm weg die unsichtbare Wand, die uns trennt! Und schenke uns wieder dein Erbarmen, ergreife uns wieder mit dem Wunder deiner Gegenwart, dem Feuer deiner Liebe, der Kraft der Geduld und der Freude in der Hingabe an dein Werk!

So können wir beten, liebe Gemeinde, und ich denke, so sollten wir alle beten für uns und unsere Kinder und Kindeskinder. Und sollten uns hüten davor, selber, mit irgend übersteigerten Massnahmen die Gegenwart Gottes erzwingen zu wollen.

Denn Gott tut wohl – er tut über alles wohl denen, die auf ihn – nicht nur warten! Gott tut wohl denen, die auf ihn harren, sagt der Prophet. So wollen auch wir, liebe Gemeinde, warten und harren, bitten und flehen und uns üben in der Treue im Kleinen. Denn wer die Religionen und Weltanschauungen kennt, kann bestätigen, was der Prophet sagt: Es gibt keine Alternative. Real gesehen haben wir keinen Ausweg. Denn es hat sich nirgendwo sonst ein Gott kundgetan, nirgendwo sonst ist ein Gott in Erscheinung getreten, wie der Gott, auf den die Propheten uns zu hoffen gelehrt haben. Kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott ausser dir, der so wohl tut denen, die auf ihn harren.
Amen.

Sonntag, 10. Dezember 2006

Ausdruck vom 28.10.2011

3. Advent

Eine Reue, die niemanden reut

2. Korinther 7,5-13

Lesung	Lukas 3,1-14
Psalm	85
Lied	„Mit Ernst, o Menschenkinder“

Denn als wir nach Mazedonien kamen, fanden wir keine Ruhe; sondern von allen Seiten waren wir bedrängt, von aussen mit Streit, von innen mit Furcht. Aber Gott, der die Geringen tröstet, der tröstete uns durch die Ankunft des Titus; nicht allein aber durch seine Ankunft, sondern auch durch den Trost, mit dem er bei euch getröstet worden war. Er berichtete uns von eurem Verlangen, eurem Weinen, eurem Eifer für mich, so dass ich mich noch mehr freute.

Denn wenn ich euch auch durch den Brief traurig gemacht habe, reut es mich nicht. Und wenn es mich reute – ich sehe ja, dass jener Brief euch wohl eine Weile betrübt hat –, so freue ich mich doch jetzt nicht darüber, dass ihr betrübt worden seid, sondern darüber, dass ihr betrübt worden seid zur Reue. Denn ihr seid betrübt worden nach Gottes Willen, so dass ihr von uns keinen Schaden erlitten habt.

Denn die Traurigkeit nach Gottes Willen wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemanden reut; die Traurigkeit der Welt aber wirkt den Tod. Siehe: eben dies, dass ihr betrübt worden seid nach Gottes Willen, welches Mühen hat das in euch gewirkt, dazu Verteidigung, Unwillen, Furcht, Verlangen, Eifer, Bestrafung! Ihr habt in allen Stücken bewiesen, dass ihr rein seid in dieser Sache. Darum, wenn ich euch auch geschrieben habe, so ist’s doch nicht geschehen um dessentwillen, der beleidigt hat, auch nicht um dessentwillen, der beleidigt worden ist, sondern damit euer Mühen für uns offenbar werde bei euch vor Gott. Dadurch sind wir getröstet worden.

2. Korinther 7,5-13

I

Liebe Gemeinde!

Der 3. Advent gehört von der Tradition her Johannes dem Täufer. Er soll heute unter uns gegenwärtig sein und den Weg bereitmachen für den, der nach ihm kommt: Jesus, der Heiland der Armen, der Richter über alle Welt.

Zu diesem Zweck hat Johannes „die Taufe der Busse zur Vergebung der Sünden gepredigt“, oder, wie man dieses schwere Wort auch übersetzen kann: Die Taufe der *Umkehr*, oder: die Taufe der *Reue*. Der Apostel Paulus braucht dasselbe Wort, wenn er im 2. Korintherbrief schreibt: „Ihr seid betrübt worden zur Reue“, und fort fährt: „Die Traurigkeit nach Gottes Willen wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemanden reut“. *Reue, Umkehr* und *Busse*: dafür steht im Griechischen das eine Wort „Metanoeo“, und das heisst wörtlich übersetzt: den Sinn verändern, im Denken eine andere Richtung einnehmen. Von einer solchen Änderung in der Ausrichtung, wir würden heute vielleicht sagen, von einem solchen „System- oder Paradigmenwechsel“ im Denken und Fühlen handelt der heutige 3. Advent. Und was Johannes der Täufer im Grossen und Grundlegenden verkündet, bezieht der Apostel Paulus im 2. Korintherbrief auf ein recht alltäglich kleines Geschehen in seiner Gemeinde. In dem, was der Apostel Paulus schreibt, können wir sehen, was es im Kleinen heissen kann, wenn wir im Grossen dem Bussruf des Täufers folgen.

II

Paulus nimmt in seinem Brief Bezug auf einen anderen Brief, den er vorher einmal an die korinthische Gemeinde geschrieben hat. Wir wissen nicht, um was genau es dabei gegangen ist. Wir können nur zurückschliessen aus dem, was Paulus hier nun schreibt. Er hat mit seinem Brief die korinthische Gemeinde traurig gemacht. Offenbar hat er sie mit scharfen, harten Worten zur Rede gestellt wegen einer Sache, die nicht in Ordnung war bei ihnen. Wir würden sagen: Er hat ihnen die Leviten gelesen, hat ihnen ordentlich „wüst gesagt“. Und das hat sie betroffen gemacht, und sie wollten die Sache möglichst schnell wieder gut machen; sie wollten mit ihrem Apostel wieder Frieden haben.

Das aber, liebe Gemeinde, ist doch etwas vom Schönsten, das uns im Alltag passieren kann. Wenn wir zum Beispiel mit unseren Kindern hart sein müssen, ihnen etwas verbieten, sie strafen, sie traurig machen … Und dann kommen die Kinder und wollen Frieden und wir können uns wieder von Herzen lieb haben … Was gibt es Besseres?

So ist es damals dem Apostel Paulus gegangen, und damit ist im Kleinen etwas von dem geschehen, was Johannes der Täufer mit seinem grossen Wort sagt: die Umkehr zur Vergebung der Sünden.

Ausdruck vom 28.10.2011

Paulus sagt seiner Gemeinde: Ich wollte euch nicht traurig machen, weil ich euch gerne traurig sehe. Auch rechte Eltern machen ihre Kinder nicht traurig, weil ihnen das Spass macht oder weil sie ihnen grundsätzlich die Freude am Leben nehmen wollen. Auch Paulus ist nicht ein kritiksüchtiger Pessimist, der immer nur Gelegenheiten sucht, um die Menschen schlecht zu machen. Im Gegenteil! Er hat den Brief mit den Vorwürfen geschrieben, sagt er, und dann war er unruhig, hatte Sorgen, hat sich gefragt: Was wird dieser harte Brief auslösen? Werden sie auf mich hören? Werden sie mich überhaupt noch gern haben in Korinth?

Paulus betont (das klingt für uns zuerst einmal merkwürdig), dass es ihm nicht in erster Linie um die Sache und die betroffenen Personen gegangen ist. Ich habe euch nicht geschrieben „um dessentwillen, der beleidigt hat, auch nicht um dessentwillen, der beleidigt worden ist“, schreibt er wörtlich. Paulus war nicht der Meinung, er könne in seiner Gemeinde jedem zu seinem Recht verhelfen und es dürfe in ihr nichts Ungutes mehr geben. Er ist nicht bewegt von dem Ideal einer Gemeinde, in der die Liebe jede moralische Schwäche aufhebt.

Wir unsererseits sagen gerne: Es geht um die Sache, nicht um die Person, um die Strukturen. Paulus aber betont das andere: Mit seinem Brief wollte er eine ganz persönliche Reaktion auslösen. Mit einer ganzen Reihe von Wörtern beschreibt er, wie er sich nun freut, weil sein Brief dieses Ziel offenbar erreicht und die Leidenschaft und das persönliche Engagement der Korinther geweckt hat. Es ist merkwürdig. Paulus verwendet durcheinander ganz verschiedene Wörter, wenn er beschreibt, was für eine Reaktion er sich erhofft hat und die jetzt auch eingetroffen ist. Er braucht Wörter, die ganz positiv klingen (das Verlangen, die Sehnsucht, das Bemühen) und andere, die einen negativen Klang haben (Bestrafung – Rache, klingt in diesem Wort mit –, Unwille, also Ablehnung, Abgrenzung). Beides: positive und negative Emotionen und Handlungen hat der Brief ausgelöst, und darüber freut sich jetzt Paulus. Es ist, als ob es ihm vor allem darum gegangen ist, dass die Gemeinde überhaupt reagiert, dass Bewegung entsteht. Sogar auch die Folgen für die direkt Betroffenen scheinen demgegenüber fast sekundär gewesen zu sein. Paulus wollte eine persönliche Reaktion – und dabei sollte es ausdrücklich um seine, um die Person des Apostels gehen.

Das ist nicht besonders sympathisch und bescheiden. Warum nimmt sich Paulus so wichtig?

Paulus erklärt es. Durch diese Reaktion sollte, wie er schreibt, „euer

Ausdruck vom 28.10.2011

Mühen für uns offenbar werden bei euch vor Gott“. Auch das eine merkwürdige Formulierung.

Paulus wollte wissen, was er den Korinthern wert war, wie sie zu ihm standen, wo er seinen Platz hatte in ihren Herzen. Dabei ging es um das viel Grössere: nämlich darum, was denn Gott in seiner Person für einen Platz in der korinthischen Gemeinde hatte. Um dieses ganz und gar Persönliche ist es dem Apostel gegangen: Wie die Gemeinde zu Gott – und wie Gott zu der Gemeinde stand. Und das zeigte sich, wie Paulus meint, daran, wie die Gemeinde Stellung nahm zu demjenigen, der zu ihnen gekommen war im Namen Gottes, wie sie reagierte auf den Brief ihres Apostels – ob sie ihm vertrauten, mit ihm Frieden haben, ihm gehorsam sein wollten. Weil er wissen wollte, wie es darum stand, hat Paulus seinen Brief geschrieben, und hat dann unruhig gewartet: Wie werden sie reagieren? Und als sein Schüler Titus zu ihm zurückgekommen und ihm die Nachricht gebracht hat: Dein Brief hat eine gute Wirkung getan – da hat sich Paulus gefreut. Sie sind betroffen in Korinth, hat Titus berichtet, sie wollen sich ändern, sie möchten, dass du sie lieb hast, denn sie haben dich lieb . . . So war Titus getröstet worden in Korinth, und diesen Trost hat er dem Apostel Paulus gebracht.

So, liebe Gemeinde, ist es damals für den Apostel Paulus Advent geworden. „Advent“ – Ankunft. Titus ist gekommen und hat ihm die Botschaft gebracht, dass die Korinther innig mit ihm verbunden sind und sich nach seinem Wort richten wollen, dass sie die Vergebung haben möchten für das, was nicht gut war. Über diese Nachricht hat sich Paulus von Herzen gefreut. Jetzt bin ich getröstet!, schreibt er. Jetzt ist es Advent – jetzt ist das gute Wort von eurem guten Willen zu mir gekommen.

Das ist die Art und Weise, wie der Gott der Bibel mit seinen Gläubigen umgeht. Es ist kein grosses Wunder geschehen damals in Korinth. Es sind nicht neue Konzepte entwickelt worden und es konnte niemand gewaltige Wachstumszahlen vorlegen. Etwas sehr Bescheidenes nur war geschehen: Die Gemeinde ist traurig geworden und hat ihr Unrecht eingesehen und hat den Frieden mit ihrem Lehrer und Prediger gesucht. Und Paulus hat davon gehört und ist darüber froh geworden. Um dieses Eine geht es in der Gemeinde Jesu Christi, immer wieder: Um das Wort, das uns die Reue ins Herz legt und uns miteinander verbindet in der Freude darüber, dass Gott uns vergeben will und uns darum neu zusammenführt mit den Menschen, die uns lieb haben, weil sie mit uns die Vergebung Gottes teilen.

Paulus fasst den glücklichen Ausgang der Sache zusammen mit einem

Ausdruck vom 28.10.2011

Wort, das es wert ist, dass wir es auswendig können: „Die Traurigkeit nach Gottes Willen wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemanden reut; die Traurigkeit der Welt aber wirkt den Tod.“

III

Liebe Gemeinde!

Wenn wir Sonntag für Sonntag auf ein Bibelwort hören und dabei nicht nur auswählen, was uns sofort wohl tut, wenn wir im Gegenteil den Worten der Bibel folgen, wie sie in der Reihe der biblischen Schriften gesammelt sind, dann hören wir viele Wörter, die sich manchmal schneidend scharf ins Herz bohren und uns betroffen und traurig, oder ratlos und aufgewühlt machen. Die Bibel ist voll von solchen Bussrufen. Wen belastet es nicht, wem macht es keine Mühe, wie die Propheten schimpfen und drohen, und was die Apostel uns mahnend ins Gewissen legen? Muss das sein? „Ich mag das ständige Reden von der Sünde nicht mehr hören“, hat mir vor zwei, drei Wochen eine Frau gesagt. Sie kommt jetzt nicht mehr. Ständig diese Busspredigten – das kennen wir doch, das wissen wir, das muss man uns nicht noch und noch wieder sagen.

So denken wir Menschen rasch. Wenn wir die Bibel lesen, macht sie auf manchen ihrer Seiten uns das Herz wirklich traurig und schwer. Und sie will das, wie der Apostel Paulus uns heute noch einmal sagt.

Doch dieses Traurige will nicht einer pessimistischen Weltsicht dienen. Voller Unruhe erhoffen sich die biblischen Boten das andere: Dass wir ihr Wort nicht nur hören als eine Moralpredigt, die uns nur traurig macht mit Forderungen, die wir ohnehin nicht erfüllen. All das bleibt innerweltlich und ist dann nur traurig. Diese „Traurigkeit der Welt wirkt den Tod“, schreibt der Apostel. Seine Worte möchten eine andere Traurigkeit bewirken, die Traurigkeit, die nach Gottes Willen entsteht. Sie „wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemanden reut“. Sie wühlt die Herzen auf, wirft sie in Kämpfe – am Ende dieser Kämpfe aber sind die Herzen nicht erfüllt vom Bewusstsein der Sünde sondern der Dankbarkeit und der Freude über die Vergebung Gottes.

Das, liebe Gemeinde, ist der Trost, mit dem wir einander trösten und ganz persönlich ermutigen und erfreuen sollen auch im Advent!

Wir schreiben jetzt Jahresberichte und Familienrundbriefe und Glückwunschkarten, und da stehen naturgemäss fast nur schöne Erfolgsmeldungen und liebe Grüsse. Aber wir wissen: Dieses Schöne und Liebe ist wert-

Ausdruck vom 28.10.2011

los, es tönt auch dementsprechend formal und innerlich kraftlos – wenn wir nicht unter dem Jahr auch anderes ausgesprochen und uns mit aller nötigen Härte gesagt haben, was alles nicht gut ist. Wenn wir den Mut haben und uns gegenseitig mit kritischen Worten zu denken geben, wo das nötig und unsere Aufgabe ist, dann kommt jetzt die Zeit, dass wir uns gegenseitig auch schreiben und sagen dürfen: Gott hat viel Gutes getan mit seinem Wort! Es sind noch Menschen da, die sich an diesem Wort neu aufrichten und es so, gefüllt mit dem Leben ihrer persönlichen Umkehr, auch weiter und wieder zurück an die ersten Boten geben wollen. Möge es so für uns alle Advent werden, dass die Worte hin und zurück gehen und die Freude und den Frieden dieser Zeit mit sich bringen: Den Trost, dass wir uns lieb haben dürfen, weil Gottes Wort uns betrübt – und uns wahrhaft vergeben hat!
Amen.

Sonntag, 14. Dezember 2003

Ausdruck vom 28.10.2011

4. Advent

Es wimmle das Wasser

1. Mose 1,20-23

Lesungen	Jeremia 31,23-28
	Lukas 1,26-45
Psalm	102
Lied	„Wie soll ich dich empfangen“

Und Gott sprach: Es wimmle das Wasser von lebendigem Getier, und Vögel sollen fliegen auf Erden unter der Feste des Himmels. Und Gott schuf grosse Walfische und alles Getier, das da lebt und webt, davon das Wasser wimmelt, ein jedes nach seiner Art, und alle gefiederten Vögel, einen jeden nach seiner Art. Und Gott sah, dass es gut war. Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet das Wasser im Meer, und die Vögel sollen sich mehren auf Erden. Da ward aus Abend und Morgen der fünfte Tag.

1. Mose 1,20-23

I

Liebe Gemeinde!

Die Tiere im Wasser und in der Luft müssen eine Aufgabe bewältigen, die auf ihre Art anspruchsvoller ist, als was die Tiere auf dem Land und wir Menschen zu leisten haben. Im Wasser und in der Luft müssen sie sich orientieren ohne den festen Bezugspunkt des festen Erdbodens. Im Wasser kann ein Lebewesen wie im Zustand der Schwerelosigkeit sein, und in der Luft bieten keine Berge und Hügel unübersehbare Landmarken. Auf ihren manchmal so weiten Wegen sind es die Sonne und die Sterne und ihre wechselnden Lichter, die den Vögeln zur Orientierung dienen. Der Biologe Adolf Portmann macht sich ausführlich Gedanken darüber und möchte, dass seine Leser mit ihm sich verwundern, was für eine unbegreiflich grosse Leistung das Zentralnervensystem der Vögel erbringt, wenn es, „abgestimmt auf grosse planetarische Gegebenheiten“, unmessbar schnell die Gravitation als Reizwirkung auswertet, das Schwerefeld und das Lichtfeld der Sonnenstrahlung und den Rhythmus des Wechsels von Tag und

Nacht und die Winkelgeschwindigkeit der Sonnenbewegung und viel anderes mehr in seine Daten eingliedert und auswertet, so dass ein Vogel sich auf seinem Flug orientieren kann. Das alles, schreibt Portmann, ist ein über die Massen kompliziertes Zusammenspiel auf dicht gedrängtem Raum, eine „gewaltige und hohe Ordnung des Unbewussten", eine Voraussetzung, dass Tiere und Menschen leben können. Im Vergleich zu dem, was das Nervensystem unbewusst leistet, schreibt Portmann, ist unsere bewusste Auseinandersetzung mit diesen Prozessen von kleiner Bedeutung. Auch wir Menschen leben, nicht weil wir uns selber organisieren mit unserem Wollen und Denken, sondern weil um uns herum Millionen von Lebewesen sich unbewusst organisieren und auch unser Leben zum allergrössten Teil wohl organisiert wird im Unbewussten. Wir sollten darum bescheiden sein. Unser Denkvermögen und was wir mit Hilfe unseres Bewusstseins selber steuern, ist winzig klein, verglichen mit dem, was Fische und Vögel und auch wir zu lebensdienlichen Anweisungen formen, lange bevor wir etwas denken.

II

Martin Luther hat einmal unsere ganze Welt mit einem einzigen, grossen Mutterschoss verglichen, und schreibt, wie es sein wird, wenn wir von der Erde scheiden und diese Welt verlassen müssen. Wenn es ans Sterben geht, schreibt Luther, ist das, „wie wenn ein Kind aus der kleinen Wohnung in seiner Mutter Leib mit Gefahr und Ängsten geboren wird, hinein in diesen weiten Himmel und Erde, nämlich unsere Welt: Ebenso geht auch der Mensch durch die enge Pforte des Todes aus diesem Leben. Und obwohl der Himmel und die Welt, in der wir jetzt leben, als gross und weit angesehen werden, so ist es doch alles gegenüber dem zukünftigen Himmel so viel enger und kleiner, wie es der Mutter Leib im Vergleich zu diesem unserem Himmel jetzt ist". So will Luther seine Leser zum Glauben reizen. Ein ungeborenes Kind im Mutterleib, meint er, kann sich unsere weite, schöne Welt nicht vorstellen. Es meint, der Mutterleib, den es kennt, sei die einzige Wirklichkeit. Darum wehrt sich das Kind gegen die Geburt. Es möchte geborgen bleiben im Vertrauten, im Mutterleib, und nur mit Schmerzen und Angst gelangt es durch den engen Muttermund in die grosse Welt, die uns allen nun so vertraut scheint. So aber, sagt Luther, sollen wir, wenn Gottes Wort uns mit dem ewigen Leben begabt hat, durch den Tod hindurch von neuem geboren werden in ein unvorstellbar weites und schönes Leben.

Ausdruck vom 28.10.2011

III

Von den Voraussetzungen dafür handelt das Evangelium für den heutigen 4. Advent. Es erzählt uns von zwei Frauen und dem, was in ihrem Mutterleib geworden ist. Elisabeth ist seit sechs Monaten schwanger, Maria trägt das neue Leben erst seit ein paar Tagen in ihrem Leib. Aber beide tragen eingebettet in ihr Fruchtwasser ein neues Leben, noch wie schwerelos, beweglich, offen für das, was werden soll, frei von allem, was sich hart und schwer auf ein Erdenwesen legt. Deshalb kann sich dieses Neue spontan äussern. Das Kind im Leib Elisabeths „hüpft“ vor Freude, heisst es, als die Stimme Marias durch das Ohr Elisabeths zu ihm dringt. Das Kind tanzt, es springt, könnte man das seltene griechische Wort übersetzen; vom Ursprung her heisst es: das Kind ist unbändig und ausgelassen. Der Gruss Marias hat das Kind im Mutterleib noch näher an den allerersten Ursprung des Lebens gebracht. Ungeschliffen und ungehobelt (wie man auch übersetzen könnte) bewegt sich das Kind in einer urtümlichen Freiheit. Das Kind Elisabeths, liebe Gemeinde, ist dort, wo das Leben im Wasser und wo der freie Flug der Hoffnung ihre Heimat haben, unbelastet noch von dem, was auf dem Erdboden uns auf ausgetretenen Pfaden über staubige Berge und durch enge Täler führt. Das Kind hört die Stimme Marias und hüpft – und Elisabeth fragt, über alle Massen verwundert: Wie ist es möglich, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt?

IV

Das ist die Frage, die auch wir uns heute stellen dürfen. Wie ist es möglich, dass der Herr der Welt seine Heimat findet über den Wassern der Meere und unter den Lüften des Himmels in einem Dorf im jüdischen Land? Wie ist es möglich, dass das menschliche Leben noch einmal einen neuen Anfang nimmt, noch einmal ganz frei, ohne die Last dessen, was durch die Jahrhunderte hindurch unser Menschenleben gezeichnet und verunstaltet hat durch hässliche Schuld? Wie kann das Leben noch einmal hinter sein Werden zurück, und sich vereinen mit dem, was auf dieser Erde aus ihm geworden ist?

Auch wir möchten doch frei werden von all dem, was uns in dieser Welt beschweren kann, und möchten gleichzeitig all das, was uns hier lieb geworden ist, nicht einfach zurücklassen. Wir hören, wie die Mächtigen dieser Welt reden und keine Ahnung haben, wie es je zu einer wirklichen

Freiheit kommen kann in Wirtschaft und Politik. Wir tragen selber vielleicht an einem Unfrieden in der eigenen Familie oder einem Zank mit den Nachbarn, möchten frei davon werden – aber wie das, ohne von dem Recht und dem Guten dieser Zeit zu lassen?

Weil das so ist, erzählt das Evangelium, musste das menschliche Leben einen neuen Anfang nehmen im Fruchtwasser eines Mutterleibes. Die Frucht, die Elisabeth in ihrem Leib trägt, spürt, wie alles leicht wird, und hüpft vor Freude. Später, liebe Gemeinde, wenn das Kind aufgewachsen sein wird zum jungen Mann, wird dieser Johannes, der Täufer, das mit sich tragen und wird allen Widerständen zum Trotz darauf hinschaffen, dass es zu diesem Neuanfang für die Menschen kommen kann. Das Menschenleben ist nicht derart festgefahren, wie es hier auf Erden festgefahren ist. Unser Leben kann einen neuen Anfang nehmen. Die Mutter unseres Herrn ist zu uns gekommen und hat uns ihren Gruss gebracht. Nach mir, sagt später der Sohn Elisabeths, wird derjenige kommen, der euch neu geboren werden lässt aus dem Wasser der Taufe in der Freiheit des Heiligen Geistes (Matthäus 3,11; Johannes 3,3-8). Auch unser Wissen, Meinen und Sorgen kann sich lösen, so dass wir über das Böse Tränen vergiessen und mit einem weichen Herzen den Keim des ewigen Lebens empfangen, den Frieden mit Gott und das neue, kindlich verwunderte Zutrauen zu ihm.

V

Wie kommt das, fragt Elisabeth? Und ähnlich hat auch Maria gefragt: Wie soll das geschehen, dass ich ein Kind bekomme ohne einen Mann?

Die Antwort, die Maria bekommen hat, hat ihr eingeleuchtet: Bei Gott ist nichts unmöglich. Für eine jüdische Frau ist das ein unwidersprechliches Argument. Der Schöpfer des Himmels und der Erde kann mehr, als sich ein Mensch auch nur von ferne bewusst machen kann. Was der Schöpfer tun will, das kann und wird er tun. Auch für uns, liebe Gemeinde, sollte das keine Frage sein. Wir wissen so viel mehr als die junge Frau im galiläischen Land damals wissen konnte. Wir wissen, wie unvorstellbar leistungsfähig schon nur das zentrale Nervensystem bei einem Vogel ist; wir hören, wie unzählbar viele Informationen verarbeitet werden, bevor ein Fisch sich orientieren kann in den Tiefen des Meeres. Winzig klein ist im Vergleich dazu das, was wir mit unserem Verstand zum Leben beitragen. Wenn derjenige, der das alles erschaffen und die unzählig vielen Lebewesen in den Weiten des Meeres und in den Lüften des Himmels be-

Ausdruck vom 28.10.2011

gabt hat mit den Instrumenten des Lebens – wenn er im Mutterleib einer Frau ein neues Leben schaffen will, ohne einen Mann, ja, wenn er selber sich in diesem neuen Leben eine Wohnung bereiten will: Wer möchte ihn daran hindern? Wer möchte derart anmassend sein, zu sagen: Das kann der Schöpfer nicht? – Warum sollte der Schöpfer das nicht tun, nur, weil wir es uns nicht denken können?

Selig bist du, die du geglaubt hast, hat Elisabeth zu Maria gerufen; es wird sich vollenden, wie Gott dir gesagt hat. Heute, 2000 Jahre später, haben wir es vor Augen, dass diese jüdische Frau tatsächlich selig geworden ist auf die besondere, biblische Art und Weise. Sie hat in ihrem Mutterleib das Kind getragen, das seither unzählig vielen Menschen neue Hoffnung und neuen Lebensmut, ja, eine neue Freiheit und Bewegungslust geschenkt hat.

VI

Das wollen wir heute als das Wichtigste mitnehmen in die Tage des grossen Festes und in alle unsere Lebenstage hinein, so viele wie uns noch gegeben sind auf dieser Erde: Wir wollen bescheiden werden. Unbegreiflich lebensstark sind die wimmelnden Wesen im Wasser und die vogelfreien Tiere in der Luft, offen, beweglich, nicht irdisch beschwert, und dennoch begabt mit der Fähigkeit, das Leben weiterzugeben von einer Generation zur anderen. Darüber wollen wir staunen und uns üben im Glauben: Unser Leben ist nicht derart fest gefügt, dass nichts Neues aus ihm werden könnte. Auch was für uns radikal neu ist – für Gott, den Schöpfer allen Lebens, ist nichts unmöglich!

Aber neu wird das Leben nicht, wenn wir Menschen unsere bewussten Gedanken höher und höher entwickeln. Neu wird das Leben nicht, wenn wir unsere bewussten Taten noch bewusster tun, unsere guten Werke noch besser planen und unsere Leistungen noch energischer steigern. Neu wird das Leben, weil der Schöpfer im Fruchtwasser eines Mutterleibes sein über alles Verstehen geheimnisvolles Werk getan hat. Dieses Neue kommt zu uns hier in den grossen Mutterleib dieser Welt dadurch, dass Gottes Wort kommt und wir dieses Wort hören und glauben. So werden auch wir selig. Gottes Wort bringt uns den Glauben der Kinder. Auch wir werden dadurch wieder beweglich, offen und frei – wir werden fruchtbar, dass wir das Leben und alle seine Geheimnisse weitergeben, statt dass wir es nur hinabzu-

Ausdruck vom 28.10.2011

brechen versuchen auf das, was wir mit unserem Verstand umfangen und nach unsrem Willen ausrichten können.

So, liebe Gemeinde, will uns das nahe Weihnachtsfest zurück zu unserem Ursprung führen, nein, sogar hinter unseren irdischen Ursprung. Es stellt uns in das Werk des Schöpfers, dort wo dieses Werk noch unbeschwert war von dem, was seither aus ihm hier auf Erden geworden ist. Nichts ist unmöglich für Gott! Durch sein Wort kann er sogar auch uns problembewusste Wohlstandsmenschen wieder demütig machen und uns das neue, ewige Leben schenken. Wir wollen darum über seine Werke staunen und wollen fröhlich einstimmen in die Lieder des Glaubens, und hüpfen und springen und einen Moment lang über das Beschwerliche hinweg fliegen mit unserer Hoffnung – wir wollen es unserem Gott zutrauen, dass er uns und unseren Kindern tatsächlich den Lebensraum bereit macht: den Lebensraum hier in der Zeit und den Lebensraum jenseits dieser Welt, unter dem unvorstellbar weiten Himmel der Ewigkeit.
Amen.

Sonntag, 21. Dezember 2008

Ausdruck vom 28.10.2011

Heiliger Abend

Das Buch der Geschichte Jesu Christi

Matthäus 1,1-17

Lesung	Titus 2,11-14
Psalm	2
Lieder	„Gott sei Dank durch alle Welt“

Dies ist das Buch von der Geschichte Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.

Abraham zeugte Isaak. Isaak zeugte Jakob. Jakob zeugte Juda und seine Brüder. Juda zeugte Perez und Serach mit der Tamar. Perez zeugte Hezron. Hezron zeugte Ram. Ram zeugte Amminadab. Amminadab zeugte Nachschon. Nachschon zeugte Salmon. Salmon zeugte Boas mit der Rahab. Boas zeugte Obed mit der Rut. Obed zeugte Isai. Isai zeugte den König David.

David zeugte Salomo mit der Frau des Uria. Salomo zeugte Rehabeam. Rehabeam zeugte Abija. Abija zeugte Asa. Asa zeugte Joschafat. Joschafat zeugte Joram. Joram zeugte Usija. Usija zeugte Jotam. Jotam zeugte Ahas. Ahas zeugte Hiskia. Hiskia zeugte Manasse. Manasse zeugte Amon. Amon zeugte Josia. Josia zeugte Jojachin und seine Brüder um die Zeit der babylonischen Gefangenschaft.

Nach der babylonischen Gefangenschaft zeugte Jojachin Schealtiël. Schealtiël zeugte Serubbabel. Serubbabel zeugte Abihud. Abihud zeugte Eljakim. Eljakim zeugte Asor. Asor zeugte Zadok. Zadok zeugte Achim. Achim zeugte Eliud. Eliud zeugte Eleasar. Eleasar zeugte Mattan. Mattan zeugte Jakob. Jakob zeugte Josef, den Mann der Maria, von der geboren ist Jesus, der da heisst Christus.

Alle Glieder von Abraham bis zu David sind vierzehn Glieder. Von David bis zur babylonischen Gefangenschaft sind vierzehn Glieder. Von der babylonischen Gefangenschaft bis zu Christus sind vierzehn Glieder.

Matthäus 1,1-17

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!
Jäh und zerrissen war der Ruf am zweiten Advent. In dieser schönen Welt können wir von Gott verlassen sein, gerade hier in der Kirche. Am dritten Advent hat sich unser Herz gefüllt mit der Traurigkeit, die zur Freude werden kann. Der vierte Advent stellt uns hell vor Augen, dass nichts unmöglich ist für unseren Gott. So hat der Advent uns bereit gemacht für das grosse Fest und seinen wunderbaren Glanz. Gott ist zu uns gekommen und will uns das Leben der Kinder Gottes schenken.

II

Heute Abend bevölkert sich unser Glaube mit vielen Namen. Eine vorwärtsdrängende, lebensbejahende Kraft will uns mitnehmen und unsere Erwartungen erfüllen. Statt von Gleichgültigkeit und von Trauer und Vergänglichkeit ist vom Zeugen, Werden und Gebären die Rede. Nach vorn geht der Blick, mit fröhlicher Hoffnung dürfen wir empfangen, was das Wort uns geben will.

Wenn wir hinausschauen in die Welt, sehen wir oft genug nur einen sinnlos blinden Wechsel von Glück und Unglück, Aufbau und Verfall, Kampf und Ermüdung. Am Anfang des Matthäusevangeliums aber zeichnet sich in diese Wirrnis eine majestätisch mächtige Ordnung. Vom Wechsel der Generationen sieht Matthäus das verwirrte Leben seines Volkes geordnet, und unüberwindlich stark darin sieht er die Kraft des Lebens. Die Zeiträume werden geteilt und erfüllt nicht von Plänen und Werken, sondern von der Folge der Geschlechter. Von Abraham bis David sind es vierzehn, von David bis zur babylonischen Gefangenschaft wieder vierzehn, und von da zu Christus noch einmal vierzehn, insgesamt 42 Generationen. Nicht geometrisch durchsichtig, zehn und zehn, oder innerbiblisch durchsichtig, zwölf und zwölf, sondern überfliessend, vierzehn und vierzehn und noch einmal vierzehn Generationen machen die Geschichte des Volkes Israel zu einer Geschichte des Heils.

III

„Das Buch der Geschichte Jesu Christi“, heisst es am Anfang. Man kann auch übersetzen: das Buch vom „Ursprung“ oder vom „Werden“ oder von

Ausdruck vom 28.10.2011

der „Entstehung“ oder der „Abstammung“ Jesu Christi; es heisst wörtlich: die „Genese“. Dieses Wort wiederholt sich mit monotoner Beharrlichkeit als Tätigkeitswort: Abraham „zeugte“ Isaak, Isaak „zeugte“ Jakob, Jakob „zeugte“ Juda …

Das Wort vom „Zeugen“ meint zuerst das elementar Biologische. Mann und Frau vereinen sich leibhaft, Same und Ei formen und entwickeln sich durch die ihnen innewohnende Kraft zu einem neuen persönlichen Lebewesen. Aber das Zeugen erschöpft sich nicht darin. Kein Menschenkind kann überleben, wenn es nur geboren und dann nicht mehr umsorgt wird. Zeugen heisst auch: Einen Lebensraum schaffen, in dem das gebrechliche Leben eines Kind stark werden und wachsen kann, eine Gemeinschaft bilden, die das Leben zu tragen vermag. Im Volk Israel ist beispielsweise (das ist in diesem Zusammenhang bedeutsam) die Möglichkeit vorgesehen, dass ein Mann die Frau seines Bruder zu sich nimmt, wenn dieser kinderlos stirbt, und der erste Sohn, den die beiden bekommen, gilt dann als das Kind und der Erbe des Verstorbenen (5. Mose 25,5-10). Wenn es im Stammbaum Jesu heisst: Asor zeugte Zadok, Zadok zeugte Achim, Achim zeugte Eliud … Muss das nicht unbedingt heissen, dass hier immer der leibliche Vater und Sohn genannt werden. Es könnte z. B. auch meinen, dass Zadok mit seiner Arbeit und seinem Besitz für Achim einen Lebensraum hinterlassen hat, dass er aber verstorben ist und dass jener Achim, der diesen Besitz dann an sich nimmt, leiblich das Kind der Frau und des Bruders des Zadok ist.

Solche Ausweitungen ändern aber nichts daran: Mit beharrlich sich wiederholenden Worten wird Jesus hineingebunden in die lange Folge der Geschlechter seines Volkes. Dass vor ihm die Menschen seines Blutes gelebt und allen Widerwärtigkeiten zum Trotz überlebt und sich vermehrt haben, dass durch alle Mühen, Kümmernisse, durch alle Verfehlungen und Verirrungen, und durch alles je wieder aufblühende Verlangen und Begehren das menschliche Leben weitergegangen ist, ist die Voraussetzung auch für alles, was Jesus tun und sagen wird. Ohne dieses elementar Menschliche soll alles andere, das Hohe, Geistliche und Göttliche, das Jesus bringt, nicht sein. Die Lehre und das Leben Jesu Christi sind nicht vom Himmel gefallen.

Ausdruck vom 28.10.2011

IV

Das soll auch uns daran erinnern, woher wir kommen. Wir alle, ein jedes von uns, haben unser Leben nur, weil einmal ein Mann und eine Frau sich gefunden und sich leibhaftig vereinigt haben. Das ist auf viele verschiedene Arten geschehen. Wohl geformt, weise gestaltet und schön geordnet von den Sitten und Gebräuchen, mit denen ein gesundes Volk seine Jugend zueinander finden lässt, getragen und durchdrungen von einer Liebe und einem gegenseitigen Respekt, die im Laufe der Jahre noch gewachsen sind – so haben in glücklichen Zeiten je wieder Männer und Frauen ein neues Leben weitergegeben und miteinander geprägt. Vielleicht war unseren Eltern ein solches Schicksal beschieden. Andere haben getrieben von einer augenblicklichen Lust, hingeworfen von einem scheinbar nur dummen Zufall, gezwungen von verlogenen gesellschaftlichen Konventionen oder gar gepresst von einer rohen Gewalt ein neues Leben gezeugt. Alle aber haben ihre Sehnsüchte auch zurücknehmen und Enttäuschungen verarbeiten müssen. Wer ermisst die Freude und das Glück, und die Schmerzen und das Elend, die hinter dem kleinen Wörtlein vom „Zeugen“ stehen?

In all dem aber hat sich das menschliche Leben fortgepflanzt, ja, hat sich vermehrt über die Massen. Das ist mehr als erstaunlich. Wenn man bedenkt, wie verletzlich das Menschenleben ist, wie gross die Gefahren sind, die es bedrohen, was für Krankheiten und Seuchen, was für grauenhafte Kriege und menschenverachtende politische Mächte diese Welt gesehen hat – es ist mehr als erstaunlich, dass die Menschen überlebt, ja, nicht nur kümmerlich überlebt, sondern sich mit unbeugsamer Kraft nach vorn gestreckt und ihr Leben noch und noch weitergegeben haben mit stets wieder frischer Liebe und Lust.

Auch in Israel ist das so geschehen: Eliud zeugte Eleasar, Eleasar zeugte Mattan, Mattan zeugte Jakob . . .

Dieser urtümlichen menschlichen Lebenskraft verdankt auch der Christus sein Leben.

V

Diese Lebenskraft ist in sich nicht einfach gut oder schlecht. Der Wille zum Zeugen ist oft irregeleitet und hinterlässt blutige Spuren von Unrecht. Dann wieder ist er zu grossen persönlichen Opfern bereit für andere. Getrieben von unserer Lebensgier laden wir manche Schuld auf uns und beflecken damit die Ordnung des Lebens. Mann und Frau erniedrigen sich

Ausdruck vom 28.10.2011

in ihrer Begierde, Familien und Sippen haben sich gegeneinander aufgehetzt im Kampf um Vorrang und Macht. Manchmal aber durchbricht ein besonders guter Wille die biologischen Ordnungen des Lebens und weitet den menschlichen Willen, dass er über die Grenzen der Familie und Nation sich nach einem umfassenden Guten streckt.

In diese Schuld und in diese Sehnsucht nach dem umfassend Guten wird Jesus hinein gebunden durch seine Geburt.

Der Stammbaum fasst das wie nebenbei, sehr schön ins Wort. Vier Frauen werden erwähnt in der langen Reihe der Männer. Bei den Namen dieser Frauen merkt man auf. Es sind nicht Sara, Rebekka, Lea und Rahel, die Stammmütter Israels. Es sind auch nicht die heldenhaften Frauen im Kampf, Debora, Abigail oder Judith. Es sind andere.

Zuerst Tamar. Sie ist die Frau, die von ihrem Schwiegervater Juda betrogen wird und die dann ihn betrügt (1. Mose 38). Später wird Rahab genannt, die Prostituierte in Jericho, eine Frau, die den fremden Männern Vergnügen und Lust bietet und sie schützt und ihnen hilft gegen ihr eigenes Volk. Zugunsten der Fremden begeht sie Verrat an ihren Blutsverwandten (Josua 2). So steht Rahab merkwürdig in einem Schnittpunkt zwischen Schuld und einer über die natürlichen Ordnungen hinaus sich streckenden Sehnsucht nach Zukunft und Hoffnung. Dann begegnet uns in der Folge der Geschlechter Rut, die Moabiterin, die mit ihrer treuen Liebe ihre Schwiegermutter begleitet in der Zeit der Not: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben sein“ (Rut 1,16.17). So verbindet sich diese junge Frau mit einer aussergewöhnlich treuen Liebe mit dem Volk Israel und mischt fremdes Blut in den jüdischen Stammbaum Jesu. Als vierte Frau kommt Bathseba auf uns zu – nein, ihr Name wird nicht genannt! Mit ihr und ihrem Mann verbindet sich der grösste Glanz, aber auch die grösste persönliche Schuld, die der Stammbaum benennt. Ganz offensichtlich soll es Mühe bereiten, überhaupt an diese Schande zu erinnern. Im Stammbaum Jesu findet sich, was eine anständige Familiengeschichte nur andeuten kann. „David zeugte Salomo von der des Uria“, heisst es wörtlich, fast moralisierend. Bathseba ist die Frau des Uria. Sie wird frei und kann David einen rechtmässigen Sohn gebären, erst nachdem David seinen treuen Soldaten in den Tod geschickt hat. Ein Ehebruch und eine hässliche Blutschuld zerbrechen die ruhige Folge der Geschlechter im Stammbaum.

Durch diese vier Frauen ist der Stammbaum Jesu aufgebrochen, ne-

Ausdruck vom 28.10.2011

gativ und positiv, durch besonders grosse Schuld – Schuld innerhalb der Sippe und Familie, königliche Schuld gegen aussen – und durch eine besonders grosse Treue und Hingabe.

VI

So wird das Eine, Entscheidende vorbereitet: Am Schluss wird der Stammbaum noch einmal aufgebrochen. Es heisst: „Jakob zeugte Josef, den Mann der Maria, von der geboren ist Jesus, der Christus genannt wird".

Jesus wird hineingebunden – und er wird gleichzeitig elementar herausgehoben aus der Reihe der Geschlechter. Er ist der Sohn Josefs. Der Zimmermann aus Nazareth bietet dem Kind und seiner Mutter Lebensraum, Nahrung, Schutz, Namen und Ehre. Er gilt als der Vater Jesu und ist es. Aber gleichzeitig wird, sehr zurückhaltend, ein anderes angedeutet: Josef hat Jesus nicht gezeugt im leibhaften Sinn des Wortes. Das Apostolische Glaubensbekenntnis sagt, Jesus sei geboren „von der Jungfrau Maria". Das Neue Testament formuliert das nirgendwo auf eine solche begrifflich überklare Weise. Man kann aus dieser Sache ein Dogma machen, einen Lehrsatz, den man in die Welt posaunt und mit dessen Hilfe man den rechten Glauben messen will. So ist es geschehen. Das Neue Testament hat einen anderen Ton. Es redet nicht in einem biologisch technischen Sinn von der Jungfrau Maria – aber es setzt ganz selbstverständlich voraus, dass auch das Biologische dem Werk der Gnade Gottes dienen muss. So lässt das Neue Testament eine Lücke frei, hält sich in all seinen Formulierungen offen für das undurchdringliche Geheimnis, das mit der Geburt Jesu gegeben ist. Jesus verdankt sein Leben nicht männlicher Zeugungskraft. Der Stammbaum Jesu ist aufgebrochen. Eine besonders tiefe menschliche Liebe, und eine besonders tiefe menschliche Schuld haben ihn aufgebrochen – auf die Vergebung hin, die nur Gott bewirken und schenken kann.

VII

Darüber können wir uns nicht genug verwundern und freuen. Denn was im Stammbaum alles verborgen ist in dem eintönig wiederholten Wörtlein vom Zeugen, die menschliche Schande und Schuld und das menschliche Streben und Sehnen – das alles kann kein Mensch einlösen und aufwiegen. Was unsere Vorfahren erlitten und geleistet haben, was sie erhofft und sich vorgenommen haben, ist noch zu keiner Erfüllung gekommen. Denken wir

Ausdruck vom 28.10.2011

nur daran, wie Mütter sich für ihre Kinder das Essen von den Lippen abgespart oder Männer mit der letzten Kraft ihres Lebens ein neues Stück Land gerodet haben für die nächste Generation, und wie andere hilflos geflohen sind vor brandschatzenden Soldatenhorden oder vor der kalten Angst, die von den ersten Toten einer Pestepidemie ausgelöst worden war. So vieles haben unsere Vorfahren erlebt und mussten es wieder abschütteln und weitergehen – sonst hätten wir das Leben nicht. Doch auch das andere wiegt schwer: Ärzte und Techniker haben leidenschaftlich geforscht, grosse Arbeitermannschaften sind mit Eifer ans Werk gegangen, weil sie das Leben für uns Menschen verbessern wollten. Unsere Vorfahren haben mit langem Atem manches Schöne errichtet, weil sie damit ihre Dankbarkeit ausdrücken und ihre Hoffnung schmücken wollten. Wer von uns löst das alles ein? Wer von uns kann sagen: Unser heutiges Leben macht es wert, dass die Vorangehenden das alles getan und erlitten haben? Unser Weihnachtsgeschäft und unsere Mobilität kann nicht der Lohn und das Ziel sein aller Menschenmühe.

In einem seiner letzten Lieder hat der Berner Chansonnier Mani Matter aufgewühlt gefragt:

> Nei säget, sölle mir vo nüt meh andrem tröime
> mir wo müesse läbe i de gottvergessne stedt
> wo me uf em trottoir louft und wenn men über d'strass wott
> mues warte bis me vom'ne grüene liecht d'erloubnis het
> und we mes nid so macht de wird men überfahre
> isch das dr ändpunkt vo'r entwicklig vo füftuusig jahre?

Was die Menschen getan und erlitten haben, kann keine noch so gerecht und gut geordnete Zivilisation aufwiegen. Es ruft nach einer Erlösung, die umfassender und grösser nicht nur auf ein einzelnes Volk in einer bestimmten Zeit beschränkt ist. So ist auch der Stammbaum Jesu aufgebrochen und ruft nach einer Fülle, die weit über das Volk Israel hinausgreift. Diese Fülle will der Schöpfer uns geben, wenn er sich leibhaft mit uns verbindet. Das Leben der Völker ruft aber auch nach einer Wiedergutmachung, nach Sühne, nach einer Versöhnung, die tiefer reicht als der beste menschliche Wille. Diese Versöhnung hat Gott vollbracht, als Jesus sich seinem Willen gebeugt und seinen Leib stellvertretend für die vielen der Strafe blossgestellt hat.

So öffnet sich der Stammbaum Jesu an seinem Ende auf etwas Unaussprechliches hin, etwas sehr Elementares, das doch unbegreiflich bleibt:

Ausdruck vom 28.10.2011

Die Geburt dessen, den man den Christus nennen wird. In ihm kommt unser Sehnen zur Ruhe, in ihm wird unsere Schuld gesühnt.

Über das grosse Geheimnis seiner Person und über seine leibhafte Verbundenheit mit uns Menschen dürfen wir uns verwundern, dürfen uns freuen und uns daran trösten – an allen Tagen und in allen Nächten unseres ganzen Lebens. Noch ist das Buch der Geschichte Jesu für uns aufgeschlagen.
Amen.

Sonntag, 18. Dezember 1994

Ausdruck vom 28.10.2011

Christnacht

Ein Kind ist uns geboren

Jesaja 9,1-6

Lesung	Lukas 2,1-7
Psalm	2
Lied	„Vom Himmel hoch, da komm ich her“

Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein grosses Licht, und über denen, die da wohnen im Schatten des Todes, scheint es hell.

Du weckst lauten Jubel, du machst gross die Freude. Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freut in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austeilt.

Denn du hast ihr drückendes Joch, die Jochstange auf ihrer Schulter und den Stecken ihres Treibers zerbrochen wie am Tage Midians.

Denn jeder Stiefel, der mit Gedröhn dahergeht, und jeder Mantel, durch Blut geschleift, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt.

Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter; und er heisst Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; auf dass seine Herrschaft gross werde und des Friedens kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, dass er’s stärke und stütze durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird tun der Eifer des HERRN Zebaoth.

Jesaja 9,1-6

I

Liebe Gemeinde in dieser Christnacht!

Ein Kind ist uns geboren! Ein Kind, noch unschuldig, mit staunenden Augen, neugierig tastenden Händen, einem vertrauensvoll plappernden Mund. Die Freude der Kinder gibt uns Kunde, dass es doch gut ist, als ein Mensch auf dieser Erde geboren worden zu sein. Mit jeder Geburt ist wie eine ursprüngliche Unschuld und Lebensfreude da, eine Lust am Dasein, eine Hoffnung, dass endlich doch alles gut wird.

Wir wissen: diese Hoffnung erlöscht. Bald schon kann auch das kleinste Kind rücksichtslos fordern, seine kleineren Geschwister quälen und hässlich sich selber zum Massstab machen. Manches Kind fühlt sich an

einem Abend wie heute elend und schlecht. Einige unter uns leiden daran, dass ihnen keine Kinder geboren worden sind; andere leiden daran, dass sie Kinder verloren haben; und wir alle leiden daran, dass jedes Kind seine Unschuld verliert.

Darum kommen wir in dieser Nacht, die so besonders voll Erwartungen und voll Weh ist, in die Kirche.

Das Volk, das im Dunkeln wandelt, sieht ein grosses Licht, sagt der Prophet. Er sagt nicht: Diejenigen, die im hellen Licht leben, sehen ein noch helleres Licht. Er sagt nicht: Diejenigen, die mit einem heiteren Gemüt sich freuen dürfen an viel Gutem, dürfen das steigern bis zuletzt alles nur noch gut ist. Vielmehr sagt er: Das Volk, das im Dunkeln wandelt, sieht ein grosses Licht. Auch in dieser Nacht heute sind an vielen Orten Soldaten mit dröhnenden Stiefeln unterwegs. Im Norden Ugandas entführen Rebellen Kinder und machen sie zu Soldaten. Aber auch hier in unserer Stadt gibt es Menschen, die verzweifelt durch die Strassen stapfen. Und auch wenn in unserer Familie alles gut ist, kann sich eine Unruhe breit machen. Kleine, kränkende Missverständnisse oder nur eben eine Müdigkeit legen sich wie ein Schatten ins Herz.

Es gibt viel Dunkles auf dieser Erde. In all diesem Finsteren, im Schatten des Todes, will das Licht der heutigen Nacht aufstrahlen.

II

Für dieses Licht braucht der Prophet Worte, die viel grösser und schöner sind, als wir sie je brauchen würden. Er verspricht viel mehr, als was wir uns wünschen, mehr, als was wir uns vernünftig denken können. Jeder Stiefel, sagt er, der mit Gedröhn einhergeht, jeder Mantel, durch Blut geschleift, wird verbrannt. Jeder – alles umfassend, sagt der Prophet, alle Gewalt und alles Blutvergiessen soll ein Ende haben.

Wenn wir das hören, denken wir vernünftigerweise: Das ist nicht möglich. Und es ist doch auch nicht nötig, denken wir vielleicht, dass das Licht derart allumfassend aufstrahlt. Es wäre doch schon viel, wenn es zumindest in unserem Umfeld heller, friedlicher und gerechter zu und her gehen würde. So denken wir rasch einmal.

Der Prophet aber ist erfüllt von der Liebe Gottes, so tief und so weit wie sie greift. Diese Liebe weiss, wie viele Menschen sich gefreut haben an der Geburt eines Kindes und dann enttäuscht worden sind. Gott hat all diese vielen Menschenkinder gesehen und gekannt. Es hat ihm leid getan, wenn

Ausdruck vom 28.10.2011

sie ihre Unschuld verloren haben und ihre Freude am Leben erloschen ist. Gott kann es darum nicht einfach akzeptieren, dass das geschehen ist und weiter geschieht. Er will, dass es endlich ein Ende hat: *Jeder* Stiefel, *alle* Gewalt, *jeder* blutige Mantel, *alles* Unrecht und Leid soll ein Ende haben! Das Volk im Schatten des Todes soll das Licht des wahren Lebens sehen! Dieses radikal Grosse will Gott wirken, und mit weniger gibt er sich nicht zufrieden.

III

Der Prophet sieht die Dinge realistisch. Er weiss: Wenn ein Kind geboren werden soll, das dieses gewaltig Gute bewirken kann, muss es anders sein als alle anderen, die je sonst geboren worden sind.

Das ist die Geburt, die wir in dieser Nacht feiern, die einmalige Geburt dessen, der zum Heiland der Völker geworden ist.

Es ist eine Geburt wie sonst keine.

Zum einen ist keine andere Geburt eines Menschenkindes über eine so lange Zeit hin vorbereitet worden. Mehr als tausend Jahre lang ist das Volk Israel von Gott geleitet und auf diese Geburt vorbereitet worden. Das Alte Testament erzählt ausführlich und anschaulich von dieser Geschichte. Von einer Generation zur anderen haben die Menschen in Israel Glück und Unglück erlebt und haben von den Propheten je und je wieder gehört, weshalb ihnen Gott das eine und das andere hat zukommen lassen. Erst nach dieser langen Zeit waren ein paar wenige unter ihnen so weit, dass sie diese besondere Geburt akzeptieren und das Kind aufnehmen und ihm den rechten Raum zum Leben geben konnten. Mehr als tausend Jahre waren nötig, damit die Geburt, die wir in dieser Nacht feiern, Wirklichkeit werden konnte.

Das andere: Diese Geburt konnte sich nicht nur den natürlichen Kräften von uns Menschen verdanken. Das verstehen wir heute schon ein bisschen besser als die Menschen es damals verstehen konnten. Wir haben in den vergangenen zweitausend Jahren erlebt, dass trotz all dem Guten, das uns das Kind Marias gebracht hat, trotz all dem, was es uns gelehrt und was sein Geist in unser Wollen und Denken gelegt hat, auch wir die Hoffnungen enttäuscht haben und keiner von uns unschuldig geblieben ist. Darum muss es so sein, dass ein grosses Geheimnis die Geburt umgibt, die wir heute feiern.

Ausdruck vom 28.10.2011

Josef war mit Maria verlobt, erzählt Lukas, und Maria war schwanger (Lukas 2,5). Josef denkt darüber zuerst einmal, was jeder vernünftige Mensch darüber denken würde, und will darum Maria stillschweigend verlassen, erzählt Matthäus (1,18). Doch ein Engel hindert ihn daran und sagt ihm, das Kind sei aus Gott empfangen. Das hätte wohl kaum jemand von uns geglaubt. Aber Josef war ein Jude. Seit Generationen war sein Volk im Glauben an den Gott der Bibel erzogen worden. Er wusste: Es steht wirklich schlecht um uns Menschen. Wenn Gott einen Frieden schaffen will, der allumfassend weit und tief greift und niemals mehr aufhört, braucht es dazu ein Wunder. Und warum sollte ein Wunder nicht möglich sein für Gott? Warum sollte er uns nicht das Kind schenken, das niemanden enttäuscht?

So hat Josef gedacht, und so ist es geschehen, liebe Christnachtgemeinde. Darüber staunen wir und freuen wir uns in dieser Nacht!

Wir Menschen verlieren unsere Unschuld. Aber das Kind, das in Bethlehem geboren worden ist, ist aufgewachsen und gross geworden und hat seine Taten getan und hat bald scharfe und bald wunderbar milde Worte gesprochen, ohne die Unschuld zu verlieren. Auf ihm ruht jetzt die Herrschaft, die immer noch wächst, in all den vielen Herzen, die ihm vertrauen. Tausende und Abertausende feiern heute Abend mit uns seine Geburt und finden in ihm den Frieden für alles, was war, und alles, was ist und was noch kommen muss. Denn seine Macht beruht nun endlich auf dem Recht und der Gerechtigkeit und hat darum kein Ende.
Amen.

Christnachtfeier, 24. Dezember 2003

Ausdruck vom 28.10.2011

Erster Weihnachtstag, 25. Dezember

Zum Bilde Gottes

1. Mose 1,24-28

Lesung	Lukas 2,1-20
Psalm	96
Lied	„Ich steh an deiner Krippe hier“

Und Gott sprach: Die Erde bringe hervor lebendiges Getier, ein jedes nach seiner Art: Vieh, Gewürm und Tiere des Feldes, ein jedes nach seiner Art. Und es geschah so. Und Gott machte die Tiere des Feldes, ein jedes nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art und alles Gewürm des Erdbodens nach seiner Art. Und Gott sah, dass es gut war.

Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bild, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.

1. Mose 1,24-28

I

Liebe Gemeinde!
Jahr für Jahr legt uns das Weihnachtsfest ins Herz, dass wir Menschen geliebt und zu etwas unbegreiflich Hohem bestimmt sind.

Wir sind von Gott erschaffen zu seinem Bild. Diese Aussage am Anfang der Bibel hat Geschichte gemacht. Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika gäbe es ohne dieses Bibelwort nicht; die Menschenrechtserklärung von 1948 ist ohne es nicht denkbar. An Weihnachten aber wird dieses Wort anschaulich und zeichnet sich mit einer sehr stillen und urtümlichen Kraft in unsere fliehende Zeit. Mögen auch wir das jetzt wieder hören und aufnehmen und so frisch gestärkt werden gegen alles, was uns in unserer Menschenwürde kränken und mutlos machen will.

Ausdruck vom 28.10.2011

„Lasst uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei“, sagt der Schöpfer zu sich selber. Er nimmt einen neuen Anlauf, wie noch nie bisher in der Schöpfungsgeschichte. Noch bevor er die Menschen erschafft, formuliert er, was für eine Absicht er mit diesem Werk verfolgt. Wir Menschen sind nicht einfach nur geworden. Wir sind gewollt. Wir sind geliebt. Der Schöpfer hat eine Absicht mit deinem und meinem Leben. Darum können wir unser Leben auch vertun.

II

Uns umschwirren ja verwirrend viele Meinungen, was der menschliche Lebenszweck sei. Worin besteht die Gottesebenbildlichkeit? Manche meinen, wir Menschen seien Menschen, weil wir *denken* können. Unser geistiges Vermögen unterscheide uns von den Tieren und mache uns zum Ebenbild Gottes. Darum denken viele drauflos, was ihnen gerade in den Sinn kommt, als ob sie dadurch ihre menschliche Freiheit verwirklichen könnten. Der Dünkel der sogenannten geistigen Eliten ist gross. Wer schnell und gut denken kann, bildet sich ein, er stehe darum höher, sei dem Ebenbild Gottes näher und darum mehr wert als die anderen. Darum, sagt man im Gegenzug, sollten unbedingt alle die gleichen Bildungschancen haben und möglichst viel zu denken lernen.

An diesem Weihnachtstag hören wir wieder, Gott sei Dank, dass unsere menschliche Würde in anderem als unserem Denkvermögen besteht. Der Schöpfer hat uns Menschen nicht an einem speziellen Schöpfungstag erschaffen. Es ist nicht so, dass Gott am fünften Tag alle Tiere und am sechsten Tag dann die Menschen als die Krone der Schöpfung erschaffen hat.

Charles Darwin hatte recht, wenn er seinen Zeitgenossen mit viel Anschauungsmaterial vordemonstrierte, wie nahe verwandt wir Menschen den Tieren sind. Viele waren damals darüber schockiert. Für uns aber, die wir Weihnachten feiern, ist das nicht schockierend, sondern schön. Ochs und Esel stehen an der Krippe. Derjenige, der unsere Menschenwürde zu ihrer Vollendung bringt, wurde in einem Stall geboren. Seine Mutter hat ihn zu seinem Schutz in den Futternapf der Tiere gelegt. Die Tiere gehören zu uns. Mancher Mensch, der von den Menschen treulos im Stich gelassen worden ist, hat bei den Vierbeinern Schutz und Trost gefunden. Der Heiland, der uns heute geboren worden ist, wollte uns nicht gewinnen mit philosophischen Lehren und schöngeistigen Reden. Er offenbart uns, was

Ausdruck vom 28.10.2011

er uns offenbaren will, mit Gleichnissen, die von Schafherden und Fischen und dem Ackerboden mit Ähren und Unkraut erzählen. Er ist der Sohn Davids, ein Nachkomme Abrahams, und Abraham und David waren nicht Professoren und Staatsmänner, nicht Manager oder künstlerische Genies – sie waren Hirten. Sie haben mit den Tieren gelebt und haben an ihnen gelernt, was es heisst, Gemeinschaft zu haben mit all dem, was lebt, und auf eine uns Menschen würdige Weise zu herrschen.

III

Liebe Festtagsgemeinde! Wir alle denken gern von oben nach unten. Sogar die modernen Befreiungsbewegungen, auch jetzt zuletzt noch der sogenannte Feminismus, dringen gern von einer hohen Gesamtsicht hinab in das konkrete Leben. Darum hat man das Bibelwort so verstanden, dass wir Menschen Gottes Abbild seien, dass wir also von oben her geformt seien nach dem göttlichen Vorbild: Gott hat seine Art und seine Qualitäten, und davon gibt er uns Menschen etwas ab und macht so sein Wesen sichtbar. Wo aber ist im Bibelwort davon die Rede, dass an uns Menschen etwas Göttliches sichtbar werden soll? Wir sind nicht wie die Stiftshütte, für die es ein Modell gibt, nach dem sie gestaltet werden soll (2. Mose 25,9). Das Bild, zu dem wir Menschen erschaffen sind, ist nach dem hebräischen Wortlaut eher eine Gestalt, die von unten nach oben Verehrung erwecken will. Götzenbilder werden mit diesem Wort benannt. Wir schrecken vor diesem Gedanken zurück. Aber es ist, als ob wir Menschen von Gott erschaffen sind, damit er, Gott, nun vor Augen hat, wem zuliebe er alle seine Werke tun, wem er dienen will. Friede unter den Menschen des Wohlgefallens, haben die Engel in der Heiligen Nacht gesungen (Lukas 2,14). An uns Menschen will Gott sein Wohlgefallen haben. Wir sind die Lebewesen, für die Gott leben will. Wir sind erschaffen, weil Gott seine Freude an uns haben will.

IV

Wenn wir uns das zu Herzen nehmen, spüren wir, wie sehr es den Schöpfer verletzen muss, wie sehr Gott in seinem Innersten gekränkt wird, wenn wir Menschen hochmütig an dem vorbeileben, was er sich von uns erhofft und erwünscht hat.

Ausdruck vom 28.10.2011

Jesus Christus ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, schreibt der Apostel (Kolosser 1,15). An ihm hat Gott sein Wohlgefallen (Matthäus 17,5). An ihm können wir sehen, was der Schöpfer mit uns Menschen gewollt hat, warum und wozu er uns liebt.

Zwei Momente des Menschseins werden in der Schöpfungsgeschichte besonders stark herausgestellt: Seid fruchtbar und herrscht, lautet der Auftrag des Schöpfers. So erfüllen wir unsere menschliche Bestimmung: Dadurch, dass wir fruchtbar sind und dass wir herrschen.

Wir sind erschaffen zu Gottes Bild, indem wir männlich und weiblich sind. Am Ursprung unseres Lebens sind wir Menschen nicht anders als die Tiere. Wir sind, was wir sind, und wir können die Würde unseres Lebens weitergeben nur so, wie auch alle Tiere das tun: in der leibhaften Vereinigung unserer beiden Geschlechter. Unser Leben erfüllt sich nicht durch die Ideen, die wir verwirklichen, sondern in dem, was aus unseren Vorsätzen wird, wenn wir uns leibhaft verbinden und das Leben weitergeben. Seid fruchtbar und mehret euch, lautet das erste aller Gebote in der Bibel.

Dem entsprechend will Gott uns auch das Höchste und Beste zukommen lassen nicht durch unsere religiösen Gefühle und geistlichen Einsichten, sondern dadurch, dass er uns Anteil gibt an dem, was von dem Kind in Bethlehem sichtbar und greifbar zurückgeblieben ist. An seinem Tisch gibt uns Jesus zu essen und zu trinken und vereint uns leibhaftig mit sich selber. Wir bekommen Anteil an seinem Leib und seinem Blut und werden eins mit ihm. Gemeinsam bilden wir seinen Leib. Er vereinigt sich mit uns, heisst es im letzten Buch der Bibel, wie ein Bräutigam mit seiner Braut (Offenbarung 21,2). „Sohn Gottes in der Höh, nach dir ist mir so weh“, singen wir mit dem Lied aus alter Zeit.

V

Zum Bild Gottes gehört aber auch, dass wir herrschen sollen. Alles was lebt, soll dem Willen der Menschen unterworfen werden, sagt der Schöpfer, und formuliert damit die grosse Lebensaufgabe aller Menschen. Wir können nicht Menschen sein, ohne dass wir diesem Auftrag nachleben. Die Gärtner schneiden die Bäume, in Sempach stecken die Ornithologen den Zugvögeln Ringe an, in unseren Bergseen setzt man einen Fischlaich aus und in unseren Laboratorien werden Medikamente entwickelt gegen all die vielen Krankheiten, die uns und unseren Kindern drohen. So tun wir, mit

Ausdruck vom 28.10.2011

unzählig vielen Werken, wozu wir erschaffen sind: Wir geben dem Leben eine Gestalt, an der Gott sein Wohlgefallen haben will.

Scheinbar haben wir diese Aufgabe in den letzten Jahrhunderten im Übermass erfüllt. Rücksichtslos haben wir die Natur unserem Willen unterworfen. Aber haben wir damit wirklich die Absicht des Schöpfers erfüllt, so dass er seine Freude daran haben kann? Haben wir nicht die Fische und Vögel und das Vieh beherrscht, als wären sie ein Stück „Natur", eine Sache, die wir ausbeuten können, um möglichst schnell einen möglichst grossen Gewinn zu erzielen? Haben wir nicht über unsere Mitgeschöpfe geherrscht, ohne an das Kind zwischen Ochs und Esel zu denken?

Eine christliche Kultur ohne das Christuskind wird lieblos und unfruchtbar. So herrschen wir nicht, sondern werden beherrscht von technischen Zwängen und wirtschaftlichen Mechanismen. Statistiken werden zum Befehl, dem wir gehorchen, und stilvolle Shoppingstrassen machen aus den Kindern früh schon Konsumenten.

VI

Heute aber freuen wir uns und trösten uns. Auch Maria und Josef sind von der kaiserlichen Bürokratie auf den Weg geschickt worden, ohne dass diese herrscherlichen Massnahmen Rücksicht genommen hätten auf Schwangerschaft und Geburt. In einem Stall haben sie dann den nötigen Schutz gefunden. Auch wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott uns helfen wird, wenn administrative Massnahmen über uns hinweggehen. Gott hat uns erschaffen zu seinem Bild und will uns den Freiraum erhalten, dass auch wir mitten in den Bedrängnissen dieser Zeit etwas schaffen können, an dem er sein Wohlgefallen haben kann.

Dazu hat er uns in die Gemeinschaft mit unseren Mitgeschöpfen gestellt. Sie lösen uns aus allem allzu Selbstbezogenen. Denn im Umgang mit den Pflanzen und Tieren lernen wir beides kennen: die Macht und die Grenzen unseres Denkens. Wir erfahren, wie wir in das Leben der Tiere eingreifen können, wenn wir sie züchten und dressieren. Wir erleben aber auch, wie viel unbegreiflich bleibt, und wie gerade darin etwas Wunderbares liegt, das nach unserer besonderen Fürsorge ruft. Wie sehr kann der Glanz einer Blüte oder der vertrauensvolle Blick eines Tieres uns ins Herz greifen!

Adolf Portmann hat als Biologe an das einfache Faktum erinnert, dass ein kleines Kind viel länger als jedes Tier auf Hilfe und Fürsorge angewie-

Ausdruck vom 28.10.2011

sen ist. Das ist biologisch gesehen das Besondere an uns Menschen: Der grosse Kopf macht ein Menschenkind zuerst einmal hilfloser als jedes Tier. Aussergewöhnlich lange ist es angewiesen auf Fürsorge. Im Licht des heutigen Tages können wir pointiert formulieren: Wir alle haben nur überlebt, weil uns jemand die Windeln gewechselt hat. Das ist, sagt uns das heutige Festtagsevangelium, unsere Menschenwürde. Wir sind erschaffen zu Gottes Ebenbild, und darum müssen uns andere Menschen am Anfang unserer Lebenstage in Windeln wickeln. Denn seine grösste Freude hat der Schöpfer nicht an dem, was er selber und was andere machen können, sondern an dem, was einer dem anderen zuliebe tut. Zu seiner höchsten Ehre gelangt unser Leben nicht durch das Denken und Herrschen, sondern durch die Liebe.

Möge das heutige Weihnachtsfest uns diese Erkenntnis wieder tief in die Herzen legen, so dass wir die Aufgaben, die uns der Schöpfer anvertraut hat, recht erfüllen. Wir sollen herrschen. Aber wir sollen nicht unsere Mitgeschöpfe tyrannisieren mit abstrakten Gedanken und rücksichtslosen Massnahmen, die nur der Vergrösserung unserer Macht dienen. Jedes an seinem Ort sollen wir vielmehr tun, was der Schöpfer von uns getan haben will: Fruchtbar sein – und herrschen, so verständig und liebevoll, dass Gott sein Wohlgefallen daran haben kann. Dazu ist uns der Helfer und Heiland geboren im Stall von Bethlehem.
Amen.

Erster Weihnachtstag, 25. Dezember 2008

Ausdruck vom 28.10.2011

Zweiter Weihnachtstag, 26. Dezember

Du sollst ihm den Namen Jesus geben

Matthäus 1,18-25

Lesung	Jesaja 8,23-9,6
Psalm	96
Lied	„Dies ist der Tag, den Gott gemacht“

Die Geburt Jesu Christi geschah aber so: Als Maria, seine Mutter, dem Josef vertraut war, fand es sich, ehe er sie heimholte, dass sie schwanger war von dem heiligen Geist. Josef aber, ihr Mann, war fromm und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen. Als er das noch bedachte, siehe, da erschien ihm der Engel des Herrn im Traum und sprach: Josef, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen; denn was sie empfangen hat, das ist von dem heiligen Geist. Und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk retten von ihren Sünden. Das ist aber alles geschehen, damit erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht: „Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden ihm den Namen Immanuel geben“, das heisst übersetzt: Gott mit uns. Als nun Josef vom Schlaf erwachte, tat er, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich. Und er berührte sie nicht, bis sie einen Sohn gebar; und er gab ihm den Namen Jesus.

Matthäus 1,18-25

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!
Was wären wir Menschen ohne den Namen Jesus?

Wir schauen hinaus in die Welt. Wieder geht ein Jahr zu Ende. Noch einmal ist der Krieg nah im Osten Europas weitergegangen, niemand hat bisher Frieden zu schaffen vermocht. Noch immer sind junge Menschen getrieben von ihrer Sucht draussen auf unseren Strassen, jedes Jahr neue, sichtbare Zeugen für manche verborgene Not in unseren Familien. Niemand versteht es, diesem Elend ein Ende zu setzen.

Wir fragen unser eigenes Herz. Wieder sind wir im Lauf eines Jahres ein bisschen müder geworden. Wünsche sind in Erfüllung gegangen, andere sind für immer unerfüllbar geworden. Ein Glück, das in sich ruht, wird auch das neue Jahr nicht bringen. Ja, traurig wissen wir: Auch wenn uns ein solches Glück geschenkt würde, wären wir nicht fähig, es zu teilen und zu bewahren mit fröhlichem Dank. Unser Herz selber ist krank, eng und voll Schmutz. Was Grosses und Schönes in dieses Herz dringt, wird unversehens trübe und matt und verdreht.

So ist es. Darum ist uns schon mancher Name genannt worden, der Hilfe bringen soll. Wie strahlend sind solche Namen dagestanden: Karl Marx, Sigmund Freud, Albert Einstein, oder dann wieder: Gorbatschow, Jelzin, Bill Clinton. Einen Augenblick lang verspricht ein Name die Wendung zum Guten. Es ändert sich auch wirklich dieses und jenes, wird tatsächlich besser – dann aber verblasst auch der grösste Name. Enttäuscht wenden sich die Menschen ab und vergessen, was ihnen gestern noch glänzte. Kein Name, den die Menschen uns nennen, hält, was er verspricht.

Was wären wir ohne den Namen Jesus?

Nicht ein Mensch hat ihn zuerst genannt, sondern ein Engel.

II

„Er wird sein Volk retten von seinen Sünden“, sagt dieser Engel. So hält der Name Jesus, was er verspricht. Doch er hält es anders, als wir erwarten.

Was Gott uns an Weihnachten gibt, ist, wie wenn man einem Kind ein Schulbuch schenkt oder ein Instrument. Das Kind kann sich daran womöglich gar nicht freuen, im Gegenteil, es empfindet, was es alles noch nicht kann.

Nach altem Brauch feiern wir Jesu Geburt zur Zeit der Sonnenwende. Sein Kommen hat das Schicksal der Menschheit vom Dunklen ins Helle gewandt. Die ganze Schöpfung darf aufatmen und hoffen, weil er für sie geboren ist.

Aber er hilft nicht so direkt, wie wir das möchten. Der kürzeste Tag liegt jetzt schon hinter uns. Ich habe bisher gemeint, das bedeute, dass die Sonne jetzt jeden Tag ein bisschen früher aufgeht. Aber das ist nicht so. Die Sonne geht hier bei uns jetzt jeden Tag ein wenig später unter. Darum werden die Tage länger. Bis zum 8. Januar aber geht die Sonne jeden Tag noch immer später auf. Das Dunkel vor dem Tagesanbruch währt vorläufig jeden Tag noch immer länger.

Ausdruck vom 28.10.2011

Das dürfen wir zum Gleichnis nehmen auch für die Hilfe, die uns der Name Jesus bringt. Im ersten Moment meinen wir, es müsse sogleich alles besser werden, wenn uns doch der Helfer geboren ist. Aber der Name Jesus will halten, was er verspricht. Darum führt er uns nicht sofort, von da, wo wir stehen, aufwärts ins Licht. Der Name Jesus führt uns zuerst einmal noch tiefer hinein in das Dunkle und legt ein noch grösseres Gewicht auf unser Leben. Nur am Abend, wenn wir zurückschauen auf das Vergangene, ist es jetzt schon länger hell. Der Name von Jesus schenkt uns mehr Licht, wenn wir das Vergangene sehen wollen, um es einzubetten in Gottes Gnade.

III

„Er wird sein Volk retten von seinen Sünden", sagt der Engel. „Sünde" nennt er die Not, von der wir erlöst werden müssen. Wir ahnen ein bisschen, was das ist, wenn wir hinaus in die Welt schauen und unser Herz fragen. Aber ganz wissen wir nicht, was die Sünde ist, von der die Bibel Seite um Seite so viel sagt. Immer wieder verharmlosen wir die Not der Menschen, immer wieder denken wir, dass man mit ein bisschen gutem Willen doch gerecht leben könnte.

Der Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal aber schreibt sehr schön: „Die Menschwerdung Gottes zeigt dem Menschen die Grösse seines Elends durch die Grösse des Heilmittels, das nötig war."

Im Matthäusevangelium steht dasselbe mit zurückhaltend zarten und ein wenig umständlichen Worten. Es „fand sich", heisst es von Maria, ehe er sie heimholte, „dass sie schwanger war von dem heiligen Geist". „Was sie empfangen hat, das ist von dem heiligen Geist", sagt der Engel zu Josef.

Kein Name eines Menschen hat gehalten, was er versprochen hat. Kein Mensch, der wie du und ich von einem Vater und einer Mutter gezeugt und geboren worden ist, kann die Not der Menschen auf Dauer begrenzen und den Strudel von Schuld und Leid auflösen. Wer das tun soll, muss andere Möglichkeiten haben als wir Erdgeborenen. Jesus, sagt der Engel, ist vom heiligen Geist empfangen.

IV

Der Anfang der Schöpfung hat sich erneuert, nein, die Schöpfung ist verwandelt, sie ist leibhaftig mit dem Schöpfer vereint worden durch das, was

Ausdruck vom 28.10.2011

Maria und Josef erlebt haben. Maria und Josef sind Juden. Sie sind vertraut mit den Geschichten und Lehren der Bibel. Da heisst es ganz am Anfang: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern“ (1. Mose 1,2). Der Geist Gottes ist die Kraft, die in das Leben dringt und es ordnet und ihm Gestalt gibt. Dieser Geist hat im Leib der Maria ein Leben nicht nur erschaffen, sagt Matthäus, sondern, so meint man im ersten Augenblick, „gezeugt“. Aber Matthäus braucht dieses Wort nicht. Es bleibt ein wie unnennbares Geheimnis, das die Empfängnis und Geburt Jesu umhüllt.

Wir sollen wissen: So unbegreiflich, so über all unser Verstehen, wie die Schöpferkraft Gottes ist, so ist dieses Geheimnis der Geburt Jesu noch undurchdringlicher und noch höher. Wenn Gott uns gefragt hätte: Wie soll ich eine Welt erschaffen, so wie sie jetzt sichtbar ist, eine Welt mit all ihren tausenden und abertausenden von Ordnungen, Formen und Kräften, die ineinandergreifen im unteilbar innersten Leben der Pflanzen und in den unermesslichen Weiten der Himmelslichter? Wenn Gott uns gefragt hätte, wie er dies alles machen soll, wir hätten es ihm nicht sagen können. Der Schöpfer hat andere Möglichkeiten, zu denken und zu planen, und andere Mittel und Ziele, als was uns unser Denken erhellt. Aus diesem göttlichen Vermögen ist Jesus geworden, ja, diese Allmacht hat er mit sich gebracht. Mit ihr will er unsere Not wenden.

Mit weniger, sagt das Evangelium, geht es nicht. Die Menschwerdung, schreibt Blaise Pascal, zeigt uns die Grösse des Elends, indem sie uns zeigt, wie Grosses nötig ist, um uns daraus zu erlösen.

V

Dann aber fährt Pascal fort und beschreibt, welche Weisheit und Liebe sich offenbart in diesem göttlichen Tun: „Das Christentum ist seltsam: Es schreibt dem Menschen vor, zu erkennen, dass er gemein, ja sogar verabscheuungswürdig ist, und es schreibt ihm vor, Gott ähnlich sein zu wollen. Wenn der Mensch Gott erkennt, ohne sein Elend zu erkennen, verfällt er dem Stolz. Erkennt er sein Elend, ohne Gott zu erkennen, verfällt er der Verzweiflung. Durch die Erkenntnis Jesu Christi stehen wir in der Mitte, denn darin finden wir sowohl Gott wie auch unser Elend.“

So führt uns das Fest von Weihnachten nicht direkt aufwärts. Es führt uns zuerst hinein in ein noch tieferes Dunkel. Noch kommt der Morgen hier jeden Tag ein bisschen später. Aber jeden Tag geht die Sonne um noch mehr später unter. Wenn wir nach vorn schauen, sehen wir zuerst einmal

Ausdruck vom 28.10.2011

alles noch ein Stück dunkler. Doch während wir so die Gefahren vor uns noch grösser sehen, wird es hinter uns bereits wieder heller und heller. Jesus bringt uns den Frieden für das Vergangene, die Vergebung, das Versprechen, dass er tragen und gut machen will, was wir mit unserer Schuld verdorben haben. All unser Tun, über dem die Sonne schliesslich untergeht, will er läutern und hell machen mit seiner Vergebung. „Er wird sein Volk retten von ihren Sünden“, sagt der Engel.

Darum feiern wir Weihnachten nicht nur für uns. Wir feiern dieses Fest auch dankbar für alle Generationen, die vor uns gelebt haben und vor uns schuldig geworden sind. Was haben sie nicht alles getan, kurzsichtig dumm und eingebildet und böse. Was haben sie uns nicht zurückgelassen an alten Lasten! Aber auch für sie, auf ihr vergangenes Leben, fällt das Licht der Gnade, wenn die Zeit sich wendet und der Name Jesus mit seiner Kraft darüber erstrahlt.

„Er wird sein Volk retten von seinen Sünden.“

Darüber freuen wir uns heute!

VI

Freuen wir uns? Hat sich Josef gefreut?

Josef will anständig handeln, nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, aber auch nicht gutmütig schlaff. Er will Maria heimlich verlassen, heisst es. Da erscheint ihm im Traum der Engel. Es muss für Josef ein fernes, fremdes Wort gewesen sein, das er vom Engel zu hören bekommt. Josef kann dieses Wort fest machen und vernünftig abstützen nur in den Worten der Heiligen Schrift. Mit diesem Wort jedoch, dürfen wir uns denken, ist auch seine persönliche Hoffnung aufgelebt: „Man wird ihm den Namen geben Immanuel, Gott mit uns.“ Dieses Wort kennt Josef. In ihm liegt eine alte Hoffnung für das ganze Volk beschlossen. Das kennt er. Ohne dieses Wort hätte er keine Möglichkeit, mit einem eigenen, mündigen Urteil in das Weihnachtsgeschehen hineinzufinden; es wäre für ihn fremd geblieben, wie ein Traum, der seinen Gang nimmt, ohne dass wir in ihn eingreifen können. Jetzt aber umfängt er das alte Wort und nimmt „seine Frau zu sich“ – doch er berührte, er erkannte sie nicht, „bis sie ihren Sohn geboren hatte“, heisst es.

So mag auch uns vieles wie äusserlich bleiben, wir berühren es nicht. Aber wir wollen aufstehen und tun, was nahe liegt und unsere Pflicht ist. Wir bereiten das festliche Essen, singen, lesen etwas, kümmern uns um die

Ausdruck vom 28.10.2011

Menschen, die uns nahe sind, und in all diesem selbstverständlichen Tun soll es Weihnachten sein. Zuerst aber wollen wir – selbstverständlich nah – essen und trinken von dem Brot und Wein, wie es Jesus uns zurückgelassen hat. Es wird heller und heller hinter uns. Jesus ist geboren. Er hat leibhaftig gelebt hier auf der Erde, er hat leibhaftig das Siegel und Pfand seiner Gegenwart zurückgelassen. Was auch immer wir fühlen und denken – das jedenfalls können wir anrühren und aufnehmen: Er ist da und gibt uns den Frieden, die Vergebung, die in seinem Leib und Blut Wirklichkeit geworden sind.
Immanuel, Gott mit uns!
Amen.

Erster Weihnachtstag, 25. Dezember 1995

Ausdruck vom 28.10.2011

1. Sonntag nach dem Christfest

Das Licht scheint in der Finsternis

Johannes 1,1-5.14

Lesung	Jesaja 11,1-9
Psalm	71
Lied	„Gelobet seist du Jesus Christ“

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat’s nicht ergriffen. –
Und das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Johannes 1,1-5.14

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!
Wir haben Weihnachten gefeiert und uns gefreut, dass Gott mit uns verlorenen Menschen einen neuen Anfang gemacht hat. Es ist derselbe Gott, den wir oft bitter enttäuscht haben, der voll Gnade und Wahrheit diesen neuen Anfang gemacht hat, schreibt Johannes, und führt uns zurück zu dem, der alles erschaffen hat. Die Bibel beginnt mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. . . . Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.“ Noch bevor Raum und Zeit entstanden sind, noch bevor jemand in unserem Sinn „vorher“ und „nachher“ sagen konnte, in den Sphären, die archaisch unserem Denken und Fühlen entzogen sind, war der Wille des Schöpfers und war sein Wort. Jetzt deutet der Evangelist Johannes diese Worte am Anfang der Bibel und sagt: „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.“ Das Licht, das innerlich unser geistiges Auge erleuchtet, und das Licht, das an unser leibliches Auge dringt, beides ist nicht das erste. Vor ihm ist das Leben. Dieses Leben leuchtet den Menschen.

Was das heisst, sagt auf seine Weise sehr schön Adolf Portmann, der Basler Biologe, dessen 100. Geburtstag wir in diesem Jahr gefeiert haben, und der viel lieber von der „Lebensforschung“ als von der „Biologie“ geredet hat. Im Vorwort zu seinem Buch über die Tiergestalt schreibt er: „Weitgehend gleiche Grundfunktionen des Lebensstoffes beim einzelligen Radiolar, der uns so fremd anmutet, wie beim Affen, aus dessen Gesicht uns die Ähnlichkeit mit dem Menschen so eindrücklich und so fragend anspricht. Zwischen diesen Extremen etwa eine Million Tierarten in den Archiven der Naturforscher … “ Will man diesen Reichtum von Gestalten umfassender verstehen, schreibt Portmann, hilft kein Allgemeinbegriff. Man kann nicht kurz und bündig Bescheid erhalten. Nur durch unermüdliche Arbeit kommt es zu einem Verstehen, soweit es wissenschaftlich überhaupt möglich ist. Dazu aber möchte Portmann die Freude wecken. Freude! Das ist ein Hauptwort in seiner wissenschaftlichen Darstellungen. Freude – nicht Einsicht in die Funktion und nicht Nutzen. Freude! Sein Buch, schreibt Portmann, ist „selber aus dieser Freude entstanden und möchte sie weiter verbreiten“.

Damit sagt Adolf Portmann etwas Ähnliches wie der Evangelist Johannes. Das Leben leuchtet, es flimmert und glitzert und gibt sich damit nicht nur zu erkennen, sondern erfreut das Herz und Gemüt. Die Mitgeschöpfe sind nicht nur genial konstruiert, sie sind vor allem wunderbar schön und wecken unsere Liebe. Die kleinen Meerestierchen, die ihre Gestalt erst im Mikroskop enthüllen, ebenso wie der Orang-Utang mit seiner schwerfälligen Eleganz. Das Leben leuchtet. Und dieses Leben war im Wort, und dieses Wort war im Anfang bei Gott, schreibt Johannes. Es erfreut nicht nur unser Gemüt, es macht auch dem Schöpfer Freude.

Davon schreibt Adolf Portmann nichts. Wie auch? Er ist Naturwissenschaftler und muss sich an das halten, was er in der Natur für alle einsichtig aufzeigen und darlegen kann. Uns ist mehr gegeben. Zwar halten auch wir, liebe Gemeinde, uns an das, was wir allen sichtbar aufzeigen können. Wir reden nicht von Produkten unserer religiösen Phantasie, von spekulativen Gedanken und persönlichen Erfahrungen. Wir haben Weihnachten gefeiert und halten uns an das, was in einem bestimmten geschichtlichen Augenblick, in einer bestimmten Person sichtbar geworden ist. Im Auftrag dieser Person dürfen wir mehr sagen als der Biologe. Wir können dem Schönen einen Namen geben und es persönlicher formulieren. Das ist die Gnade, aus der wir Altes und Neues hervorholen dürfen (Matthäus 13,52).

Im Anfang war das Wort, schreibt Johannes, und das Wort wurde

Ausdruck vom 28.10.2011

Fleisch und wohnte unter uns. Johannes beschreibt eine Realität, die jeder überprüfen und sich von ihr überzeugen kann. Es ist so: Mitten unter uns Menschen, hier auf dieser Erde, in der wirren Geschichte mit all ihrem Leid und ihrer Lust, hat einer eine gewiss Zeit lang gelebt: Er wohnte unter uns, schreibt Johannes. Wir sahen ihn. Leibhaftig haben wir gehört, gesehen, gegriffen, was er war und tat (1. Johannes 1,1-4).

Johannes schreibt davon anders, aber im Inhalt doch merkwürdig übereinstimmend wie auch Lukas, Markus, Matthäus, Paulus und die anderen biblischen Schriftsteller davon berichten. Sie alle, die Jesus gesehen haben, haben eines gemeinsam: Sie sind Juden. Sie sind durch die strenge Schule der prophetischen Kritik gegangen. Die wenigsten Denker heute wissen, wie scharf diese Kritik ist. Die Juden aber haben aus dem mosaischen Gesetz gelernt, dass man sich nicht den religiösen Gefühlen überlassen darf, dass die Frömmigkeit kein zuverlässiger Wegweiser zu Gott hin ist. Man darf nicht kritiklos den eigenen Visionen und übernatürlichen Erlebnissen vertrauen, man muss alles prüfen am geschriebenen Wort und an der äusseren, allgemein greifbaren Realität (5. Mose 18,9-22).

In dieser kritischen Tradition ist er gesehen worden: Jesus. Seine Landsleute haben ihn betrachtet, nachdenklich sind sie ihm gefolgt. Sie hatten Zeit dazu. Wir haben seine Herrlichkeit geschaut, schreibt Johannes. Es war nicht eine einmalige, berauschende Erfahrung. Sie konnten ausgedehnt betrachten und kritisch verfolgen, was er tat. Es war kein Sektenerlebnis. Und doch: was sie in Ruhe schauen konnten, war eine Herrlichkeit wie die des eingeborenen Sohnes vom Vater, schreibt Johannes.

Das sind unerhörte Worte für einen Juden. Man hat begreiflicherweise gesagt, so etwas könne kein Jude schreiben, der Verfasser des Johannesevangeliums sei nicht Jude. Aber wir können uns diesbezüglich ein eigenes Urteil bilden. Dieser Evangelist ist selbstverständlich in den Details vertraut mit dem jüdischen Leben. Wie könnte er das, wenn er nicht darin leben würde? Umso merkwürdiger ist, was er sagt: Wir sahen eine Herrlichkeit wie die des Eingeborenen vom Vater.

Was Johannes gesehen hat an Jesus, war derart fremd und erschreckend, strahlend und geheimnisvoll – Johannes sagt: Das ist der Glanz, wie Mose ihn gesehen hat, die Herrlichkeit, von der Jesaja die Erzengel hat singen hören. In dieser Gestalt ist das Licht erschienen, wie es vor der materiellen Schöpfung schon Friede und Freude ausgestrahlt hat.

Das ist nicht eine Sache nur des persönlichen Glaubens. Es kann sich jeder selber überzeugen: Jesus hat gelebt. Zu seinem Gedächtnis feiern

Ausdruck vom 28.10.2011

seine Gemeinden seit damals das Abendmahl. Es kann jeder im Alten Testament forschen und er kann, wenn er will, die weltweite Wirkung dieser Schriften zu erklären versuchen ohne Jesus. Es kann jeder in den Evangelien lesen und kann die Lebensgeschichten von Prinz Gotama, von Konfuzius und von Mohammed kritisch vergleichen mit derjenigen von Jesus. Es ist keine Sache nur von der persönlichen Überzeugung; es ist die Realität einer fremden Person: Jesus. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen, sagt Johannes.

II

Dieses Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht ergriffen. Nicht ergriffen? Jesus ist eine merkwürdige Person. Er kommt uns Menschen nah, manchmal unbegreiflich freundlich: Ohne dass es nötig und er es ihnen schuldig gewesen wäre, hat er die Brautleute in Kana mit dem besten Wein beschenkt. Voll Liebe und Witz und ohne jeden moralischen Unterton hat er die Frau am samaritanischen Brunnen daran erinnert, wie sehr ihr Leben einen Heiland nötig hat. Aber dann ist er wieder ganz fremd. Immer und immer wieder, über lange Verse hin verwickelt er sich selber in die Diskussion über seine Person. Noch und noch macht er den Verantwortlichen in seinem Volk denselben Vorwurf: Ihr meint, ihr kennt mich; und kennt mich doch nicht; und doch: ihr kennt mich und könntet wissen, wer ich bin. Ihr kommt zu mir, ihr seid hier – aber ihr sollt wissen: Es kann niemand zu mir kommen, wenn nicht der Vater ihn zieht. So provoziert Jesus, stösst von sich weg, macht es uns schwer, ja, unmöglich, ihm zu folgen.

Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht ergriffen, schreibt Johannes. Das wohl ist der Grund, warum das Johannesevanglium sich nicht so strahlend geradlinig entfalten kann, wie es beginnt, und wie wir es gern hätten. Mit Jesus ist das Licht in die Welt gekommen. Dieses Licht aber kann und will sich nicht sieghaft ausbreiten, immer mehr und mehr, so dass nichts dunkel bleibt. Denn es gibt eine Gefahr. Wir möchten das Licht greifen und festhalten, und damit vermischen wir es mit dem, was uns hell scheint und was vielleicht doch ein Dunkel ist. Wie viel Böses ist getan worden, weil wir Menschen gemeint haben, jetzt hätten wir das Licht und könnten es anderen bringen. Wie oft haben Christen Hässliches getan in der Überzeugung, dass sie damit das wahre Licht zum Strahlen bringen. Nicht nur früher, auch wir, auch ich: Gern möchten wir

Ausdruck vom 28.10.2011

selber es machen, dass die Gemeinde wächst, dass der Glaube die Angst vertreibt, dass die Bedrückten und Traurigen alle wieder frei und fröhlich sein dürfen. Doch wenn wir das Licht so zu greifen versuchen, entschwindet es. Wenn wir selber unser Glaubensleben hell machen wollen, wird es vielleicht gleissend klar, wir wissen ganz genau, was recht ist – doch dieser Glanz entstammt unseren eigenen Wünschen und Plänen. Da ist es heilsam, wenn Jesus uns in seine Worte verwickelt und wir wieder spüren, wie fremd und anders er noch immer ist.

Die Finsternis hat es nicht ergriffen, schreibt Johannes. Das göttliche Licht hat sich nicht mit dem Dunkel der Zeit vermischt. Jesus ist nicht ehrsüchtig und erfolgsgläubig geworden dadurch, dass er als ein Mensch geboren ist. Was auch immer die Christen getan haben – Jesus kann man missbrauchen, aber nicht brauchen zum Bösen. Seine Gestalt bleibt dem menschlichen Manipulieren fremd. Sein Wort steht über allem, was die Christen in seinem Namen tun. Jeder kann selber kritisch prüfen, kann auf Distanz gehen zu dem, was sich als christlich etabliert hat, und kann neu anfangen mit Jesus. Das Licht scheint in der Finsternis, die Finsternis hat's nicht ergriffen.

Etwas Ähnliches hat Adolf Portmann auf seine Art erlebt, damit möchte ich schliessen: Portmann beschreibt, wie er als Kind schon Abend für Abend Tiere gezeichnet und sich an ihren Gestalten gefreut hat. Später, als er „jenen Gipfel der Schulzeit erstiegen hatte, von dem aus man die Dinge der Welt so sicher zu durchschauen glaubt", hat er diese Zeichnungen als Kinderei vernichtet. Noch einmal später aber, als er in seinem fünfzigsten Lebensjahre sein Hauptwerk abschliessen konnte, äussert er die Hoffnung, dass aus seiner wissenschaftlichen Darstellung auch etwas von dem sprechen möge, das in seinen Kinderzeichnungen lebendig war. Das Leben war das Licht der Menschen. Davon weiss das Kind, und später, wenn es gnädig geht, der gereifte und bescheiden gewordene Wissenschaftler. Das dürfen auch wir wissen – im Glauben. Wenn wir mit unserem vermeintlichen Durchblick das Evangelium festhalten und umsetzen wollen, und sogar auch, wenn wir ein für alle Mal festhalten wollen, dass wir es nicht festhalten können, wenn wir so das Licht greifen wollen, verlieren wir es. Darum verwickelt uns Jesus in seine langen Reden über das Geheimnis seiner Person und führt uns immer tiefer hinein in den Reichtum seiner Werke. Wir lesen das Evangelium mit kindlichem Zutrauen und folgen seinen Worten, wohin sie uns führen. So können wir die Person von Jesus betrachten, so staunenswert und so liebenswert wie er ist. Wir haben

Ausdruck vom 28.10.2011

Zeit dafür und können ihn sehen: eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.
Amen.

Sonntag, 28. Dezember 1997

Altjahrsabend – Silvester

Die Wahrheit wird euch frei machen

Johannes 8,30-36

Lesung	Römer 8,31-39
Psalm	121
Lied	„Der du die Zeit in Händen hast“

Als er das sagte, glaubten viele an ihn.
Da sprach nun Jesus zu den Juden, die an ihn glaubten: Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Da antworteten sie ihm: Wir sind Abrahams Kinder und sind niemals jemandes Knecht gewesen. Wie sprichst du dann: Ihr sollt frei werden? Jesus antwortete ihnen und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. Der Knecht bleibt nicht ewig im Haus; der Sohn bleibt ewig. Wenn euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei.

Johannes 8,30-36

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!
Jesus redet zu den Juden, die zum Glauben an ihn gekommen waren. An diejenigen, die in der Vergangenheit den Glauben an ihn gefunden hatten, richtet er sein Wort und weist ihnen den Weg zum Ziel, zur vollkommenen Freiheit.

II

Wenn wir gläubig sind, ist damit nicht schon alles getan. Jesus redet zu denen, die an ihn glauben, und führt sie mit seinen Worten vorwärts: Dieser Weg führt zur Bewährung in der Nachfolge und darin zur Erkenntnis der Wahrheit – dann aber wird die Wahrheit selber tätig und macht uns Menschen frei. Fast nichts müssen wir von uns aus dazu beitragen. Das aber müssen wir tun: „Wenn ihr bleiben werdet in meinem Wort“, sagt Jesus,

dann werdet ihr frei werden. „Bleibt in mir“, mahnt er später seine Jünger: „Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen.“ Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, dann bringt ihr Frucht (Johannes 15,6.7). Bleibt! Bleibt. Das ist der Refrain in den Worten Jesu, das ist das Eine, was nötig ist: Bleiben in dem, was Jesus sagt. Dann werden wir frei. Wir sollen konservativ sein – so, dass Jesus sein emanzipatives Werk an uns tun kann.

III

Liebe Gottesdienstgemeinde!

Als vor Jahren nicht nur ein Jahr, als damals eine ganze Epoche zu Ende ging, am 22. Januar 1798, war hier in der Kirche viel von der Freiheit die Rede. Ohne Blutvergiessen hatte die liberale Revolution über die Mächte des Bewahrens gesiegt. Am Morgen hatten die Ratsmitglieder auf ihre Titel „Gnädige Herren“ verzichtet, man hatte die Uhren gleich gestellt wie in den umliegenden Gebieten, vor allem aber: Man hatte die Untertanen in Baselland freigegeben, hatte sich mit ihnen als Bürger einer einheitlichen Republik verbunden. Unser modernes Staatswesen mit seinen Menschenrechten hatte seinen Anfang genommen. Zur Feier hatte man sich um 16 Uhr hier versammelt, ein Chor von weissgekleideten Jungfrauen sang vom Lettner den Freiheitsgesang:

> Holde Freiheit, sei gegrüsset,
> Vom Olymp kommst du zurück.
> Wer dich, Kind der Gottheit, küsset,
> Fühlt ein himmlisch Glück.
>
> Heil uns, ja, wir sehn’ dich wieder
> Freiheit, heil, wir sind erhört;
> Dankbar schallen unsre Lieder,
> Gleichheit ist gewährt.

Dann hielt Johann Jakob Fäsch, der Diakon der Theodorskirche, die Festpredigt. Mit hellen Worten feierte er, dass die Revolution ohne Mord und Totschlag möglich geworden war, und mahnte die Zuhörer, aus der Freiheit nicht einen Deckmantel der Zügellosigkeit zu machen. „Nein, wackere, biedere Mitbürger“, rief er der Festgemeinde zu, „ihr erkennet, ihr fühlet es mit mir: dass, wenn gleich der freie Mann tun kann, was er will, er doch nichts will, als was gut, was edel, was rühmlich und gemeinnützig ist; auch er gehorcht den Gesetzen, auch er bezahlt seine Abgaben und bezahlt sie

Ausdruck vom 28.10.2011

mit Freuden, weil er weiss, dass der Staat ohne Abgaben ihn nicht schützen, wohltätige Anstalten nicht unterhalten kann … “ So hat damals der Festredner seine Worte an die versammelte Bürgerschaft gerichtet und hat ihr zum Schluss versprochen: Wenn wir die Freiheit in dieser Weise rein behalten, dann wird „mit himmlischer Wonne das Andenken dieses Tages uns alle überströmen; für uns und unsere Kinder und Kindeskinder wird derselbe ein heiliger Festtag werden! Amen!“ –

Dieses Amen auf die bürgerliche Revolution scheint uns heute recht voreilig, wie manches Spätere auch. Zwar feiern wir gelegentlich die modernen Freiheitsrechte, aber dass solche Feiern uns mit himmlischer Wonne erfüllen würden, wäre übertrieben zu sagen. Und die Steuern bezahlen wir zwar, weil wir einsehen, dass das sein muss, doch die wenigsten tun das mit überströmender Freude. Die jubelnde Hoffnung auf die Freiheit von damals hat sich nur sehr bescheiden erfüllt.

So kommt und geht ein Jahr nach dem andern, je und je werden Erwartungen geweckt, und je grösser diese Erwartungen sind, umso kleiner die Chancen, dass sie sich erfüllen.

IV

Warum das? Warum feiern wir die Jubiläen recht lustlos und erwarten nur noch selten etwas ganz Neues? Vieles wäre doch eine Feier wert! Es war für viele wahrhaftig eine Befreiung damals, und wir sollten solche Errungenschaften auch im Glauben wertschätzen. Johann Jakob Fäsch betont zu recht: „Eine wohlverstandene Gleichheit stimmt mit den erhabenen Grundsätzen des heiligen Evangeliums überein. Oder man zeige mir eine einzige Stelle, die auch nur den fernsten Anlass zur Behauptung geben könnte: der Landmann sei bloss zum Gehorchen, der Städter allein zum Herrschen bestimmt?“ Für uns klingt diese polemische Frage banal. In der Tat findet sich in der ganzen Bibel keine einzige Stelle, die auch nur von ferne besagt, dass die städtischen Familien durch göttliches Recht den Landleuten übergeordnet seien. Doch was für uns selbstverständlich ist, war damals umstürzend und verwirrte die Menschen noch lange. Die jahrhundertelang eingeübte Ordnung und alle Lebensgewohnheiten, die sich daraus ergaben, waren nicht von der Bibel gegeben. Das war eine bestürzend einfache Erkenntnis, der niemand widersprechen konnte, und die sich doch nur schwer fassen und festhalten liess gegen die Übermacht der alten Vorstellungen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Wo haben wir heute Mühe, das Bibelwort zu fassen und ihm zu folgen, wenn es uns aus fest gefügten Denkgewohnheiten hinausführt?

V

„Wenn ihr in meinem Worte bleibt, werdet ihr die Wahrheit erkennen", sagt Jesus. So ist es damals geschehen: Auch die konservativsten Ratsmitglieder mussten zugeben, dass ihr alt angestammter Vorrang sich nicht mit den Worten Jesu begründen liess, und dass eine neue Zeit die Freiheit hatte, die politischen Verhältnisse anders, womöglich menschlicher zu ordnen.

Warum haben wir keine rechte Leidenschaft, nun unsererseits neue Erkenntnisse zu formulieren und energisch bessere Zustände zu erhoffen und zu schaffen?

Ist es, weil die Generationen vor uns sich vergriffen haben im Ton, weil sie weit über die Worte von Jesus hinausgegriffen und darum dann weit hinter sie zurückgefallen sind?

Wie viele haben – wie Johann Jakob Fäsch – den Bogen überspannt mit pathetischen Worten, so dass wir nun fast nur noch mit spöttischer Distanz auf all diese Aufbrüche reagieren. Je wieder gab es den Überschwang, der aus höheren Einsichten in noch höhere moralische Appellen mündete. Was in der Festpredigt von damals modern klang, wirkt heute altväterisch brav: „Teuerste Mitbürger, die Tugend, die allerheiligste Religion, der freie Mann, die heiligen Pflicht, die bessere Einrichtung, seine heissesten Wünsche" und viel anderes mehr wurde beschworen, das für uns nur noch hoffnungslos verstaubt klingt. Und wir wissen: Die Appelle unserer Tage werden bald schon ebenso staubig klingen: „Die Gleichberechtigung und Solidarität, die neusten Erkenntnisse der Wissenschaft, die Partizipation, der Dialog, die kommunikative Fähigkeit, der zärtlich-sorgsame Umgang, das Team" und all die anderen „Werte" unserer Zeit sind Worthülsen, für die es kaum hundert Jahre brauchen wird, bis sie ebenso museal klingen wie die Parolen der bürgerlichen Neuordnung. Die Sprachformen ändern sich, das Moralistische bleibt.

VI

Jesus sagt: Wenn ihr in meinem Worte bleibt, wird euch die Wahrheit frei machen. Zu dieser Wahrheit gehört, wie Jesus immer und immer wieder ausführt, die Macht der Sünde. Davon sagte der Festredner von damals

Ausdruck vom 28.10.2011

nichts, genauso wie die Mahner heute diese Realität mit Stillschweigen übergehen. Wir alle hätten gern, dass Jesus ein bisschen positiver reden würde. Doch: Ihr seid nicht frei, sagt Jesus. Ihr könnt nicht tun, was ihr nach euren grossen und schönen Worten tun möchtet.

Und merkwürdig: Wenn wir Jesus folgen in dem, was er zur der Sünde sagt, macht uns das frei. Gerade das Wort von der Sünde macht unmittelbar frei! Solange wir denken, dass wir ein gutes und gerechtes Leben führen sollten und das auch könnten, wenn nur alle wollten, verstricken wir uns in moralistische Klagen – über diejenigen, die das Gute verhindern, oder diejenigen, die immer nur klagen, oder über uns selber, weil wir nicht so sind, wie wir gerne sein möchten.

Davon machen die Worte von Jesus uns frei. Wenn es wahr ist, was er sagt, ist es nicht weiter erstaunlich, dass viel Dummes und Schuldhaftes geschieht. Wir müssen nicht so tun, als sei das nicht der Fall, und müssen uns nicht verkrampfen, um endlich so erfolgreich und glücklich zu sein wie die Menschen, die man uns strahlend vor Augen stellt. Wir können Gott bekennen, und können ihm anbefehlen, was nicht gut ist. Er kann es wegnehmen und gut machen. Verwundernswert ist nicht das Schlechte. Unser Staunen und unsere ganze Liebe wert ist es, wenn ein paar Menschen ein wirklich gutes Werke tun. Jesus selber hat Geduld gehabt mit seinen Jüngern, und so dürfen auch wir Geduld erbitten und selber grosszügig sein zu unseren Nächsten. Das ist die Wahrheit, die frei macht.

VII

Wer Sünde tut, ist ein Knecht der Sünde, sagt Jesus. Und der Knecht hat kein Recht, dass er für immer bleiben könnte. Darum ändern sich die Ideen, die moralischen Werte kommen und gehen, die grossen geistigen Ziele verdunsten, und mit ihnen treten auch wir Menschen, einer nach dem anderen, ab von der Bühne der Geschichte. Da ist es unser Trost, und es macht uns frei, dass Jesus sagt: Der Knecht bleibt nicht ewig im Haus.

Wir sind *Knechte* – wird sind nicht *Söhne* der Sünde. Wir sind nicht von Natur aus verstrickt in die Sünde, wir sind nicht unauflöslich mit ihr verwachsen. Wir sind von ihr versklavt, wir werden von ihr beherrscht, aber wir sind nicht mit ihr blutsverwandt. Ihr habt kein bleibendes Recht, sagt Jesus, weder hier noch dort. Weder seid ihr durch und durch in der Sünde, noch seid ihr ganz und gar bei Gott. Darum war nichts nur schlecht in der Vergangenheit, und niemand muss für immer schlecht bleiben. Darum ist

Ausdruck vom 28.10.2011

noch nie in der Geschichte eine Zeit gekommen, aus der nur selige Wonne für alle zukünftigen Geschlechter strömte. Es muss den steten Wandel geben.

Denn am Ende muss es den einen, letzten grossen Wandel geben: Ihr müsst sterben, sagt Jesus. Aber ich habe euch taufen lassen! Ihr sollt der Sünde absterben und sollt auferstehen für Gott. Ihr sollt gerecht vor ihm stehen durch meinen Leib und mein Blut. Das ist die Wahrheit, sagt Jesus, und wer diese Wahrheit erkennt, den hat der Sohn frei gemacht.

Darum wollen wir bleiben in seinem Wort. Wir wollen zurückschauen und bekennen: ja, er hat recht. Ich habe die Vergebung nötig. Ich nehme sie gern in Anspruch. Dann muss ich nicht jammern über das, was nicht gut war, sondern darf rühmen, was Gott zum ewig Besseren lenkt, denen, die er berufen hat (Römer 8,28). Wenn euch der Sohn frei macht, dann werdet ihr wahrhaftig frei sein.
Amen.

Sonntag, 25. Januar 1998

Ausdruck vom 28.10.2011

Neujahrstag

Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben

Johannes 14,1-11

Lesung	2. Mose 33,12-20
Psalm	8
Lied	„Wir treten in das neue Jahr“

Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott und glaubt an mich! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn’s nicht so wäre, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich wieder kommen und euch zu mir nehmen, damit ihr seid, wo ich bin. Und wo ich hingehe, den Weg wisst ihr. Spricht zu ihm Thomas: Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst; wie können wir den Weg wissen? Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich. Wenn ihr mich erkannt habt, so werdet ihr auch meinen Vater erkennen. Und von nun an kennt ihr ihn und habt ihn gesehen. Spricht zu ihm Philippus: Herr, zeige uns den Vater, und es genügt uns. Jesus spricht zu ihm: So lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht, Philippus? Wer mich sieht, der sieht den Vater! Wie sprichst du dann: Zeige uns den Vater? Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und der Vater in mir? Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst aus. Und der Vater, der in mir wohnt, der tut seine Werke. Glaubt mir, dass ich im Vater bin und der Vater in mir; wenn nicht, so glaubt mir doch um der Werke willen.

Johannes 14,1-11

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!

Glaubt mir doch! sagt Jesus. Wenn ihr auch Zweifel habt – glaubt mir doch um meiner Worte und um der Werke willen! Eindringlich wirbt Jesus um unseren Glauben. Denn das Verstehen fällt uns schwer.

II

Einer meiner Lehrer, ein alter Pfarrer, sagte jeweils, dieser Abschnitt im Evangelium sei zum Trost für alle Unterrichtenden aufgeschrieben. Er zeige, dass auch Jesus keinen durchschlagenden Lehrerfolg gehabt hat. Auch Jesus hat am Ende seiner Tätigkeit nicht befähigte und kompetente Schüler vorweisen können. Während Monaten hatte er seine Jünger intensiv unterrichtet, mit kurzen Rätselworten, mit Gleichnissen, ausführlichen Reden, mit seinem Vorbild und viel anderem mehr. Am Ende hatten die Jünger noch immer nicht verstanden.

Das gehört zu den Erfahrungen, die wohl jeder Lehrer macht. In der letzten Stunde streckt ein Schüler die Hand auf und stellt eine Frage, ganz einfach. Oft schon hat man es erklärt. Aber die Schüler haben nicht gehört. Im kirchlichen Unterricht ist es regelmässig so: Nach zwei Jahren, kurz vor der Konfirmation, fragt plötzlich einer interessiert: Können Sie uns beweisen, dass das alles wahr ist? Oft schon wurden solche Fragen behandelt, aber die Antworten sind nicht angekommen.

Jesus ist es ähnlich ergangen. Wenn es eine Schlussprüfung gegeben hätte, wären seine Jünger wohl durchgefallen und Jesus hätte vom Schulinspektor zu hören bekommen, sein Unterricht sei didaktisch ungeschickt aufgebaut. Die Jünger fragen ganz offen, vertrauensselig, und stellen sich vollständig bloss. Sie haben nichts begriffen. Thomas fragt: Du redest von einem Vater, von vielen Wohnungen. Wir aber wissen nicht, wo das ist. Und wenn man das Ziel nicht weiss: Wie kann man da den Weg wissen? So fragt Thomas, in sich stimmig. Und doch hätte er es besser wissen müssen. Philippus doppelt nach und macht alles noch schlimmer. Er macht den naiven Vorschlag: Zeige uns den Vater, das genügt uns! Eine riesige Bitte, vorgebracht, als ob es etwas Bescheidenes wäre. Jesus seufzt: So lange bin ich bei euch, und ihr habt immer noch nicht verstanden? Ich bin doch gekommen und habe mich euch gezeigt, weil kein Mensch Gott sehen und leben kann (2. Mose 33,20).

Jesus seufzt. Doch er hat keine vollständige Enttäuschung erlebt. Das Wichtigste hat er erreicht, das haben die Jünger verstanden. Sie haben Vertrauen! Derart grosses Vertrauen, dass sie auch ihre dummen Fragen stellen und ihre unmöglichen Wünsche vorbringen. Und Jesus fängt geduldig noch einmal von vorne an: Ich bin der Weg, mich habt ihr gesehen, darum könnt ihr zum Ziel gelangen, auch wenn ihr euch nicht vorstellen könnt, wie und wo dieses Ziel sein wird: Nicht nur dort am Ende – schon jetzt, allezeit, bin ich das Leben. Glaubt an Gott und glaubt an mich!

Ausdruck vom 28.10.2011

Das ist in der Tat ein Trost für alle, die lehren, und ein wichtiges Korrektiv auch zu den modernen pädagogischen Theorien. Das höchste Ziel ist nicht, dass die Schüler etwas können und wissen. Das höchste Ziel ist das Vertrauen. Glaubt an mich, sagt Jesus am Anfang seiner langen Rede, und beschliesst sie mit einem Zuspruch, den die Jünger wieder nur mit ihrem Glauben umfangen können (Johannes 14,1; 16,33). Überall, in der Familie, im Beruf, im Gemeinwesen ist das Wichtigste das Vertrauen: das Vertrauen zur Schöpfung, zur Vernunft, zur Sprache, zur Ordnung der Welt – und in und über all dem das Vertrauen zu Gott. Dieses Vertrauen wird frei und klar durch den Glauben, dass Jesus gekommen ist und Gott zu uns herausgeführt hat (Johannes 1,18). Gott hat nicht darauf gewartet, ob vielleicht jemand die richtigen Theorien über ihn entwickelt. Er hat sich uns offenbart.

Ohne Jesus hat das Vertrauen nirgendwo Bestand. Ohne ihn siegt das Misstrauen, und dann herrschen die Methoden. Heerscharen von Beratern gängeln das Denken und führen das Wollen auf endlos kreisende Wege. Wo aber Jesus sich offenbart, darf ein Mensch fragen und bekommt Antworten, so dass sein Gottvertrauen wieder neu wird und er seine Aufgaben mit einem frischen und fröhlichen Sinn angehen kann. Der Mut, den eigenen Sachverstand zu gebrauchen, die Offenheit, wohl begründeten Rat zu beherzigen, und die Geduld, dem einmal Erkannten treu zu bleiben – all das wächst aus dem Vertrauen zu Gott.

III

Das gilt auch für das Grosse, das Jesus seinen Jüngern zum Abschied sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; keiner kommt zum Vater, wenn nicht durch mich. Wir möchten uns orientieren, möchten wissen, wohin wir uns wenden sollen. So schauen wir um uns, vergleichen, beurteilen und sehnen uns bei all dem zurück zum ursprünglich Guten. Das ist recht so. Nur, sagt Jesus: Sucht nicht zu weit. Ich bin, was ihr sucht. Ich bin's! Glaubt mir das. An mir vorbei findet ihr nichts von dem, was ihr zu Recht euch wünscht und vornehmt.

In der Mitte des 20. Jahrhunderts hat der berühmte englische Historiker Arnold Toynbee ein Buch geschrieben, in dem er mit staunenswerten Kenntnissen ein Bild der menschlichen Kultur- und Religionsgeschichte zeichnet. Am Ende mahnt er, dass wir tolerant sein und nicht voreilig unseren eigenen Glauben zum einzig richtigen erheben sollen. Dabei verweist

Ausdruck vom 28.10.2011

er ausdrücklich auf das Bibelwort, das wir heute miteinander hören, und schreibt:

„Wir halten unsere eigene Religion für den Weg und die Wahrheit, und dieser Glaube mag gerechtfertigt sein, so weit er eben reicht. Aber er reicht nicht sehr weit; denn wir kennen weder die ganze Wahrheit noch auch nichts als die Wahrheit."

Der grosse Historiker mit seinen differenzierten Urteilen redet am Ende ebenso naiv wie die Jünger von Jesus. Er sagt: Wir kennen nicht das Ganze, wir sehen nicht das Ende, wie können wir den Weg wissen? Der Gelehrte ist aber weiter weg von Jesus und hat nicht dasselbe kindliche Vertrauen wie die Jünger. Er fragt nicht so direkt wie sie und hört nicht genau genug; er verdreht die Worte des Evangeliums auf eine geradezu simple Weise. Jesus sagt: *Ich* bin der Weg und die Wahrheit. Der Historiker zitiert ihn scheinbar, und meint doch, dass es darum gehe, unsere Religion erhebe den Anspruch, sie sei der Weg und die Wahrheit. Jesus und unsere Religion werden verwechselt, ineinandergeschoben und gleichgestellt. So wird der Glaube an Jesus zum Christentum, das sich absolut setzt und selbstgerecht andere Kulturen zertrampelt. Jesus sagt aber ganz offenkundig nicht: Eure Religion. Er sagt: Ich bin der Weg.

Buddha, der Erleuchtete im Osten, hat seinen Jüngern zum Abschied gesagt: Ich gehe, aber meine Lehre bleibt. Diese meine Lehre ist euer Meister. Jesus sagt: Ich bin die Wahrheit. Ich bleibe bei euch (Matthäus 28,20). Ich in Person bleibe verantwortlich. Ich selber will dafür sorgen, dass ihr das Ziel erreicht.

Haben wir nicht die Folgen davon oft schon erfahren, liebe Gemeinde? Situationen, in denen wir gerne alles sauber geklärt hätten, menschlich Verwirrtes, politisch Unklares, theoretische Nebel … Wir hätten gerne mit einem sauberen Schnitt Klarheit geschaffen. Wenigstens das Ziel muss man deutlich vor Augen haben, man muss wissen, was man erreichen will, sagen die Berater, sonst kann man nicht kämpfen. Doch wie oft lässt sich eine solche Klarheit nur gewaltsam herstellen? Wie vieles muss man unterdrücken, um sie herzustellen? Was recht und wahr ist, zeigt sich in der Regel erst nach und nach. Es muss erduldet, erwartet, erlitten sein. Wer Eheleute in Krisen begleitet, sieht oft genug nicht, wie sie aus ihrer Not finden können. So muss es sein: Nicht ich weiss die Wahrheit, nicht die Eheleute selber bahnen den Weg. Jesus, der Christus, ist am Werk und will

Ausdruck vom 28.10.2011

zu seiner Zeit das gesuchte Leben schenken. Glaubt, sagt er, an Gott und glaubt an mich!

So ist es auch im Grossen. Jesus selber ist der Weg und die Wahrheit. Darum führt er die christlichen Kirchen und Völker auch in schmerzliche Niederlagen hinein, lässt sie spüren, wie kraftlos und ohne rechte Perspektiven sie am Werk sind. Das ist nötig, weil er uns nicht eine kulturelle Dominanz, sondern das Leben geben will. Wie oft schon sind die Vertreter der christlichen Religion an Christus vorbei ihren eigenen, selbstsicheren Weg gegangen. Auch bei uns kann der gute kirchliche Wille selbstbezogen über die Menschen hinweg gehen.

Jesus sagt nicht: Eure Religion ist die Wahrheit. Er selber ist in seiner Person die Wahrheit, und wo immer ein Mensch den Weg findet, das Wahre erkennt und das Leben hat, geschieht das durch das, was Jesus ihm schenkt. Ohne ihn findet niemand zum Vater, zum Ursprung und zur Vollendung des Lebens.

IV

Das sei noch mit anderen Worten gesagt. Letzte Woche galt es Abschied zu nehmen von dem grossen Basler Archäologen Karl Schefold, der regelmässig unter uns im Gottesdienst war und nun hochbetagt gestorben ist. Er hat auf seine Art von diesen Dingen geredet. In einem kleinen Büchlein mit dem Titel: „Die Bedeutung der griechischen Kunst für das Verständnis des Evangeliums“ schreibt er:

„Der Weg des griechischen Geistes ist ein unaufhörliches Fragen nach der Wahrheit, und man kann das Evangelium als Antwort auf dieses Fragen ansehen … Dieses Fragen begegnet der Fülle der Existenz mit einer Tapferkeit, die durch das Abendland gewirkt hat. Solches Fragen bleibt eine Aufgabe, die unerschöpflich ist wie das Leben selbst, auch wenn man die Antwort des Evangeliums vernommen hat. Denn das Evangelium ist ein Gestirn über unserem Weg, aber keine Lösung des Welträtsels: Wäre es gelöst, würde das Leben enden.“

Wären die Rätsel gelöst, könnte man mit den Worten Jesu sagen, wären wir daheim in den Wohnungen des Vaters. Damit ist schön gesagt: Weil Jesus der Weg und die Wahrheit und das Leben ist, sind wir erlöst von jedem Versuch, unser eigenes Leben zu einem runden Abschluss zu bringen und aus unseren Erkenntnissen eine Religion zu machen, die den Fragen ein Ende bereitet. Wir müssen uns nicht fürchten vor dem, was zum Vorschein kommen könnte, wenn wir zu viele Fragen stellen. Bei allem, was

Ausdruck vom 28.10.2011

wir forschen und schaffen, können wir vertrauensvoll offen sein und Gutes erwarten. Wir müssen keine Angst haben, es könnte am Ende alles vergeblich sein. Jesus ist das Leben, er schenkt sich denen, die ihre Kräfte in der Liebe verzehrt haben, und lohnt auch die Mühe derer, die von der Welt betrogen sind. Glaubt mir, bittet und mahnt er, glaubt mir, dass ich im Vater bin und der Vater in mir. Dann wisst ihr, wo alles Fragen und Suchen seine Grenze, seine Verheissung und sein letztes Ziel hat.

V

Glaubt mir – die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst aus.

Wieder und wieder erinnert uns Jesus an das eine Mittel, das uns hilft, die Zweifel zu überwinden: seine Worte. Achtet auf diese Worte, sagt er, schaut genau hin, erwägt und prüft sie und überlegt euch: Sind das Worte eines Betrügers? Oder Worte, wie ein Mensch sie formuliert, wenn er tastend nach der Wahrheit sucht? Prüft sie, sagt Jesus, dann merkt ihr: Das sind Worte, die kein Mensch von sich aus formulieren kann. Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst aus. Der Vater, der in mir wohnt, tut seine Werke.

Etwas davon kann auch der Profanhistoriker nüchtern und sachlich konstatieren. Hören wir noch einmal Karl Schefold:

„Einer der feinsten Kenner der griechischen Dichtung hat die Poesie der Evangelien die schönste von allen Dichtungen der Kaiserzeit genannt … Die Redeweise des Herrn ergreift durch ihre dichterische Kraft … Das Reden zum göttlichen Vater im Gebet verbindet die Verinnerlichung und die Seelenführung der hellenistischen Philosophie mit dem Erbe des Alten Bundes“.

Auch ein literargeschichtliches Urteil kann erfassen, dass die Worte von Jesus etwas Besonderes sind.

Er selber sagt noch mehr: Er ist nicht nur der Weg und die Wahrheit. Er ist auch das Leben. In seinen Worten bahnt sich nicht nur das Wahre seinen Weg durch die poetische Form. In ihnen ist auch die Kraft der Tat. Was Jesus redet, das tut der Vater. Bei ihm sind Wort und Werk eine Einheit, anders als bei uns Menschen. Darum, bittet Jesus, glaubt mir doch.

Alles Geschaffene muss sterben, wie Jesus gestorben ist. Aber alles kann sich erneuern, wenn der Vater es aus dem Tod wieder heraufführt in einen neuen, einen ewigen Frühling! Dazu werden wir bereitet, wenn

Ausdruck vom 28.10.2011

in uns abstirbt und vergeht, was wir nur für uns privat, abgesondert vom Willen des Vaters, gewollt und getan haben. Wenn in unseren Herzen das Vertrauen erwacht und mit ihm die Liebe zu allem Geschaffenen, befinden wir uns schon auf dem Weg, der ins Leben führt. Ich bin das Leben, sagt Jesus, und darum seid getrost, macht euch frei von allem eigenwilligen Bestreben und seinen vielen Sorgen. Ich mache für euch den Platz bereit beim Vater. Bei ihm sind viele Wohnungen. Auch für dich und für alles, was jetzt noch deine Aufgaben sind, ist dafür der Raum bereitet. Glaubt mir das, bittet uns Jesus.
Amen.

Sonntag, 25. April 1999

Ausdruck vom 28.10.2011

2. Sonntag nach dem Christfest
Und siehe: sehr gut
1. Mose 1,28-31

Lesungen	Matthäus 2,1-12
	Jesaja 11,1-9
Psalm	138
Lied	„Brich an, du schönes Morgenlicht“

Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.

Und Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben alle Pflanzen, die Samen bringen, auf der ganzen Erde, und alle Bäume mit Früchten, die Samen bringen, zu eurer Speise.

Aber allen Tieren auf Erden und allen Vögeln unter dem Himmel und allem Gewürm, das auf Erden lebt, habe ich alles grüne Kraut zur Nahrung gegeben. Und es geschah so.

Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag.

1. Mose 1,28-31

I

Liebe Gemeinde!
Und Gott sah, dass es gut war, heisst es fünf Mal, wie ein Refrain, in der biblischen Schöpfungsgeschichte, und am Schluss jetzt noch einmal betonter: Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Es war sehr gut! Dieses starke Wort am Anfang der Bibel hat uns allen, bis heute, ein grosses Vertrauen zum Leben geschenkt, eine Zuversicht, dass es wirklich etwas Gutes ist, als ein Menschenkind in diese Welt hineingeboren zu werden. Wo immer das jüdisch-christliche Lebensverständnis die Menschen leitet, lebt auch diese grundsätzlich positive Sicht: Siehe, es ist doch alles sehr gut. Möge das uns in das neue Jahr und durch alle seine Tage hindurch begleiten!

Aber: Es „ist“ sehr gut … ? Oder: Es „war“ sehr gut … ? Das Tätigkeitswort, das Verb, steht nicht im hebräischen Bibeltext. Wir müssen es beim Übersetzen einfügen. „Und siehe – sehr gut“: Wie ein blosse Note, ohne zeitliche Aussage, steht dieses abschliessende Urteil über die Schöpfungswerke Gottes in der Bibel. Es wird nicht gesagt, ob dieses Urteil einen vergangenen, einen gegenwärtigen oder einen irgendwie anderen Zustand beschreibt.

Und es ist ja doch so, liebe Gemeinde: Sobald wir unsere Augen auftun und nur ein bisschen nachdenken, sehen wir allzu vieles, das nicht gut ist. Ein derart gutes Leben jedenfalls, wie es am Ende der Schöpfungsgeschichte beschrieben wird, sehen wir nirgendwo, ja, ein solches Leben können wir uns nicht einmal denken. Ein Leben, derart friedlich, dass die Menschen nur Früchte, und die Tiere nur Gras und Kräuter fressen und sich vermehren und die Erde erfüllen, ohne dass das auf Kosten von anderen geht, einen solchen Zustand der Harmonie können wir nirgendwo sehen und können uns auch nicht vorstellen, dass es ihn je geben könnte.

Ich erinnere mich gut, wie verwirrt und überfordert ich war in meiner Studentenzeit, als ein Freund mich gefragt hat, ob es denn überhaupt biologisch denkbar sei, dass ein Löwe Stroh fresse, ob sein Magen das verdauen könnte? Da spürte ich zwar, dass diese Frage irgendwie allzu kindlich unterschiedliche Dimensionen durcheinander wirft; aber mein Freund hatte Jesaja 11 gelesen und ich wusste nicht, was ich ihm antworten sollte.

II

Einer, liebe Gemeinde, der diese Not besonders drängend gespürt hat, ist der grosse Naturforscher Charles Darwin, dessen 200. Geburtstag man in diesen Tagen feiert und von dem wir darum noch viel hören werden, leider wohl nur selten wirklich Erhellendes. Wenn man Darwins Werke liest, fällt auf, dass in ihnen eine verletzte Liebe, ein verstörtes und mehr und mehr distanziertes Denken zu Wort kommt. Zum Vergleich: Naturwissenschaftler wie Isaak Newton und Johann Kepler haben darüber gejubelt, dass sie die Gesetzmässigkeiten der Natur denkend erfassen konnten. Carl von Linné und Albrecht von Haller und lange nach Darwin auch wieder Adolf Portmann haben voller Verwunderung und Freude beschrieben, wie zweckmässig und schön die Pflanzen und Tiere gestaltet sind. Viele Naturforscher haben in der Umwelt das wunderbar Schöne gesehen und daraus einen Respekt und eine Liebe zur Schöpfung gewonnen. Darwin ist

Ausdruck vom 28.10.2011

es anders ergangen. Er sieht in der Natur vor allem die Allgegenwart des Todes, das unbarmherzige Fressen und Gefressenwerden, das Überleben auf Kosten von anderen. Die Vögel im Garten singen, wunderbar! Aber das ist nur möglich, konstatiert Darwin, weil sie jeden Tag tausende von Mücken und Würmern und Raupen fressen – alles auch sehr schöne Tiere. Die Fische geben ihr Leben in einer Überfülle von Eiern weiter – was für eine Verschwendung, was für ein Triumph des Todes, wenn die allermeisten dieser Lebenskeime wie ein blosses Material verschwinden. Darwin sieht in der Natur nicht das Wunder des Lebens, sondern die Vernichtungsmaschinerie des Todes. Ätzend legt es sich in sein Denken, dass sich das Leben ohne dieses gewaltige Sterben nicht erhalten und erneuern kann.

So geht Darwin auf Distanz. Er will sich nicht in der Liebe verschenken an das Leben. Seine Beschreibungen werden kühl, manchmal zynisch, wenn er den „Kampf ums Überleben“ und „die Auswahl derer, die am fittesten sind“, benennt. Darwin versachlicht das Leben, und gleichzeitig verstrickt er sich in den Widerspruch, dass er in dieses Sachliche einen gleichsam persönlichen Willen hineinlegt.

Denn Darwin will die Entstehung der Artenvielfalt erklären, und darum sucht er anschauliche Vergleiche und beschreibt immer wieder, was passiert, wenn ein Mensch Pflanzen oder Tiere züchtet. Der Züchter spielt eine grosse Rolle in Darwins wichtigsten Werken; statt vom zufälligen Überleben ist von der „natürlichen Zuchtwahl“ die Rede, und es entsteht der Eindruck, die Natur sei eine Person, die Zwecke verfolgt und Überlegungen anstellt und Experimente macht, damit sie sich von niedrigeren zu höheren Formen entwickeln kann. Und trotz allem, was im Moment in den Zeitungen zu lesen ist (in dieser Hinsicht sind die Wissenschaftsjournalisten ziemlich unehrlich): Darwin selber weitet seine Gedanken auch ins Zwischenmenschliche aus und formuliert allerlei Hypothesen, unter welchen Umständen welche Menschenarten, welche Rassen und Kulturformen für den Bestand und den Fortschritt der Menschheit am besten geeignet seien. Darwin tut das problembewusst, relativiert seine Aussagen wieder – aber er tut es und ist damit in einem hohen Mass mitverantwortlich dafür, dass hoch gebildete Menschen es unterstützt oder gefördert haben, als die Diktatoren des letzten Jahrhunderts ganze Völker wie Material für soziale Experimente behandelt haben.

Ausdruck vom 28.10.2011

III

Liebe Gemeinde!

Uns allen geht es aber doch auch so, wie es Darwin gegangen ist. Wir sehen, was in der Natur geschieht, und das kindliche Staunen weicht einem Grausen – so viel Angst und Leid! Unser Kinderglaube gerät ins Schwanken, unsere Liebe erkaltet, wenn wir das grosse Fressen sehen. Dann können wir nicht mehr einfach so glauben, dass die Welt gut erschaffen ist, und dass wir das Gegebene vertrauensvoll nehmen können.

Das ist der tiefste Grund, warum für uns alles Zurückhaltende, vorsichtig Respektvolle, alles sogenannt Konservative seine innerste Überzeugungskraft verloren hat. Wir modernen Menschen drängen nach vorn und müssen in immer noch engeren Zeitfenstern immer noch mehr und noch mehr leisten. In der Wissenschaft haben wir keine Zeit zum Nachdenken, wir müssen publizieren; in der Politik können wir nicht die bewährten Ordnungen bewahren, wir müssen mit neuen Vorstössen neue Gesetze produzieren; und in der Wirtschaft sind wir erst recht unter einem ständigen Druck, weil nur die Erfolgreichsten überleben und man entweder Kleinere schlucken muss oder selber gefressen wird. Überall begleitet uns die Sicht Darwins, die aus einer tief verletzten Liebe auf Distanz geht zum Gegebenen und uns alle antreibt, dass wir aus einer überlegenen Sicht, wie ein Züchter, aus dem Leben etwas anderes und mehr machen, als es ist.

IV

Von diesen Zwängen werden wir nicht frei, wenn wir darüber jammern und schimpfen. Frei werden wir, wenn wir wieder den Glauben der Kinder finden, und mit ihm das Zutrauen zu dem, was uns in dieser Welt trotz allem wunderbar Gutes gegeben ist, bevor wir selber irgendetwas aus diesem Gegebenen machen.

Doch wir haben nun einmal hineingeschaut in den grauenvollen Kampf ums Leben und es ist uns in die Herzen gedrungen, wie Tiere und Menschen unbarmherzig einander fressen und der Tod über sie alle triumphiert. Weil das so ist, und weil wir das so handfest beobachten können, braucht es sehr viel, damit wir den Glauben der Kinder neu finden und ihn bewahren und mit neuer Kraft aus ihm schöpferisch tätig sein können. Es braucht dazu auch etwas handgreiflich Materielles. Es braucht das Werk Jesu, seine Sakramente, und vor allem anderen das Bibelwort, so greifbar und klar und präzis wie es ist. Hören und lesen wir es noch einmal genau.

Ausdruck vom 28.10.2011

V

Die Schöpfungsgeschichte sagt nicht, dass alles gut *war*. Sie beschreibt nicht einen Zustand in einer zeitlichen Vergangenheit, wie wir uns eine solche Vergangenheit vorstellen können. Sie beschreibt das Schöpfungswerk Gottes. Sie sagt, was Gott gesehen hat, und was alle diejenigen zu sehen bekommen, die sich nach seinem Wort richten: „Siehe“, sagt Gott; schaut, wie ich die Dinge sehe. Ich spreche das Urteil, glaubt diesem Urteil – „alles sehr gut“. Das, nochmals, ist kein Zustand in einer Vergangenheit, die wir als solche lokalisieren können. Im Gegenteil: Das Bibelwort nimmt uns mit auf einen Weg! Acht Kapital später sagt Gott im 1. Mosebuch zu den überlebenden Menschen der Sintflut: „Alles, was sich regt und lebt, sei eure Speise“. Ausdrücklich ist nun gesagt, dass die Menschen auch das Fleisch von Tieren, Vögeln und Fischen essen sollen. Dann aber formuliert Gott in diesem Zusammenhang eine Einschränkung, an die sich die Juden bis heute halten. Wörtlich heisst es: „Allein esst das Fleisch nicht mit seinem Blut, in dem sein Leben ist“ (1. Mose 9,3.4). Nochmals später, ungeheuerlich für einen frommen Juden, und über alles Verstehen trostreich, hat der Schöpfer uns noch einen Schritt weiter geführt. Ein Jude, Jesus, hat uns sagen lassen: Nehmt, esst, trinkt! Das ist mein Leib. Das ist mein Blut. Was im Alten Testament streng verboten war, hat Jesus Christus für seine Gemeinde zum Gebot gemacht: Wir essen und trinken nun von den Gaben an seinem Tisch und bekommen Anteil an seinem Blut, in dem das Leben ist.

Das ist kaum bemerkbar in den Worten des heutigen Predigttextes angedeutet. In diesen Worten wird ganz fein ein grosser Unterschied gemacht zwischen den Menschen und Tieren. Die Menschen sollen essen von den Früchten, in denen ihr Same ist, und die Tiere sollen essen nur vom Gras. Biologisch, in der hier und jetzt sichtbaren Welt, ist das viel komplexer. Aber im Bibelwort ist damit angedeutet, dass wir Menschen nicht nur leben, sondern dass wir ein Leben aufnehmen sollen, das in sich den Keim für ein nächstes, weiteres Leben trägt. Wir sollen leben, indem wir uns nähren von dem, was Frucht bringen kann. Wir sollen Jesus nachfolgen, der sein Leben dahingegeben hat, damit wir Anteil bekommen an dem Leben Gottes, das sich verschenkt und das gerade so ewig ist.

Dieses Geheimnis ist gross, schreibt der Apostel (Epheser 5,32). Ich jedenfalls, liebe Gemeinde, verstehe es nicht und kann es euch darum auch nicht erklären. Aber ich hätte dem Schöpfer auch nicht sagen können, wie er schon nur diese sichtbare Welt hier und jetzt machen solle. Ich höre,

Ausdruck vom 28.10.2011

verwundert und dankbar, dass Gott uns Menschen dazu bestimmt hat, sein Bild zu sein (1. Mose 1,27). Und dass er aus allen Menschenvölkern das eine Volk Israel erwählt, und dass er aus diesem einen Volk den einen, fruchtbaren Zweig hat hervorgehen lassen: Jesus, der Christus, der aller Gewalttat ein Ende bereiten wird, so dass endlich alles gerecht zu- und hergeht und es am Ende auch zwischen uns Menschen und allen Tieren Frieden geben kann: „Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen miteinander treiben“, Kühe und Bären werden sich nicht mehr fressen, ein Kind darf sorglos spielen, ohne dass es sich fürchten muss vor der giftigen Schlange … (Jesaja 11,6-8). Das ist das über alles Verstehen hohe Ziel, zu dem wir geschaffen sind, der Zustand, der Wirklichkeit werden soll, ohne Zeit, an einem Ort jenseits aller uns jetzt zugänglichen Orte. Ich kann mir nicht vorstellen wie, ich kann es nirgendwo in dieser Welt angelegt sehen. Warum aber sollte der Schöpfer nicht mehr können, als ich mir denken kann?

Wir haben Gottes Wort, dass er noch immer am Werk ist und unser Leben und Leiden vollenden will, weit wunderbarer, als das unser Verstand zu ermessen vermag. Ist er es nicht wert, dass wir seinem Wort vertrauen, das uns in der Bibel und in den Sakramenten so nahe kommt? Ist sein Versprechen nicht zuverlässiger als alles, was wir selber haben und sind? Darum wollen wir auch die Wirklichkeit, die uns umgibt, auch die Natur, nicht nur anschauen, so wie sie sich unserem Überblick präsentiert. Wir wollen immer wieder hören, und tief in unseren Herzen mit uns tragen, was der Schöpfer uns sagt: Siehe – siehe, es ist, es war – es wird alles sehr gut sein!
Amen.

Sonntag, 4. Januar 2009

Ausdruck vom 28.10.2011

Epiphanias

Gott, gib dein Gericht dem König!

Psalm 72

Lesung Matthäus 2,1-11

Lied „Wie schön leuchtet der Morgenstern“

VON SALOMO.
Gott, gib dein Gericht dem König
und deine Gerechtigkeit dem Königssohn,
dass er dein Volk richte mit Gerechtigkeit und deine Elenden rette.
Lass die Berge Frieden bringen für das Volk und die Hügel Gerechtigkeit.
Er soll den Elenden im Volk Recht schaffen
und den Armen helfen und die Bedränger zermalmen.
Er soll leben, solange die Sonne scheint und solange der Mond währt,
von Geschlecht zu Geschlecht.
Er soll herabfahren wie der Regen auf die Aue,
wie die Tropfen, die das Land feuchten.
Zu seinen Zeiten soll blühen die Gerechtigkeit und grosser Friede sein,
bis der Mond nicht mehr ist.
Er soll herrschen von einem Meer bis ans andere,
und von dem Strom bis zu den Enden der Erde.
Vor ihm sollen sich neigen die Söhne der Wüste,
und seine Feinde sollen Staub lecken.
Die Könige von Tarsis und auf den Inseln sollen Geschenke bringen,
die Könige aus Saba und Scheba sollen Gaben senden.
Alle Könige sollen vor ihm niederfallen und alle Völker ihm dienen.
Denn er wird den Armen erretten, der um Hilfe schreit,
und den Elenden, der keinen Helfer hat.
Er wird gnädig sein den Geringen und Armen,
und den Armen wird er helfen.
Er wird sie aus Bedrückung und Frevel erlösen,
und ihr Blut ist wertgeachtet vor ihm.
Er soll leben, und man soll ihm geben vom Gold aus Saba.
Man soll immerdar für ihn beten und ihn täglich segnen.
Voll stehe das Getreide im Land bis oben auf den Bergen;
wie am Libanon rausche seine Frucht.
In den Städten sollen sie grünen wie das Gras auf Erden.

Sein Name bleibe ewiglich;
solange die Sonne währt, blühe sein Name.
Und durch ihn sollen gesegnet sein alle Völker,
und sie werden ihn preisen.
Gelobt sei Gott der HERR, der Gott Israels, der allein Wunder tut!
Gelobt sei sein herrlicher Name ewiglich,
und alle Lande sollen seiner Ehre voll werden!
Amen! Amen!

Psalm 72

I

Liebe Gemeinde!
Zu allen Zeiten haben sich die Menschen möglichst Gutes erhofft; und zu allen Zeiten wussten sie, dass bestimmte Menschen besonders wichtig für unser Wohlergehen sind. Schnell einmal wollte man darum diese Oberen in einem möglichst hellen Licht sehen, gut und fähig, mächtig und gerecht, und hat ihnen darum gerne mit übertriebenen Worten das Lob gesungen.

Auch der Psalm 72 könnte wie ein solches übertriebenes Herrscherlob klingen. Der Psalm besingt einen König, der alle seine königlichen Pflichten untadelig erfüllt: Er schützt die Armen vor Willkür, fern von aller Vetternwirtschaft spricht er allen ein gerechtes Urteil, ja, durch ihn leben nicht nur die Menschen wohl, auch die Pflanzen und Tiere und das ganze Land blüht auf. Seine Herrschaft kommt darum an kein Ende.

All das klingt viel zu schön, um wahr zu sein; es ist weit weg von der Realität, müssten wir sagen – wenn nicht der Eine geboren wäre, von dem wir heute Morgen schon so viel gesungen haben. „And his name was: Jesus“, singt der Gospel.

Für Jesus gilt, was der Psalm mit seinen jubelnden Worten sagt, und noch mehr! Denn Jesus hat noch Grösseres getan, als der Psalm 72 von einem glücklichen König erwartet. Von Jesus können wir mit vollem Recht sagen: Er wird leben, solange die Sonne scheint. „Siehe, ich bin bei euch, alle Tage, bis zur Vollendung der Zeit“, hat er selber seinen Jüngern versprochen (Matthäus 28,20). Er soll herrschen von einem Meer bis ans andere, heisst es im Psalm. Er muss herrschen, bis Gott ihm auch den letzten Feind unter die Füsse legt, schreibt Paulus (1. Korinther 15,25.26). Dieser letzte Feind, der viel Unrecht und Böses tut, ist der Tod. Auch den Tod muss Jesus überwinden. Erst dann wird grosser Friede sein, erst dann wird

Ausdruck vom 28.10.2011

der Mond über keinen Tränen von Wehmut und Liebesleid mehr glänzen. „Vor ihm sollen sich neigen die Söhne der Wüste“, sagt der Psalm. In der Tat ist es besonders ergreifend, wenn wir hören, wie das Evangelium den Weg zu Menschen in unzivilisierten Gebieten findet und diese Volksstämme sich vor Jesus beugen, so wie es mit dem Stamm der Sawi, den Kannibalen und Kopfjägern in Neuguinea geschehen ist, oder mit den Aucas im Dschungel Ecuadors.

Aber auch Könige bringen ihre Geschenke, sagt der Psalm. Das Basler Münster ist eine solche königliche Gabe an Christus. Draussen an der Fassade stehen Kaiser Heinrich und seine Frau Kunigunde, und Heinrich trägt in seiner Hand ein Modell des Münsters. Er macht Christus dieses Haus zum Geschenk. Die ganze europäische Kultur profitiert bis heute von solchen fürstlichen Gaben. „Durch ihn sollen gesegnet sein alle Völker“, rühmt der Psalm. Tatsächlich hat Christus den Segen Abrahams zu den Völkern gebracht (1.Mose 12,3). Jesus hat uns gelehrt, einander zu vergeben; er hat uns den Glauben geschenkt, dass wir mit kindlichem Vertrauen beten können; er hat uns den Respekt vor den Armen und Kranken ins Gewissen gelegt; er macht unsere Herzen unruhig, dass wir die Hoffnung auf eine vollkommene Gerechtigkeit nicht fahren lassen. Überall auf dem Erdkreis preisen ihn die Menschen. Hohe und Niedrige singen ihm das Lob. Kein anderer hat so viele Herzen gewonnen, hat so vielen Trost und Freude und Geduld geschenkt!

II

Darum beten wir umso inniger, was der Psalm mit seinen einleitenden Worten als die eine, grosse Bitte ausspricht: „Gott, gib dein Gericht dem König!“

Jesus hat alle Macht im Himmel und auf Erden erhalten. Aber es ist nicht selbstverständlich, dass er diese Macht auch in die Hand nimmt und ausübt. Es gibt andere Mächte, die sich ins Leben drängen. Manches will sich der Herrschaft Christi nicht unterwerfen. Noch ist der letzte Feind, der Tod, nicht überwunden. Denn auch der vorletzte, noch viel grössere Feind, die Sünde, ist noch nicht ausgerottet aus unseren Herzen und unserer Gemeinschaft.

Darum bitten wir intensiv um dieses Eine: „Gott, gib dein Gericht dem König!“ Gott, gib die Entscheidung über unser Leben in die Hände von Jesus, dem Christus. Lass ihn das Urteil sprechen!

Ausdruck vom 28.10.2011

Diese Bitte wird erhört und erfüllt, wann immer Jesus das Wort bekommt. Wenn er sagen darf, was wir Menschen sind und gelten, und wenn Menschen dieses Wort hören und sich nach ihm richten, dann ist er am Werk und übt Gericht. Das will er nicht mit äusserer Zwangsgewalt tun. Er will uns innerlich gewinnen, will uns überzeugen mit seinem Wort und seinem Geist. So schafft er wirklich den Armen Recht und schenkt den Geringen Ehre. Er lehrt uns – alle gleich – beten zum Vater im Himmel. Dadurch werden wir alle hoch erhöht. Aber besonders die Kleinen und Demütigen wissen dieses Vorrecht zu schätzen. Er lässt uns sagen, dass wir ihm wertvoll sind. So macht er uns frei, dass wir uns nicht nach dem Urteil der Menschen richten müssen und uns nicht zu sehr zu Herzen nehmen, wenn man schlecht von uns redet. Wir hören, was Christus Gutes über uns sagt und können denken: Ich bin soviel wert, wie ich ihm wert bin. Auch wenn viele mich verachten – Jesus spricht mich gerecht.

Rasch aber kann es wieder scheinen, als wären wir nicht geliebt. Wir werden krank. Plötzlich ist das Unglück da. Alles wird freudlos und schwer. Gerade in solchen Zeiten will Jesus unsere Herzen regieren. Er steht uns bei in den inneren Kämpfen und schenkt uns schliesslich den Frieden, die Gewissheit: alles muss zum Guten dienen, denen, die Gott lieben (Römer 8,28). Das ist die königliche Herrschaft Christi, über die wir uns mit der ganzen Christenheit freuen!

III

Vielleicht fragt nun jemand: Was hat diese Herrschaft Christi in den Herzen für äussere Konsequenzen? Soll sich etwas davon sichtbar und spürbar etablieren?

Wenn wir so fragen, ist es erhellend, einen Blick zurück in unsere Geschichte zu werfen und zu sehen, wie der Stifter des Münsters die Herrschaft Christi und seinen Beitrag zu ihr verstanden hat. Die Kaiserkrone, mit der Heinrich II. sich krönen liess, hat vier flache Platten, auf denen vier biblische Szenen dargestellt sind. Zum einen – nahe liegend – die Könige David und Salomo, also die alttestamentlichen Herrscher, die eine kurze Friedenszeit lang ihre Macht zum Wohl des Volkes entfalten konnten. Die zwei anderen Platten aber stellen zwei Szenen aus späterer Zeit dar. Zum einen den Propheten Jesaja, der im Tempel den Himmel offenstehen und Gott vom himmlischen Engellob umgeben sieht. Die vierte, die letzte Platte stellt überraschend den König Hiskia dar, der todkrank ist.

Ausdruck vom 28.10.2011

Zu ihm sagt der Prophet Jesaja mitten in seine Krankheit hinein das Wort Gottes: „Ich will fünfzehn Jahre zu deinem Leben hinzutun“ (Jesaja 38,5; 2. Könige 20,6). Fünfzehn geschenkte Jahre!

Das sind die beiden Aspekte einer christlichen Weltherrschaft, die auf der mittelalterlichen Kaiserkrone hervorgehoben werden. Zum einen: „Ihr seid das königliche, priesterliche Geschlecht“ wie es im 1. Petrusbrief heisst (2,9). Im Glauben können wir einstimmen in das Engellob, können beten und greifen so ein in die göttliche Weltherrschaft. Die Gebete der Gläubigen regieren mit Christus die Welt. Das andere: Wenn etwas von einer solchen christlichen Weltherrschaft auch mit äusserlichen Macht zur Entfaltung kommen soll, ist das nur für eine begrenzte Zeit, für ein paar geschenkte Jahre lang möglich. Fünfzehn Jahre waren es für König Hiskia, fünfzehn Jahre, auf die er kein Recht hatte. Das ist im ergreifenden, wortwörtlichen Sinn das Gottesgnadentum des mittelalterlichen Kaisers, dem wir unsere Kirchen verdanken. Es ist uns Menschen nur eine begrenzte Zeit zugemessen, in der wir durch Gottes Gnade etwas Gutes aufrichten können – wenn uns das überhaupt geschenkt wird. Wenn aber wirklich Christus uns in seinen Dienst nimmt für seine Herrschaft, ist das die Gnade Gottes: Er misst hilflosen, eben erst aus der schweren Krankheit genesenen Menschen eine Zeit zu, auf die sie keinen Anspruch haben.

Christus hat alle Macht. Aber es ist nicht selbstverständlich, dass er sie ausübt und den Seinen Raum schafft und wahrhaft gute Möglichkeiten in die Hand gibt. Darum beten wir so flehend: „Gott, gib dein Gericht dem König!“ Denn wenn wirklich Jesus sein Wort spricht und uns königlich frei macht, dass wir uns nicht nach den Meinungen der Menschen richten, sondern nach seinem Urteil, und wenn er darüber hinaus uns zusammenführt und uns die äusseren Mittel schenkt, so dass wir uns finden zu einem gemeinsamen Schaffen, dann ist das eine Gnadenzeit: Es sind fünfzehn oder zehn oder zwanzig Jahre, die uns geschenkt sind ohne alles eigene Recht.

IV

Aus solchen Zeiten der Gnade nimmt die Herrschaft Christi ihren Weg hier in dieser Welt. Eine Zeitspanne lang finden sich Menschen und dienen gemeinsam ihrem König, Christus. So war es, als im Mittelalter Könige und Gelehrte, Künstler und Fürsten sich fanden und die Grundlagen legten für das, was wir die europäische Kultur nennen. So war es, als in der Reformationszeit breite Schichten der Bevölkerung das Bibelwort neu gehört

Ausdruck vom 28.10.2011

und sich innerlich aufgetan haben, um eine neue Geisteskultur, eine persönliche, vertrauensvolle Gemeinschaft mit Christus aufzubauen. So war es auch, als viele Gläubige sich nicht von einer Staatskirche unterdrücken lassen wollten, als die Pilgerväter über das weite Meer gesegelt sind und auf einem neuen Kontinent neue Formen der Glaubensgemeinschaft aufgerichtet haben. So war es, als die Missionsgesellschaften viele Menschen begeistern konnten für die Aufgabe, das Evangelium zu den Söhnen der Wüste zu bringen, und als gleichzeitig andere sich auf den Weg gemacht haben in die Elendsquartiere der europäischen Städte, um dort den Ärmsten der Armen Hilfe und eine neue Würde zu bringen unter dem Schutz und der Fürsorge Jesu Christi.

Und wir heute, liebe Gemeinde? Will und wird Christus uns eine Gnadenzeit schenken? Wird er uns die äusseren Möglichkeiten und die innere Verbundenheit geben, so dass wir eine Zeitspanne lang sein Reich ausbreiten und das tun können, was er zum Schutz der Armen getan haben will? Wir wünschen es uns sehr! Aufgaben, neue Aufgaben gibt es viele. Doch selber machen können wir nichts. Es muss uns geschenkt werden, äusserlich und innerlich: Fünfzehn oder zehn oder zwanzig aus Gnade uns zugemessene Jahre, in denen Christus uns in seinen Dienst nimmt, so dass wir unseren Teil tun dürfen für sein Reich.

Dass uns das geschenkt wird, darum können wir nur von ganzem Herzen beten: „Gott, gib dein Gericht dem König, und deine Gerechtigkeit dem Königssohn!“ Lass uns, Gott, das Urteil aus dem Mund Christi hören und sammle uns, so dass wir unsere Gaben zusammentragen dürfen, dir zu Ehre und den Armen zum Schutz und zum Trost.
Amen.

Sonntag, 5. Januar 2003

Ausdruck vom 28.10.2011

1. Sonntag nach Epiphanias

Die Torheit Gottes

1. Korinther 1,18-31

Lesung	Matthäus 4,12-17
Psalm	89
Lied	„Du höchstes Licht, du ewger Schein“

Denn das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden;
uns aber, die wir selig werden, ist’s eine Gotteskraft.

Denn es steht geschrieben (Jesaja 29,14): „Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.“

Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weisen dieser Welt? Hat nicht Gott die Weisheit der Welt zur Torheit gemacht? Denn weil die Welt, umgeben von der Weisheit Gottes, Gott durch ihre Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch die Torheit der Predigt selig zu machen, die daran glauben.

Denn die Juden fordern Zeichen und die Griechen fragen nach Weisheit, wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit; denen aber, die berufen sind, Juden und Griechen, predigen wir Christus als Gottes Kraft und Gottes Weisheit.

Denn die Torheit Gottes ist weiser, als die Menschen sind, und die Schwachheit Gottes ist stärker, als die Menschen sind.

Seht doch, liebe Brüder, auf eure Berufung.

Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Angesehene sind berufen. Sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; und das Geringe vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, das, was nichts ist, damit er zunichte mache, was etwas ist, damit sich kein Mensch vor Gott rühme.

Durch ihn aber seid ihr in Christus Jesus, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung, damit, wie geschrieben steht (Jeremia 9,22-23): „Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn!“

1. Korinther 1,18-31

I

Liebe Gemeinde!
Alles, was wir haben und sind, was immer wir sehen und fühlen, unsere ganz Welt ist umgeben von der Weisheit Gottes. Und doch, schreibt der Apostel Paulus, obgleich um uns herum überall die Weisheit Gottes am Werk ist: Dennoch erkennen wir Menschen Gott nicht durch die Weisheit. Die alten Naturwissenschaftler haben zwar oft gestaunt über die weisen Einrichtungen in allem, was ist. „Ich sage dir Dank, Gott, weil du mir Freude gegeben hast an dem, was du gemacht hast, und ich frohlocke über die Werke deiner Hände“, schreibt Johannes Kepler, der die Gesetze entdeckt hat, nach denen die Planeten sich auf ihrer Kreisbahn bewegen. Der grosse schwedische Biologe Carl von Linné konnte kindlich darüber staunen, wie der Humus sich nach dem Willen des Schöpfers auf fast unzählige Weisen zu grünen Kräutern, duftenden Blumen und schönen Lilien verwandelt. Er meinte, dass wir alle Gott aus der Natur erkennen müssen. Doch der Apostel Paulus sagt: Wenn die Naturkundigen Gott erkennen, dann tun sie das, so gut wie alle anderen Menschen, nicht weil sie so weise sind und offene Augen für die wunderbaren Ordnungen der Natur haben. Sie erkennen ihn nur, weil ihnen die Predigt des Evangeliums ein kindliches Staunen und ein dankbares Herz schenkt. Die Welt, hält der Apostel Paulus fest, hat Gott durch ihre Weisheit nicht erkannt.

Das zeigt sich auch in den naturwissenschaftlichen Entdeckungen immer wieder. Charles Darwin beschreibt in seinem grossen Werk über die Entstehung der Arten eindringlich, wie nahe verwandt wir Menschen mit den Tieren sind, wie sehr unser Körper und sogar auch unsere Seele eingebunden sind in alles Irdische. Aber dann lässt er auf der letzten Seite seines Werkes eine unschöne Triebkraft in seinem Denken erkennen: Der Mensch, schreibt er, „empfindet begreiflicherweise einen gewissen Stolz darüber, dass er … sich auf den Gipfel der organischen Stufenleiter erhoben hat, und die Tatsache, dass er sich so weit erhoben hat mag ihm die Hoffnung auf eine noch höhere Stellung in einer fernen Zukunft erwecken“. Darwin, kann man biblisch deuten, hatte neu entdeckt, dass wir Menschen nicht an einem speziell für uns reservierten Schöpfungstag gemacht sind, sondern an demselben wie das Gewürm und die Tiere des Feldes (1. Mose 1,24-28). Aber diese Entdeckung mündete in seinem Werk nicht in eine neue Demut, sondern stiess die Tür auf zu einer umso stolzeren Erwartung einer grenzenlosen Höherentwicklung. So ist es immer wieder geschehen: Neue Erkenntnisse der Natur haben nicht nur Gutes ge-

Ausdruck vom 28.10.2011

bracht. Das Wissen, das höher und höher dringt, ist in der steten Gefahr, seine Unschuld und Freude zu verlieren. Herzlos greift es an Gott vorbei und streut manche Gier ins Leben.

II

Wir sind umgeben von der Weisheit Gottes, schreibt der Apostel; aber wir erkennen ihn nicht durch unsere Weisheit. Gott hat ein anderes Mittel festgelegt, durch das wir ihn erkennen sollen, so dass unser Wissen dankbar und fröhlich wird. „Weil die Welt in Gottes Weisheit eingebettet Gott durch die Weisheit nicht erkannte“ (so kann man Paulus wörtlich übersetzen), „gefiel es Gott, durch die Torheit der Predigt heil zu machen, die daran glauben“. Luther übersetzt recht vornehm und stilvoll: „Die Torheit der Predigt“. Man könnte auch grobschlächtiger sagen: Weil die Welt mit ihren Erkenntnissen Gott zu verdrängen versucht, hat es Gott gefallen, sie herauszufordern mit einer Botschaft, die allem widerspricht, was menschlich möglich und moralisch vertretbar scheint.

Als wir dieses Wort des Apostels Paulus in der vergangenen Woche im Konfirmandenunterricht gelesen haben, hat einer der Schüler spontan gefragt: Ist Gott nicht beleidigt, wenn Paulus schreibt, er lasse Dummes predigen? – Nein, sagt Paulus: Gott will, dass seine Botschaft als geistig minderbemittelt erscheint.

So war es von Anfang an. Als Gott dem alten Abraham endlich die bevorstehende Geburt seines Sohnes angekündigt hat, hat Abraham und hat dann auch seine Frau Sara gelacht (1. Mose 17,17 und 18,12). „Isaak“ heisst „Lachen“. Der Vater des Glaubens, Abraham, hat zuerst einmal Gott ausgelacht, als dieser ihm angekündigt hat, was er tun wolle. Gottes Wort war ihm zum Lachen. So war es auch, als Mose Israel aus der ägyptischen Zivilisation hinaus in die Wüste zum Gottesdienst führen wollte. Der Pharao und seine Edlen konnten nicht fassen, wie das Sklavenvolk an so etwas denken konnte. Auch als die Propheten mitten in glücklichen Wohlstandszeiten viel von der Sünde und einem kommenden Gericht geredet haben, hat das ein mitleidiges Kopfschütteln ausgelöst: „Alle spotten über mich“, hat Jeremia geklagt (Jeremia 19,8). Man hat die Propheten nicht verstanden. Ihr Gotteswort war für die einen ärgerlich, frech, skandalös, für andere eine dümmlich komische Idee. Doch sogar noch Petrus schien es unverantwortlich, als Jesus davon zu reden begann, dass er leiden und sterben müsse (Matthäus 16,22).

Ausdruck vom 28.10.2011

Gottes Wort ist eine Torheit.

Auch über Paulus haben viele den Kopf geschüttelt: Er, ein hoch gebildeter, kluger Mann, geschult beim besten der damaligen Theologen (Apostelgeschichte 22,3), schreibt vollmundig an „die Gemeinde Gottes in Korinth“, als ob diese Gemeinde eine über die Massen wichtige Grösse wäre (1. Korinther 1,2). Die einleitenden Worte am Anfang des Briefes klingen so feierlich, als ob mit ihnen für alle Zukunft das Schicksal der Menschen beschlossen sei. In Tat und Wahrheit bestand diese korinthische Gemeinde aus einem kleinen Häuflein von zum grössten Teil randständigen Menschen. Auf etwa hundert Mitglieder schätzt ein Geschichtswissenschaftler ihre Zahl, weniger als wir heute Morgen hier beieinander sind: ein Grüpplein ohne jeden Einfluss auf das Weltgeschehen. An sie richtet Paulus seinen Brief, eine fein geschliffene, kompliziert komponierte Schrift, jeder Satz fast unerschöpflich reich. War es nicht unangemessen, dumm, einen solchen Brief an diese korinthische Gemeinde zu schreiben?

III

Doch, es war töricht wie alles, was Gott gefällt, schreibt Paulus. Der Brief an die Korinther war ein ebenso törichtes Unternehmen wie der Ratschluss Gottes, dass von dem einen, kleinen Volk der Juden das Heil zu allen Völkern kommen sollte (Johannes 4,22). Was uns gepredigt wird, dass eine Jungfrau in Galiläa dem Friedensfürsten aller Völker das Leben geschenkt hat, und dass dieser auf eine schmachvolle Art sterben musste, weil er nur durch diesen seinen Tod für die Vielen das Leben gewinnen konnte, das klingt nicht nur unwahrscheinlich. Es weckt vielmehr den Widerspruch der Vernunft und ist moralisch im höchsten Grad anstössig, ein Skandal.

Gott will in dieser Weise töricht sein: Denn die Torheit Gottes, schreibt Paulus triumphierend, ist weiser als die Menschen, und die Schwachheit Gottes ist stärker als die Menschen! Gottes Worte und Werke folgen einer Friedensordnung, die höher ist als alle Vernunft (Philipper 4,7).

Damals, als der Brief an die Korinther geschrieben wurde, hätte kein vernünftiger Mensch sich das vorstellen können. Jetzt aber sind wir hier, und viele Menschen in vielen Ländern und Sprachen kommen zusammen und lesen den Brief, den der Apostel Paulus damals geschrieben hat „an alle, die den Namen unseres Herrn Jesus anrufen“, also auch an uns. Paulus konnte uns nicht kennen. Gott aber hat uns schon damals gekannt und hat schon damals durch das Wort seines Apostels sein Wort an alle Geschlech-

Ausdruck vom 28.10.2011

ter gerichtet. Und so freuen wir uns, dass Gott so viel verständiger ist und so viel stärker als wir und sein törichtes Wort in Erfüllung gehen lässt.

„Töricht“ heisst für Gott alles andere als sinnlos und ohne Ordnung und Vernunft. Gottes törichte Predigt hat ihre Gründe und ihr Ziel, die unser Denken erst recht herausfordern – so wie es Paulus mit seinen so präzise geschliffenen Formulierungen in reichem Mass tut.

IV

Weil die Welt Gott nicht durch Weisheit erkannte, wählte Gott den Weg, Menschen die rechte Erkenntnis durch sein törichtes Wort und durch den Glauben an dieses Wort zu schenken.

Wie das erfahrbar wird, macht Paulus im letzten Abschnitt des heutigen Predigttextes anschaulich. Das ist im ganzen Korintherbrief so: Was der Apostel auf einem recht hohen begrifflichen Niveau ausführt, macht er dann anschaulich und zeigt, was es für alltägliche Konsequenzen hat. „Seht“, sagt er am Ende seiner Ausführungen über die Gotteserkenntnis: „Seht eure Berufung“. Achtet darauf, wer in der Gemeinde zusammenkommt. Paulus weiss, was man an „der Gemeinde der Heiligen“ in Korinth zu sehen bekam: „Nicht viele Weise nach dem Fleisch“, sagt er, „nicht viele Mächtige, nicht viele Angesehene“. In der Gemeinde Gottes in Korinth hatte sich ein buntes Sammelsurium von pensionierten Soldaten und Unteroffizieren, von Kleinhändlern, Sklaven und Freudenmädchen zusammengefunden. Die Honoratioren der Stadt waren in dieser Versammlung kaum präsent. Diese Gemeinde war nichts, womit man andere überzeugen und sich vor der Welt als zukunftsweisend präsentieren konnte. Diese unansehnliche, fast schandbare Gemeindeversammlung, die niedrige, sozial schwache Stellung der meisten Gemeindeglieder ist die Veranschaulichung dessen, was Paulus über das Wesen und den Inhalt des Evangeliums sagt. Gott predigt nicht nur mit Worten. Gott predigt auch durch das Leben, durch die Menschen und das, was man an ihnen sehen und mit ihnen erleben kann. Wichtig ist, sagt man manchmal burschikos, das Bodenpersonal Gottes. Dieses Personal war in Korinth alles andere als überzeugend. Was man an den Gläubigen dort zu sehen bekam, war eher pitoyabel, und was Paulus mit ihnen erlebte, war über weite Strecken mühsam und unerfreulich. Das ist die Erfahrung, welche die Wahrheit des Evangeliums bestätigt: In den Gemeinden trifft man viele Menschen, die kein hohes Ansehen und keine grosse persönliche Überzeugungskraft haben.

Ausdruck vom 28.10.2011

Auch heute sagen die Menschen manchmal: In der Kirche sind nur ein paar alte Frauen. In den Gemeinden sammelt sich kein strahlendes Volk mit Zukunft. Kaum je ein Künstler mit Weltruhm ist da anzutreffen, kein Politiker mit Einfluss, kein Wissenschaftler, der Geschichte schreibt. Seht, sagt Paulus auch uns, eure Berufung! Viele beschwerte Menschen sind in der Kirche, viele unsichere, kleine, kranke Leute … Alle diejenigen eben, wie man abschätzig sagt, die das nötig haben. So will Paulus, dass wir einander ins Gesicht schauen und zur Kenntnis nehmen, wie klein und wie schwach wir sind, und wie wenig alles geistige und materielle Vermögen uns hilft vor Gott. Dadurch fassen wir, was immer wieder kaum zu glauben ist: Die Torheit Gottes ist weiser, als die Menschen sind, und die Schwachheit Gottes ist stärker, als die Menschen sind. Die paar alten Frauen verstehen oft mehr vom Leben, als ihnen selber bewusst ist, und ihre Liebeskraft ist beharrlicher, sanfter und stärker als all die vielen Programme zur Weltverbesserung, die auf den Kongressen der wirtschaftlich und politisch Mächtigen erörtert werden. Oft schon sind aus unscheinbaren Gemeinden Menschen herausgewachsen, die von einer geheimnisvollen Kraft getragen wurden und vielen einen Trost und frische Hoffnung vermitteln konnten, wie es dem grossen evangelischen Liederdichter, dem Waisenkind Paul Gerhardt, gegeben war.

V

Das Evangelium ist eine Kraft. Sie verändert uns. In den modernen Bibelübertragungen „Hoffnung für alle“ und „Gute Nachricht“ heisst es, dass wir dieses Kraft *erfahren* können. Das sagt Paulus nicht. Es ist irreführend. Es verleitet uns, dass wir meinen, wir müssten etwas erfahren, das wir als eine Kraft erleben. Die Kraft des Evangeliums entfaltet seine Wirkung aber gerade dann, wenn wir die Erfahrung machen, keine Kraft zu haben. So verändert sie uns.

Oft bemerken wir es kaum. Doch wenn wir das Evangelium hören, fangen wir an, anders zu denken und zu fühlen. Wir bekommen andere Lebensziele. Wir werden bescheidener im Hinblick auf das Hier und Jetzt – und greifen mit unseren Hoffnungen viel, viel höher für die Ewigkeit! Wir lernen, anders umzugehen mit dem, was unerfreulich ist, geduldiger und liebevoller, und können Konflikte gradliniger durchstehen, weil wir nicht so sehr auf das Wohlwollen der Menschen angewiesen sind. Wir suchen nicht den Kontakt mit Menschen, die sich gegenseitig Ehre zusprechen

Ausdruck vom 28.10.2011

und harmoniesüchtig nur alles Liebe sagen, sondern freuen uns, wenn wir Menschen um uns haben, die zuverlässig, auch kritisch, und freundlich uns mit Gottesfurcht begleiten. Und im Alltag lassen wir uns nicht treiben von dem, wozu wir Lust haben, sondern kämpfen gegen die Bequemlichkeit an und freuen uns an dem, was uns innerlich Halt und äusserlich Anstand verleiht. Je weniger wir von uns und anderen erwarten, umso mehr können wir das konsequent einfordern. All das geschieht. Gottes Predigt ist eine Kraft! Sie wirkt, sie verändert uns – sie macht uns selig und gerecht vor Gott, verspricht der Apostel.

VI

Denn die Predigt des Evangeliums bindet uns und macht uns frei. Sie gliedert uns ein in eine Gemeinschaft, in der nicht der eine den andern mit Schmeichelreden aufbauen muss, weil für alle ganz klar ist, dass nur Einer es wert ist, dass wir ihn bewundern und verehren: der Gekreuzigte. Er, der in der grössten denkbaren Schande war und auch jetzt nur im Lob einer allseits belächelten Christenschar hoch geehrt wird, ist unsere Weisheit und unsere Gerechtigkeit. Wir sind mit ihm vereint, und darum sind wir heilig und erlöst. Wer etwas rühmen will, soll auch hier bei uns – nicht das Christentum, die christlichen Werte oder die sozialen Leistungen der Kirchen rühmen. Wer etwas rühmen will, der rühme diesen Einen: Jesus, den Christus, der für uns gestorben und auferstanden ist!
Amen.

Sonntag, 19. Januar 2003

Ausdruck vom 28.10.2011

2. Sonntag nach Epiphanias

Das erste Zeichen

Johannes 2,1-12

Lesung	Korinther 2
Psalm	105
Lied	„In dir ist Freude“

Und am dritten Tage war eine Hochzeit in Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger waren auch zur Hochzeit geladen.

Und als der Wein ausging, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr. Jesus spricht zu ihr: Was geht’s dich an, Frau, was ich tue? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. Es standen aber dort sechs steinerne Wasserkrüge für die Reinigung nach jüdischer Sitte, und in jeden gingen zwei oder drei Masse.

Jesus spricht zu ihnen: Füllt die Wasserkrüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis obenan. Und er spricht zu ihnen: Schöpft nun und bringt’s dem Speisemeister! Und sie brachten’s ihm. Als aber der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen war, und nicht wusste, woher er kam – die Diener aber wussten’s, die das Wasser geschöpft hatten –, ruft der Speisemeister den Bräutigam und spricht zu ihm: Jedermann gibt zuerst den guten Wein und, wenn sie betrunken werden, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt zurückbehalten.

Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat, geschehen in Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Danach ging Jesus hinab nach Kapernaum, er, seine Mutter, seine Brüder und seine Jünger, und sie blieben nicht lange da.

Johannes 2,1-12

I

Liebe Gemeindeglieder!
Jedes Jahr sehen wir wieder das Wunder, von dem uns heute das Evangelium erzählt: Der Regen fällt vom Himmel und bewässert die Erde, und der Weinstock zieht das Wasser in seine Reben, im Licht der Sonne wachsen sie, bis der Bauer die Trauben erntet und den Saft aus ihnen presst, und

dann gärt er im Fass und wird zu Wein. Das Wasser verwandelt sich in Wein.

Damals, erzählt Johannes, war derjenige, in dem das alles erschaffen worden ist (Johannes 1,2), leibhaftig gegenwärtig, und so ist das, was sich sonst in geduldigem Reifen vollzieht, in einem wunderbar kurzen Augenblick geschehen, ohne die Macht der Sonne und Pflanzen, nur durch den Willen von Jesus allein.

II

Es war an einem Hochzeitsfest. Zwei junge Menschen waren sich anvertraut worden. An Leib und Seele hatten sie sich verbunden; Verwandte, Bekannte, Nachbarn und Freunde waren gekommen von nah und fern, um diese hohe Zeit mit dem jungen Paar zu teilen.

Wir leben gewöhnlich im Alltag. Woche für Woche vergeht, wir tun unsere Pflichten, manchmal fröhlich und hoffnungsvoll, manchmal müde und beschwert. So gehen die Jahre ins Land in beständigem Wechsel, und unversehens sind sie entschwunden: Wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen (2. Korinther 5,7).

Aber manchmal ist hohe Zeit. Da ragt etwas hinaus. Die Gefühle, Erwartungen und Gedanken steigen über das Gewöhnliche hinauf, erheben sich zu dem, was die Generationen überdauert und den kleinen Pflichten des Alltags ihre höchste Ehre gibt. Hohe Zeit: Zwei junge Menschen heiraten! Die Liebe findet eine neue Gestalt, der Schöpfer tut noch wieder sein Werk, zwei Menschen werden vereint, damit sie dem Leben Raum geben und eine neue Generation darin aufwachsen und ihre Lebensform finden kann. Alle Bedenken und Fragen, alle kurzfristigen Wünsche und berechenbaren Aussichten müssen zurückstehen, und die zwei gliedern sich ein in das Geheimnis des Lebens, das auch ihnen das Dasein gegeben hat. Darum, wann immer wir ein Brautpaar sehen, das jung und frisch und schön vor uns steht, freuen wir uns. Vielleicht wird es uns wehmütig bewusst, wie das Leben vergeht und Möglichkeiten mit sich nimmt. Vielleicht denken wir an das Schmerzliche, das vor den Jungen liegt, Unruhe und Sorge hauchen uns an. Trotzdem freuen wir uns. Denn wir alle haben unser Leben nur, weil einmal unsere Mutter und unser Vater sich gefunden und vereinigt haben. Darum freuen uns über ein Hochzeitspaar, solange wir das Leben lieben!

Ausdruck vom 28.10.2011

III

Damals in Kana war das nicht anders. Unbeschwert jugendliches Glück, aber gewiss auch Sorgen und Kummer und hier oder dort Missgunst und Neid und protzig dummer Stolz haben sich ineinander gemischt. Unser Leben ist nirgendwo rein. Aber es ist doch gut, geliebt.

Mit einem Mal wurde es peinlich. Eine Schande: Man hatte zu wenig Wein.

Maria, die Mutter von Jesus, ist zu Gast. Vielleicht war sie gebeten worden, beim Bedienen zu helfen. Jedenfalls hat sie eine solche Stellung, dass sie den Dienern Anweisungen geben kann. Sie sieht hinter die Kulissen und merkt: Der Wein wird knapp.

Für derart elementare Nöte haben die Männer oft weniger ein Sensorium. Wir sind mit unseren Plänen und Werken beschäftigt und achten es lange nicht, wenn nah um uns etwas nicht gut geht. Maria merkt es: vielleicht ein Murmeln der Diener, ein ängstliches Tuscheln, etwas Verspanntes. Rational gesehen ist es nicht weiter schlimm. Alle haben genug zu trinken bekommen. Aber Maria verkrampft es das Herz. Es ist peinlich. Sie leidet mit. So kann es auch in unseren Häusern gehen. Gäste sind eingeladen, und irgendetwas geht schief. „Das ist doch nicht wichtig“, möchte man sagen. Aber es gibt eine Ehre der Hausfrau. Maria schneidet es ins Herz. Sie spürt: Wenn so etwas nicht wichtig ist, verlieren überhaupt alle die vielen Alltagssorgen ihr Gewicht. Die Ehre des Hauses wird gleichgültig. „Sie haben keinen Wein mehr“, sagt Maria zu Jesus; mit der deutlich unausgesprochenen Bitte: Tu etwas.

Jesus weist sie schroff zurück: „Frau, was ist zwischen uns?“ Mit welchem Recht verlangst du etwas von mir?

Maria bleibt ruhig. Mit moralischen Ansprüchen ist nichts zu gewinnen bei ihrem Sohn. Sie weiss: Er wird es doch tun. Jede Mutter weiss, dass ihre Kinder noch anders denken und oft genug besser handeln, als es im ersten Augenblick tönt. Wie mancher Teenager macht Sprüche, es tut weh, sie zu hören – aber die Mutter weiss doch: Er wird sich nicht so verhalten, wie es jetzt tönt.

„Tut, was er euch sagt“, weist sie die Diener an.

Und Jesus gibt ihnen Anweisung, wie sie die grossen Krüge mit Wasser füllen sollen; und als sie dann aus ihnen schöpfen und es dem Verantwortlichen für das Festessen bringen, ist dieser erstaunt: Normalerweise gibt jeder Gastgeber zuerst den besseren, und dann, wenn die Leute angetrun-

Ausdruck vom 28.10.2011

ken sind und nicht mehr ein so feines Gespür haben, lässt er den weniger guten Wein servieren.

IV

So ist es, liebe Gemeinde, wenn Jesus auch eingeladen ist und mit dabei sein darf.

In unserem gewöhnlich Leben, wie wir es kennen, geht es so, wie der Speisemeister es beschreibt: Da wird uns zuerst das Gute serviert, und dann das weniger Gute. Zuerst kommen die Tage der Kindheit und Jugend. Auch sie sind nicht einfach glücklich, auch die Kinder haben ihre Sorgen, klein für uns und schwer für sie. Doch haben sie noch unverbrauchte Hoffnung, und ihre Lebenslust ist noch nicht allzu manches Mal enttäuscht worden. Noch dürfen sie die täglichen Sorgen ihren Eltern auflegen, noch entdecken sie beständig wieder staunenswert Neues, und die träumende Sehnsucht streckt sich und malt schönere Möglichkeiten noch in die Zukunft. Zuerst der beste Wein.

Dann aber, je länger das Leben währt, legen sich Lasten auf uns. Schon die Gymnasiasten stöhnen unter dem vielen, das ihnen abverlangt wird; und im Beruf verspannen sich Körper und Seele unter tausend kleinen Zwängen und Kämpfen. Mit den kleinen Kindern hat man kleine Sorgen, mit den grossen grosse, sagen die alten Frauen in der Gemeinde. Und wenn der Ruhestand da ist und man es noch ein bisschen geniessen möchte: Wie rasch kann eine Krankheit alles verderben! Sie kommen, die Jahre, von denen du sagen wirst: Sie gefallen mir nicht, sagt der Prediger (12,1). Das Beste zuerst, dann das weniger Gute.

So ist es; wir sollen nichts idealisieren. Aber wenn Jesus dabei ist, verwandelt sich dieser Gang. Zwar läuft alles nach denselben Mustern; und der Glaube nimmt uns die Zwänge der Zeit nicht ab. Aber er verwandelt sie. Gerade wenn wir nichts verwischen, wenn wir die Nöte benennen, beklagen und uns am Ende in ihnen bewähren, werden sie verwandelt. Schon oft haben mir Menschen das erzählt: In der Not habe ich die wahren Freunde kennengelernt. Das schwerste Werk, das ich zu tun hatte, ist mir am Schluss zum liebsten geworden. Jetzt, wo ich alt und hilflos bin, weiss ich den Trost des Evangeliums erst richtig zu schätzen. Ich bin froh, dass es einen Lohn gibt auch für alle die vielen, die hier in dieser Zeit betrogen worden sind um ihr Glück. So kann sich alles verwandeln, dass zuletzt die

Ausdruck vom 28.10.2011

Hoffnung auf Gottes Reich heller leuchtet als alles, was hier doch sehr gut und sehr schön war.

Jesus kehrt die Ordnung dieser Zeit um und verwandelt den Lauf der Welt. Wo er ist, kommt das Beste nicht zuerst, sondern am Schluss.

V

Darum will uns das Evangelium heute wieder das Herz auftun, dass wir den Anfang aller Wunder sehen und an Jesus glauben.

Euch, die ihr jung und kräftig seid, will das Evangelium für sich gewinnen. Jesus hat nicht nur denen etwas zu bieten, die gebeugt und gedrückt sind, es ist nicht nur ein Trost für die Kranken und Alten. Nein, sein erstes Wunder hat Jesus an einem Hochzeitsfest getan. Das Evangelium ist eine Kraft, die das Hohe und Starke befreit aus dem, was eigensinnig überspannt ist, so dass wir mit frohen Erwartungen in die Zukunft blicken und einen Tag um den andern unsere Aufgaben angehen können mit einem beharrlichen Mut. Darum aber, liebe junge Gemeindeglieder, ladet auch Jesus und seine Mutter und seine Jünger ein zum Fest eures Lebens. Lasst sie dabei sein von Anfang an, nicht erst, wenn ihr sie nötig habt. Das gibt eurer Freude einen noch tieferen Glanz und macht euer Hoffen und Schaffen noch schöner und reiner. Und wenn ein Mangel auftritt und sich quälend zeigt, wie begrenzt unsere Möglichkeiten sind, dürft ihr gewiss sein: Jesus will sich erbitten lassen. Er wird dem Mangel abhelfen. Er will, dass wir uns wahrhaft freuen können.

Aber auch euch, die ihr älter und alt geworden seid, sagt das Evangelium: Gebt Acht! Wo ist eine Not? Wo müsst ihr Christus bitten, dass er eine Schande abwendet von den Jungen?

Ihr sollt darum nicht euch selber auf die Schultern klopfen und sagen: Wir haben es doch im Grossen und Ganzen gut gemacht. Wir haben die Wirtschaft zum Blühen gebracht, eine tolerante Gesellschaft gebaut, die sozialen Probleme gelöst und unseren Beitrag für ein schönes Gemeindeleben geleistet. Nein, liebe Gemeindeglieder, wir, die wir in der Verantwortung stehen, wollen uns nicht verschliessen in einer Welt, die wir mit unseren Gedanken und Absichten geplant und gemacht haben. Wir wollen nicht vom Feminismus reden und das Leben der Mütter verplanen in einem noch wieder neuen Machbarkeitswahn. Wir wollen von Maria lernen und achten auf das, was hinter den Fassaden geschieht. Wenn wir das nur ein bisschen liebevoll tun, sehen wir, wie viele Menschen aus keinem Über-

Ausdruck vom 28.10.2011

fluss schöpfen und kaum je hochgestimmt in die Zukunft blicken können, an wie manchem Ort die schönen Worte von der Liebe leer und ohne Lebenskraft bleiben. Wenn wir wie Maria die Augen auftun, hilfsbereit da sind und mit der Seele hinter die Kulissen dringen, dann spüren wir mancherorts den Mangel, den kein Mensch zum Guten verwandeln kann.

Da ist es unsere Aufgabe, dass wir uns an Jesus wenden und ihn bitten: Schau! Es fehlt ihnen am Wein. Es fehlt an der wirklichen Lebenslust, es fehlt an wahrhaft fröhlichen Menschen, es fehlt an der Liebe. Schau doch, Jesus, es fehlt ihnen. Bitte, tue etwas.

So dürfen wir bitten, alle, die wir im Alltag hinter die Kulissen sehen. Für unsere Familien, unsere Gemeinden, unsere Stadt und unser Land dürfen wir Jesus bitten mit beharrlicher Geduld. Und diese Bitten haben Kraft, sie gehen ihm zu Herzen. Nicht wenn wir viele Worte machen, sondern wenn wir Anteil nehmen und mithelfen in dem, was es alltäglich zu bewältigen gilt, und aus dieser Tätigkeit heraus unsere Bitte an ihn richten.

VI

Vielleicht antwortet uns Jesus dann auch, wie damals seiner Mutter, mit schroffen Worten: Was ist zwischen uns? Mit welchem Recht bittest du mich?

Damals hat er gesagt: Meine Zeit ist noch nicht da.

Heute sagt er uns vielleicht: Meine Zeit ist nicht mehr da. Ich habe euch und euren Kindern so viel gegeben! Ich habe dieser Stadt und diesem eurem Land viel Gutes getan. Meine Zeit ist nicht mehr da.

Vielleicht redet Jesus hart mit uns. Er hat das Recht dazu. Aber wir wollen wie Maria nicht ablassen, und wollen trotz allem glauben, dass Jesus Besseres tun will, als wir das Recht dazu haben, dass er freundlicher und gnadenreicher sein will, als die Ordnung des Heils das zulassen würde. Wir wollen das glauben und wollen ihn bitten: Verwandle du unser Leben. Mach aus dem, was wir haben, aus unserem Wohlstand, unserer Technik, unserem Wissen, mach daraus am Ende doch etwas noch Besseres, als wir daraus gemacht haben.

So wollen wir Jesus bitten, und wenn er uns dann sagt: Also gut, dann tut dies, und jenes, dann wollen wir ihm gehorchen und wollen seinen Anweisungen nachleben, auch wenn wir ihren Sinn nicht durchschauen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Junge und Alte, Glückliche und Unglückliche, Starke und Gebeugte, alle wollen wir Acht darauf haben, dass Jesus mit uns dabei ist, dass er unsere Freude teilt und unserem Mangel abhilft, wie nur er das tun kann. Amen.

Sonntag, 2. Februar 1997

Ausdruck vom 28.10.2011

3. Sonntag nach Epiphanias

Ihr seid unser Brief

2. Korinther 3,1-6

Lesung	Johannes 4,46-54
Psalm	86
Lied	„Licht, das in die Welt gekommen“

Fangen wir denn abermals an, uns selbst zu empfehlen? Oder brauchen wir, wie gewisse Leute, Empfehlungsbriefe an euch oder von euch?

Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, erkannt und gelesen von allen Menschen!

Ist doch offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, durch unsern Dienst zubereitet, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln, nämlich eure Herzen.

Solches Vertrauen aber haben wir durch Christus zu Gott.

Nicht dass wir tüchtig sind von uns selber, uns etwas zuzurechnen als von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott, der uns auch tüchtig gemacht hat zu Dienern des neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

2. Korinther 3,1-6

I

Liebe Gemeinde!

Ich brauche keinen Empfehlungsbrief, sagt der Apostel, denn Gott hat für mich einen Brief geschrieben, und dieser Brief seid ihr! Die Gemeinde in Korinth ist ein Brief, den Gott verfasst hat, nicht mit Tinte auf Papier, sondern mit seinem Geist auf Herzen aus Fleisch. Gott schreibt einen Brief, und die Buchstaben, Wörter und Sätze in diesem Brief sind Menschen und ihre Lebensgeschichte. Gott führt Menschen durch Glück und Unglück, lässt sie spüren, wie wunderbar gut es ist, ein Menschenkind zu sein, und wie hilflos und voller Angst wir sein können. Und durch all das macht er die Herzen weich und empfänglich und lässt dann, zur rechten Zeit, sein Wort in die bereiteten Herzen dringen und erfüllt sie mit Dankbarkeit, mit

Geduld, mit der Bereitschaft zu tragen, und mit fröhlicher Hoffnung … So formt Gott den Lebensweg seiner Gläubigen und fügt sie zu seiner Gemeinde.

Diese Gemeinde ist sein Brief, den alle lesen können. Alle konnten die Gemeinde in Korinth sehen. Hohe und Niedrige, Glückliche und Zerschlagene waren in ihr vereint; und man konnte sie betrachten und konnte hören, wie sie ihrem Gott das Lob sang und konnte dabei denken: Diese Menschen, ihr Glaube, ihre Hilfsbereitschaft, ihr ohnmächtiges Leiden, das also soll ein Brief sein, den der ewige Gott für uns Menschen geschrieben hat?

Das Erstaunliche ist, liebe Gemeinde, dass dieser Brief wirklich gelesen und verstanden worden ist! Das heisst nicht, dass alle der Meinung waren, es handle sich um einen schönen, lesenswerten Brief, dessen Aussage man sich zu Herzen nehmen müsse. Vielmehr hat man über die ersten Christengemeinden oft gespottet – diese Frauen und Sklaven, die sich einbildeten, dass ein Gott sich ausgerechnet ihnen in besonderer Weise zugewandt habe. Doch haben viele auch mit Respekt und Verwunderung näher hingeschaut und erstaunt konstatiert: „Seht, wie sie sich lieb haben!“

An den christlichen Gemeinden konnte man etwas Ungewöhnliches sehen: Da waren Menschen aus unterschiedlichen Schichten beieinander und teilten miteinander ihren Glauben an Gott. Sie hatten alle ein gleiches Recht vor Gott; und doch herrschte unter ihnen nicht eine öde Gleichmacherei. Sie hatten alle eine letzte Freiheit im Geist; und doch liessen sie in dieser Freiheit nicht ihren Begierden den Lauf. Sie verkehrten geschwisterlich miteinander; und doch gab es Ehrenstellungen, Ordnungen, Zuständigkeiten, sogar Ämter und Titel, die allgemein akzeptiert und gepflegt wurden. „Seht, wie sie sich lieb haben!“, sagte man verwundert.

Ihr seid ein Brief, von Gott mit seinem Geist geschrieben, sagt nun Paulus zu einer dieser Gemeinden. Viele lesen in diesem Brief und beginnen sich zu fragen, werden ärgerlich oder fühlen sich hingezogen … Ein Brief aus lebendigen Menschen, von Gott verfasst!

II

Dieses göttliche Werk hat Konkurrenz bekommen. Falsche, selber ernannte Apostel haben aus ihrem eigenen Geist einen schöneren Brief zu schreiben versucht. Die modernen, sogenannten Aufklärer haben ein altes Bild aus dem Heidentum aufgenommen und haben gesagt: Der Menschen ist von

Ausdruck vom 28.10.2011

Natur aus ein unbeschriebenes Blatt, eine „tabula rasa“. Auf dieses unbeschriebene Blatt wollten sie nun ihren Brief mit den schönen Worten von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen schreiben. Katharina die Grosse, die sinnenfreudige, rücksichtslose Kaiserin Russlands hat in ihrem Briefwechsel mit den französischen Aufklärern festgehalten, was das für die Völker bedeuten musste. „Ihr Philosophen“, schreibt sie, „habt es gut. Euer Medium ist das Papier, und Papier ist geduldig. Ich als Kaiserin muss auf die Haut von Menschen schreiben, und die ist viel empfindlicher.“ In einer unseligen Allianz wollten die Denker und die politischen Machthaber Europas ihre Ideen auf die Haut der Menschen schreiben. Unzählig viele wurden geschunden, weil sie sich nicht einfügen wollten in die Zukunftsvisionen und Fünfjahrespläne der Menschheitsbeglücker.

III

Gott schreibt seinen Brief nicht mit Konzepten und ihren unbarmherzigen Forderungen. Gott schreibt seinen Brief mit seinem Geist, den er in die Herzen der Menschen giesst und in ihnen ein neues Wollen entfacht und eine barmherzige Liebe stark werden lässt.

Dieser Brief Gottes aber – das ist merkwürdig, so merkwürdig, dass diese Aussage in einigen alten Handschriften abgeändert worden ist, steht nicht geschrieben in der Geschichte der Menschheit. Er erscheint weder in der Zeitung noch auf einem archäologischen Grabungsfeld. Nein, der Brief Gottes ist einem Menschen – und ist so Gott – ins Herz geschrieben. „Unser Brief seid ihr“, schreibt Paulus, „geschrieben in unsere Herzen“.

Wer ist dieses so feierlich genannte „wir“? Wem sind die Korinther ins Herz geschrieben? Dem Apostel? Ihm persönlich oder ihm als Amtsträger? Oder auch allen seinen Mitarbeitern, und mit ihnen auch anderen Gläubigen, auch Gott … ? Wie immer die Formulierung genau zu verstehen ist: Stephanus und seine Familie und ihre Bediensteten, Chloë und ihre Leute, Chrispus und Gaius und alle die anderen, die Paulus in seinen Briefen nennt, aber auch die vielen ungenannten Gemeindeglieder, sind zumindest dem Apostel ins Herz geschrieben. Er denkt in seinen Gebeten an sie, er sorgt sich um sie und freut sich an ihnen, und so schreibt Gott seinen Brief – mit den Menschen in Korinth ins Herz des Apostels. Und aus diesem Herzen dringt der Brief in das Herz Gottes, und so stehen die Gemeindeglieder dann aufgezeichnet in dem Buch des Lebens, von dem

Ausdruck vom 28.10.2011

der Prophet zu sagen weiss (Daniel 12,1). Gott selber kennt sie und will freundlich an sie denken, weil der Apostel an sie denkt und ihnen alles zum Guten deutet um Jesu Christi willen.

Steht unser Lebensweg, liebe Gemeinde, steht dein und mein Lebensschicksal aufgeschrieben in einem Herzen, das uns lieb hat und das uns mit seinen Gebeten zu Gott hin trägt um Christi willen?

IV

Wir Pfarrer, liebe Gemeinde, tragen den Ehrentitel: VDM, Verbi Divini Minister. Wir sind Diener am göttlichen Wort. Wir sollen der Gemeinde vorangehen und sollen das Wort der Apostel weitersagen und so unseren Teil dazu beitragen, dass wir alle teilhaben können an dem Dienst des Wortes. Das Wort Gottes soll in unsere Herzen dringen, aber mit ihm auch unsere Nächsten, unsere Kinder, unsere Freunde … Eingebettet in die Gnade Gottes soll das Leben der Menschen, die uns nahe sind, in unser Herz geschrieben stehen, dass wir es mit unserem Gebet und unserer Fürbitte zu Gott tragen und seinem Erbarmen anbefehlen. So wird das Leben zu einem Brief, den der Geist Gottes in unsere Herzen schreibt.

V

Dass wir einander diesen Dienst tun dürfen, liebe Gemeinde, ist eine neue Sache, ein neuer Bund, ein neues Testament – nicht des Buchstabens, betont Paulus, sondern des Geistes. „Denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig."

Das ist ein Wort, das oft zitiert wird, und fast immer falsch. Man redet gern von dem „toten Buchstaben", der nicht viel nützt, und betont dagegen den Geist, der lebendig macht. „Toter Buchstabe" – „lebendiger Geist": Diesen Gegensatz liest man aus den Worten des Apostels Paulus heraus. Doch Paulus sagt ganz offensichtlich nicht, der Buchstabe sei tot. Im Gegenteil: Wer tot ist, kann nicht töten. Der Buchstabe aber tötet. Der Buchstabe lebt, und nur weil er lebt, kann er das tun, was er tun soll, nämlich töten.

Der Buchstabe soll töten. Im ganz Grundlegenden: Der Buchstabe der göttlichen Schrift hält unbarmherzig hart fest: Wer Unrecht tut, kann nicht Gemeinschaft haben mit Gott. Wer aber, liebe Gemeinde, hat schon nur die Zehn Gebote wirklich gehalten? Schon nur diejenigen, die ganz elementar

Ausdruck vom 28.10.2011

das zwischenmenschliche Recht schützen wollen? Nicht ehebrechen, nicht stehlen, nichts Falsches gegen seinen Nächsten reden, nichts begehren, was anderen gehört … Wer hat diese einfachen und guten Gebote wirklich gehalten? Wer das nicht getan hat, sagt der Buchstabe des Gesetzes, ist von Gott verflucht und muss sterben (5. Mose 27,26).

Gott aber will, dass wir nicht nur sterben müssen einmal dann, wenn wir den letzten Atemzug tun. Vorher schon sollen wir sterben. Denn Gott will uns vorher schon zu einem neuen, ewigen Leben erwecken und heiligen. Damit das möglich wird, müssen wir vor unserem leibhaften Tod schon sterben. Unsere betrogene Gier, unsere eingebildete Liebe zu uns selber, müssen absterben.

Das geschieht, wenn wir den Worten der Bibel Glauben schenken. Denn im Alten Testament lesen wir von den Helden des Glaubens, Abraham, Mose, David und anderen grossen Persönlichkeiten. Aber der Buchstabe des Gesetzes hält die traurige Wahrheit fest, dass sie alle nicht schuldlos geblieben sind, sondern nach dem Buchstaben des Gesetzes den Tod verdient hatten (2. Samuel 12,5). So tötet uns der Buchstabe der Bibel. Er zerstört alles Selbstgerechte und beugt auch allen christlichen Hochmut in den Staub.

Auf vielerlei Weise muss der Buchstabe dieses Werk tun. Mir persönlich (und das ist vielleicht bezeichnend für meine Generation) ist es so gegangen, dass ich in der Bibel gerne schöne Wörter für ein romantisches Naturerlebnis, für ein gutes Gemeinschaftsgefühl oder eine gerechte Gesellschaftsordnung gefunden hätte. Es gibt sie nicht, so wie ich sie gerne gefunden hätte. Schliesslich ist dieser mein Wunsch abgestorben, und ich habe gelernt, die Natur und die Menschen und ihre Gemeinschaft nüchterner zu sehen und ganz darauf zu hoffen, dass Gott uns Menschen endlich aus der Sünde erlösen und die Kreaturen von der Knechtschaft der Vergänglichkeit frei machen wird (Römer 8,21).

VI

So ist der Buchstabe der biblischen Schriften lebendig. Er beugt unser Denken und tötet schon jetzt das falsche Begehren. So bereitet er das Feld für den Geist. Wenn wir hilflos und ohne eigenes Können dastehen, kommt der Geist und bringt die Botschaft von dem, was Gott tun kann und tun will. Und diese Botschaft macht uns lebendig. Sie sagt uns: Jesus will dir deine Schuld vergeben. Er verspricht dir, dass du mit ihm leben sollst. Im

Ausdruck vom 28.10.2011

Vertrauen auf ihn darfst du tun und leiden, was dein Teil ist. Jesus ruft dich in seine Nachfolge, so dass aus deinem Beruf eine Berufung wird. Er segnet die Gemeinschaft der Ehe und Familie, so dass in der Lust und im Leid das Geheimnis seiner Liebe aufleuchtet. Sein Geist lehrt dich beten, seufzen und loben, so dass du Gutes und Böses vor Gott bringen kannst. So fügt er dein Leben in die Gemeinschaft des Glaubens und schreibt damit weiter an seinem Brief.

Auch heute sollen die Menschen hier oder dort eine Christengemeinde sehen, sollen sich wundern, wie frei von allem Standesdünkel und mit einer wie hohen Achtung sich ihre Glieder begegnen, weil sie alle das strahlend helle Rätsel der biblischen Botschaft herausfordert und in Bann zieht und zur Hingabe ihres Lebens bereit macht: „Seht, wie sie einander lieb haben!“

Nicht in pfarramtlichen Erfolgsmeldungen oder in kirchenleitenden PR-Konzepten, sondern in den Herzen der Glaubensboten stehen diese Gemeinden geschrieben als ein Brief, nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist Gottes verfasst. Mögen auch wir, du und ich, ein paar Zeilen füllen dürfen in diesem Brief. Möge auch unser Name aufgezeichnet sein in einem Herzen, das uns zurechnet, was Jesus Christus für uns getan hat, ein Herz, das uns darum treu und beständig lieb haben kann – um Jesu Christi willen! Amen.

Sonntag, 25. Januar 2004

Ausdruck vom 28.10.2011

4. Sonntag nach Epiphanias

Die zum Herrn riefen in ihrer Not

Psalm 107,1-32

Lesungen	Markus 4,35-41
	2. Korinther 1,8-11
Lied	„Jesu, meine Freude“

Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.
So sollen sagen, die erlöst sind durch den Herrn,
die er aus der Not erlöst hat,
die er aus den Ländern zusammengebracht hat
von Osten und Westen, von Norden und Süden.

Die irregingen in der Wüste, auf ungebahntem Wege,
und fanden keine Stadt, in der sie wohnen konnten,
die hungrig und durstig waren und deren Seele verschmachtete,
DIE DANN ZUM HERRN RIEFEN IN IHRER NOT,
UND ER ERRETTETE SIE AUS IHREN ÄNGSTEN
und führte sie den richtigen Weg,
dass sie kamen zur Stadt, in der sie wohnen konnten:
DIE SOLLEN DEM HERRN DANKEN FÜR SEINE GÜTE
UND FÜR SEINE WUNDER,
DIE ER AN DEN MENSCHENKINDERN TUT,
dass er sättigt die durstige Seele und die Hungrigen füllt mit Gutem.

Die da sitzen mussten in Finsternis und Dunkel,
gefangen in Zwang und Eisen,
weil sie Gottes Geboten ungehorsam waren
und den Ratschluss des Höchsten verachtet hatten,
so dass er ihr Herz durch Unglück beugte
und sie dalagen und ihnen niemand half,
DIE DANN ZUM HERRN RIEFEN IN IHRER NOT,
UND ER HALF IHNEN AUS IHREN ÄNGSTEN
und führte sie aus Finsternis und Dunkel und zerriss ihre Bande:
DIE SOLLEN DEM HERRN DANKEN FÜR SEINE GÜTE
UND FÜR SEINE WUNDER,

DIE ER AN DEN MENSCHENKINDERN TUT,
dass er zerbricht eherne Türen und zerschlägt eiserne Riegel.

Die Toren, die geplagt waren um ihrer Übertretung
und um ihrer Sünde willen,
dass ihnen ekelte vor aller Speise und sie todkrank wurden.
DIE DANN ZUM HERRN RIEFEN IN IHRER NOT,
UND ER HALF IHNEN AUS IHREN ÄNGSTEN,
er sandte sein Wort und machte sie gesund
und errettete sie, dass sie nicht starben:
DIE SOLLEN DEM HERRN DANKEN FÜR SEINE GÜTE
UND FÜR SEINE WUNDER,
DIE ER AN DEN MENSCHENKINDERN TUT,
und sollen Dank opfern und seine Werke erzählen mit Freuden.

Die mit Schiffen auf dem Meere fuhren
und trieben ihren Handel auf grossen Wassern,
die des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder auf dem Meer,
wenn er sprach und einen Sturmwind erregte, der die Wellen erhob,
und sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund sanken,
dass ihre Seele vor Angst verzagte,
dass sie taumelten und wankten wie ein Trunkener
und wussten keinen Rat mehr,
DIE DANN ZUM HERRN SCHRIEN IN IHRER NOT,
UND ER FÜHRTE SIE AUS IHREN ÄNGSTEN
und stillte das Ungewitter, dass die Wellen sich legten
und sie froh wurden, dass es still geworden war
und er sie zum erwünschten Lande brachte:
DIE SOLLEN DEM HERRN DANKEN FÜR SEINE GÜTE
UND FÜR SEINE WUNDER,
DIE ER AN DEN MENSCHENKINDERN TUT,
und ihn in der Gemeinde preisen und bei den Alten rühmen.

Psalm 107,1-32

I

Liebe Gemeinde!
Aus der alltäglichen Erfahrung wissen wir etwas davon: Es ist schön, wenn es uns gut geht, wenn wir gesund sind und uns nichts fehlt. Aber unver-

Ausdruck vom 28.10.2011

gleichlich viel mehr ist es, wenn wir in bedrängenden Nöten waren – und dann sind wir erlöst, dürfen aufatmen und uns freuen! Es ist gut, wenn wir glücklich sind und das Leben geniessen können. Aber etwas anderes, viel Kostbareres ist es, wenn wir traurig waren, und dann sind wir getröstet, wenn die Schmerzen der Dankbarkeit und einem frischen Lebensmut Platz machen!

Diesen Weg will Gott uns führen. Er will uns mehr geben als nur ein Glück. Er will, dass wir getröstet werden und verwundert uns darüber freuen, dass er uns erlöst hat. Wir sollen ihn loben für seine Wunder, die so viel mehr sind, als was wir in unseren besten Lebenstagen festhalten konnten.

II

Der Psalm 107 sagt das mit vier Strophen, die durch einen viermaligen Refrain unterteilt und verbunden sind: „Die sollen dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut".

Zum Gotteslob, scheint es, findet niemand, dem es beständig nur gut geht. Niemand freut sich über den Gott der Bibel, weil er als Wunschkind geboren worden ist und dann immerzu geliebt und umsorgt sich zu einem glücklichen Selbstbewusstsein entfalten kann. Der Psalm 107 jedenfalls weiss nichts zu sagen von Menschen, die in einer aufsteigenden Linie den Weg vom Guten zum noch Besseren gehen. Es ist niemand, der Gott lobt, weil ihm eine gute soziale Stellung in die Wiege gelegt und bis zum Grab erhalten worden ist. Alle, die Gott loben, tun es, weil sie aus einer Not erlöst, aus der Angst befreit worden sind.

Der Psalm 107 entfaltet das an Hand von vier unterschiedlichen Situationen. Zum einen redet er Menschen an, die sich in einer Wüste verirrt haben, und die fern von aller menschlichen Fürsorge durch eine feindliche Landschaft gehen. Man denkt an das Volk Israel, das auf seiner langen Wanderung durch die Wüste eine ganze Generation in das staubige Grab legen musste (4. Mose 14,26-35).

Dann redet der Psalm zu Menschen, die in einem kalten Verliess gedemütigt werden. Es sind Menschen, denen die Schande und Scham im Herzen brennt. Sie wissen, dass sie selber mitschuldig sind an dem harten Schicksal. Man denkt an Josef: Hochmütig hat er seine Brüder herausgefordert. Dann lag er im ägyptischen Gefängnis, von allen vergessen (1. Mose 37,1-11 und 40,23).

Ausdruck vom 28.10.2011

Als nächstes redet der Psalm Menschen an, die derart krank sind, dass sie nichts mehr essen mögen. Auch liebevoll und kunstreich zubereitete Speisen wecken keine Lust in ihnen, nur Ekel. Wir denken an den König Hiskia, der sich auf seinem Krankenlager zur Wand gedreht und gemeint hat, jetzt könne er nur noch auf seinen Tod warten (Jesaja 38,1-3).

Schliesslich spricht der Psalm zu Menschen, die mit Schiffen über das Meer fahren und Handel treiben. Auf den dunklen Fluten des Meeres erfahren sie, wie wechselhaft das Wetter, wie übermächtig der Wind und die Sturmwellen sind. Unheimlich, kalt und dunkel liegen die Wasser unter ihnen. So sind Paulus und seine Leidensgenossen in den Winterwinden über das Mittelmeer gefahren und hatten alle Hoffnung auf Rettung verloren (Apostelgeschichte 27,20).

In diesen unterschiedlichen Situationen, wiederholt sich das Eine: Die Menschen geraten in übergrosse Bedrängnis, sie verzweifeln – und Gott hilft ihnen! Er hilft ihnen heraus, so dass sie erlöst ihm danken. Das ist der Refrain im biblischen Gotteslob: Der Jubel über die Erlösung aus der Not.

Liebe Gemeinde, durchgehend scheint das der Wille Gottes zu sein, so wie er sich in der Bibel zu erkennen gibt. Nicht die Gesunden brauchen einen Arzt, sagt Jesus, sondern die Kranken. Er selber ist gekommen, nicht um die Gerechten noch gerechter, sondern um die Sünder, die verloren sind in ihrer Sünde, selig zu machen (Markus 2,17). „Ich elender Mensch“, ruft der Apostel Paulus verzweifelt, nachdem er beschrieben hat, wie das Gesetz heilig und gut ist, und wie er selber an diesem Gesetz nur feststellen kann, dass er das Gute zwar will, aber nicht tut: „Ich elender Mensch! Wer wird mich erretten aus diesem Leib des Todes?“ Dann erst gibt Paulus sich selber die Antwort auf seine verzweifelte Frage: „Dank sei Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn!“ (Römer 7,24.25).

III

Liebe Gemeinde!

Äusserlich gesehen ist der Psalm 107 weit weg von uns modernen Menschen. In unseren westlichen Ländern haben die letzten Generationen einen Wohlstand aufgebaut, wie ihn die Welt wohl noch nie gesehen hat, derart reich, und vor allem derart breit verteilt. Die Leistung, die unsere Eltern und Grosseltern in der Gemeinschaft der demokratischen Völker erbracht haben, ist weltgeschichtlich beispiellos. Wir können uns nicht genug wundern darüber, dass dieses Werk gelungen ist, und dass es so lange so solide

Ausdruck vom 28.10.2011

Bestand gehabt hat, ja, dass dieser Wohlstand allem Anschein nach noch weiter zunimmt und auch anderen, bislang armen Völkern zu Teil wird.

Zwar gibt es Risse im Gebälk der Wohlstandsgesellschaft. Weltweit schreckt die AIDS-Epidemie. In unserem kleinen Land zeigen sich Unredlichkeiten. Viele von uns haben Pensionskassengelder verloren. In der Krankenpflege steigen die Kosten ins Masslose, so dass wir uns fragen, wer einmal dann unsere Pflege bezahlen wird. All das muss uns Sorgen bereiten. Aber wenn wir nüchtern zurückdenken: Auch vor 30 Jahren schon gab es eindringlich warnende Stimmen. Damals hat der Club of Rome uns junge Menschen aufgeschreckt. In 30 Jahren, sagte man uns (und wir glaubten es), gebe es kein Kupfer und kein Erdöl mehr. Doch mit einem unerschöpflichen Fleiss und Einfallsreichtum haben die Verantwortlichen die Krisen gemeistert. Aus jeder Gefahr ist der allgemeine Wohlstand nur umso grösser hervorgegangen.

Darum ist es nicht weiter erstaunlich, dass im Laufe dieser jahrelangen Entwicklung der Glaube an den Gott der Bibel immer randständiger geworden ist. Ja, statt dass der Gottesglaube hinaus ins Leben wirkt, greifen die Ansprüche der Wohlstandsgesellschaft in das Innerste der Kirchen. Erfolg haben Gemeinden, die ihren Gliedern einen für die verschiedenen Altersstufen perfekt ausgefächerten Service bieten. Das Gotteslob hat die Tiefe und Kraft der Psalmen abgestreift und gibt sich dem Begehren nach Erlebnissen und Gefühlen hin. Die Gottesfurcht hat einem Matsch von frömmlerischen Gefühlen Platz gemacht. Das ist nicht erstaunlich. Es muss so geschehen, wenn die Bibel die Wahrheit sagt. Der Glaube muss seine bindende Kraft verlieren, die Klarheit des Gottvertrauens muss unter einer dicken Staubschicht verdeckt werden, wenn so viele Menschen eine so lange Zeit des Wohlergehens erleben. Denn der Psalm sagt: Gott empfängt Lob, nicht weil er das Gute noch besser macht und die Angst gar nicht aufkommen lässt. Gottes Güte zeigt sich, wenn er aus der Not errettet, wenn er nach der Angst wieder tröstet. Für die Reichen aber, hat Jesus gesagt, ist es unsäglich schwer, in das Reich Gottes zu kommen (Markus 10,24).

IV

Das zeigt sich auch, liebe Gemeinde, wenn wir hier in der Kirche rund um uns schauen und darauf achten, was für Menschen wir hier beieinander sind. Die wenigsten von uns sind hier, weil sie das Schöne in ihrem Leben noch schöner machen möchten. Die meisten haben ihre Not, haben diesen

Ausdruck vom 28.10.2011

oder jenen schmerzlichen Bruch erlebt: Eine Niederlage, einen Verlust, eine Schande. Unruhe und Angst haben uns aufgeschlossen für das, was Gott und nur er geben kann.

Verborgen unter dem breiten Wohlstand gibt es auch bei uns manche lähmende Not, manches Leid, das umso schwerer wird, weil es an den Rand der Gemeinschaft gedrängt wird und keine Achtung mehr findet in dem allgemeinen Reden und Empfinden.

Alle aber sehen wir vor uns eine letzte Not, vor der uns manchmal die Unruhe ergreift: Wir müssen einmal fort aus dieser Welt, in das Unbekannte des Todes. Was wird da sein?

Wenn Gott endlich dann diese letzte Angst auflöst, liebe Gemeinde, wenn er uns von den kalten Banden des Todes freimacht und wir ihn sehen dürfen, wie er ist – da werden wir wahrhaftig verwundert ihn loben und werden uns dankbar eingliedern in die Schar derer, die ihn preisen für die Wunder, die er an den Menschenkindern tut (1. Johannes 3,2).

V

Bis dahin aber müssen wir nüchtern sein. Was unsere Situation im Grossen, die momentane Lage unserer Kultur und Kirche anbelangt, müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass wir die Nöte erfolgreich an den Rand gedrängt und gelernt haben, uns selber zu helfen. Darum ist unser Gotteslob abstrakter und schwebender, und unser Glaube ist dünner und blutärmer geworden.

Doch jede Zeit hat ihre besondere Aufgabe, auch unsere. Wir leben äusserlich ohne grosse Not. Trotzdem, ohne äusseren Grund, glauben wir an den einen Gott, der aus der Not errettet. Das ist unsere Aufgabe, die in anderer Weise schwer ist als die Aufgaben früherer Generationen. Den Glauben festhalten, ihm treu bleiben, auch wenn wir persönlich keinen dringenden Grund dafür haben: Das ist unser Teil, und auch das hat seinen Wert bei Gott. Es ist das, was er von uns erwartet.

Denn das ist nun einmal der Weg, den der Gott der Bibel für sich erwählt hat: Er tut Wunder. Er kann auch uns erretten. Aus der Not von einem Wohlstand, der die Liebe dünner und dünner macht, kann er uns zu einer lebendigen Hoffnung erwecken. Der Psalm leistet das Seine dazu: Er tut uns die Augen und das Herz auf, so dass wir die vielfältigen Nöte dieser Welt sehen und mit allen bedrängten Menschen hier und dort sagen und singen, wie Gott seine Hilfe schenkt all denen, die sich nicht selber helfen

Ausdruck vom 28.10.2011

können. „Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich“.
Amen.

Sonntag, 14. Juli 2002

5. Sonntag nach Epiphanias

An die berufenen Heiligen

1. Korinther 1,1-9

Lesung	Matthäus 5,43-48
Psalm	37
Lied	„Die Kirche steht gegründet“

Paulus, berufen zum Apostel Christi Jesu durch den Willen Gottes, und Sosthenes, unser Bruder, an die Gemeinde Gottes in Korinth, an die Geheiligten in Christus Jesus, die berufenen Heiligen samt allen, die den Namen unsres Herrn Jesus Christus anrufen an jedem Ort, bei ihnen und bei uns:

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus!

Ich danke meinem Gott allezeit euretwegen für die Gnade Gottes, die euch gegeben ist in Christus Jesus, dass ihr durch ihn in allen Stücken reich gemacht seid, in aller Lehre und in aller Erkenntnis.

Denn die Predigt von Christus ist in euch kräftig geworden, sodass ihr keinen Mangel habt an irgendeiner Gabe und wartet nur auf die Offenbarung unseres Herrn Jesus Christus.

Der wird euch auch fest erhalten bis ans Ende, dass ihr untadelig seid am Tag unseres Herrn Jesus Christus.

Denn Gott ist treu, durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesus Christus, unseres Herrn.

1. Korinther 1,1-9

I

Liebe Gemeinde!

Ihr seid berufen zur Gemeinschaft mit dem Sohn Gottes, schreibt der Apostel. „Gemeinschaft“ ist ein Wort, das gern gebraucht wird und Hoffnungen weckt. Viele möchten nicht einsame In-dividuen sein. Sie möchten teilen und sich gegenseitig bereichern und stützen und tragen. Gemeinschaft!

Dazu sind die Gläubigen berufen, schreibt Paulus, und führt im weiteren Verlauf der beiden Korintherbriefe aus, worin diese Gemeinschaft besteht. Sie ist bescheidener, als viele sich denken. Im 1. Korintherbrief

kommt Paulus im 10. Kapitel expressis verbis auf dieses Anliegen zu sprechen und schreibt: Die Gemeinschaft mit dem Sohn Gottes besteht darin, dass ihr vom Brot des Abendmahls esst und aus dem Kelch trinkt (1. Korinther 10,16). Und im 2. Korintherbrief geht es zwei Kapitel lang ausdrücklich um das Thema der Gemeinschaft. Dort ist (Kapitel 8 und 9) davon die Rede, dass die Gemeinde Gemeinschaft mit anderen, besonders mit der Jerusalemer Gemeinde hat, dadurch, dass sie für sie Geld sammelt. Brot und Wein im Abendmahl, und das Kollektengeld: Darin ist für den Apostel die Gemeinschaft des Glaubens greifbar und substanziell. Diese Gemeinschaft besteht also nicht darin, dass wir liebevolle Gefühle füreinander haben und gut miteinander reden können, oder dass wir zu einer schlagkräftigen Gruppe von Gleichgesinnten werden. Viel unscheinbarer, äusserlicher, ist die Gemeinschaft mit dem Sohn Gottes gegeben durch das Brot und den Kelch und durch das gesammelte Geld.

Diese Gemeinschaft hat aber Konsequenzen, die tief in unser Innerstes greifen. Paulus reisst viel davon auf in den einleitenden Worten seines Briefes. Ich möchte für uns heute drei Dimensionen davon aufnehmen.

II

Zum einen (darauf gehe ich am ausführlichsten ein) nennt Paulus die Gemeindeglieder in Korinth „die berufenen Heiligen“. Sie sind, wie er schreibt, in Christus „geheiligt“.

„Heiligen“ heisst in der Bibel nicht, dass ein Mensch oder eine Sache zusätzliche Qualitäten bekommt, ausgerüstet wird mit Kräften, die andere nicht haben. Es heisst schlichter, dass Menschen oder Dinge ausgesondert, abgetrennt und ausgegrenzt sind, abseits vom Gewöhnlichen stehen. „Heilig“ ist, was vom Übrigen getrennt einen besonderen Raum beansprucht. Im alttestamentlichen Gottesdienst war das besonders anschaulich. Da gab es den Tempel, seinen Vorhof, sein Inneres und – hinter dem Vorhang – sein Allerinnerstes. Es war präzise vorgeschrieben, wer wann welchen Raum betreten durfte und wer nicht, welche Geräte man wann benutzen sollte etc. Eine besondere Sphäre für besondere Anlässe, geheiligt. So etwas gibt es in fast in allen Religionen: einen Unterschied zwischen dem, was alltäglich und dem anderen, was herausragend und besonderen Zeiten und Handlungen vorbehalten ist. Auch für uns ist es doch so, liebe Gemeinde, dass wir irgendwie das Empfinden haben, ein Kirchenraum wie der des

Ausdruck vom 28.10.2011

Münsters sei geheiligt, müsse abgesondert sein vom Alltäglichen und dürfe nicht irgend etwas Raum bieten.

Wer die Bibel besser kennt, weiss aber: Im Neuen Testament gibt es diese Unterscheidung zwischen „heilig“ und „weltlich“ nicht mehr auf so anschauliche Weise. Als Jesus am Kreuz auf Golgatha zerrissen worden ist von den Schmerzen, ist auch der Vorhang im Tempel zerrissen, und das Allerheiligste ist für alle aufgestossen worden (Matthäus 27,51). Die „Heiligen“, das ist die Pointe in den Briefen der Apostel, sind nicht Menschen, die sich durch höhere Eigenschaften und Fähigkeiten auszeichnen. Die Heiligen sind gewöhnliche Menschen wie Hinz und Kunz, wie du und ich, und diese Menschen sind geheiligt nicht nur am Sonntag, sondern Tag für Tag, gerade auch wenn sie niedrige, schmutzige, scheinbar ehrlose Arbeiten verrichten in den Putzequipen auf unseren Strassen, im statistischen Amt, im Service in unseren Restaurants usw. Die Heiligen sind nach den Worten des Neuen Testaments geheiligt in Christus Jesus – nicht weil sie besonders religiös und mit einer höheren Qualität versehen sind, sondern weil sie zur Gemeinschaft mit Jesus Christus berufen sind. Das wird sichtbar und greifbar dadurch, dass sie Anteil haben an dem Brot, das wir in seinem Namen brechen, und an dem Kelch, für den wir in seinem Namen danken. „Alles wird geheiligt durch das Wort Gottes und das Gebet“, heisst es programmatisch im 1. Timotheusbrief (4,2).

Durch Jesus Christus hat sich das Heilige in den Alltag der Menschen verschenkt. Das heisst nicht, dass jetzt einfach alle Grenzen fallen und alles Menschliche heilig ist. Paulus schreibt ja: Ihr seid geheiligt *worden*. Das Wort und das Gebet machen ein Leben heilig. Wo dieses Wort nicht laut wird, wo kein Gebet zum Himmel steigt, geschieht nichts. Da bleibt das Leben, was es in sich ist, ein Ineinander von geschöpflich Gutem und sündhaft Verdrehtem.

III

Nach dem Willen Gottes aber soll es eine Gemeinschaft geben, die abgesondert, etwas Besonderes ist. Auch wir hier sollen in dieser Weise anders, besonders sein.

Das ist gefährlich und ärgerlich. Aber die Gefahren überwindet man nicht dadurch, dass man sie verleugnet und ihre Ursachen zu verdrängen versucht. Wenn wir die neutestamentliche Provokation wegschieben und grenzenlos das gesamte menschliche Leben als heilig erklären, wird das

Ausdruck vom 28.10.2011

zu einer blossen Deklamation, die am Leben vorbeigreift. In den humanistischen Beschwörungsformeln unserer Tage gilt zwar das menschliche Leben als heilig und unantastbar. Aber faktisch wird es in der medizinischen Forschung bald einmal zum Experimentiermaterial für den Ehrgeiz der Spezialisten; die Armen werden zu „Sozialfällen", die man „verwaltet"; und die künstlerischen Leistungen dienen einem Markt, der dem Bedürfnis dient, dass die Vermögenden sich abheben können von der Masse, die diese Kunst weder versteht noch sie bezahlen könnte …

In den Briefen des Neuen Testamentes ist deutlich gesagt, dass Menschen abgesondert und dadurch „geheiligt" werden sollen. Das Besondere an dieser Heiligung ist, dass die abgegrenzte Gemeinschaft sich aus ihrem Allerinnersten auftut, ja, dass für sie die Grenzen dazu da sind, damit die Gemeinschaft geschützt und erbaut wird und so die Kraft findet, diese Grenzen auf eine heilbringende Weise zu überschreiten.

Lange Zeit hat man bei uns schulmässig brav davon geredet, dass es keine Grenzen geben darf, dass niemand sich absondern soll, dass alle für alles offen bleiben müssen. Während man aber so geredet hat, sind untergründig umso massiver Grenzen gezogen worden; zwar scheinbar ganz flauschig weich … Doch gerade diese weichen Grenzen sind kaum zu durchbrechen. Wer will schon antreten gegen Watte und Schaum? Hinter der Kulisse einer scheinbar allumfassenden Offenheit haben sich die Menschen zurückgezogen in die Privatsphäre der persönlichen Liebhabereien, und die Not, fähige Menschen für eine allgemeine Aufgabe zu finden, wird immer grösser. Wir sind deklamatorisch offen für Menschen aus allen Kulturen. Aber wir haben je länger, je weniger die Kraft, uns auch nur um unsere fremden Nachbarn zu kümmern.

IV

Paulus sagt seiner Gemeinde: Ihr sollt geheiligt, ihr sollt abgesondert, eine besondere Gemeinschaft sein! Aus dieser abgesonderten Gemeinschaft aber soll eine Liebe fliessen, wie es sie sonst nicht gibt, so unerschöpflich, real und erfüllt von einer beharrlichen Sorge um die Nahen und Fernen. Noch mehr: Jesus hat seinen Jüngern gesagt: Ihr sollt nüchtern damit rechnen, dass es nicht alle gut mit euch meinen. Ihr habt Feinde. Die tun euch übel. Aber diese Feinde sollt ihr nicht hassen. Ihr sollt sie lieben und für sie beten (Matthäus 5,43-48).

Ausdruck vom 28.10.2011

Aus solchen Worten, liebe Gemeinde, ist ein religionsgeschichtlich einzigartiges Phänomen erwachsen. In allen Kirchen rund um den Erdkreis wird Tag für Tag für alle Menschen auf der weiten Welt gebetet. Jede Gemeinde, und wenn sie noch so selbstgefällig ist, weiss, dass sie nicht nur für sich selber beten darf, wenn sie von Gott gehört werden möchte, dass sie nicht nur an das eigene Land und die eigene Familie denken darf, wenn sie im Namen Jesu Christi betet. Seit die Kirche ihren Weg durch die Länder und Zeiten nimmt, gibt es die allgemeine Fürbitte. So lebt im Kreis der Gläubigen eine Anteilnahme weit über ihre Grenzen hinaus. Die allgemeinen Menschenrechte sind kulturgeschichtlich aus der allgemeinen Fürbitte der christlichen Kirche gewachsen, und ohne sie sinken sie hinab in den Staub der vielen Deklamationen, mit denen die Mächtigen ihre Interessen kaschieren. Denn, nochmals: die Grenzen der Kirche dienen dem Ziel, dass aus ihnen heraus eine echte Anteilnahme in das Geschick der Menschen und Völker zu greifen vermag.

Das gilt es für uns wieder neu zu entdecken: Dass wir die Grenzen nicht auflösen, das Besondere nicht nivellieren, die Unterschiede nicht verwischen, sondern pflegen! Dies mit dem Ziel, dass unsere Liebe wieder Kraft gewinnt und mit Geduld und Hoffnung dem Lebensalltag eine gute Gestalt geben kann. Es ist nun einmal so, und wir sollen diesen äusserlichen Unterschied ernst nehmen: Bestimmte Menschen haben gegessen vom Brot des Abendmahls und getrunken aus dem Kelch, andere nicht. Das macht einen Unterschied. Nicht, dass diejenigen, die das tun, moralisch zuverlässiger und geistig heller wären. Oft ist das Gegenteil der Fall. Aber Jesus, mit dem wir auf diese Weise Gemeinschaft haben – er ist moralisch besser und geistig wacher als wir alle. Und es steht jedem frei, die äussere Gemeinschaft mit ihm aufzunehmen durch das Abendmahl und die kirchlichen Kollektengelder.

Das war das erste, das es heute herauszustellen galt: Die Gemeinschaft mit Christus macht uns heilig.

V

Dazu gehören zwei andere Dimensionen.

In allem seid ihr reich geworden, schreibt Paulus den Korinthern, nämlich „in der Lehre und in der Erkenntnis“ (wörtlich „im Wort“, „im Logos“ und in der Erkenntnis). Zum Leben einer Gemeinde gehört beides: Dass unter ihr eine bestimmte Lehre, um es provozierend zu sagen, ein „Dogma“

Ausdruck vom 28.10.2011

bekannt und bedacht wird, eine lehrhafte Vorgabe, die den Gedanken Inhalt und Widerstand und Wegleitung bietet und so das Suchen und Fragen lenkt und nährt. Aber dieses Äussere darf nicht äusserlich bleiben, kein blosser Schulstoff, keine Form, an die man sich formell hält. Die Lehre will innerlich angeeignet werden, will eine persönliche Erkenntnis schenken. Das geschieht bei den unterschiedlichen Gemeindegliedern auf unterschiedliche Weise. Die Gaben sind vielfältig und verschieden. Aber alle sollen ihre Erkenntnisse finden. So wird die Gemeinschaft des Glaubens erfüllt von einem gewaltigen Reichtum an je persönlichen Erfahrungen und Einsichten. In aller Lehre und aller Erkenntnis seid ihr reich, schreibt Paulus.

VI

Das dritte: Die Predigt ist in euch kräftig geworden, schreibt Paulus, und jetzt wartet ihr auf die Offenbarung unseres Herrn. Festigkeit, bewahrende Kraft, Standhaftigkeit, Beharrungsvermögen … das gehört zum Leben der Gemeinde. Zwei Verse weiter heisst es in der anderen Blickrichtung: Er (Christus) wird euch „fest erhalten“, er wird euch bewahren an dem Ort, an dem er euch haben will. Gleichzeitig schreibt Paulus: Ihr wartet auf die Offenbarung unseres Herrn Jesus Christus. Luther gibt mit seiner Übersetzung den Apostelworten eine Wendung, die nicht ganz richtig ist. Ihr wartet „nur“, schreibt er. Dieses Wörtlein „nur“ steht nicht im griechischen Text. Ihr wartet, heisst es, und damit sagt Paulus: Ihr seid nicht fertig. Ihr könnt nicht zufrieden sein mit dem, was ihr habt und seid. Eben das, liebe Gemeinde, gehört zu der Festigkeit des Glaubens, wenn sie kein selbstgerechter Fundamentalismus sondern die Kraft des Glaubens ist.

Eine Gemeinde kann und darf sich reich erfüllt wissen, sie darf dankbar sein über das, was sie hat, und darf beharren und fest bleiben in dem, was ihr von Gott gegeben ist. Doch wird sie lebendig und stark, wenn sie gleichzeitig immer noch wartet, wenn es für sie ganz klar ist, dass der Zustand, in dem wir leben, nicht die Erfüllung, nicht der schützenswerte Zustand der vollen Gottesgemeinschaft ist. Wir leben grundsätzlich in einem Zustand der Verlassenheit und des Mangels. Wir warten. Jesus Christus ist nicht sichtbar da. Das merken wir an allen Ecken und Enden. Wir spüren, wie uns Jesus fehlt, was alles Unrechtes geschieht, weil er nicht eingreift. Wir werden enttäuscht, auch von uns selber, merken, dass Falsches bis in das Innerste unserer Gemeinden dringt. Wir leben nicht in einem Zustand, der es wert ist, dass er auf ewig so ist und bleibt, wie er ist. Wir warten

Ausdruck vom 28.10.2011

und sehnen uns danach, dass es sich endlich ändert, zum endgültig, zum ewig Guten hin! Wir beten: Dein Reich komme! Wir warten darauf, dass Christus sich offenbart und dass er sichtbar macht, wie er einem jedem Menschen zu seinem Recht und seiner Ehre verhilft; oder aber seine ewige Schande offenbart. Darauf hin halten wir uns im Innersten offen.

Paulus verspricht uns: Gott wird es tun. Er hat die Kraft und hat den Willen dazu. „Treu ist Gott, durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesus Christus, unseres Herrn."
Amen.

Sonntag, 19. Juni 2005

Ausdruck vom 28.10.2011

Letzter Sonntag nach Epiphanias

Er wurde verklärt vor ihnen

Matthäus 16,28-17,9

Lesung	1. Petrus 3,3-13
Psalm	97
Lied	„Jesus lebt, mit ihm auch ich!“

Wahrlich, ich sage euch: Es stehen einige hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis sie den Menschensohn kommen sehen in seinem Reich.

Und nach sechs Tagen nahm Jesus mit sich Petrus und Jakobus und Johannes, dessen Bruder, und führte sie allein auf einen hohen Berg. Und er wurde verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiss wie das Licht. Und siehe, da erschienen ihnen Mose und Elia; die redeten mit ihm. Petrus aber fing an und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein! Willst du, so will ich hier drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine und Elia eine.

Als er noch so redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören! Als das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und erschraken sehr. Jesus aber trat zu ihnen, rührte sie an und sprach: Steht auf und fürchtet euch nicht! Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein.

Und als sie vom Berge hinabgingen, gebot ihnen Jesus und sprach: Ihr sollt von dieser Erscheinung niemandem sagen, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden ist.

Matthäus 16,28-17,9

I

Liebe Gemeinde!

Die Einteilung der biblischen Bücher in unterschiedliche Kapitel ist erst im Mittelalter vorgenommen worden. In aller Regel ist diese Einteilung hilfreich. Aber manchmal werden dadurch Dinge auseinander gerissen, die zusammengehören. Das ist besonders schwerwiegend im Hinblick auf das, was Matthäus von dem Geschehen auf dem Berg der Verklärung berichtet.

Dieses Ereignis steht einzigartig da, verglichen mit allem anderen, das die Evangelien erzählen. Dementsprechend sorgfältig hat Jesus seine Jünger auf dieses aussergewöhnliche Geschehen vorbereitet. Er hatte ihnen sechs Tage vorher feierlich gesagt: „Es stehen einige hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis sie den Menschensohn kommen sehen in seinem Reich." Weil diese Worte in unseren Bibeln am Ende des 16. Kapitels stehen, bringt man sie kaum mit den folgenden in Verbindung. Aber im Kreis der Jünger müssen diese Worte eine grosse Spannung ausgelöst haben. Die Vorhersage, dass einige nicht sterben sollen, bis sie sehen, wie der Menschensohn, wie Jesus mit Macht erscheint, hat gewiss eine Fülle von angespannten Fragen provoziert: Wann? – Was? – Wie wird es geschehen? Und wer – wer sind die Auserwählten, die das miterleben werden . . . ? Warum nicht wir alle?

Sechs Tage später ist es soweit. Jesus nimmt Petrus und die beiden Brüder Jakobus und Johannes mit sich, sie allein, wie es betont heisst. Und oben in der Einsamkeit auf dem Berg dürfen sie sehen, was alle anderen nicht sehen. Und sie durften es dann nicht weitersagen, bis das Entscheidende geschehen und Jesus auferstanden war. Die drei Auserwählten sehen „den Menschensohn in seinem Reich", sie sehen (wie man das vielleicht am besten übersetzt) das „Schauspiel" seiner Regierungsgewalt, also eine „Schau" der besonderen Macht, mit der Jesus kommt und seine Herrschaft zur Geltung bringt.

Sie sehen, wie seine ganze Person in ihrer Erscheinung verändert wird. Sie verwandelt sich in eine Gestalt des Lichts, herausgenommen aus den Gegebenheiten von Raum und Zeit, eine andere Art von Materie, als wir sie erfahren. Das Gesicht leuchtend wie die Sonne, die Kleider weiss wie das Licht, schreibt Matthäus. Wenn der Menschensohn kommt, wird auch die Natur verändert.

Petrus reagiert kindlich naiv, so unbedacht und spontan, wie wir es auch sonst von ihm kennen. Es ist Petrus wohl! Es ist ihm über alle Massen wohl in diesem Licht! Diese spontane Reaktion des Petrus, liebe Gemeinde, soll und darf uns allen eine Quelle der Hoffnung und Zuversicht sein. Das Licht der Ewigkeit, wie Petrus es gesehen hat, wird uns nicht schrecken. Wir werden nicht zittern und voller Furcht verstummen, wenn das Reich Gottes mit seinem herrschaftlichen Licht erscheint. Nein, in der Gegenwart Gottes ist für uns Menschen gut sein. Da werden wir uns entspannen und dürfen frei und ohne jeden Zwang reden und sagen, was unsere Herzen erfüllt, wie die Kinder. Im Reich Gottes herrscht nicht ein strenges diplomatisches

Ausdruck vom 28.10.2011

Protokoll, da müssen wir uns nicht selber disziplinieren. Im Reich Gottes herrscht eine Liebe, die uns Menschen ein kindliches Zutrauen schenkt.

II

Aber noch ist es nicht so weit. Noch sind wir nicht bereit, das ewige Leben zu empfangen und uns ungezwungen im Licht Gottes zu bewegen.

Drei Hütten wollte Petrus bauen, eine für Jesus und eine für Mose und eine für Elia. Denn diese beiden waren erschienen und redeten mit Jesus. Das ist grundlegend für das Verständnis der ganzen Bibel. Der Menschensohn, Jesus, steht über der Zeit. Aber er begleitet die Menschen durch die wechselnden Zeiten, und zwar nicht irgendwie, sondern durch die besonderen Boten, die er zu ihnen schickt. Mose und Elia stehen stellvertretend für alle anderen, typisch für das, was Gott unter den Menschen bewirken will durch seine Gesandten.

Mose ist der erste grosse Gesetzgeber Israels. Er fasst in Worte, wie das auserwählte Volk leben, was es tun und vor allem: was es lassen soll, damit es unter der Herrschaft Gottes bleibt. Zum einen gibt Mose dem Volk Gesetze, die das Recht und das Unrecht benennen und verhindern, dass die Menschen diesen Unterschied relativieren. Zum andern gibt er Gesetze, die Identität stiften, kultische Vorschriften, durch die das Volk sich von anderen abgrenzt und zu einer alltäglich spürbaren Gemeinschaft findet.

Elia dagegen ist der erste grosse Prophet in Israel, der ausdrücklich einen Nachfolger mit Öl salbt (1. Könige 19,15-21). Noch und noch müssen Propheten dem Volk Israel sagen, was es unrecht tut. Noch und noch klagen sie, wie unbegreiflich, wie unnatürlich es ist, dass das Volk sich der Herrschaft Gottes entzieht und sich von ihm nicht leiten lassen will (Jeremia 8,7). So prägen die Propheten das schwere Wort von der „Sünde“ und benennen damit das Rätsel, weshalb es auf dieser Erde noch keinen Tag lang Frieden gegeben hat. So erklingt aus der Bibel wie ein schwerer Refrain der Ruf zur Busse, zur Reue und Umkehr. Elia ist ein Prophet, der zuletzt resigniert. Am Ende glaubt er nicht mehr daran, dass ein ganzes Volk unter der Herrschaft Gottes leben und mit einem heiligen Lebenswandel ihm dienen kann. An seiner eigenen Person muss Elia erfahren, dass auch er schändlich versagt. Es ist nicht möglich, liebe Gemeinde, auf Dauer eine wahre und gute Herrschaft aufzurichten unter den Menschen, so wie sie sind. Das hat Elia überdeutlich erfahren. Deshalb schickt Gott Propheten, die den Menschen sagen, was alles nicht gut ist in ihrem Leben

Ausdruck vom 28.10.2011

und ruft sie so – jeden Einzelnen – zur Umkehr, zum Glauben nicht an sich selber und die eigenen guten Absichten, sondern zum Glauben an Gottes Gnade.

So, liebe Gemeinde, haben die drei auserwählten Jünger das Schauspiel der Regierungsgewalt ihres Meisters gesehen. Mose, der Gesetzgeber für das Leben hier und jetzt, und Elia, der Prophet, der hier und jetzt nichts Gutes mehr sieht und nur noch zur radikalen Busse ruft: sie beide reden mit Jesus.

III

Wir haben das jetzt von ihnen gehört und dürfen also wissen, auf welche Weise Jesus seine Herrschaft aufrichten, wie er kommen will mit seinem Reich. Er kann und will und darf uns nicht das ewige Leben geben hier und jetzt. Petrus hätte das zwar gerne so gehabt: Drei Hütten und auf ewig bleiben in diesem Licht! Das war begreiflich und Jesus tadelt ihn deswegen nicht. Aber es konnte unmöglich so sein. Denn wir wissen alle, wenn wir nur ein bisschen ehrlich sind: Die Welt darf nicht auf ewig so bleiben, wie sie ist. Jeden Tag werden tausende von kleinen oder grossen Übeltaten zwischen den Völkern verübt, entstellen Arroganz und Raffgier alles. Wenn Gott uns das ewige Leben geben würde, hier und jetzt, wenn er uns in sein wunderbares Licht hineinnehmen würde, so wie wir sind, dann würden wir nicht nur ein kindliches Vertrauen und eine liebevolle Dankbarkeit zum Ausdruck bringen, sondern es käme auch viel Hässliches und Böses zum Vorschein. Denn schon die Kinder haben nicht nur liebevolle Gedanken und tun nicht nur, was schön und gut ist. Darum wäre es schrecklich, wenn Gott uns so, wie wir sind, hineinnehmen würde in das ewige Licht seiner Herrschaft. Dann würden wir Menschen einander in Ewigkeit beneiden und das Leben verderben. Darum, heisst es am Anfang der Bibel, hat Gott uns Menschen den Zugang zum Baum des Lebens verwehrt, und der Engel mit dem flammenden, blitzenden Schwert stellt sich uns in den Weg (1. Mose 3,24). Es gibt keine Rückkehr zur paradiesischen Seligkeit. Trotz aller noch so grosser medizinischer Fortschritte kann und darf und soll es keinen Weg zur Unsterblichkeit geben, den wir gehen aus eigener Kraft.

Es gibt nur den Weg, den die drei Jünger in dem strahlenden Licht oben auf dem Berg sehen durften. Das Reich der Herrlichkeit Gottes kommt! Gott *will* uns bereit machen für die Ewigkeit. Aber das tut er so, wie er

Ausdruck vom 28.10.2011

es die drei Jünger hat schauen lassen. Er schickt seine Boten – diejenigen, die wie Mose zeigen, wie wir leben, welche Vorschriften wir einhalten müssen, damit wir unseren Platz in einer tragfähigen Gemeinschaft finden, und in ihrem Gefolge die Propheten, die Kritiker, die wie Elia uns sagen: Ihr Menschen tut nicht, was ihr sollt und was ihr eigentlich auch selber wollt. –

IV

Bei uns heute, liebe Gemeinde, geschieht dies beides eher kraftlos. Daran zeigt sich, wie sehr wir von Gott verlassen sind, wie fern von seiner königlichen Herrschaft. Denn bei uns werden zum einen zwar Gesetze gemacht, noch und noch immer wieder neue Gesetze, die alles noch besser und gerechter machen sollen. Ihnen folgen die Kritiker, Akademiker, Künstler, Schriftsteller, Journalisten, und noch immer auch wir Pfarrer, die sagen, was alles nicht gut ist. Doch auch die schärfste Kritik, die bei uns laut wird, ist harmlos verglichen mit der Kritik der biblischen Propheten. Wir müssen auch nur derart viele Gesetze erlassen, weil niemand ernsthaft dafür sorgt, dass die elementaren Gesetze eingehalten werden. Verzweifelt versuchen die politisch Verantwortlichen uns einzufügen in eine Ordnung, die fast nur noch Bestand hat durch das gemeinsame Geld, durch Steuern und Subventionen, und nicht auch durch ein gemeinsames Wollen und ein verbindliches Wissen um Recht und Unrecht. Die Kritiker kritisieren darum nicht mit aller Schärfe den herrschenden Zustand, sondern analysieren und relativieren und lamentieren und moralisieren.

Dadurch entziehen wir Menschen hier in Europa uns dem Reich Gottes. Wir bemühen uns nicht ernsthaft um eine tragfähige Lebensordnung, und machen deshalb auch nicht die schmerzliche Erfahrung, wie schuldhaft wir sind, wie wenig reif für die Ewigkeit, wie dringend nötig es ist, dass wir bereuen und Busse tun.

So werden wir nicht bereit für das Letzte. Am Ende, erzählt Matthäus, haben die Jünger auf dem Berg niemanden mehr gesehen als Jesus allein. „Den sollt ihr hören“, hat eine Stimme aus der lichten Wolke gesagt. Den soll ihr *hören* – nicht sehen! Das, liebe Gemeinde, ist das Letzte, das Innerste und Äusserste in der Herrschaft, mit der uns Gott bereit machen will für die Ewigkeit: Dass wir Jesus hören, ihn allein.

Wenn wir dem Gesetz nachleben und die erschütternde Erfahrung machen, wie schuldhaft wir sind, macht uns das bereit. Mit einem zerschlage-

Ausdruck vom 28.10.2011

nen Herzen sind wir dankbar dafür, dass wir Jesus hören dürfen – niemanden mehr sonst, nur Jesus allein mit seinem Wort der Gnade. So vollendet sich Gottes Herrschaft an uns. Niemand redet mehr in unserem Herzen, nur er. Unsere eigenen, eigenmächtigen Wünsche verstummen und sterben ab; unsere eigenen, eigenmächtigen Gedanken zerbrechen und versinken; und es bleibt nur noch das, was Jesus uns schenkt und was er in uns wirkt durch sein Wort. Wenn aber nur noch das in uns lebendig ist, was er uns gibt, dann sind wir endlich gerecht (Römer 8,34). Dann sind wir bereit für sein ewiges Licht! Dann ist der Glaube kindlich und ohne Berechnung, die Hoffnung ist nicht eingeengt auf das Eigene, und die Liebe ist ohne Falsch und ohne Neid. Was Jesus in unser Herz legt durch sein Wort, ist es wert, dass es Bestand hat von einer Ewigkeit zur anderen. Wenn nur noch Jesus redet zu uns, dürfen wir mit einer kindlichen Freiheit sagen und tun, was immer wir denken und uns wünschen, und es ist alles nur gut. –

„Kein Aug hat je gespürt, kein Ohr hat mehr gehört, solche Freude“, singen wir in dem Lied von Philipp Nicolai. Das heutige Evangelium aber sagt uns: Ganz richtig ist das nicht. Denn Petrus und Jakobus und Johannes haben es gesehen und gespürt mit ihren Augen. Und es war ihnen wohl in diesem Licht. „Hier ist gut sein“, hat Petrus gesagt. Wohl uns, liebe Gemeinde, wenn Jesus jetzt seine Herrschaft über uns ausübt und wir durch das Gesetz und das Prophetenwort zubereitet werden, so dass auch wir einmal dann sagen dürfen: Hier ist gut sein, Herr!
Amen.

Sonntag, 26. November 2006

Ausdruck vom 28.10.2011

Septuagesimae (70 Tage vor Ostern)

Zugerechnet

Römer 4,1-12

Lesung	Lukas 7,31-50
Psalm	31,20-25
Lied	„Allein Gott in der Höh sei Ehr“

Was nun, sagen wir, hat Abraham, unser Stammvater nach dem Fleisch, gefunden? Denn wenn Abraham aus Werken gerechtfertigt ist, dann hat er Ruhm, aber nicht vor Gott. Denn was sagt die Schrift? Abraham glaubte Gott, und es wurde ihm als Gerechtigkeit angerechnet. Demjenigen aber, der Werke tut, wird der Lohn nicht gnadenhalber, sondern schuldigkeitshalber zugerechnet; demjenigen aber, der nicht Werke tut, glaubt aber an den, der den Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet.

Gleichwie auch David die Seligpreisung ausspricht über den Menschen, dem Gott die Gerechtigkeit zurechnet ohne Werke:

Selig sind, denen die Übertretungen vergeben und die Sünden bedeckt sind.
Selig ist der Mann, dem der Herr die Sünde nicht zurechnet.

Diese Seligpreisung nun – steht sie über der Beschneidung oder auch über der Vorhaut? Denn wir sagen: Der Glaube ist Abraham zur Gerechtigkeit gerechnet worden. Wie nun ist er gerechnet worden? Als er beschnitten war oder unbeschnitten? Nicht beschnitten, sondern unbeschnitten. Und er empfing das Zeichen der Beschneidung als Siegel der Gerechtigkeit des Glaubens, den er unbeschnitten gehabt hat, damit er der Vater sei aller, die unbeschnitten glauben, so dass ihnen die Gerechtigkeit zugerechnet werde, und der Vater der Beschnittenen, die nicht nur aus der Beschneidung leben, sondern ihre Füsse setzen in die Spuren des Glaubens, den unser Vater Abraham gehabt hat unbeschnitten.

Römer 4,1-12

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!
Wenn wir sehen, wie unsere Freunde oder Nachbarn ihr Leben gestalten, bilden wir uns eine Meinung und sagen: Das finde ich gut. Oder: Das ist nicht recht. Und manchmal sagen wir: Das muss man ihnen hoch anrechnen. Das darf man ihnen nicht nachtragen usw.

So, schreibt Paulus, geht erst recht Gott mit uns Menschen durch das Leben und bildet sich eine Meinung über uns. Aus dem, was wir denken und tun, macht Gott sich ein Bild und behält es in seiner Erinnerung. Und so, wie wir sind in den Augen Gottes, soll unser Wesen sich zeigen und soll es bleiben, von Ewigkeit zu Ewigkeit, wenn Gottes Urteil endlich dann alles in allem bestimmt. Gott aber, schreibt Paulus, macht es wie wir Menschen. Er denkt manchmal: Das will ich ihnen nicht anrechnen. Da will ich ihnen etwas zugute halten.

Das Wort vom „Anrechnen“ ist wie der rote Faden im ganzen 4. Kapitel des Römerbriefes. Es steht elf Mal da: zweimal als Zitat aus dem Alten Testament, drei Mal im Zentrum des heutigen Predigttextes, vier Mal vorangehend, und drei Mal am Ende.

Es geht dabei wieder um das, was im ganzen Römerbrief die zentrale Frage ist: Was will das Alte Testament? Was ist mit dem, was Gott dem jüdischen Volk gegeben hat, und dem, was er durch Jesus jetzt allen Menschen zukommen lässt? Muss, wer an Jesus glaubt, sich beschneiden lassen, wie Jesus beschnitten worden ist? Muss er – was daraus folgt – dann den Sabbat halten, die Speisegebote, die Kleidervorschriften usw.?

Diese Frage stellt und beantwortet Paulus im heutigen Predigttext. Er tut es, indem er ein Wort aus dem Alten Testament herausstreicht. Er pointiert die Worte im Alten Testament so, dass ihr Erstes und Letztes die Gedanken Gottes sind und nicht die Taten der Menschen. Paulus gibt der Bibel so einen Zug ins Geistige. Abraham, schreibt er, ist sein Glaube zur Gerechtigkeit angerechnet worden zu einer Zeit, als er noch nicht beschnitten war. Also, folgert Paulus, kann man in der Meinung Gottes gerecht sein, ohne dass man die alttestamentlichen Vorschriften befolgt. Was Gott urteilt und denkt, ist das Allesentscheidende.

II

Aus diesen Formulierungen hat Martin Luther vor 500 Jahren seine befreiende reformatorische Erkenntnis gewonnen. Was für Paulus die Beschnei-

Ausdruck vom 28.10.2011

dung und die alttestamentlichen Lebensformen sind, war für Luther die mittelalterliche Kirche mit ihrem Beichtzwang, ihren Wallfahrten, Fastengeboten und Ablassbriefen. Aus all diesen Übungen der Frömmigkeit hat Luther die Gläubigen herausgeführt dadurch, dass auch er wieder betont hat: nein, gerecht im Urteil Gottes ist ein Mensch nicht auf Grund solcher Frömmigkeitsübungen, sondern gerecht ist ein Mensch, wenn Gott ihm die Schuld nicht zurechnet.

Vergangene Woche ist in unserer Lokalzeitung ein ungewöhnlich langer Artikel erschienen unter dem Titel: „Das protestantische Prinzip". Da wird Luther in seinem 450. Todesjahr gefeiert als der grosse Protestant, der gegen die geistliche Tyrannei der Herren in Rom seine Stimme erhoben hat: „Ein einzelner gegenüber den Machthabern seiner Zeit", steht Luther. Er hat „eine neue Maxime" gefunden, heisst es: „Dass der Glaube des Menschen eine Hoffnung ist darauf, dass das eigene Leben glückt". Luther als der grosse Befreier, als Aufklärer und Klerikerschreck, als ein grösserer Drewermann und Vorläufer einer zeitlosen Protestbewegung gegen jeden Machtmissbrauch – ein herrliches Lutherbild! Nur entspricht dieses Bild leider nicht der Wirklichkeit. Es ist einmal mehr ein entrücktes Denkmal, fern von der herben Realität des Lebens. Wer Luthers Lebensweg kennt, weiss: So heldenhaft rein steht der Reformator nicht da. Im Gegenteil, sein Leben ist äusserlich gesehen nicht geglückt. Seine Tage waren überschattet von Irrtümern, Fehleinschätzungen, zuletzt auch bösen und ungerechten Urteilen gegen Andersgläubige. Zwar kann man ein wunderschönes Bild zeichnen, wie Luther liebevoll seine Stimme für die Armen erhebt, wie er furchtlos das Unrecht und die Dummheit bei Fürsten oder kirchlichen Autoritäten benennt, wie er fröhlich und lebensmutig für seine Freunde und Familie da ist, ja, wie er grossherzig auch alten Gegnern Hilfe leistet und niemandem ein Unrecht nachträgt. Luther hat menschlich wundervoll liebenswürdige Züge! Aber man könnte auch ein anderes Bild zeichnen. Die Basler Zeitung hätte einen wüsten Artikel schreiben können, voll von dem, was Luther Schreckliches geschrieben hat gegen die Bauern, gegen Erasmus, den Papst, die Schweizer und ihren aufrührerischen Geist – und gegen die Juden. Bei Erasmus, bei Zwingli, Calvin ist das nicht anders. Man kann von jedem ein Bild zeichnen, so oder so. Auch bei jedem von uns gilt das: Man kann von mir und von dir ein Bild zeichnen, und je nachdem, ob man uns freundlich beurteilt oder gnadenlos hart, wird es anders. Es hängt alles davon ab, wie man die Striche zieht, was man herausstreicht, und was man gnädig übergeht und nicht zurechnet.

Ausdruck vom 28.10.2011

Um genau das geht es bei dem, was Paulus schreibt und Luther neu entdeckt hat: Wirklich und wahrhaftig – im Urteil Gottes gerecht ist ein Mensch nicht, weil er viel Gutes tut, sondern wenn ihm die Schuld nicht angerechnet wird, wenn Gott ein gnädiges Bild von ihm zeichnet. Luther hat es uns singen lassen: Bei dir gilt – nicht, wer die Befreiungsbewegung anführt und mutig Protest erhebt. Sondern: „Bei dir gilt nichts denn Gnad und Gunst, die Sünde zu vergeben."

III

Davon weiss die Basler Zeitung nichts. Das ist auch nicht weiter erstaunlich. Auch die Theologen unserer Zeit wissen kaum etwas davon zu sagen. Und auch noch grössere Geister haben es nicht verstanden. Erasmus von Rotterdam ist zeitlebens fassungslos vor dem Werk Luthers gestanden. Erschrocken fragt er: Du, Luther, hebst den Beichtzwang auf, vergleichgültigst den Wert frommer Werke, zerstörst die Autorität von Bischöfen und Priestern – aber was kannst du stattdessen bieten? Die Sitten werden roh, die Gemeinschaft verliert ihre Grundlagen. So argumentiert Erasmus, und die Tatsachen geben ihm recht: Luthers Predigten haben auch nach dem Urteil heutiger Historiker dazu beigetragen, dass die Moral schlechter geworden ist, dass die Menschen nicht mehr bereit waren, mit Spendengeldern die Not der Armen zu mildern und die Löhne der Pfarrer zu bezahlen, dass eine rücksichtslose Zinstreiberei sich breitgemacht hat und anderes mehr. Luther hat das gesehen, hat daran gelitten – aber ändern konnte er es nicht. Er musste so predigen. Aus einem einzigen Grund: Es ist so vorgegeben in der Schrift. Und mit dem, was Gott in der Schrift vorgibt, darauf vertraut Luther blind, hat er eine gute Absicht. Die Bibel nimmt uns viel von der äusserlichen moralischen Kraft. Aber sie gibt uns stattdessen einen inneren Freimut und einen unüberwindlichen Halt im Vertrauen auf die Kraft Gottes.

Das schöpft Luther aus dem heutigen Predigttext. Was er damit getan hat, ist dasselbe, was vor ihm mit ebenso grossen Konsequenzen Paulus getan hatte. Paulus hat die Bedeutung der Beschneidung relativiert. Er nimmt den Lebensformen, die doch während Jahrhunderten das Überleben des jüdischen Volkes auch ohne Land und ohne politische Macht sichergestellt haben, das letzte religiöse Gewicht. Paulus will, dass das ganz klar ist: Ein Mensch ist gerecht, weil Gott ihm den Glauben zurechnet, bevor er irgendein Gebot gehalten hat. David ist selig – trotz seines Ehebruchs und

Ausdruck vom 28.10.2011

seiner Blutschuld. „Wohl dem Menschen, dem die Schuld bedeckt ist!“, sagt der Psalm 32. Jesus ist ein Freund der Zöllner und Sünder geworden (Lukas 7,34).

Das nimmt jedem Gesetz sein letztes Gewicht. Es gibt ein Reich der vollkommenen Gerechtigkeit. Doch sein König hat nicht für Ruhe und Ordnung gesorgt. Er hat sich stattdessen kreuzigen lassen. Das bringt eine stete Unruhe in das Leben und nimmt jeder Ordnung ihre letzte religiöse Weihe. Statt einer religiösen Weihe erhält unser Leben dadurch eine letzte Freiheit: Wir müssen uns nicht selber gut darstellen und möglichst viel aus uns machen. Denn wir sind nicht nur, was wir leisten. Wir sind, was Gott in uns sieht und was er aus uns macht, wenn er uns die Sünde vergibt.

IV

Aber: Wir leben noch hier auf der Erde. Wir stehen noch nicht vor Gott, so dass nur noch sein Urteil zählt. Wir müssen hier und jetzt unser Leben gestalten. Und dazu brauchen wir Regeln, Formen, Ordnungen. Das hat die Beschneidung dem jüdischen Volk hilfreich gegeben. Warum betont Paulus so eindringlich, dass sie nicht gerecht macht? Er könnte es ja für sich denken, und müsste nicht unbedingt derart laut darauf beharren. (So sagt das Erasmus gegen Luther.) Warum nimmt Paulus den Lebensformen ihr letztes Recht und betont so eindringlich, dass sie niemanden gerecht machen? Ist das, was er schreibt, nicht hochgeistig abstrakt, etwas für die Ewigkeit vielleicht, aber unbrauchbar, wenn ich hier und heute meinen Weg suchen muss? Schafft Paulus damit nicht eine Kirche, in der man intellektuelle Turnübungen macht, schöngeistige Gefühle pflegt – und nichts mitbekommt, das den Alltag ordnet und trägt?

In der Tat ist Paulus so gelesen und gepredigt worden. Man hat aus seinen Aussagen ein Prinzip gemacht, das alles durchdringt mit der Kraft einer Idee. Dieses Prinzip löst jede Gemeinschaft auf, wird zu einem System, an dem die protestantischen Kirchen zugrunde gehen müssen, weil es jede Formfrage unwichtig macht und nichts mehr sich ruhig fassen lässt. Deshalb werden die protestantischen Kirchen kleiner und kleiner und müssen wohl untergehen, wenn nicht der Staat sie äusserlich hält und stützt.

Es muss so sein, wenn man aus dem, was Paulus schreibt, ein allgemeines Prinzip macht und nirgendwo mehr etwas wissen will von verbindlichen Formen, äusseren Zwängen und inneren Ordnungen. Paulus schreibt aber nicht derart pauschal. Er ebnet nicht alles ein auf die eine Frage, wie

Ausdruck vom 28.10.2011

wir gerecht werden im Urteil Gottes. Diese Frage ist zwar die erste und allerwichtigste, an ihr entscheidet sich das zeitliche und das ewige Schicksal von uns Menschen. Aber der Römerbrief hört nicht auf mit Kapitel 4 und 5. Er führt weiter zum 12. und 13. Kapitel und allem, was dort von den Werken einer echten Frömmigkeit gesagt wird. Vorher aber betont Paulus: Diese Frömmigkeit und all ihre Werke machen niemanden gerecht im Urteil Gottes. Diese Werke sind eine Frucht der Liebe. Sie sind über die Massen kostbar. Aber was wir sind vor Gott, entscheidet sich nicht an unserer Liebe, sondern am Glauben an die Liebe Gottes. Denn nur der Glaube bewirkt, dass wir demjenigen lieb sind, der zum Freund der Zöllner und Sünder geworden ist.

Paulus *will* uns so zuerst einmal aus allen religiösen Verpflichtungen herauslösen. Er will, dass wir immer wieder zurückkehren zu diesem Ausgangspunkt aller Frömmigkeit, wo Gott sich uns zuwendet gratis, aus lauter Güte. Er will, dass wir im Innersten zuhause sind dort, wo Gottes Wirken ganz am Anfang steht, wo nichts es hemmt und verzerrt, dort, wo nichts ist als das, was Gott sich vorgenommen hat, und was er auch an ein gutes Ende bringen wird. Da wirkt nur er, und wir können ihm nur glauben und vertrauen. Wenn aber nur er wirkt – was soll da sein Werk verderben und hindern (Römer 8,33.34)? Dann kommt gewiss alles gut, so wie es gut gekommen ist mit Abraham, weil Gott sein Versprechen gehalten und Abraham es geglaubt hat.

V

So müssen auch wir, liebe Gottesdienstgemeinde, um jeden Preis diesen Weg zu Gott und seinem Versprechen offen halten für uns und unsere Nächsten. Wenn wir mit unseren Kindern reden, dürfen wir ihnen nicht sagen: Wenn du dies oder jenes tust, bist du gerecht und Gott hat dich lieb – und sonst nicht. Wenn wir zurückschauen auf unser Leben, finden wir keine Ruhe, solange wir nur aufzählen, was wir alles Gutes getan und Schönes erlebt haben. Wir müssen auch seufzen: Gott, sei mir Sünder gnädig! Und wenn wir einen Freund trösten, der schwer krank ist, dürfen wir ihm nicht nur sagen: Du hast so viel Gutes getan, Gott hat dich sicher lieb und wird dir helfen. Was wir sagen, muss offen bleiben für das andere: Gerecht sind wir, eine gute Meinung von uns hat Gott, und freundlich helfen wird er uns, weil er uns die Sünde nicht zurechnet.

Ausdruck vom 28.10.2011

So gilt es, das sei am Schluss gesagt, auch für das kirchliche Leben in unserer Gemeinde. Als Pfarrer möchte man manchmal gern ein paar Vorschriften haben, deren Erfüllung man mit aller Schärfe einfordern könnte. Es wäre für den Gemeindeaufbau hilfreich, wenn man sagen könnte: Wer recht sein will in den Augen Gottes, muss jeden Sonntag in die Kirche kommen und sich auch darüber hinaus in einer Besuchsgruppe, für die Mission, die Kantorei, in einem Bibelkreis oder irgendwo sonst noch engagieren. Viele Gemeinden wachsen und vermitteln ihren Gliedern ein starkes Gemeinschaftsgefühl, weil sie klare Forderungen aufstellen und mit grossem Gewicht verlangen, dass die Mitglieder sich an die Vorgaben halten. Vieles von dem, was sie fordern, ist auch wirklich richtig und wichtig, gerade in unserer Zeit, in der die Lebensformen sonst oft nicht mehr tragen. Und doch: Solche Forderungen dürfen wir nur in einem mahnenden, bittenden Ton erheben. Es sollen gute Ratschläge sein. Es darf nicht sein, dass der Eindruck entsteht: Das und das muss man tun, dann ist man gerecht vor Gott und darf mit seinen guten Absichten zufrieden sein. Denn wer mit religiösen Forderungen eine Gemeinde zu sammeln versucht, baut am Ende nur neue Formen der Überforderung, der Heuchelei und der Selbstgerechtigkeit auf. Auch im Hinblick auf all das, was für das Gemeindeleben geleistet werden muss, dürfen wir nur sagen: Es sind Forderungen der Liebe, es ist ein Gebot der Stunde, eine Bitte aus dem Leiden an unserer Zeit heraus … Es ist etwas Gutes, bitte, tut es! Doch gerecht sind wir alle nicht, weil wir das tun, sondern weil Gott uns unsere Sünden nicht zurechnet.

Wenn wir das immer wieder eindringlich betonen, dann schwächt das unsere geistliche Schlagkraft und nimmt unseren kirchlichen Aktivitäten das letzte, durchgreifende Argument. Aber es gibt uns dafür etwas anderes. Es macht uns frei vom Urteil der Menschen, es macht mich frei auch von dem Urteil, das ich über mich selber spreche. Wir dürfen wissen: Gott sieht mich anders noch, als ich und die anderen mich sehen. Er liebt mich und will mir die Sünde nicht zurechnen. Er sieht mich vereint und verbunden mit Jesus, dem Christus, dem Einen, der gerecht und heiligt ist.

Das macht, dass wir ruhig und wahrhaftig sein können, dass wir kein heldenhaftes Bild von Luther oder sonst jemandem zeichnen müssen, und dass auch wir nicht so tun müssen, als ob in unserem Leben alles stimmen und in unserer Gemeinde nur lauter Liebe und opferbereites Engagement am Werk wären. Wir dürfen vielmehr darauf vertrauen: Gott macht sich ein Bild von dir und mir, und dieses Bild will er freundlich und gut zeichnen,

Ausdruck vom 28.10.2011

will uns die Sünden nicht zurechnen, sondern vergeben und zudecken um Christi willen.
Selig der Mensch, der das glaubt!
Amen.

Sonntag, 17. März 1996

Sexagesimae (60 Tage vor Ostern)

Es ging ein Sämann aus, zu säen

Matthäus 13,1-23

Lesung	1. Mose 1
Psalm	119,89-116
Lied	„Einer ist's, an dem wir hangen"

An demselben Tage ging Jesus aus dem Hause und setzte sich an den See. Und es versammelte sich eine grosse Menge bei ihm, sodass er in ein Boot stieg und sich setzte, und alles Volk stand am Ufer.

Und er redete vieles zu ihnen in Gleichnissen und sprach:

Siehe, es ging ein Sämann aus zu säen. Und indem er säte, fiel einiges auf den Weg; da kamen die Vögel und frassen's auf. Einiges fiel auf felsigen Boden, wo es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf, weil es keine tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und weil es keine Wurzel hatte, verdorrte es. Einiges fiel unter die Dornen; und die Dornen wuchsen empor und erstickten's. Einiges fiel auf gutes Land und trug Frucht, einiges hundertfach, einiges sechzigfach, einiges dreissigfach.

Wer Ohren hat, der höre!

Und die Jünger traten zu ihm und sprachen: Warum redest du zu ihnen in Gleichnissen? Er antwortete und sprach zu ihnen: Euch ist's gegeben, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen, diesen aber ist's nicht gegeben. Denn wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat. Darum rede ich zu ihnen in Gleichnissen. Denn mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht; und sie verstehen es nicht. Und an ihnen wird die Weissagung Jesajas erfüllt, die da sagt (Jesaja 6,9-10):

> „Mit den Ohren werdet ihr hören und werdet es nicht verstehen; und mit sehenden Augen werdet ihr sehen und werdet es nicht erkennen. Denn das Herz dieses Volkes ist verstockt: Ihre Ohren hören schwer und ihre Augen sind geschlossen, damit sie nicht etwa mit den Augen sehen und mit den Ohren hören und mit dem Herzen verstehen und sich bekehren, und ich ihnen helfe."

Aber selig sind eure Augen, dass sie sehen, und eure Ohren, dass sie hören. Wahrlich, ich sage euch: Viele Propheten und Gerechte haben begehrt, zu

sehen, was ihr seht, und haben's nicht gesehen, und zu hören, was ihr hört, und haben's nicht gehört. So hört nun ihr dies Gleichnis von dem Sämann:

Wenn jemand das Wort von dem Reich hört und nicht versteht, so kommt der Böse und reisst hinweg, was in sein Herz gesät ist; das ist der, bei dem auf den Weg gesät ist. Bei dem aber auf felsigen Boden gesät ist, das ist, der das Wort hört und es gleich mit Freuden aufnimmt; aber er hat keine Wurzel in sich, sondern er ist wetterwendisch; wenn sich Bedrängnis oder Verfolgung erhebt um des Wortes willen, so fällt er gleich ab. Bei dem aber unter die Dornen gesät ist, das ist, der das Wort hört, und die Sorge der Welt und der betrügerische Reichtum ersticken das Wort, und er bringt keine Frucht. Bei dem aber auf gutes Land gesät ist, das ist, der das Wort hört und versteht und dann auch Frucht bringt; und der eine trägt hundertfach, der andere sechzigfach, der dritte dreissigfach.

Matthäus 13,1-23

I

Liebe Gemeinde!

Die Jünger haben sich gewundert, dass Jesus den Menschen vieles in Gleichnissen dargelegt hat; und wir haben erst recht allen Grund, uns zu wundern über die vielen Gleichnisse Jesu. Sie geben sich anspruchslos, fast simpel, scheinbar ganz durchsichtig und leicht zu verstehen. Aber irgendetwas an ihnen ist unergründlich, steht quer und lässt sich gedanklich nicht ganz fassen. Jesus selber sagt ausdrücklich: Ich erzähle Gleichnisse, damit die Menschen mich nicht verstehen. Es ist also anders als man oft gesagt hat. Jesus verwendet nicht Bilder aus der Landwirtschaft oder aus dem Wirtschaftsleben, weil seine Hörer einfache Leute sind und er ihnen seine Botschaft mit ihrer Alltagserfahrung anschaulich machen will. Es geht Jesus nicht darum, abstrakte Wahrheiten bildhaft auszudrücken. Jesus sagt im Gegenteil, dass er seine Botschaft verschlüsseln, dass er sie unverständlich machen will für Aussenstehende. (Es klingt fast esoterisch.) Wem gegeben ist, dem ist gegeben, und er wird noch mehr bekommen, sagt er, und wem es nicht gegeben ist, dem wird auch das genommen, was er hat. Das klingt ungerecht – so ungerecht eben, wie das Leben ungerecht ist. Denn in allen Lebensbereichen ist das so: Wer etwas hat, wer dabei ist und dazugehört, der kommt immer noch tiefer in diesen Besitz, in diese Kreise hinein, hat immer noch mehr davon – und umgekehrt. Wer Mühe hat mit der französischen Sprache, vergisst auch noch das wenige, das er in der Schule gelernt

Ausdruck vom 28.10.2011

hat. Und wer viel Geld hat und die Möglichkeit, es gut anzulegen, verdient immer noch mehr. Das ist nicht gerecht, wie wir die Gerechtigkeit definieren, aber es ist so, und zwar merkwürdigerweise auch mit dem Wort Gottes und dem Glauben. Wer wenig und nichts anfangen kann mit der Bibel, vergisst auch das wenige, das er im Konfirmandenunterricht gelernt hat; wer aber das kindliche, reinherzige Vertrauen zum Wort Gottes hat, bekommt im Verlauf des Lebens einen immer noch tieferen Respekt und eine immer noch grössere Freude an dem, was das Evangelium uns gibt.

II

So ist es, liebe Gemeinde, auch mit dem Ersten, Einfachen, das die Gleichnisse sagen: diese vergängliche Welt ist nicht nur etwas Äusserliches, Zufälliges. Sie eignet sich vielmehr dazu, sie ist dazu geschaffen, dass sie zu einem Gleichnis des Himmelreiches wird. Das ewige Leben ist nicht etwas vollständig Unvorstellbares. Was wir glauben, ist nicht abstrakt, nur eine Ahnung, unsagbar über alles erhaben. Christus macht die sichtbare Welt zum Gleichnis der unsichtbaren, er nimmt sie als ein Bilderbuch für das Ewige. Eine grosse Liebe zur Erde spricht aus seinen Worten, ein selbstverständliches Vertrauen, dass der Ackerboden und die Pflanzen und Tiere auf eine wahrhafte und gültige Weise verkündigen können, was Gott im Verborgenen tut.

Wenn uns durch unseren Glauben also etwas gegeben ist, liebe Gemeinde, das anderen nicht gegeben ist, dann ist das zuerst einmal dieses Zutrauen zur Welt, dieser Glaube der Kinder: die sichtbare Welt, wie wir sie Tag für Tag erleben, ist nicht etwas nur Materielles, von dem wir abstrahieren müssen, um das Höhere, Zeitlose zu fassen. Nein, der Erdboden, die Steine, die Vögel, die Sonne, die Dornen erzählen von dem tiefsten Geheimnis des Lebens und legen uns von der Wahrheit mehr dar als die Bücher der Philosophen und die ahnungsschweren Spekulationen der Mystiker. Wer dieses Vertrauen zum Irdischen hat, für den wird die sichtbare Welt immer noch reicher und liebenswerter. Wer dieses Vertrauen aber nicht hat, der sieht in der Welt bald einmal nur noch ein Ding, einen Rohstoff, den wir rücksichtslos ausbeuten und ausnützen dürfen. Wer nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat.

Ausdruck vom 28.10.2011

III

Wenn wir uns aber einlassen auf das, was Jesus erzählt, und mitgehen mit seinen Worten, begegnet uns mitten in seinen Erzählungen vom Alltäglichen das Unnatürliche, das Unlogische, ja, etwas Absurdes. Da geht ein Sämann – einer, der scheinbar gar nichts versteht von seinem Beruf. Er sät drauflos, ohne Rücksicht auf Verluste, streut seinen Samen, wie es so kommt. Er hat kein Konzept, keine Strategie, würde man heute sagen. Im Gleichnis ist es noch elementarer: Dieser Sämann gibt überhaupt nicht Sorge. Verantwortungslos streut er den Samen auf den Weg und auf unbrauchbares Land und unter Dornen und nimmt es scheinbar gleichgültig in Kauf, dass der grösste Teil des Saatgutes verloren ist. Kein sachkundiger Bauer würde sich je so verhalten. Drei Viertel von dem, was der Sämann tut, ist verloren. Jeder Chef würde einen solchen Angestellten sofort entlassen. Etwas Weltfremdes geht durch die Worte Jesu, eine unerhört souveräne Geste, eine nicht nur grosszügige, sondern verschwenderische Haltung. Nicht einmal Bill Gates und Ingvar Kamprad zusammen könnten sich einen solchen Umgang mit ihrem Besitz leisten. So wie der Sämann im Gleichnis Christi kann nur derjenige vorgehen, der überhaupt nicht rechnen muss, weil er Güter und Gaben in einem gewaltigen Übermass besitzt. So wie der Sämann kann nur derjenige vorgehen, von dem wir in dem alten Lied singen, dass er ewig reich ist: Gott.

Das aber ist das Geheimnis in den Worten Christi: Mit den Lebewesen und Dingen dieser Schöpfung erzählt er von dem, was nicht von dieser Welt ist, was weit über alle irdischen Möglichkeiten hinausgeht, die Realität, von der wir an jedem Sonntag wieder frisch hören. Gott lässt sich nicht einfangen von dem, was wir Menschen als richtig und nützlich beurteilen. Gottes Güte lässt sich nicht messen an dem, was wir Menschen haben und sind. Seine Macht lässt sich nicht begrenzen auf das, was wir mit unserem Verstand überblicken. Die Menschen haben Christus verurteilt. Er selber hat den Wunsch zu leben geopfert. Er ist den Weg des Leidens und der Schande gegangen. Endlich hat man ihn ins Grab gelegt. Und die Wächter am Grab haben es nicht verhindern, ja, sie haben es nicht einmal sehen können, dass er auferstanden ist und den Tod überwunden hat. Nur seinen Jüngern hat Christus sich kurze Zeiten lang noch wieder gezeigt, und hat da sein Wort neu in ihre Herzen gelegt.

Sein Wort! Dieses Wort ist auch zu uns gekommen und hat uns heute Morgen wieder hier zusammengeführt. Auch wir singen und sagen von dem, „was keine Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines

Ausdruck vom 28.10.2011

Menschen Herz gekommen ist“ (2. Korinther 2,9). Die Apostel haben es uns verkündet, und so dringt es in unsere Herzen und schafft eine neue Realität. Wir nehmen es auf, setzten unser Vertrauen darauf – und so keimt ein neues – das ewige Leben in unseren Herzen.

IV

Auch diesbezüglich, liebe Gemeinde, liegt das Geheimnisvolle im Offenkundigen, in dem, was man ohne weiteres sehen kann. Bevor etwas wachsen kann, braucht es den Samen. Und noch nie hat ein Mensch so etwas Unscheinbares und Geringes wie ein Samenkorn schaffen können. Wir Menschen können Pflanzen züchten, wir können ihre Gene verändern, aber wir können nicht ein einziges Samenkorn schaffen. Wir können diesen Keim des Lebens nur nehmen und ausstreuen. Wir leben von dem, was uns gegeben ist.

So ist es auch mit dem Wort Gottes. Wir können es nehmen und kultivieren mit Liedern und Gebeten, in Gesprächen und Predigten und vielen anderen Formen. Aber dass dieses Wort da ist, und wie es da ist, ist uns vorgegeben als eine Möglichkeit, die wir ohne dieses Wort nicht hätten. Kein Mensch kann etwas schaffen, das auch nur von ferne vergleichbar wäre mit den Evangelien und ihrer lebensspendenden Kraft.

Wo immer aber das Evangelium weitergesagt wird, da, sagt Jesus, geschieht es meistens vergeblich. Es dringt nicht in die Herzen oder schafft nur eine kurzlebige Begeisterung, die bald wieder in sich zusammenfällt. Alle Eltern, die ihren Kindern das Evangelium weitersagen, jede Freundin, die ihrer Freundin dieses Beste mitgeben möchte, jeder Pfarrer in seinen Konfirmandenklassen – alle machen wir diese Erfahrung: Das allermeiste, was von Gott Wahres gesagt wird, geht nur durch den Kopf der Menschen, es erscheint wie eine interessante Meinung unter vielen anderen Meinungen, und dringt nicht ins Herz, oder es erstickt, kommt nicht zur Entfaltung, weil es so viel anderes gibt, das man auch hören und tun kann. Das meiste ist verloren.

V

Aber – das ist noch einmal merkwürdig: Dieser gewaltige Verlust ist für den Sämann, von dem Jesus erzählt, kein Problem. Es ist nicht Gottes Sorge, dass sein Wort in den meisten Fällen ohne Frucht bleibt. Das bringt

Ausdruck vom 28.10.2011

ihn nicht in Verlegenheit. Es sind die Menschen, die daran leiden. Auf eine gewaltige Weise erinnert Jesus in seinem Gleichnis an diese Voraussetzung. In der Natur sehen wir, wie unvorstellbar reich der Schöpfer ist. Unermesslich ist der Vorrat an Möglichkeiten, unerschöpflich die Vielfalt an Lebenskeimen, die er schafft. Gott ist wahrhaftig auf einzelne Samenkörner nicht angewiesen. Wenn wir schon nur an die Blüten draussen an den Kastanienbäumen denken: Unvorstellbar viele Bäume könnten wachsen aus dem, was da in prächtiger Blüte steht. Aber wahrscheinlich wird aus all diesen Blüten kein einziger Baum wachsen. Und trotz dieses gewaltigen Verlustes werden weiterhin Kastanienbäume in grosser Zahl die Erde schmücken. Der Schöpfer hat unermesslich viele Möglichkeiten. Er kann und will sich einen gewaltigen Luxus leisten, eine Überfülle an Leben. Das heisst aber auch: Er ist auf keinen einzelnen angewiesen – auch nicht auf mich und auf dich. Es gibt neben uns unzählig viele andere. Wir aber sind ohne ihn verloren. Ohne mich könnt ihr nichts tun, hat Jesus seinen Jüngern gesagt (Johannes 15,5). Ohne Gottes Wort, liebe Gemeinde, ist in all unserem Tun und Lassen nichts, das in sich eine reale Möglichkeit für ein ewiges Leben trägt. Ohne Gottes Wort gibt es keinen vernünftigen Grund, darauf zu hoffen, dass aus unserem Leben etwas wahrhaft, etwas ewig Gutes wächst.

VI

Nun aber hat uns Gott sein Wort sagen lassen. Und dieses Wort holt uns aus allem, was unsagbar und unvorstellbar ist, zurück in die Welt der Zahlen und der überblickbaren Realitäten. Einiges fiel auf gutes Land, erzählt Jesus, und trug Frucht, hundertfach, sechzigfach, dreissigfach. Hundertfache Frucht: Das ist viel! Doch nicht unendlich viel. Im Gegenteil, auf hundert hat man schnell einmal gezählt. So will Gott sein Werk tun: nicht irgendwo und vielleicht noch ganz anders, jenseits von allem, was man sehen und zählen kann. Nein, hier in Raum und Zeit, in einer reichen, aber nicht in einer grenzenlosen, unfasslichen Weise. Einiges hundertfach, einiges sechzigfach, einiges dreissigfach, sagt Jesus. So, meine ich, tut Gott sein Werk auch unter uns: Sein Wort geht von einem Menschen zum anderen, und dabei wird es meistens zwar nicht gehört und verstanden. Aber ein kleinerer Teil dieser Worte wird doch auch aufgenommen und schafft Glauben.

Das ist meistens kein Massenerlebnis. Es braucht eine persönliche Zuwendung von einem Menschen zum anderen. Zwar braucht es sicher auch

Ausdruck vom 28.10.2011

gelegentlich Massenereignisse, wie bei der Pfingstpredigt des Apostels Petrus, als 3'000 Menschen mit einem Mal das Wort gehört und sich haben taufen lassen, so dass sie zählbar wurden (Apostelgeschichte 2,41). Doch auch da braucht es das persönliche Wort von einem Menschen zum anderen. Es braucht nicht nur den Apostel Petrus, es braucht die Väter und Mütter, die vorher schon erzählt hatten von dem Gott Israels, und es braucht die Freunde und Glaubensgeschwister, die daraufhin einander begleiten. Gottes Wort braucht Zeit und Kraft von Menschen, und kein Mensch hat davon unendlich viel. Hundertfach, sechzigfach, dreissigfach, sagt Jesus, können wir den Glauben weitergeben. Nicht am Fliessband, keine Massenproduktion kann es sein, sondern wenn es geschieht, dann geschieht es mit einem menschlichen Mass.

Auch wir, liebe Gemeinde, wollen darum bescheiden sein und nicht von Massenerweckungen träumen. Es geht nicht um mitreissende Erlebnisse, die dann doch nur einen ganz dünnen Wurzelgrund haben. Es geht um das Wort, das durch den Heiligen Geist uns Anteil gibt an dem, was kein Mensch in sich selber hat: das Leben, das Jesus den Seinen aus dem Grab zurückgebracht hat. Dieses Leben dürfen auch wir einander weitergeben und haben dabei die Verheissung: es trägt seine Frucht hundert- oder sechzig- oder dreissigfältig. So sagt es Jesus, und er hält, was er verspricht. Amen.

Sonntag, 7. Mai 2006

Ausdruck vom 28.10.2011

Sonntag vor der Passionszeit – Estomihi

Der über die Massen hohe Weg

1. Korinther 13

Lesung	Markus 8,31-38
Psalm	31,2-6
Lied	„Sollt ich meinem Gott nicht singen“

Und noch einen über die Massen hohen Weg zeige ich Euch.

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und liesse meinen Leib verbrennen und hätte die Liebe nicht, so wäre mir’s nichts nütze.

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht unanständig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.

Die Liebe hört niemals auf, wo doch das prophetische Reden aufhören wird und das Zungenreden aufhören wird und die Erkenntnis aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser prophetisches Reden ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die grösste unter ihnen.

1. Korinther 13

I

Liebe Gemeinde!
Im 1. Korintherbrief beschreibt der Apostel in den Kapiteln 11 bis 14, was für seine Gemeinde im Hinblick auf die gottesdienstliche Gemeinschaft gilt. Auf dem Höhepunkt dieser zum Teil sehr praktischen, zum Teil eher grundsätzlichen, dogmatischen Aussagen stehen die Worte, die wir jetzt gehört haben: das leuchtende Lob der Liebe. In diesen Worten kommt einen kurzen Augenblick lang das unermesslich Beste zur Sprache, das jemals Menschen bewegt und erregt hat. Es ist gleichzeitig das Beste, das die evangelische Frömmigkeit in ihren unscheinbaren und gerade deshalb kostbarsten Formen hat Wirklichkeit werden lassen. Oft habe ich als Pfarrer etwas von dieser geheimnisvollen Wirklichkeit sehen dürfen: In niedrigen Bauernstuben, im hellen Zimmer eines Altersheims, in der Werkstatt eines Handwerkers, am Schalter einer Amtsstelle: Hier oder dort waren Menschen, verwundernswert, die in ihrem Alltag den hohen Weg der geduldigen und freundlichen Liebe gegangen sind und sich von allem Widerwärtigen nicht haben verbittern lassen. Möge Gott uns schenken, dass wir in dieser Stunde etwas davon aufnehmen und mit frischer Freude in unseren Alltag hinein tragen!

Im 12. und im 14. Kapitel seines Briefes schreibt Paulus von den „Gnadengaben“, also von besonderen Kräften und Fähigkeiten, die der heilige Geist den Gläubigen schenken kann. In der Mitte der diesbezüglichen Aussagen nimmt der Apostel jetzt seine Leser mit auf einen, wie er sagt, unvergleichlich viel höheren Weg. Einen Weg nennt der Apostel die Liebe, nicht eine Gnadengabe. Er sagt nicht, dass die Gemeindeglieder nach der Liebe eifern sollen. Er sagt, dass wir die Liebe erstreben oder ganz wörtlich: Dass wir sie verfolgen, ihr nach-jagen sollen. Die Liebe, der Paulus das Lob singt, ist eine Wahrheit und Wirklichkeit, die uns trägt und umgibt, ja, diese Liebe geht uns voran, sie ist am Werk, bevor wir etwas getan haben. Wir können ihr folgen und dürfen aus ihrer Hand nehmen, was sie zu unserer Aufgabe macht. Die Liebe ist nicht eine Gabe, nicht ein Werk – Gott ist Liebe, schreibt Johannes in seinem Brief (1. Johannes 4,16). Nicht ein Ideal, sondern die höchste aller Wirklichkeiten legt der Apostel Paulus uns ins Herz, wenn er der Liebe das Lob singt.

Ausdruck vom 28.10.2011

II

Hören wir noch genauer, was er sagt, so kommen wir noch mehr ins Staunen. Es ist alles sehr einfach und bescheiden, und gerade deshalb wunderbar.

Zuerst einmal: Es sind fast nur negative Aussagen, die Paulus über die Liebe macht. Es ist, als ob er das Innerste, das, was die Liebe zur Liebe macht, gar nicht in Worte fassen könnte. Paulus sagt nicht, was die Liebe alles leistet. Im Gegenteil, mit vielen Worten räumt er fort, was uns den Blick verstellt, so dass wir zu Gesicht bekommen, wie die Liebe ihr Werk tut, das so selbstverständlich scheint, dass wir nicht bemerken, wie unbegreiflich gut es ist. Übersteigerte Erwartungen, verspannte Ideale und eigensüchtig fromme Begierden übergeht Paulus stillschweigend und weckt so einen Moment lang eine staunende Freude über das, was die Liebe tut.

Zuerst schiebt Paulus die falsche Verehrung in Bezug auf die besonderen religiösen Phänomene zur Seite. Er beginnt mit einer Erscheinung, die in der korinthischen Gemeinde verbreitet war und den Gemeindegliedern mächtig Eindruck gemacht hat: die sogenannte Geistesgabe der Zungenrede, das wunderbare Phänomen, dass Menschen ekstatisch ergriffen in anderen Sprachen reden und dabei himmlische, entzückende Empfindungen haben (ein Phänomen, das Paulus, wie er sagt, selber auch kennt und schätzt [1. Korinther 14,18]). Dieses staunenswerte geistliche Phänomen, sagt Paulus, ist ohne die Liebe nichts. Aber auch die Gabe, prophetische Worte auszusprechen, Geheimes aufzudecken, so dass es die Menschen in ihrem Innersten trifft und ihnen zukünftige Ereignisse vorhersagt, ja, auch alle tatkräftige, opferbereite Hingabe, dass ein Mensch sein gesamtes Eigentum vorbehaltlos an die Armen verschenkt, sogar wenn ein Glaubenszeuge Verfolgung leidet und am Ende sein Leib ins Feuer gestossen wird – und was könnte ein Mensch Grösseres tun! – auch dieses Grösste, sagt der Apostel, ist nichts, wenn ihm die Liebe fehlt.

So macht Paulus unseren Blick frei, dass wir sehen, wie die Liebe am Werk ist. Nur sie gibt allem seinen Wert und seine Substanz.

III

Am Ende seiner Ausführungen kommt Paulus dann auf eine zweite besondere Fähigkeit zu sprechen, die bei den Gemeindegliedern in Korinth in hohem Ansehen stand: Die Erkenntnis, die Fähigkeit, die Dinge zu verstehen, sie zu überblicken, zu ordnen und recht zu werten. Auch diese hohe

Ausdruck vom 28.10.2011

Gabe, sagt Paulus, hat doch in sich keinen Bestand. Alle Erkenntnis ist Stückwerk und muss darum zerfallen, hält er nüchtern fest. So mahnt der Apostel zur Bescheidenheit, auch was die Erkenntnis anbelangt. Der Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing hat diese Mahnung ins Extrem getrieben und hat behauptet, dass wir die Wahrheit überhaupt nie fassen und besitzen können. So etwas sagt Paulus nicht. Er sagt, dass wir richtige und gute Erkenntnisse haben und als Besitz mit uns tragen können. Aber es sind Stücke der Erkenntnis, Fragmente, und niemand kann sie zu einem umfassenden Ganzen zusammenfügen.

Ich will hier etwas ausholen. Zum Anfang der Passionszeit ist wie alle Jahre wieder die Agenda „Brot für alle“ in die Haushaltungen unserer Kirche verteilt worden; und wie es in dieser Agenda in den letzten Jahren fast ein Programm war, wirbt sie auch in diesem Jahr nicht so sehr um den Glauben, sondern um das rechte Wissen und Erkennen. Das diesjährige Motto lautet: „Verstehen verändert“. Wir bemerken hoffentlich: Ein solches Motto ist nach den Worten des Apostels Paulus ein Missverständnis, ja, im Grunde enthält es eine irreführende Vereinfachung. Man könnte noch schärfer formulieren und sagen: Dieses Motto enthält eine zentrale Irrlehre, die den Glauben seit seinen Anfängen begleitet, die sogenannte Gnosis: die Meinung nämlich, dass wir Menschen uns selber erlösen müssen durch die eine, richtige Erkenntnis. Verschiedene Ideologien haben in der modernen Zeit den Menschen die Erlösung durch ein neues Bewusstsein versprochen. In ihnen lebt immer wieder die Meinung, dass das Verstehen einer Situation uns die Möglichkeiten in die Hand gibt, diese Situation zu verändern, ja, dass das Verstehen schon in sich den Willen und die Kraft zur guten Veränderung trägt. Der sowjetische Diktator Josef Stalin hat von den „Ingenieuren des Lebens“ gesprochen und hat geglaubt, er selber sei ein Mensch, der wisse, wo man den Hebel ansetzen muss, um die Verhältnisse zum Guten hin umzuwälzen. Paulus aber sagt: Das Verstehen ist nichts ohne die Liebe. Nicht das Verstehen verändert etwas zum Guten. Das tut nur die Liebe – die Liebe, die geduldig, freundlich, langmütig ist, und die sich freut an der Wahrheit, auch wenn diese Wahrheit Unangenehmes enthält.

Mit solchen anschaulichen, negativen Formulierungen räumt der Apostel zur Seite, was uns hindert, die Wirklichkeit zu sehen, und öffnet uns die Augen für den geheimnisvollen Weg, auf dem die Liebe uns vorangeht.

Ausdruck vom 28.10.2011

IV

Dann geht Paulus weiter und formuliert direkt, was die Liebe tut und was nicht. Auch diese Formulierungen sind fast alle negativ. Paulus sagt, was die Liebe nicht tut: Sie eifert nicht, sie wird also nicht fanatisch und rechthaberisch, sie ist nicht missgünstig; sie ist nicht stolz und eingebildet, sie bläht sich nicht auf, sie nimmt also nicht mehr Raum für sich in Anspruch, als sie die Kraft und Substanz hat, zu füllen; sie tut nichts Unanständiges, oder wörtlich übersetzt: Sie löst nicht die Formen und Regeln des Lebens auf.

Bei dieser Aussage möchte ich ein zweites Mal kurz verweilen, weil Paulus damit etwas sehr Aktuelles anspricht. Die Liebe löst nicht die Formen auf, sagt er. Unser modernes Denken ist an diesem Punkt oft sehr lieblos. Wir wissen, zu Recht, dass das Entscheidende im Innern eines jeden einzelnen Menschen geschieht: Im Herzen, im Gewissen, das frei bleiben soll, muss das Gute Raum und Kraft gewinnen, sonst bleibt es Fassade und frommer Schein. Das ist so. Aber das Innere ist vom Äusseren abhängig, das Äussere kann dem Inneren zur Versuchung werden oder kann ihm helfend eine Stütze bieten. Darum hat auch die Frage nach dem „Anstand“ ein grosses Gewicht für die Liebe. Die alte, „ständische“ Gesellschaft ist in ihren Verkrustungen zerfallen, auch die letzten Reste davon sind im Begriff, sich endgültig aufzulösen. Damit aber ist die grosse Gefahr verbunden, dass dieser soziale Zerfall auch alle Anstandsformen mit sich ins Grab der Zeit reisst. Das aber ist ein gewaltiger Schaden für das Leben! Wenn uns die Liebe vorangeht, sagt Paulus, lösen wir die Formen nicht auf, sondern halten wenn irgend möglich die Sitten aufrecht. Wir wissen: je nach dem, wie öffentlich geredet wird, je nach dem, was unsere Fernsehprogramme zeigen und was auf den Plakatwänden und in den Schaufenstern unserer Stadt zu sehen ist, je nachdem, wo die Freiheit der Kunst in unserem Stadttheater auf moralische Grenzen stösst oder nicht – je nachdem, wie die äusseren Formen gepflegt oder aufgelöst werden, hat das Gewissen es leichter oder schwerer, zu guten Gewohnheiten zu finden. Die Liebe, sagt Paulus, löst die Formen nicht auf.

„Sie sucht nicht das Ihre“: So lautet das zentrale Wort in der Reihe der negativen Aussagen, mit denen Paulus die Liebe umschreibt. Hier können wir es direkt fassen: Die Liebe, von der Paulus redet, ist nicht ein Gefühl, mit dem wir das Geliebte umfangen. Sie ist nicht das Begehren, mit dem wir ein Gegenüber für uns in Besitz nehmen möchten. Die Liebe, von der Paulus redet, will nicht sich selber verwirklichen. Es ist für diese Liebe

Ausdruck vom 28.10.2011

nicht wichtig, dass sie ihre Anerkennung und Erfüllung findet. Sie ist ganz auf ihr Gegenüber ausgerichtet. Die Liebe ist wie das Leben: Sie liebt, weil sie liebt, nicht, weil es ihr etwas bringt.

Sie lässt sich nicht erbittern, sie stichelt nicht und reizt niemanden; sie rechnet das Böse nicht an, sie unterscheidet also zwischen der bösen Tat und der Person, die das Böse getan hat, und trägt niemandem seine Vergangenheit nach.

Mit einer Fülle von solchen negativen Formulierungen beschreibt Paulus das Wirken der Liebe und sagt, was alles sie nicht ist und nicht tut.

V

In den Leerraum, der dadurch entsteht, zeichnet Paulus mit wenigen positiven Worten ein, was die Liebe tut. Dieses Positive, das ist wiederum bewerkenswert, besteht auch vor allem aus zurückhaltenden, passiven Verhaltensweisen: Die Liebe duldet alles, sie bleibt drin und trägt, was auf ihr liegt, heisst es ganz am Schluss, sie hat einen langen Atem, sie kann warten, sie ist gütig. „Sie erträgt alles“, heisst es mit einem griechischen Wort, das im ganzen Neuen Testament nur an dieser Stelle zu finden ist. Sie ist tragfähig, sie lädt sich selber alle Lasten auf: In diesem Sinn übersetzen die deutschen und englischen Bibeln meistens. „L’amour excuse tout“, heisst es dagegen charmanter und etwas zu leichtherzig in den meisten französischen Übersetzungen.

Nur drei aktive, positive Tätigkeitswörter braucht Paulus, wenn er die Art und das Wesen der Liebe beschreibt. Er sagt: Sie freut sich, sie glaubt, sie hofft. Die Freude an der Wahrheit, der Glaube und die Hoffnung, diese drei Tätigkeiten gehören zur Liebe! Alles glaubt, hofft, duldet die Liebe, sagt Paulus abschliessend. Dieses Umfassende dürfen wir nicht pauschalisierend flach hören. Paulus will nicht sagen, dass die Liebe immer nur lieblich und süss und sanft ist. Sie freut sich mit der Wahrheit, sagt er. Paulus selber, wir können das an vielen Stellen seiner Briefe lesen, braucht oft unerhört harte und scharfe anklagende Worte (z. B. 1. Korinther 5,1-5 oder 6,8-10). Aber auch wenn die Liebe gezwungen ist, ein Unrecht mit überklaren Worten aufzudecken und um der Wahrheit willen auf die versöhnliche Gemeinschaft mit anderen Menschen zu verzichten: Auch dann noch, schreibt Paulus, kann die Liebe den anderen Menschen und die Sache, um die es geht, nicht gänzlich fahren lassen. Die Liebe bleibt dran, sie

Ausdruck vom 28.10.2011

glaubt, dass sich alles ins Gute wenden kann, sie hofft, dass jeder am Ende den Weg in die Wahrheit findet.

Das ist der über die Massen hohe Weg, den Paulus seiner Gemeinde aufzeigt, der hohe Weg, nach dem seither unzählig viele Menschen Ausschau gehalten haben und mit bewundernswerter Geduld und fröhlicher Hoffnung gegangen sind. Mit allem, was Paulus im Korintherbrief schreibt, Praktisches, Dogmatisches, Naturhaftes, Moralisches, geht es ihm um dieses Eine: Er will den Zugang offen halten zu diesem hohen Weg der Liebe. Er will Menschen hinweisen auf dieses Höchste, nach dem wir streben können. Darum, liebe Gemeinde, wollen wir auch in Zukunft sorgfältig auf den Apostel hören und uns von ihm leiten lassen: Denn unsere Welt, unser Land und unsere Stadt, unsere Familien, unsere Gemeinde, wir alle haben es nötig, dass die Liebe unser Herz ergreift und mit sich führt. Möge Christus das an uns tun, um seiner Barmherzigkeit willen!
Amen.

Sonntag, 2. März 2003

Ausdruck vom 28.10.2011

Aschermittwoch

Du hast die Erkenntnis verworfen

Hosea 4

Eingangswort	Johannes 10,10.11
Lesung	Matthäus 7,21-23
Psalm	130
Lied	„Wenn wir in höchsten Nöten sein“

Hört das Wort des Herrn, ihr Kinder Israel!

Denn es ist ein Streit für den Herrn mit den Bewohnern der Erde;
denn es ist keine Treue und keine Güte
und keine Erkenntnis Gottes auf Erden.
Fluchen und Lügen und Morden und Stehlen und Ehebrechen
sind eingerissen und Blutiges rührt an Blutiges.
Darum trauert die Erde und verkümmert alles, was auf ihr ist;
unter den Tieren des Feldes und den Vögeln des Himmels
und auch den Fischen des Meeres werden sie zusammengerafft.

Dennoch streitet keiner, und keiner weist den anderen zurecht.
Dein Volk sind wie solche, die [einfach so] streiten, Priester!
Und du wirst straucheln am Tag,
und auch der Prophet mit dir wird straucheln in der Nacht,
und ich vertilge deine Mutter.

Sie – mein Volk! – werden vertilgt, weil keine Erkenntnis da ist,
denn du hast die Erkenntnis verworfen;
und so will ich dich verwerfen, dass du mir nicht Priester seist.
Wie du vergessen hast das Gesetz deines Gottes,
will auch ich deine Söhne vergessen.
So wie sie sich vermehrt haben, so sündigten sie gegen mich –
ihre Ehre will ich in Schande verwandeln.
Die Sünde meines Volkes essen sie,
und zum Frevel ist ihre Seele eingestellt.
Und es wird sein, wie das Volk, so der Priester;
und ich suche an ihm heim seine Wege,
und mache, dass seine Taten zurückfallen auf ihn.

Und sie werden essen und nicht satt werden;
sie huren und breiten sich nicht aus.

Denn den Herrn haben sie verlassen, um die Hurerei zu bewahren;
und Wein und Most nehmen ihr Herz gefangen.
Mein Volk befragt sein Holz, und sein Stock gibt ihm Auskunft;
denn ein Geist der Hurerei führt sie in die Irre,
und sie huren sich fort von ihrem Gott.
Auf den Höhen der Berge opfern sie und auf den Hügeln räuchern sie,
unter Eiche und Pappel und Terebinthe, denn ihr Schatten tut wohl.
Deshalb huren eure Töchter und eure Schwiegertöchter brechen die Ehe.
Ich will nicht strafend heimsuchen, dass eure Töchter huren,
und eure Schwiegertöchter die Ehe brechen –
denn sie selber gehen mit Huren auf die Seite
und opfern mit Tempeldirnen.

Ein Volk, das nicht einsichtig ist, kommt zu Fall.

Wenn du [aber] auch in der Hurerei bist, Israel,
soll sich [doch] Juda nicht [auch] verschulden!
Geht nicht nach Gilgal, und zieht nicht hinauf nach Bet-Awen,
und schwört nicht „So wahr der Herr lebt!“

Denn wie eine störrische Kuh ist Israel;
jetzt lässt der Herr sie weiden wie ein Lamm auf weiter Flur.
Gebunden an Götzen ist Ephraim – lass es bleiben!
Ihr Umtrunk ist treulos.
Lass über ihre Schilde die Schande kommen!
Der Geist soll sie in seinen Flügeln einwickeln.
Ihre Altäre werden zuschanden.

Hosea 4

I

Liebe Gemeinde!
„Let it be, let it be“ : Lass es sein. So haben die Beatles sich vor dreissig Jahren ein letztes Mal gemeinsam zu Wort gemeldet. Nach den Jahren, in denen der Jugendprotest mächtig laut geworden war, und nachdem sie das Basler LSD ausprobiert und in Indien bei Maharishi Mahesh Yogi zu

Ausdruck vom 28.10.2011

meditieren gelernt hatten, war das wie ein letztes Fazit: Lass es sein! Sei verständig, du kannst es nicht ändern – let it be!

So endet auch das heutige Predigtwort aus dem Hoseabuch. Nach den vielen jäh aufgerissenen Anklagen bricht das Prophetenwort wie in sich zusammen: Lass es bleiben! Lass die Schande über sie kommen! Ihre geistigen Höhenflüge enden in den eigenen Selbstwidersprüchen. Lass es sein!

Das ist das Schrecklichste, was im heutigen Predigttext zu lesen steht: die Liebe Gottes mündet in eine resignierte Distanz. Gott hört auf, sich zu kümmern; er klagt nicht mehr an. Seine Leidenschaft hat sich erschöpft. Das ist die wirklich harte Botschaft, die wie ein eiskalter Strom unter den zuerst noch so glühenden Worten fliesst. Lass es sein. Ich will nichts dagegen tun, dass eure Schwiegertöchter die Ehe brechen; ich will es stillschweigend tolerieren, dass eure Töchter sich fremden Männern prostituieren; ich will nicht mehr strafen und die Schuld spüren lassen. In diesem Sinn heisst es: der Herr lässt sie weiden wie ein Lamm auf weiter Flur. Beim Übersetzen dachte ich zuerst: Da bricht jetzt endlich etwas auf von der Güte Gottes: Eine weite Flur, Offenheit, Freiheit, Lebensraum – das suchen wir doch! Aber wenn wir genauer lesen, erschrecken wir. Was zuerst wie ein Wort des Heils klingt, ist im biblischen Zusammenhang alles andere: Ein Lämmlein allein auf weiter Flur – in dieser Offenheit, an der Weite und der vermeintlichen grenzenlosen Freiheit will Gott sein Volk zu Grunde gehen lassen.

Schon am Anfang ist Ähnliches zu lesen. Da sagt der Prophet: Keiner streitet! Zuerst dachte ich: Das ist gut, kein Streit. Aber Hosea sagt das Gegenteil. Er klagt, dass so viel Treuloses geschehen darf, und niemand erhebt die Stimme dagegen und reisst die Decke der äusseren Freundlichkeiten weg. Zwar gibt es viel, worüber das Volk streitet. Aber es geschieht sehr allgemein, man klagt über Gott und die Welt – man schimpft vor sich hin, so dass es kein ganz bestimmtes Verhalten und keine nahe Person trifft und niemandem wirklich weh tut.

Das ist das Erste, was wir heute von Hosea hören und mitnehmen müssen, liebe Gemeinde: Wenn alles gut geht, wenn Friede herrscht und kein Unglück über uns und unsere Kinder kommt, heisst das noch nicht, dass Gott uns gnädig ist und seinen Segen gibt. Es kann auch das Gegenteil davon heissen: dass Gott es für sinnlos erachtet, sich noch um uns zu kümmern.

Ausdruck vom 28.10.2011

II

Liebe Gemeinde!

In der Lutherübersetzung heisst es: „Doch soll man niemanden schelten, sondern dich allein, Priester!“ Das ist sehr frei, wenn ich recht sehe, ist es falsch übersetzt. Zwar betont Hosea die besondere Verantwortung der Priester. Es können in einem Volk nicht alle alles tun. Arbeitsteilung ist nötig, und dazu gehört im alten Israel, dass die einen das tägliche Brot erarbeiten, und andere sind freigestellt, um für die ganze Gemeinschaft das Wort zu bewahren und weiterzugeben. In Israel haben die Priester diese besondere Verantwortung: Ihnen ist das Gesetz, die Thora anvertraut, heisst es später ausdrücklich (5,1). Sie haben Zeit und Gelegenheit, dass sie das Wort Gottes kennen lernen können, und mit dieser Kenntnis dem Volk den Weg weisen, es mahnen, trösten und ihm wohl begründet Hoffnung machen sollen. Das ist die Aufgabe der Priester. Es ist verständlich, dass Luther einen Vers, der im Hebräischen nur schwer zu verstehen ist, in der Übersetzung zuspitzt und sagt: Dich allein, Priester, klage ich an! Aber das steht nicht im Grundtext. Vielmehr gehen die Wörter im Hebräischen fliessend ineinander über, und man weiss beim Übersetzen oft nicht, ob mit dem „Du“ nun der Priester oder das ganze Volk gemeint ist. Ich denke, dass soll so sein: Der Priester hat eine grosse Verantwortung, aber das Volk ebenso. Denn auch das Volk leitet seine Priester. Wenn das Volk willig ist, die mahnenden Worte zu hören, ist der Priester eher geneigt, solche Worte weiterzusagen; und umgekehrt: Wenn das Volk vom Priester vor allem haben möchte, dass er mit schönen Worten das Schöne noch schöner macht und das Böse zudeckt, ist auch der Priester so eingestellt, dass er wo immer möglich alles Frevlerische stillschweigend übergeht und zudeckt. Beide, der Priester und das Volk, sind daran schuld, wenn das Wort Gottes nicht mehr gehört wird.

So ist es ganz offenkundig auch mit uns Pfarrern und unseren Gemeinden heute. Die Gemeinden wählen uns, und wählen uns ab, wenn sie wollen, und sie kommen und hören, oder sie kommen nicht und möchten etwas anderes hören, und wir Pfarrer richten uns danach oder richten uns nicht danach. Immer aber ist unsere Verantwortung eine besondere: Wir haben die Zeit gehabt, das Bibelwort und seine Geschichte gründlich kennen zu lernen. Wir wissen, was auf den hunderten von Seiten der Bibel steht – wahrhaftig keine schöngeistige Dialektik. Wir wissen, dass da über lange, lange Strecken eine trockene Vorschrift der anderen folgt, durchzogen mit Versprechungen und Drohungen, was geschieht, wenn man es tut oder

Ausdruck vom 28.10.2011

nicht tut; und dann über noch fast mehr Seiten hin die schneidend scharfen Anklagen der Propheten, das Drohen mit dem Gericht, und die Schilderungen, wie dieses Gericht eingetroffen ist in Israel und Juda und Schuldige und Unschuldige in ein dumpfes Leid gerissen hat. Das ist das elementare theologische Wissen von uns Pfarrern: Die Bibel rechnet damit, dass Treue und Güte seltene Gäste sind auf Erden, dass Wahrheit und Recht kaum je zur Herrschaft gelangen unter den Menschen, dass wir vielmehr je wieder mit einer umfassenden Heuchelei und selbstverständlich etablierter Unterdrückung rechnen müssen und mancher Mensch darum einen sehr einsamen Kampf führt, um das Wort Gottes an ein paar wenige Hörer weiter zu geben.

Diese Botschaft der Bibel ist auch mir, liebe Gemeinde, der ich mit den Beatles aufgewachsen bin, zuerst einmal fremd. Ich möchte gerne eine schönere, heiter milde Sicht auf das Leben haben. Ich möchte es gern glauben, dass die Politiker in Bern nichts anderes suchen als das Wohl des Landes, dass die Manager der grossen Wirtschaftsunternehmen nur an die Arbeitsplätze ihrer Angestellten denken, und dass die Journalisten von nichts anderem umgetrieben sind als dem Wunsch, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit aufzudecken. Ich möchte es gern glauben, dass in unserer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft alles recht gut bestellt ist. Aber das Bibelwort weckt die Vermutung, dass auch heute, trotz aller wissenschaftlichen Forschung, die Wahrheit unterdrückt und verdreht wird, und dass die politische und wirtschaftliche Freiheit auch zu einem Mittel werden kann, um aus den Menschen noch mehr herauszupressen. Manchmal bekomme ich als Pfarrer einen kleinen Einblick in die Hintergründe, höre zum Beispiel, wie die Privatisierung einst staatlicher Aufgaben den Druck auf die Menschen erhöht, oder sehe in einer Arbeiterwohnung voller pornographischer Videos, wie würdelos das Leben wird, wenn elementare Grenzen fallen, oder ich begegne Menschen, die ihr Leben auf der weiten Flur wechselnder Beziehungen verbracht haben und nun alt werden ohne das Geleit und die Fürsorge nächster Mitmenschen. Dann kann ich etwas sehen, das mich ahnen lässt, dass auch in unseren Tagen, wie Hosea sagt, weit herum „keine Treue und Güte und keine Erkenntnis Gottes ist auf Erden“. Nach den Worten der Schrift muss auch bei uns mehr als wir denken verlogen und böse sein.

Wenn wir das nicht erkennen und benennen können, wenn uns alles verschwimmt im Nebel diffus allgemeiner Klagen, dann benennt Hosea

Ausdruck vom 28.10.2011

mit seinen Worten die Ursache dafür: Du hast die Erkenntnis verworfen; du hast das Wort Gottes vergessen.

III

Für dieses Vergessen tragen die Menschen, die eine besondere geistliche Stellung haben, auch eine besondere Verantwortung, bei uns also wir Pfarrer. Denn es geht ja tatsächlich nicht, dass wir einfach die Bibel aufschlagen und aus ihr dann ablesen, wie man sich zum Beispiel an der Börse verhalten sollte. Eine sachgerechte Erkenntnis kann man nicht einfach bei Bedarf in der Bibel nachschlagen. Eine solche Erkenntnis muss werden und reifen; und dazu muss es eine Arbeitsteilung geben. Menschen müssen sich Zeit nehmen, um die Worte der Schrift zu studieren und im Herzen zu bewegen. In unserem pfarramtlichen Dienst dürfen wir das Bibelwort mit vielen verschiedenen Menschen teilen: mit kranken und sterbenden, mit jungen und lebensfrohen, mit kritisch Fragenden und vertrauensvoll Glaubenden und vielen, vielen anderen. So wächst der Respekt vor diesen Worten und mit ihm das Verständnis für sie. Je wieder gilt es, die so gewonnenen Erkenntnisse in den wechselnden Situationen unserer Zeit angemessen zur Sprache zu bringen. Damit das gelingen kann, sind wir Pfarrer angewiesen darauf, dass unsere Gemeinden geduldig mitgehen und mitdenken und bereit sind, aus dem Bibelwort Wegweisung und Korrektur zu empfangen, auch wo es auf ungewohnte und unbequeme Umwege führt. Sonst kommt es zu keiner Erkenntnis. Und wie es so ist: Wo die Erkenntnis vollständig fehlt, merkt niemand mehr, dass sie fehlt. Wer wenig weiss, kann sich besonders gut einbilden, er wisse alles. Man kann sich aufgeklärt fühlen, weil es auch nicht mehr ansatzweise spürbar wird, wie vieles einem verdeckt ist.

Ohne ein Ringen um die Erkenntnis des Bibelwortes, sagt Hosea, gibt es keine Erkenntnis dessen, was uns Menschen umtreibt und hält. Dann geht es, wie es heute bei uns geht: Wie kleine Kinder lassen wir uns leiten von dem, was gerade Lust macht. Wer ein bisschen gereift ist, fragt vielleicht noch, ob das, was heute Spass macht, auch übermorgen noch Spass machen wird. Ganz allgemein aber sind das Wohlergehen, der Nutzen, das schöne Empfinden der flache Horizont, an dem sich die Menschen orientieren, sogar auch im Glauben: Auf den Hügeln räuchern sie, unter den Bäumen, denn ihr Schatten tut wohl, spottet Hosea. Auch der Glaube soll sich richten nach dem, was wohltut und Spass macht. Niemand fragt mehr,

Ausdruck vom 28.10.2011

ob es denn wahr ist, was man singt und an Hohem fühlt. Zwar wird über manches geklagt, doch ohne Schärfe und ohne eine Vorstellung, wo die Übel ihre Wurzeln haben – bis wir mit abgeklärter Weisheit sagen: Let ist be! „Weil alles problematisch ist, ist alles auch irgendwo egal“, schreibt Peter Sloterdijk.

Für diese abgrundtiefe Gleichgültigkeit, sagt Hosea, tragen in unserer Kultur wir Pfarrer eine besondere Verantwortung. Wenn am Stammtisch, in der Kulturbeilage der Zeitung und am Ende sogar auch im Gerichtssaal nur noch moralisierende Klagen zu hören sind, die ebenso moralisierend wieder verwischt werden, dann haben die Lehrer des Gotteswortes daran eine Mitschuld. Weil wir Pfarrer (und unsere theologischen Lehrer) zu pauschal denken und reden und unsere Gemeinden uns nicht energisch zu mehr Präzision anhalten, verlieren alle Worte an Weite, Schärfe und Tragkraft.

IV

Liebe Gemeinde!

Erst ganz am Schluss des langen Textes wird andeutungsweise etwas vom Evangelium hörbar. Es ist nur wie ein Hauch, wie ein ganz, ganz schmaler Silberstreifen am Horizont. Am Ende seiner langen Anklage sagt Hosea: Wenn es aber auch so geht in Israel, so soll sich doch Juda nicht auch schuldig machen! „Geht nicht nach Gilgal! Zieht nicht hinauf nach Bet-Awen!“, ruft der Prophet.

Juda, ein kleiner Rest im Volk, ist übrig geblieben und hat das Wort Gottes weitergetragen. Aus diesem Volksstamm ist Jesus, der Christus, gekommen; und in seinem Namen sind wir heute versammelt. Das immerhin haben wir getan: Wir haben uns hier in seinem Namen versammelt.

Auch für uns soll gelten: Wir wollen nicht mit hinaufziehen. Wenn man uns sagt, dass Technik und Wirtschaft wachsen und bald die Freiheit und den Wohlstand für die ganze Menschheit sicherstellen werden, wenn man uns zu begeistern sucht, weil unsere Zeit nun endlich die multikulturelle Toleranz verwirklichen und einen unerschöpflichen Vorrat an Liebe bereitstellen wird, ja, wenn man uns am Ende sagt, dass wir doch das Alte vergessen und mit Gott vertrauensvoll nach vorn schauen sollen, unbeschwert von den Lasten des Vergangenen, dann sagt uns Hosea: Zieht nicht mit hinauf! Schwört nicht „So wahr der Herr lebt!“ Sie sollen eingewickelt werden in ihre eigenen geistigen Höhenflüge.

Ausdruck vom 28.10.2011

Zwar können wir nicht aussteigen aus unserer Zeit. Doch können wir uns dem Glauben an die schönen Gefühle verweigern und können auf skeptischer Distanz bleiben, wo man uns weltethisch das Grüne vom Himmel verspricht. Unter den Bäumen der wirtschaftlichen Träume mag es angenehm sein, der Becher der Verbrüderung mag unter den aufgeklärt avantgardistischen Geistern kreisen, und die Theoretiker der Moderne und Post-Moderne mögen ihre Ideale beweihräuchern – wir müssen nicht mitmachen.

Wir halten uns an den einen, der aus dem Stamm Juda gekommen ist. Sein letztes Wort war kein müdes: Let it be. Er hat uns nicht auf weiter Flur allein gelassen. Er ist uns Menschen treu geblieben; er hat unsere Schuld nicht weggeredet, er hat sie auf sich geladen und ist am Kreuz unter ihr zerbrochen. Im Angesicht dieser äussersten Not, aus dieser so überschwer beladenen Treue, aus dieser tief gekränkten, unbegreiflichen Liebe, hat er uns gesagt: „Wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich alle zu mir ziehen“ (Johannes 12,32).
Amen.

Sonntag, 2. April 2000

Ausdruck vom 28.10.2011

1. Sonntag der Passionszeit – Invokavit

Ihr werdet sein wie Gott

1. Mose 3,1-5

Lesungen	1. Johannes 3,1-11
	Matthäus 17,1-9
Psalm	91
Lied	„Nun freut euch, lieben Christen gmein“

Aber die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott der HERR gemacht hatte, und sprach zu der Frau: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten? Da sprach die Frau zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret sie auch nicht an, dass ihr nicht sterbet!

Da sprach die Schlange zur Frau: Ihr werdet keineswegs des Todes sterben, sondern Gott weiss: an dem Tage, da ihr davon esst, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.

1. Mose 3,1-5

I

Liebe Gemeinde!
Absolut, losgelöst von allen anderen Schöpfungswerken, tritt die Schlange auf – und mit ihr das Vergleichen, das Relativieren. „Die Schlange war listiger als alle Tiere“, heisst es, und dann erzählt die Bibel mit anschaulichen Worten, was die tiefste Ursache für alle menschlichen Nöte ist. Mögen wir fassen, wie unfasslich das alles ist, und gewarnt, wachsam, kritisch und selbstkritisch unseren Lebensweg gehen!

Die Schlange ist listig. Wenn wir meinen, wir wüssten, woher das Böse kommt und könnten es packen und ausrotten, dann, unversehens, kommt die Schlange von hinten, und wir merken nicht, wie wir selbstgerecht selber vergiftet werden und alles noch schlimmer wird. Die Schlange ist listig. Sie lügt. Gekonnt verdreht sie alles, bis wir nicht mehr wissen, wo uns der Kopf steht und wo das Herz. Lesen wir darum genau, was die Bibel aufdeckt.

Die Schlange lügt, und das heisst: sie sagt fast ganz die Wahrheit. Zuerst ist es, als ob sie nur eben mit ein bisschen anderen Worten wiederholt, was Gott gesagt hat – mit einem untergründigen Dreh ins Negative. „Ihr dürft essen von allen Bäumen“, hat der Schöpfer gesagt (2,16). Jetzt fragt die Schlange: „Sollte Gott gesagt haben, dass ihr nicht essen dürft von allen Bäumen?“ Der Schöpfer schenkt einen unermesslichen Reichtum an Möglichkeiten des Lebens. Fast grenzenlos weit geht seine Erlaubnis und Ermutigung. „Ihr dürft essen von allen Bäumen!“ Dieses Grosszügige verengt die Schlange. Ohne es zu nennen, konzentriert sie die Aufmerksamkeit auf das Eine, das nicht erlaubt ist. Es ist wie bei den kleinen Kindern: Plötzlich wollen alle dasselbe Spielzeug haben und können sich an den vielen anderen nicht mehr freuen.

So spritzt die Schlange ihr Gift ins Leben. Sie zersetzt das Vertrauen. Ihre Worte vermitteln ein verderbliches Gottesbild. Durch die ganze Geschichte des Volkes Israel ist das immer wieder der Hauptvorwurf der Propheten: Alles Böse, sagen sie, hat seinen Ursprung darin, dass die Menschen sich abwenden von dem Gott des Lebens und in ihrem Innersten geformt werden von anderen Gottesbildern, die sich in Götzenbildern verdichten (etwa Jeremia 2,11-13). Es beginnt vergleichsweise harmlos: Die Schlange flösst der Frau den Zweifel ein, ob nicht vielleicht der Schöpfer ein kleinlicher, missgünstiger Gott sei, der seinen Geschöpfen das Beste nicht gönnen mag.

II

Und schon hat sie erreicht, was sie erreichen will! Die Frau ist fromm. Sie stellt sich schützend vor Gott. Sie verteidigt den Schöpfer und sagt: Nein, nein, Gott gönnt uns das Gute! Er will uns nur schützen. Von dem einen Baum in der Mitte hat er gesagt: Esst nicht davon, rührt seine Früchte auch nicht an, damit ihr nicht sterben müsst. So wollen gerade fromme Menschen Gott schützen und verschärfen seine Gebote. In der Geschichte des Glaubens war das immer wieder so: fromme Gemeinschaften wollten gottesfürchtiger sein als Gott. Kleidervorschriften, das Verbot von Alkohol und Tanz, der Wunsch, das geschlechtliche Leben ganz frei von allem Unreinen zu halten, hohe und immer noch höhere Ansprüche an die Brüderlichkeit und Freundschaft … Gottes Wort wurde verschärft – mit dem Effekt, dass die Menschen mit dem Übersteigerten auch das Richtige fallen gelassen haben.

Ausdruck vom 28.10.2011

Das Gottes Gebot lautet: „Du darfst essen von allen Bäumen im Garten, aber vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen“ (1. Mose 2,16.17). Dieses Gebot steigert die Frau mit dem Zusatz: „Rührt die Früchte nicht einmal an“. Die Schlange weiss: Jetzt hat sie den Eingang zum Menschenherzen gefunden. Ein gesteigertes Gebot wird früher oder später gebrochen. Und so formuliert die Schlange die Lüge aller Lügen, das falsche Versprechen, das bis heute uns alle erregt und unser Lebensglück zerstört. „Ihr werdet keineswegs des Todes sterben“, sagt die Schlange, „sondern Gott weiss: an dem Tag, da ihr davon esst, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“ Das ist die Lüge aller Lügen, die wir als solche kaum durchdringen können.

III

Ich erinnere mich gut, wie ich dieses Wort vor vielen Jahren im Konfirmandenunterricht besprochen habe. Da erst hat mir ein Mädchen die Augen aufgetan für den Abgrund in diesen Worten. An der Universität hatte ich nie etwas darüber gehört. Ich wollte den Kindern nur eben mitgeben, dass wir verführt worden sind, Gott zu misstrauen und uns an seine Stelle zu setzen. Doch das Mädchen sagte: Das ist doch verkehrt. Gott ist gut. Er weiss nicht nur, was gut und was böse ist. Er *ist* gut. Und wenn wir sein wollen wie er, dann müssen wir nicht nur wissen, was gut und böse ist. Wir müssen selber gut sein.

So ist es doch, liebe Gemeinde: Hätte die Schlange die Wahrheit gesagt, hätte sie sagen müssen: Ihr werdet sein wie Gott, barmherzig und geduldig und von grosser Güte; ihr werdet bereit sein, euch für die andern zu opfern, ihr werdet lieben, wie er liebt. Aber bis heute geht es uns immer wieder so: Wenn wir daran denken, dass wir werden könnten wie Gott, dann denken wir zuerst einmal, dass wir dann mächtig wären, und dass wir das Recht hätten, über alle zu richten. Und dieses Zweite tun wir dann alle gern: Wir sitzen zusammen und tratschen, wir schauen die Nachrichten am Fernsehen und fällen unser Urteil: das ist gut, und der ist böse, und meinen, durch dieses Wissen stünden wir irgendwie höher.

Gott aber hat mit viel Liebe den Himmel und die Erde mit einem wunderbar reichen Leben erfüllt! Er hat sein Volk Israel erwählt und begleitet und hat erfahren, wie dieses Volk anmassend und untreu und dann wieder erbärmlich und würdelos schwach war. Dennoch hat er dieses Volk geliebt

Ausdruck vom 28.10.2011

und hat es zum Segen für die Völker gemacht. Und als die Zeit erfüllt war (Galater 4,4), ist Jesus gekommen und hat hart und scharf geredet mit allen, die meinten, dass sie wissen, was gut und böse ist, und sanft und voller Barmherzigkeit mit denen, die krank und elend, schuldbeladen und ehrlos dastanden.

Gott ist nicht derjenige, der über allem thront und weiss, was gut und böse ist. Gott ist Liebe (1. Johannes 4,16). Werden wie Gott, das heisst: Lernen, zu lieben, wie er geliebt hat.

IV

Die Schlange hat fast die Wahrheit gesagt. Ihr werdet sein wie Gott und wissen, hat sie versprochen. Im Fortgang der biblischen Erzählung bestätigt Gott selber, dass es so gekommen ist, wie die Schlange versprochen hatte: Der Mensch ist geworden wie unsereiner, sagt Gott abschliessend im Vers 22. Die Menschen wissen, was das Gesetz fordert, schreibt scheinbar ganz ähnlich auch der Apostel Paulus (Römer 2,14.15). Doch der Teufel steckt im Detail, sagt der Volksmund, ohne zu ahnen, dass dies viel wahrer und unheimlicher ist, als wir je fassen. Wenn wir genauer lesen, ertasten wir etwas von der ersten, tiefsten Lüge, die uns umtreibt.

Es besteht ein minimer, aber entscheidender Unterschied zwischen dem, was die Schlange versprochen hat, und dem, was nach dem Gotteswort tatsächlich geworden ist. „Ihr werdet sein wie Gott und wissen“, hat die Schlange versprochen. Das heisst: Ihr werdet in einen Zustand gelangen, in dem ihr ein sattes, festes Wissen von Gut und Böse habt. Gott aber hält wörtlich übersetzt am Ende der biblischen Erzählung etwas anderes fest. Im hebräischen Urtext wiederholt er das Versprechen der Schlange wortwörtlich – bis auf zwei kleine Korrekturen. Der Mensch ist geworden „wie unsereiner“, sagt Gott, „so dass er weiss“, oder: „so dass er wissen wird“, oder „wissen soll“, was gut und böse ist. Das Wissen um Gut und Böse ist kein erreichter, gesicherter Zustand, sondern das Ziel, das nun uns Menschen gesteckt ist.

„Wie unsereiner“ soll der Mensch werden durch dieses Wissen, sagt Gott. Wer ist damit gemeint?

Im Hebräerbrief heisst es, Jesus Christus habe durch sein Leiden den Gehorsam lernen müssen (Hebräer 5,8.9). Ist das der Weg, auf den uns die Schlange gegen ihren Willen geführt hat? Ist das die Absicht, die nun Gott mit uns hat: Dass wir gut und böse kennen lernen, nicht abstrakt, nicht

Ausdruck vom 28.10.2011

so, dass wir aus einem sicheren Wissen heraus unsere Urteile sprechen können, sondern so, dass wir durch schmerzliche Erfahrungen, durch das Leid einer liebevollen Hingabe ein Wissen erlangen, das wahrhaftig ist, weil es nicht nur um gut und böse weiss, sondern das Gute will und liebt und das Böse verabscheut und hasst?

V

Wir sind vergiftet. Unausrottbar tragen wir ein Gottesbild in uns, als ob die göttliche Ehre darin bestehen würde, dass Gott mächtig ist und recht zu richten vermag. Daraus folgern wir, dass auch wir gottgleich sind, wenn wir richten und urteilen können.

Gewiss: Gott ist der Richter! Er wird sein Urteil fällen über jeden Menschen, durch und durch gerecht. Doch das ist nicht seine höchste Ehre. Und so besteht auch unsere höchste menschliche Würde nicht darin, dass wir frei urteilen, wählen und abwählen und unsere Zustimmung geben oder verweigern können. Es ist die Schlange, die uns das einflüstert und dadurch das Leben verdirbt. Diese Gier, zu wissen und zu urteilen, vergiftet uns. Gottes höchste Ehre aber ist es, dass er lieben will und lieben kann, und dass deshalb sein Erbarmen einen letzten Triumph feiern wird (Römer 11,32). Auch unsere höchste menschliche Ehre besteht in diesem scheinbar so einfachen, das doch unergründlich ist: dass wir lieben können.

Sattdessen suchen wir unsere Ehre darin, dass wir wissen und richten können. In unserer modernen Zeit, liebe Gemeinde, ist diese Macht der ersten Sünde noch allgemeiner und stärker geworden. Der liberale Philosoph John Stuart Mill hat schon vor 150 Jahren geschrieben, er sehe schleichende Veränderungen, die zu grossen Katastrophen führen würden. Er hat die unheilvollen Entwicklungen, die dann im 20. Jahrhundert die europäischen Völker ins Verderben gerissen haben, vorausgesehen. Früher, schreibt Mill, hätten die Menschen sich ihre Meinungen gebildet durch das, was die Würdenträger im Staat und in der Kirche ihnen sagten. Heute bilden sich die Menschen ihre Meinungen durch das, was die Journalisten schreiben. Doch was für eine Verantwortung müssen die Journalisten übernehmen für die Folgen ihrer Worte? Können sie je leibhaftig erfahren, ob ihre Worte die Menschen zusammenführen und zur Geduld mahnen, oder ob sie nur ein liebloses Besserwissen fördern?

Auf viele Arten stehen wir in einem Sog, der uns verführt, aus einem scheinbar höheren Wissen heraus zu urteilen, ohne uns gleichzeitig zu en-

Ausdruck vom 28.10.2011

gagieren und mitzuleiden an dem, was geschieht, und mitverantwortlich um einen guten Ausgang zu ringen. In der Politik schwindet der Wille, sich gegenseitig zur Kenntnis zu nehmen und respektvolle Kompromisse zu schliessen. Im steten Wahlkampf muss man möglichst schwarz-weiss zeigen, was böse ist und was man darum bekämpfen, und was gut ist und was man darum durchsetzen will. In den Kirchen schwindet der Einfluss derer, die ihr ganzes Leben für die Verkündigung des Gotteswortes einsetzen. Andere, die für eine begrenzte Zeit eine formale Macht erhalten, entscheiden über den Weg der Kirche. In der Wirtschaft verlieren die produktiven Kräfte an Gewicht, massgebend werden mehr und mehr diejenigen, die von oben, an der Börse und in den Beratungszimmern, den Wert und den Unwert einer Tätigkeit beurteilen. Auch in der Wissenschaft zählt weniger, was einer an realem Fachwissen aufbaut, sondern wie die Leistung aus einer scheinbar noch höheren Warte bewertet wird.

„Ihr werdet sein wie Gott und wissen“, lügt die Schlange. Ein scheinbar überlegenes Wissen ersetzt die alltägliche Mühe der Liebe. Das ist die Lüge aller Lügen! Sie verdreht und verkehrt, was der Schöpfer uns geben will. Betrogen meinen wir, unsere göttliche Ehre bestehe darin, dass wir urteilen können, und darum urteilen wir, ohne zu lieben, und wollen das Gute durchsetzen, ohne selber dafür zu leiden.

VI

So erzählt uns die Bibel von der Lüge aller Lügen. Gott aber – er will nicht nur wissen. Er will lieben, will aus der eigenen, hautnahen Erfahrung erkennen, was wirklich gut und was wirklich böse ist. Darum ist Christus gekommen und hat hier auf der Erde die Erfahrung gemacht, wie Menschen dankbar sein konnten für das Gute, aber auch, wie sie unbegreiflich böse das Gute belohnt haben mit Verachtung und Hass.

Wir sollen Gott gleich werden – nicht dadurch, dass wir wissen, sondern dadurch, dass wir unser Kreuz auf uns nehmen und Jesus nachfolgen und lernen, einer die Lasten des anderen zu tragen (Markus 8,34; Galater 6,2). Wir wollen uns nicht immer noch tiefer betrügen lassen. Wir wollen nicht von oben herab urteilen und uns selber gefallen im Besserwissen. Nicht abstrakt und losgelöst, wie die Schlange, wollen wir unseren Weg gehen, sondern eingebunden in unsere Ehe und Familie, eingebunden in unseren Beruf, eingebunden in die Gemeinschaft des Glaubens. So sollen wir das Leben kennen lernen, wie es ist, an ihm leiden und tragen und da-

Ausdruck vom 28.10.2011

bei am Ende dieses Eine erfahren: Gut, wirklich gut, ist nur einer – Gott, der uns geliebt hat und uns mit seiner Liebe begleitet, alle Tage, gute und böse, bis zur Vollendung der Zeiten (Matthäus 28,20).
Amen.

Sonntag, 1. Februar 2009

Ausdruck vom 28.10.2011

2. Sonntag der Passionszeit – Reminiszere
Nach dem Mass der Gabe Christi
Epheser 4,7-16

Lesung	Markus 14,26-42
Psalm	10
Lied	„Jesus Christus herrscht als König“

Einem jeden aber von uns ist die Gnade gegeben nach dem Mass der Gabe Christi. Darum heisst es (Psalm 68,19): „Er ist aufgefahren zur Höhe und hat das Gefängnis gefangen geführt und hat den Menschen Gaben gegeben.“ Dass er aber aufgefahren ist, was heisst das anderes, als dass er auch hinabgefahren ist in die Tiefen der Erde? Der hinabgefahren ist, das ist derselbe, der aufgefahren ist über alle Himmel, damit er alles erfülle.

Und er hat einige als Apostel eingesetzt, einige als Propheten, einige als Evangelisten, einige als Hirten und Lehrer, damit die Heiligen zugerüstet werden zum Werk des Dienstes. Dadurch soll der Leib Christi erbaut werden, bis wir alle hingelangen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes, zum vollendeten Mann, zum vollen Mass der Fülle Christi, damit wir nicht mehr unmündig seien und uns von jedem Wind einer Lehre bewegen und umhertreiben lassen durch trügerisches Spiel der Menschen, mit dem sie uns arglistig verführen. Lasst uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus, von dem aus der ganze Leib zusammengefügt ist und ein Glied am andern hängt durch alle Gelenke, wodurch jedes Glied das andere unterstützt nach dem Mass seiner Kraft und macht, dass der Leib wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe.

Epheser 4,7-16

I

Liebe Gemeinde!
Alles hat sein Mass. So sagen es die alten Philosophen, und so steht es hier im Epheserbrief. In den zehn Versen, die wir gehört haben, ist drei Mal die Rede vom Mass: am Anfang, gegen Schluss, und auf dem Höhepunkt der Aussagen. Und das Unerwartete dabei: auch Christus hat ein Mass, und auch das ewige Leben ist nichts Massloses. Wenn endlich alles vollendet

sein wird, wenn die Zeit aufhört und kein Abschied mehr uns wehtut, werden wir hingelangt sein „zum vollen Mass der Fülle Christi“. Auch das ewige Leben ist nicht eine endlos langweilige Zeit, sondern die Erfüllung dessen, was endlich gut geworden ist. Das Mass achten, mass-voll sein: Dazu mahnt uns der Apostel im heutigen Predigttext, gerade in unserer masslosen Zeit.

Bei uns heute muss alles zunehmen, ohne Grenze und Ziel. Altbewährte Einsichten, tragfähige Lebensordnungen werden aufgelöst, weil alles wachsen muss: Die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen, der finanzielle Wert der Kunstwerke, die Rekordmarken im Sport, das Bruttosozialprodukt, die Summe der neu bekehrten Christen: Alles muss wachsen. Und niemand kann sagen, wann das Mass voll sein wird. Der Soziologe Friedrich Tenbruck schreibt: Unsere Zivilisation ist in eine „weglose Vergeblichkeit“ geraten, die „ohne den Glauben lässt, an der Verwirklichung einer richtigen und gültigen Ordnung zu arbeiten.“

Das Neue Testament aber offenbart uns, wozu wir arbeiten: nicht für eine richtige Ordnung, sondern für eine Person. Es ist unsere Berufung, schreibt Paulus, dass wir wahrhaftig sind in der Liebe und „wachsen zu dem hin, der das Haupt ist, Christus“. Das ist das Ziel in allem, was gut getan und recht erlitten wird. Es soll also tatsächlich ein Wachstum geben – zur rechten Zeit am rechten Ort. Aber nicht nur so, wie Zahlen das messen können. So auch. Doch das rechte Wachstum ist geheimnisvoller und umfassender und tiefer greifend zuerst und zuletzt ein Wachstum im Glauben und in der Liebe.

II

Die Bibelworte geben uns Einblick in ein Geschehen, das unergründlich ist. Gerade weil vieles vor aller Augen geschieht. Ein Leib, schreibt Paulus, eine körperhafte Gemeinschaft ist am Werden. „Der Leib Christi“ wächst. Man kann das sehen. Überall in der Welt geschieht es: Menschen, unvorstellbar viele verschiedene, werden miteinander verbunden, zusammengefügt. Sichtbar, sagt der Epheserbrief im vorangehenden Vers 5, wird das durch die Taufe. Aber unsichtbar wirksam und wahr wird es, wenn Menschen sich gegenseitig unterstützen mit den Gaben der Liebe, die Christus ihnen gegeben hat.

Wenn wir uns einen Augenblick lang ein paar Stücke davon anschaulich machen: Vor etwa viertausend Jahren, im Gebiet des heutigen, nörd-

Ausdruck vom 28.10.2011

lichen Iraks, wurde eine junge Frau nach Süden geführt und hat dort aus einem scheuen Jüngling einen gutmütigen Patriarchen gemacht. Rebekka hat die Zwillinge Esau und Jakob geboren und hat ihre Liebe dem jüngeren Sohn geschenkt (1. Mose 24 und 25). So ist der Leib, von dem das Neue Testament sagt, gewachsen. Später hat Salomo die Königin aus Saba empfangen und die beiden haben sich an geistreichen Rätseln ergötzt (1. Könige 10,1-13), und noch einmal später war der übereifrige Elia von sich selber derart enttäuscht, dass er sich erschöpft unter einen Wacholderstrauch gelegt und zu sterben gewünscht hat. Er musste zugeben, dass er selber nicht besser war als diejenigen, die ihm vorangegangen waren (1. Könige 19,1-4). Noch einmal viel später, vor gut tausend Jahren, haben hier an diesem Ort Menschen Wälder gerodet und Felder trocken gelegt und voll Hoffnung ihre Häuser gebaut – und dann mussten sie verängstigt und ratlos in den Trümmern der jungen Stadt ihren Bischof Rudolf in den Steinsarg betten, der bis heute unten in der Krypta des Münsters steht.

Durch solche Werke der Liebe, ihre Freude und ihr Leid, ist der Leib Christi gewachsen: Menschen haben zu verstehen gelernt, was es heisst, an Gott zu glauben, seine Erde zu bebauen, Unrecht zu dulden und trotz allem wieder zu hoffen. Wir können viele Geschichten von diesem Wachstum erzählen, und sollen das auch tun. Die Jugendlichen unserer Gemeinde hören im Moment eine dramatische Geschichte, die vor gut 70 Jahren in Korea ihren Lauf genommen hat, unter der blutigen Fremdherrschaft der Japaner. Da hat eine Gemeinde von Leprakranken von ihrem Pastor Sohn zu spüren bekommen, was es heisst, dass Gott die Gedemütigten liebt, und dass wir uns darum nicht beugen dürfen vor den Götzen der heroischen Macht. Mit einer unscheinbaren und doch tatkräftigen Hilfe für seine bedrängte Familie haben die Leprakranken ihm das gedankt. Bis heute ist das Grab von Pastor Sohn ein Ort, wo viele Koreaner hingehen, um sich neu zu sammeln. Auch durch den Märtyrertod dieses koreanischen Pfarrers und die Anhänglichkeit seiner Gemeinde wurde der Leib Christi gestärkt in dem Wachstum, das dauern wird, bis wir hingelangen zum vollendeten Mass seines Reichtums.

III

Damals ist das geschehen. Und heute, in unserer Gegenwart?

Vor drei Wochen war ich eingeladen bei der Pastoralkonferenz der böhmischen Brüder in Tschechien. Von den Kollegen bekam ich zu hören,

Ausdruck vom 28.10.2011

was sie und ihre Gemeinden bewegt. Die Jungen führen leidenschaftliche Diskussionen über das Recht und das Unrecht des Glaubens; manchmal, leider, entwürdigen sich Gemeindeglieder durch kleinliche Streitigkeiten, dann wieder zeichnen sie sich aus durch eine opferbereite Fürsorge für ein schwer behindertes Kind. Einer der Kollegen war als Feldprediger mit den tschechischen Truppen in Bosnien, und als sie die Zeugnisse des dortigen Völkermordes, die Massengräber, ausheben mussten, haben die fassungslosen Soldaten ihren Prediger gefragt: Wie ist das möglich? In unserer Zeit? Dass Menschen so etwas tun? Und er hat ihnen zur Antwort gegeben: So sind wir. Auch wir – wenn die Umstände dementsprechend gewesen wären für uns – wer weiss, ob nicht auch wir ähnlich Grauenvolles getan hätten?

So suchen diese tschechischen Pfarrer die rechten, klärenden Worte für ihre Gemeinden, damit die Menschen aus den Sorgen und aus der allzu leichten Lebenslust zum Gebet finden, zum erschrockenen Bitten und zum dankbaren Gotteslob und auf diese Weise zunehmen im Glauben und in der Erkenntnis. So wächst der Leib Christi, auch in unserer Zeit.

Das Besondere an dieser Pfarrerkonferenz war die Zusammensetzung: Zum einen eine Schar von alt gewordenen Pfarrern, gezeichnet von den langen Jahren der steten politischen Unterdrückung, gedemütigt auch von der Erfahrung, dass einige von ihnen versagt hatten. Die Alten waren erstaunlich still. Aber sie waren da, mit einer grossen Liebe für die Jungen! Und diese Jungen, voller Ideen, voll Tatkraft, mit scharfem Sinn, willig, etwas zu tun mit den neuen Möglichkeiten – zum Beispiel in einem Hochhausquartier mit zehntausenden von Bewohnern und keiner einzigen Kirche eine Gemeinde gründen. Dieser jugendliche Enthusiasmus wurde zurückgebunden von der Präsenz der Alten, wurde bescheiden gemacht durch die Gegenwart derer, die erlebt hatten, wie hart das Leben sein kann und wie schnell wir zu Fall kommen. Dieses In- und Miteinander von jugendlichem Mut und alter Demut gab der brüderlichen Gemeinschaft eine innere Kraft, wie ich sie hier unter uns Pfarrern nie erlebt habe. So, denke ich, wird der Leib Christi erbaut. Ein Glied unterstützt das andere – die Alten sind da mit ihrem Segen für die Jungen, und die Jungen trösten die Alten mit ihrem Respekt.

So durfte ich zwei unerwartet tröstliche Tage in Tschechien erleben. Ich soll euch herzlich grüssen von dieser Kirche und ihren Pfarrern.

Ausdruck vom 28.10.2011

IV

Und hier bei uns, liebe Gemeinde?

Jedem, schreibt Paulus, ist die Gnade gegeben nach dem Mass der Gabe Christi. Uns, hier, heute, denke ich, hat Christus ein eher kleines Mass zugedacht. Wir sind Kinder einer langen Wohlstandszeit. Wir sind wenig geprüft worden. Und in den wenigen Prüfungen haben wir uns nicht besonders gut bewährt. Wir haben die medizinischen Techniken zu einer bewundernswert hohen Kunstfertigkeit weiterentwickelt. Aber wozu nutzen wir sie? Unter viel anderem auch dazu, mehr als 10'000 Mal im Jahr dafür zu sorgen, dass ein werdendes Kind im Mutterleib nicht wachsen darf bis zur Geburt. Wir haben die psychologischen Beratungsmethoden ausgebaut, viele Menschen kümmern sich mit grossem Engagement darum, dass freies, erfülltes Zusammenleben gelingen kann. Trotzdem wird jede zweite Ehe geschieden. Das Miteinander der Generationen funktioniert derart reibungslos, dass die Alten ungestört ihren Ruhestand geniessen und die Jungen unbehelligt ihren Wünschen nachleben können. Wir sind Wohlstandskinder, ohne einen grossen Fundus an Geduld und Dienstbereitschaft.

Darum, denke ich, ist es nicht erstaunlich, dass uns nur ein kleines Mass an Glaubenskraft gegeben ist. Erstaunlich ist vielmehr, dass Christus noch immer da sein will, auch für uns, mit den Gaben seiner Gnade.

Das aber will er. Darum hat er uns hier zusammengerufen und will uns erbauen, dass wir an Erkenntnis zunehmen und zur Einheit mit unseren Brüdern und Schwestern gelangen. Auch wir, liebe Gemeinde, sollen dabei sein, wenn er die vielen Gelenke seines Leibes zusammenfügt, bis das Wachstum seines Leibes zur Vollendung kommt.

Darum sollen wir nicht unzufrieden sein mit dem Wenigen, das er uns gibt im Glauben, sondern von Herzen dankbar dafür. Sonst, schreibt der Apostel, wenn wir mehr, wenn wir zu viel wollen, werden wir von trügerischen Versprechungen hin und her geworfen.

Diese Warnung muss uns im Herzen brennen! Wir stehen (im griechischen Text ist das noch viel deutlicher ausgesprochen) in einer unheimlichen Gefahr. Scheinbar stimmige Lehren, glänzende Erfolgszahlen, unwidersprechlich logische Gedankengänge führen mit einer „methodischen" Konsequenz in die Irre. Die Lüge präsentiert sich in der Gestalt zielgerichteter Methoden. Der teuflische Betrug kommt nicht in einer gruseligen Gestalt auf uns zu (dann wäre er nicht wirklich gefährlich). Er umgreift uns vielmehr in der klinisch sauberen Form vernünftiger Hinweise. Vor allem die Vorstellung vom unbedingt notwendigen, zählbaren Wachstum

Ausdruck vom 28.10.2011

führt uns heute mit dieser methodischen List in die Irre. Die Wirtschaft muss wachsen – so ist es, und dazu, sagt man, braucht sie die Arbeitskraft der Frauen. Darum müssen die Kinder kollektiv erzogen werden, steht schon im Kommunistischen Manifest zu lesen. Das heisst (das sagt man nicht, aber das ist dann so): Sie müssen konfessionell neutral erzogen werden, ohne dass sie im Alltag je und je etwas hören von Gott, ohne dass sie selbstverständlich zu beten und Gott zu danken lernen. Auch die Vorstellung, dass die Gemeinde an Zahl wachsen und das Glaubensleben mit menschlicher Macht intensiviert werden muss, kann wie ein scheinbar ganz stimmiger Weg in die Irre führen. Damit die Zahl der Gottesdienstbesucher wächst, sorgt man für ein optimales Angebot – und fördert damit wider Willen die Ungeduld und die Selbstgerechtigkeit. Statt dass der Glaube wächst, wachsen die Ansprüche, statt dass die geheimnisvolle Macht des Wortes die Menschen erfüllt mit einer opfermutigen Liebe, werden die Inhalte flachgeschliffen, so dass sie allen möglichst schnell ein möglichst gutes Gefühl vermitteln.

Lasst uns wahrhaftig sein und wachsen, mahnt uns dagegen heute der Apostel – wachsen zu Christus hin!

V

Er ist aufgefahren und hat das Gefängnis gefangen geführt. Mit diesem Wort aus dem Psalm 68 beschreibt Paulus, was Christus getan hat und tun will.

Haben wir gehört, was er sagt? – (In der Lutherbibel ist an dieser Stelle von den modernen Herausgebern die Aussage verschlimmbessert worden.) Christus hat nicht die Türen vom Gefängnis aufgebrochen und die Gefangenen in die Freiheit entlassen. Er hat das Gefängnis gefangen genommen. Das Gefängnis mitsamt den geschlossenen Türen ist in seiner Hand.

Wir Menschen sind gefangen. Krankheiten, Zwänge in Beruf und Wirtschaft, vor allem aber unsere Triebe, unsere Gier, Untugenden, Heuchelei, hässlichen Unarten: Vieles nimmt uns gefangen, und der Glaube erlöst uns nicht einfach aus diesen Gefangenschaften.

Aber Christus hat das Gefängnis gefangen genommen. Er ist hinab gestiegen in die Not von Schande und Tod. Er kennt die Angst, die Schmach, die Erniedrigung, wenn man hilflos in die Hände von gleichgültig herzlosen Menschen gerät. Er ist hinabgestiegen. Und er ist hinaufgefahren! Er kennt den Triumph, er weiss, wie es schmeckt, wenn man Erfolg hat

Ausdruck vom 28.10.2011

und hoch geachtet dasteht. Und er sagt uns: Das ist die Bestimmung aller Menschen, die ihr Menschsein mit dem rechten Mass leben und mir nachfolgen.

Das lehrt er die Seinen zu glauben, und so nimmt er das Gefängnis gefangen. Durch den Glauben muss alles, was uns unfrei macht, seinem Willen und Werk dienen. Er sorgt dafür, dass die Erfolge, die wir feiern dürfen, uns nicht hochmütig machen, sondern dankbar. Er tröstet uns, so dass die kränkenden Niederlagen uns innerlich läutern und stärker machen. Sonntag für Sonntag schafft er einen Freiraum, so dass wir die Denkmuster der Zeit durchbrechen, uns besinnen und unserem Bestreben ein Mass setzen und es seinem Willen unterwerfen können.

So hat er das Gefängnis gefangen genommen. Was auch immer uns gefangen nimmt – wenn wir uns ihm anvertrauen, so will Christus dafür sorgen, dass uns auch dieses Einengende zum Guten dienen muss (Römer 8,28). Gerade auch Wachstumshemmungen, Rückschläge, auch im Glauben und im Gemeindeleben, kann und will er zum Guten dienen lassen. Ja, sogar auch aus unserem Wohlstand, der uns weinerlich sentimental macht, kann Christus Gutes werden lassen. Wir können die grossen Möglichkeiten nutzen zum Forschen, können manches klären und können Hilfsmittel schaffen, die hilfreich sind für den Dienst an seinem Wort.

Nur eines tut Not: Dass wir Mass halten. Dass wir nicht aus eigener Kraft mehr sein wollen, als uns gegeben ist, und untreu werden in dem, was er uns durch die Propheten und Apostel zugemessen hat. Zu diesem Einen mahnt uns der Apostel: Dass wir uns daran genügen lassen, und treu sind in dem, was er von uns will, und uns darum mit aller Geduld gegenseitig unterstützen mit dem, was er uns zuteilt. So werden wir wahrhaftig in der Liebe und wachsen – zu dem hin, der das Haupt ist, Christus.
Amen.

Sonntag, 17. Februar 2008

Ausdruck vom 28.10.2011

3. Sonntag der Passionszeit – Okuli
Einer unter euch wird mich verraten
Johannes 13,16-30

Lesung	Römer 8,28-39
Psalm	34
Lied	„Jesu, deine Passion“

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Knecht ist nicht grösser als sein Herr und der Apostel nicht grösser als der, der ihn gesandt hat. Wenn ihr dies wisst – selig seid ihr, wenn ihr’s tut. Das sage ich nicht von euch allen; ich weiss, welche ich erwählt habe. Aber es muss die Schrift erfüllt werden (Psalm 41,10): „Der mein Brot isst, tritt mich mit Füssen.“ Jetzt sage ich’s euch, ehe es geschieht, damit ihr, wenn es geschehen ist, glaubt, dass ich es bin. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer jemanden aufnimmt, den ich senden werde, der nimmt mich auf; wer aber mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.
Als Jesus das gesagt hatte, wurde er betrübt im Geist und bezeugte und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Einer unter euch wird mich verraten. Da sahen sich die Jünger untereinander an, und ihnen wurde bange, von wem er wohl redete. Es war aber einer unter seinen Jüngern, den Jesus lieb hatte, der lag bei Tisch an der Brust Jesu. Dem winkte Simon Petrus, dass er fragen sollte, wer es wäre, von dem er redete. Da lehnte der sich an die Brust Jesu und fragte ihn: Herr, wer ist’s? Jesus antwortete: Der ist’s, dem ich den Bissen eintauche und gebe. Und er nahm den Bissen, tauchte ihn ein und gab ihn Judas, dem Sohn des Simon Iskariot. Und als der den Bissen nahm, fuhr der Satan in ihn. Da sprach Jesus zu ihm: Was du tust, das tue bald! Aber niemand am Tisch wusste, wozu er ihm das sagte. Einige meinten, weil Judas den Beutel hatte, spräche Jesus zu ihm: Kaufe, was wir zum Fest nötig haben, oder dass er den Armen etwas geben sollte. Als er nun den Bissen genommen hatte, ging er alsbald hinaus. Und es war Nacht.

Johannes 13,16-30

I

Liebe Gemeinde!
„Es war Nacht“ – und auch heute Morgen, mitten im Licht des Tages, wird es dunkel unter uns, wenn wir diese Worte hören. Eine bange Unruhe macht sich breit. Wer ist es? fragen die Jünger. Bei Matthäus und Markus heisst es sogar, dass jeder von ihnen voll Angst gefragt hat: Bin ich es? Wir Menschen sind derart unzuverlässig. Wir sehen hier und dort, wie andere untreu ihre Nächsten verlassen, ja manchmal sogar sie verraten. Bin ich besser?

„Es war Nacht“. Ich denke, darum ist es mir so gegangen, wie es mir gegangen ist: Ich hatte lange schon die Predigtreihe mit jedem Text für jeden Sonntag geplant. Aber als ich jetzt an die Predigt zu denken begonnen habe, ohne meine Notizen, habe ich diesen Text verdrängt und nur noch an das nächste, 14. Kapitel, gedacht. Ich hätte gerne Judas beiseite gelassen. Wer möchte das nicht? Auf Distanz halten, was so dunkel ist? In den Perikopenreihen für die lutherische und die katholische Kirche kommt dieser Text nicht vor. „Es war Nacht“: Wäre es nicht besser, im Dunkeln zu lassen, was im Dunkeln geschehen ist?

II

Viele von uns haben wohl schon erlebt, wie unheilvoll solche Bibelwörter wirken können. Manchmal habe ich Menschen bei mir, die verquält sich selber fragen: Bin ich vielleicht nicht erwählt? Habe ich die Sünde gegen den Heiligen Geist begangen? Bin ich ein Mensch wie Judas?

So können Menschen sich plagen, und da habe ich auch schon gedacht: Warum müssen derartige Worte in der Bibel stehen und die Menschen schrecken? Doch diese dunklen Worte stehen da. Niemand nimmt sie weg. Der Evangelist selber hat das Dunkel jener Nacht in das Licht auch des heutigen Morgens gezogen. Jesus selber hat die Verantwortung übernommen dafür, dass das so ist. Er hat so gehandelt und geredet, dass mit seinem Evangelium auch etwas Unheimliches in das Leben dringt.

Wir dürfen nicht vergessen: Jesus will uns nicht nur ein gutes Licht von einem guten Erdentag schenken, ein leichtes und fröhliches Gemüt für heute und morgen. Er will uns in ein ewiges Licht hineinführen. Er ist gekommen aus einer Wirklichkeit, die all unser Denken und Fühlen weit übersteigt: Er bringt den Gruss von einem Gott, den wir nicht sehen und uns nicht vorstellen können, ein Gott, der heilig und durch und durch nur

Ausdruck vom 28.10.2011

gut ist. Dergleichen gibt es nichts hier auf Erden. Für uns wechseln Licht und Schatten. Gutes und Böses – wer kann es auseinanderhalten? Jesus aber weiss von einem Tag, der in keinen Abend mehr sinkt; unvorstellbar für uns bringt er ein Gut, das vollkommen rein und ohne die Spur des Bösen ist: Wer mich aufnimmt, sagt er, nimmt den auf, der mich gesandt hat, „den Vater des Lichtes", schreibt Jakobus, „bei dem keine Veränderung ist und kein Wechsel des Lichtes und der Finsternis" (1,17). Jesus hat sich mit seinem Wirken ein unfassbar hohes Ziel vorgenommen. Er will uns Menschen, dich und mich, hinführen zu diesem Gott, hinein in dieses Licht, in dem keine Tränen mehr fliessen werden. Jesus will viel mit uns. Darum nimmt er auch viel in Kauf. Es ist ihm die Sache wert, dass wir Menschen in innere Kämpfe gestürzt werden. Es geht um viel – es ist diesen hohen Preis wert!

Glauben wir ihm das? Nehmen wir ihn, nehmen wir diejenigen, die er sendet, auf? Oder möchten wir nur noch aufnehmen, was den menschlichen „Bedürfnissen" entspricht (wie es im jüngsten Pressecommuniqué unserer Kirche wieder heisst) und die Ängste möglichst verstreicht?

Jesus sagt ausdrücklich, dass es ihm mit seinen Worten darum geht, dass wir glauben können. Ich rede zu euch von diesen Dingen, sagt er, „damit ihr, wenn es geschieht, glaubt, dass ich es bin." Jesus ist, wer er ist. Das sollen wir *glauben! Wir* sind noch nicht, was wir sein sollen. Darum können *wir* nur *glauben,* nicht *wissen,* können nur lieben, nicht vollbringen. Wir sollen erfahren, dass Jesus es ist, der weiss und vollbringt.

So beschreibt es Johannes. Im Dunkel jener Nacht lässt er uns doch auch ein Licht sehen. Jesus ist das Licht der Welt. Er macht auch die Nacht, in der er verraten wurde, hell: für den Glauben!

III

Jedes Mal, wenn wir Abendmahl feiern, hören wir es wieder neu: „In der Nacht, da unser Herr, Jesus, verraten wurde … " So schreibt Paulus im 1. Korintherbrief (11,23). „Verraten", übersetzen wir. Das lenkt die Gedanken auf das menschlich Böse, das in jener Nacht geschah. Wir könnten aber auch übersetzen: Als er ausgeliefert, preisgegeben wurde. Paulus schreibt nicht, von wem. παρεδιδετο wörtlich: „übergeben". Dieses Wort steht im Neuen Testament für beides: Für das, was Judas Böses tut, aber auch für das, was Gott Gutes getan hat. „Er hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern hat ihn für uns alle – für uns *alle*! – dahingegeben"

Ausdruck vom 28.10.2011

(παρεδωκεν sagt ausdrücklich Römer 8,32). Ja, im Galaterbrief schreibt Paulus, Jesus Christus selber habe sich dahingegeben „für mich“ (2,20). In dem, was menschlich Böses geschieht durch Judas, geschieht gleichzeitig das Gute, das Gott mit Jesus Christus wirken will. Das ändert nichts daran, dass das Böse böse ist und nur böse. Es geht um Verrat. Um etwas, das ein Mensch tut, ohne dass er äusserlich dazu gezwungen ist. Es geht nicht um das Verleugnen, in das sich Petrus aus Angst und Schwachheit verstrickt. Diese beiden Dinge werden manchmal zusammengenommen, als wären sie dasselbe, obgleich es doch zwei völlig verschiedene Dinge sind. Petrus verleugnet aus Angst und Schwachheit. Der Verrat aber geschieht überlegt, aus Kraft, nicht aus einer Bedrängnis heraus.

Verrat! Bei Matthäus und Markus lesen wir die erschreckenden Worte: „Der Menschensohn geht zwar dahin“, er muss preisgegeben werden, „wie von ihm geschrieben steht – aber wehe dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird!“ Und Jesus fährt fort und sagt, wohl das Schlimmste, das er je gesagt hat: „Für diesen Menschen wäre es besser, er wäre nie geboren“ (Matthäus 26,24). Das tönt, wie wenn es für diesen Menschen niemals mehr einen Trost geben könnte, keine Versöhnung, die schliesslich seine Geburt doch noch wertvoll macht. –

Für das Neue Testament ist das überall vorausgesetzt: Was mit Jesus geschieht, ist von Gott gewirkt. Aber was dabei menschlich Unrechtes getan wird, ist dennoch reines Unrecht. Wir sollen nicht harmlos denken. Es gibt wirklich auch unter uns Menschen das radikal Böse, noch unheimlicher als Immanuel Kant das beschrieben und Friedrich Schiller sich darüber empört hat. Was Judas tut, wird in der Bibel nirgendwo relativiert. Doch bei allem, was geschieht, erzählt Johannes, behält Jesus die Kontrolle. Ja, Jesus ist es, der die Dinge lenkt, er ist es, der das Letzte wirkt, und wir müssen uns deshalb nicht fürchten. Jesus hat auch das Böse in seiner Hand.

IV

Das ist zuerst einmal noch wieder sehr menschlich schön. Mitten in dem Dunklen, das geschieht, gibt uns der Evangelist Einblick in das überaus Menschliche, das bei all dem auch seinen Lauf nimmt. Wir bekommen etwas zu sehen von den persönlichen Beziehungen im Kreis der Jünger, erfahren etwas – man könnte sagen: von der „Gruppendynamik“ im Jüngerkreis. Sonst erzählen die Evangelien wenig von diesem Psychologischen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Die Bibel gibt kaum Anlass, dass wir das Persönliche intensiv bespiegeln. Aber hier bekommen wir einen kurzen Einblick in das menschliche Beziehungsgeflecht unter den Jüngern. Petrus, heisst es, „winkt“ einem anderen. Mit einem kleinen Kopfnicken, heisst es wörtlich, gibt er ihm ein Zeichen. Dieser andere ist ein Liebling von Jesus. Er hat offenbar eine Art, die Jesus zu Herzen geht. Das erinnert mich an eine Mutter, die einmal erzählte, es habe lange gedauert, bis sie das bei ihren Kindern durchschaute. Aber immer, wenn die Kinder etwas wollten, schickten sie das Jüngste vor. Die Kinder hatten bemerkt: die Kleine kommt am besten an bei der Mutter, sie holt bei ihr am meisten heraus. So ist es unter uns: Einige haben mehr Charme, andere weniger. Manchmal beneiden wir einander deswegen. Aber wenn wir ein grosses Anliegen haben, sind wir dankbar für diejenigen, die mit den Bitten durchdringen. Unter den Jüngern war offenbar Petrus so etwas wie eine fast offizielle Autorität. Er könnte es empfinden, wenn ein anderer sich vordrängt. Auch bei uns sind die offiziellen Autoritäten manchmal empfindlich. Aber jetzt sind die Jünger persönlich verunsichert. Da ist das Offizielle nicht mehr so wichtig. Der Jünger, den Jesus lieb hat, wechselt einen Blick mit Petrus, Petrus gibt ihm das Zeichen, und der Jünger schiebt sich an Jesus heran und stellt die Frage, die auch den anderen im Herzen brennt: „Herr, wer ist’s?“

V

Und Jesus? Er kann und will die Seinen mit dieser Frage nicht hangen lassen. Er hat die Jünger tief verunsichert. Er musste das tun. Auch uns hat er wieder verunsichert. Aber wenn jetzt die Jünger mit der bangen Unruhe im Herzen kommen und der geliebte Jünger fragt – da will Jesus sie nicht im Ungewissen lassen. Er schickt sie nicht in eine lebenslange Verunsicherung. Er will nicht, dass sie immer nur fragen können. Denn wer ernsthaft fragt, in so Grundsätzlichem und Persönlichem, müsste daran verzweifeln. Jesus gibt Antwort, er schafft Klarheit – auch im Letzten.

„Der ist’s, dem ich den Bissen gebe“, sagt er, und nimmt einen Brocken Brot, taucht ihn in die Schüssel und gibt ihn Judas. Da, heisst es, „fuhr der Satan in ihn“. Ein schreckliches Wort. Und doch auch trostreich. Zuerst einmal: Von uns Menschen allen ist noch keiner von sich aus in der Macht des Bösen. Noch sind wir Menschen und sind keine Teufel. Unser Herz verdreht zwar die Dinge zum Bösen (1. Mose 8,21), aber unser Herz ist noch nicht ein Ort, wo nur und ausschliesslich der Böse regiert.

Ausdruck vom 28.10.2011

Erst wenn nun Jesus seine Jünger aus der Unruhe befreien will, erst da, wenn er nun selber den Bösen bezeichnen und ausgrenzen will, erst wenn er jetzt zu diesem Zweck ein Stück Brot nimmt und es dem Verräter gibt, erst da, schreibt Johannes, wird das Herz dieses Menschen voll und ganz vom Bösen erfüllt. Es ist, wie wenn Jesus das letzte Gericht vorausnimmt. Er richtet eine Grenze auf, die es sonst noch nicht gibt, er spricht Judas das Urteil und liefert ihn dem Bösen aus. Nicht Judas selber, Jesus vollzieht es. *Er* wirkt das Letzte. Es ist wie im grossen Gleichnis vom Weltgericht. Da sagt der Menschensohn zu den Verdammten: Geht in das Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln – nicht den Menschen! – zubereitet ist (Matthäus 25,41). So wird Judas von Jesus dem Bösen preisgegeben.

Und das ist doch ein Trost: Nicht wir selber können uns vollständig verderben. Kein Mensch kann sich aus seinem eigenen Wollen und Tun vollständig an das Böse ausliefern. Nur Jesus kann einen Menschen preisgeben. Und Jesus – ist nicht böse. Was er tut, hat durch und durch gerechte und gute Gründe und Ziele. Er gibt sich selber preis zum Beweis dafür. Glauben wir ihm das?

Gerade deshalb aber: Wie könnte er einen Menschen zwingen zum Guten? Was wäre das: Ein Himmel, zu dem man verurteilt wird? Paulus insistiert darauf und treibt diesen Gedanken im Römerbrief zum Äussersten: Gott hat die Macht und hätte das Recht dazu, mit jedem Menschen nach seinem Gutdünken zu verfahren. Er kann uns behandeln wie ein Töpfer einen Klumpen Lehm, den er nach Belieben formt. Und Gott verfährt mit den Völkern zeitweise so (Römer 9,21). Aber Jesus hat seine Jünger nicht degradiert, dass sie nur ein blosses Holzstück sind, das er bearbeitet, wie er es bearbeitet haben will. Gott hätte das Recht, mit uns so zu verfahren, und wir könnten nichts dagegen einwenden. Aber Jesus behandelt seine Jünger nicht so. Er lässt sich erbitten von seinem liebsten Jünger, und schafft denen, die seine Hilfe suchen, Frieden. Überall ist Böses, Untreue und Ungewissheit. Licht und Schatten wechseln auch im Herzen der Jünger. Aber Jesus will sie zur Ruhe bringen. Er will sie nicht im Ungewissen lassen. Und so nimmt er den Bissen Brot und reicht ihn Judas. Er bezeichnet den Verräter, er gibt ihn endgültig dem Bösen preis und zeigt seinen Jüngern: Der ist es, *ich* kenne und benenne, *ich* treibe ihn: Ohne meinen Willen geschieht es nicht. Ihr könnt mir vertrauen: Auch wenn ihr unsicher seid und schwach – ohne meinen Willen geht keiner verloren. Glaubt ihr mir das?

Ausdruck vom 28.10.2011

VI

Ja, die Jünger glauben es. Es ist unfassbar – aber die Jünger glauben es, wie die Kinder glauben. Es ist unbegreiflich. Eben noch die bange Unruhe und die jähen Fragen – und schon denken die Jünger wieder nichts Böses mehr. Jesus sagt zu Judas: Tue es bald. Und die Jünger wissen nun: Es geht um Judas, nicht um mich, und schon denken sie nicht mehr an Verrat und ewiges Unheil, sondern an die Kasse, was man vielleicht einkaufen oder den Armen geben könnte: nichts abgründig Böses.

Auch uns will Jesus mit einem solchen Kinderglauben begaben: Glaubt mir, sagt er, *ich* schütze euch vor dem letzten Bösen, und mehr müsst ihr nicht wissen. Wir können Jesus vertrauen, dass er es recht macht, mit uns und mit allen anderen, und müssen nicht das Schlimmste und Böseste denken, von keinem. Die Jünger haben nicht einmal von Judas das ganz Böse gedacht. Nur Jesus hat es gewusst. Gott will uns nicht einschulen in ein Klima des Misstrauens und der aufgewühlten Kritik. Jesus wühlt uns auf – aber dann schenkt er uns wieder den arglosen Glauben der Kinder. Nur will er, dass wir hören, was er sagt, damit wir dann auch wirklich *glauben* und nicht scheinbar wissen.

Jesus nimmt es zu diesem Zweck in Kauf, dass die Unruhe uns erfasst und wir fragen: Bin ich erwählt? Bin ich dabei? Wenn uns diese Ratlosigkeit überfällt, ist es am besten, wenn auch wir diejenigen, die Jesus am liebsten sind, vorschicken, nämlich die Kinder, dass sie für uns und mit uns beten: Herr, lass uns doch nicht in dieser Unruhe, zeige uns die Grenze und lass das ganz Böse fern von uns sein, nimm uns deutlich sichtbar hinein in die Gemeinschaft mit dir, dass wir gewiss und fröhlich sein können über dein Heil. Lass uns dazugehören und lass alles gut werden mit uns.

Wenn wir in dieser Weise bitten wie die Kinder, haben wir die Verheissung, dass Jesus uns nicht hangen lässt. Er streckt seine Hand aus und zieht die Grenze. Nur er kann das tun. Er aber will es tun, wenn die Unruhe unser Innerstes plagt. Es ist tatsächlich eine Grenze für den Glauben der Kinder. Jesus ist nicht leibhaftig anwesend, wie damals, und bezeichnet nicht die Bösen als böse. Dieses Negative muss warten. Aber das Positive will er den Seinen geben. Er streckt seine Hand aus und bezeichnet diejenigen, die er berufen hat und die ihm glauben. Er lässt uns taufen, er reicht uns das Brot und den Kelch am Abendmahlstisch, und wir – wir sind da. Und *er* betrügt sicher nicht: Er ist es, der alles wirkt. Gegen seinen Willen können wir nicht verloren gehen. Wir können ihm vertrauen, können uns selber und alle unsere Nächsten ihm anbefehlen – er wird es recht ma-

Ausdruck vom 28.10.2011

chen. Wir können uns selber nicht verderben. Was immer wir auch getan haben: Wir haben nicht gegen den Heiligen Geist gesündigt. Denn wir suchen noch immer unsere Zuflucht bei Jesus. Und er schickt uns nicht weg. Er hält uns vielmehr bei sich, dass wir ihn nicht lassen.

Wenn wir fragen: Bin ich erwählt? Bin ich im Glauben? Bin ich auf rechtem Weg? Bin ich? Dann sagt er: Ich habe zu euch geredet, damit, wenn es geschieht, ihr erkennt, dass *ich es bin!* Er ist *für uns.* Das wollen wir ihm glauben.
Amen.

Sonntag, 7. März 1999

Ausdruck vom 28.10.2011

4. Sonntag der Passionszeit – Laetare
Von einer Kraft zur anderen
Psalm 84

Lesungen	Johannes 12,20-26
	2. Korinther 5,1-10
Lied	„Jesu, meines Lebens Leben“

Ein Psalm der Söhne Korach, vorzusingen, auf der Gittit.
Wie lieb sind mir deine Wohnungen, Herr Zebaoth!
Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn;
mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.
Der Vogel hat ein Haus gefunden
und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen –
deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.
Wohl denen, die in deinem Hause wohnen; die loben dich immerdar.
Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten
und von Herzen dir nachwandeln!
Wenn sie durchs dürre Tal ziehen, wird es ihnen zum Quellgrund,
und Frühregen hüllt es in Segen.
Sie gehen von einer Kraft zur andern und schauen den wahren Gott in Zion.
Herr, Gott Zebaoth, höre mein Gebet; vernimm es, Gott Jakobs!
Gott, unser Schild, schaue doch; sieh doch an das Antlitz deines Gesalbten!
Denn ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als sonst tausend.
Ich will lieber die Tür hüten in meines Gottes Hause
als wohnen in der Gottlosen Hütten.
Denn Gott der Herr ist Sonne und Schild; der Herr gibt Gnade und Ehre.
Er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen.
Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich auf dich verlässt!

Psalm 84

I

Liebe Gemeinde!
In diesen frühen Frühlingstagen geht es wohl vielen so: Wir freuen uns an der warmen Luft, den blühenden Forsythien, dem Zwitschern der Vögel –

aber manchmal überfällt es uns: Schon ist es wieder Mitte März! Eben erst war Weihnachten, und jetzt ist schon wieder fast ein Vierteljahr vergangen.

Wir fliegen davon, sagt der Psalm 90. Immer schneller vergeht die Zeit.

II

Der Psalm 84 aber rühmt: „Der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen." Im Fluge der Zeit können unsere Familie, unsere Freunde, unsere Arbeit uns nicht eine Heimat geben, in der wir ganz geborgen sind. Unsere freie Zeit, so glücklich sie sein mag, kann uns doch nicht die Erlebnisse bieten, in denen eine zukünftige Generation sich einnisten und wachsen und stark werden kann. Wir fliegen davon. Ein Haus, in dem unsere Sehnsüchte zur Ruhe kommen, ein Nest für unsere Jungen finden wir einzig bei Gott. Bei ihm aber finden wir es, rühmt der Psalm 84.

„Ich will lieber die Tür hüten in meines Gottes Haus als wohnen in der gottlosen Hütten", sagt er. Alles, was ohne Gott bleibt, die grössten Paläste, die wir bauen, Museen, Kunstsammlungen, repräsentative Bankengebäude, Goldreserven, die globale Wirtschaft, die unsere Topmanager auf ihren Flügen rund um die Welt in Schwung halten, unsere schönste Volksmusik: All das ist und bleibt eine Hütte. Es wird abgebrochen und nichts davon ist mehr da.

III

Unser Gott aber hat ein Haus mit anderen Dimensionen. „Die Himmel aller Himmel fassen ihn nicht", ruft König Salomo in seinem Gebet bei der Einweihung des Tempels (1. Könige 8,27). Gott lebt nicht an einem bestimmten Ort in der Welt. Er lebt auch nicht eingeschlossen in unserem Inneren. Sondern wir leben und weben in ihm (Apostelgeschichte 17,28). Wenn wir nur ein bisschen hineinschauen in die Geheimnisse der Natur, bekommen wir eine erste, vage Ahnung, wie vielfältig, wie reich, wie gewaltig gross das Haus ist, in dem Gott wohnt. Aber erst wenn wir aus der Bibel hören, dass Gott die Menschen aller Zeiten und Völker vor sich sammeln will, und dass er bei sich zu Hause vor allem diejenigen zu Ehren bringt, die hier gelitten haben um seinetwillen; wenn wir uns vorstellen, dass die Menschen, die hier gequält und verachtet worden sind, vor Gott aufrecht dastehen und ihm fröhlich und dankbar das Lob singen – da bekommen

Ausdruck vom 28.10.2011

wir erst eine rechte Ahnung, was das Haus Gottes für Dimensionen hat: die Dimensionen der wahren, barmherzigen Liebe.

An den Türen zu diesem Haus muss man wachen. Das ist nötig. Schon ganz einfach im Hinblick auf das, was wir sehen und greifen können in der Welt. Jemand muss zum Beispiel darüber wachen, dass die Wissenschaft sich nicht mit dummdreisten Erklärungen breit macht und so tut, als gehöre das Leben ihr und es gebe gar kein göttliches Geheimnis, das alles umhüllt. Der Naturforscher Albrecht von Haller zum Beispiel hat in dieser Weise zu wachen versucht. Er hat sich vehement gegen Carl von Linné gewandt (dessen Werk er im übrigen sehr zu schätzen wusste) und hat gesagt: Mit den abstrakt durchsystematisierten, lateinischen Pflanzennamen werde die Wahrheit Gottes zerstört, die Wahrheit nämlich, dass die Schöpfung nicht nur eine Sache für den Kopf ist, die wir analytisch beherrschen, sondern dass sie sich auch dem Gemüt der Menschen erschliessen will. Das tut sie auf dem Weg, den die Menschen seit Adam mit der Natur gegangen sind, wenn sie den Mitgeschöpfen einen Namen gegeben haben (1. Mose 2,19). Daran hat Albrecht von Haller erinnert und wollte so an der Tür zur göttlichen Schöpfung wachen.

Aber erst recht ist das so, wenn wir an der Tür der Bibel stehen und hineinschauen in das Geheimnis, dass Gott uns Menschen erwählt hat, dass wir seine Kinder werden sollen, und dass er zu diesem Zweck seinen Sohn hat leiden lassen. An dieser Tür müssen wir auf das Äusserste wachsam sein, dass nicht jemand in diese wunderbare Wahrheit hineindringt und aus ihr eine Polstergruppe macht, eine Sammlung von massgeschneiderten Ideen und Gefühlen, in die man versinken kann, bis eine harte Realität einem aufschreckt. „Ich will lieber die Tür hüten“, sagt der Psalm, „als wohnen in der Gottlosen Hütten“. Ich will lieber am Eingang stehen zu der gewaltig grossen Wahrheit Gottes, als dass ich mich zur Ruhe setze mit einem Weltbild, das ich mir selber zurechtgezimmert habe. Ich will lieber hineinschauen in das, was mein ganzes Leben trägt, als dass ich mich zurückziehe in meine Privatsphäre, meine paar Hobbies oder mein berufliches Fachwissen.

IV

Denn Gott ist nicht irgendeine ferne, hohe Idee, irgendein schwebendes Gefühl. Gott hat seine Altäre hier auf Erden.

Ausdruck vom 28.10.2011

Überall sind Menschen, die vieles opfern, weil sie auf Gott vertrauen. In diktatorischen Ländern gehen Menschen diesen Weg des Opfers bis zum sichtbaren, blutigen Ende. Tapfer bekennen sie die Wahrheit, auch wenn sie dafür ins Gefängnis kommen oder sterben müssen. Vielhundertfach geschieht das, im grössten Land dieser Welt, in China, aber auch in Nordkorea und an anderen Orten. Wo Menschen in dieser Weise ihr Opfer bringen, da stehen die Altäre Gottes. Da sehen wir: Es gibt eine Wahrheit, die mehr wert ist als unser Leben. Es gibt ein Recht und eine Schönheit, die ehrenvoller dastehen als alles, was wir selber sind. Mir persönlich ist ein erstes Mal etwas von dieser Wahrheit zu Gesicht gekommen, als ich die Schriften von Alexander Solschenizyn gelesen habe und innerlich ergriffen wusste – und dieses Wissen nicht mehr loswerden konnte: Ob ich das je selber könnte oder nicht, weiss ich nicht. Aber richtig ist es, wenn ein Mensch nicht mitläuft mit dem Unrecht, wenn er seinen Mund auftut und das Leid auf sich nimmt um der Wahrheit willen!

Aber nicht nur so spektakulär, nicht nur dort, wo Menschen direkt verfolgt werden, auch in unserem Alltag, im ganz Kleinen, stehen viele solche Altäre unseres Gottes. Viele Mütter verzichten auf grosse Entfaltungsmöglichkeiten, weil sie um Gottes Willen für ihre Kinder da sein wollen. Man kann zwar viel reden vom Mutterglück und seiner schönen Erfüllung, aber wer realistisch ist, weiss: Es war und es ist immer auch verbunden mit einem herben Verzicht, wenn ein Mensch für seine Nächsten da sein will. Auch wenn ein Geschäftsmann seine Firma führen will nicht nur für sich und seinen Erfolg, sondern für seine Mitarbeiter und Kunden, wenn ein Lehrer seine Schüler lieb hat und will, dass sie etwas lernen, und dass sie das mit möglichst viel Lust tun können, oder wenn ein Staatsbeamter sich ganz in den Dienst seiner Aufgabe stellt: Wer seine Sache in dieser Weise recht machen will, muss Unrecht erleiden, Kränkendes von Kollegen und Vorgesetzen erdulden und den Undank von Kindern und von Alten erfahren. Wenn man derart Negatives erlebt, kommt jeder Mensch früher oder später an den Punkt, an dem er sich fragt: Will ich mich wirklich in dieser Weise aufopfern? Undank ist der Lohn. Wozu sich hingeben?

An diesem Punkt werden die einen gleichgültig, andere werden bitter, wieder andere sagen sich: Nehmen wir es easy, lernen wir die Kunst, heiter zu bleiben und über allem zu stehen und die Kosten möglichst auf andere abzuschieben.

Wenn aber Menschen auf Gott vertrauen, wenn sie glauben und wissen, dass das Weizenkorn in die Erde fallen und sterben *muss,* bevor es seine

Ausdruck vom 28.10.2011

gute Frucht bringt, wenn Menschen Jesus vor Augen haben und sein Opfer, dann bleiben sie ihrer Aufgabe treu, auch wenn es sie viel kostet, und werden doch nicht bitter, sondern freuen sich in Gott.

Das, liebe Gemeinde, sind die Altäre unseres Gottes. Sie stehen überall, wo Menschen im Vertrauen auf Gott den Weg der Selbsthingabe gehen. Da können auch wir zur Ruhe kommen und lernen, dass es mehr und Besseres gibt als das Leben, das so rasch verfliegt.

V

Das, sagt der Psalm, geschieht am ehesten, wenn wir durch schwere Zeiten hindurchgehen müssen. „Wenn sie durchs dürre Tal ziehen, wird es ihnen zum Quellgrund", jubelt der Psalm. Gerade die schwierigen Zeiten können zu einer Quelle von viel Gutem werden.

Dass dies geschieht, ist nichts Natürliches! Es kommt nicht automatisch. Man sagt zwar oft: Not lehrt beten. Aber das ist nicht wahr. Die Not als Not lehrt uns nichts. Niemand hat neu zu beten gelernt, nur weil nach dem Terroranschlag vom 11. September auch in unserem Land eine Katastrophe auf die andere gefolgt ist.

Zu beten lehrt uns in der Not der Heilige Geist. Wer auf Gott vertraut, dem werden die schwierigen und erniedrigenden Zeiten zu einer Quelle von einem frischen Leben. „Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten", sagt der Psalm präzis. Wenn ein Mensch unterwegs ist mit Gott und seine Lebenskraft aus dieser Gemeinschaft schöpft, dann werden ihm die dürren Zeiten zu einem Segen.

VI

Ich erinnere mich gut, wie ich vor Jahren einmal diesen Psalm einem Gemeindeglied im Spital vorgelesen habe. Der Mann hatte einen Rückenschaden und lag nun zeitweilig gelähmt im Spitalbett. Es war für ihn sehr schwer. Er war Briefträger, ein aktiver, fröhlicher Mann, der jeden Tag wohl gelebt hat an den vielen Kontakten, die er in der Gemeinde hatte. Jetzt musste er still liegen, liegen, warten. „Das kann ich nicht!", hat er gesagt. „Sie wissen gar nicht, wie einem da zu Mute ist."

Ich habe ihm diesen Psalm gelesen, und während ich gelesen habe, ist mir ein wichtiger Vers neu aufgegangen: „Sie gehen von einer Kraft zur andern", heisst es, „und schauen den wahren Gott in Zion". Diese Worte hatte

Ausdruck vom 28.10.2011

ich immer sehr oberflächlich verstanden, so etwa, als wollten sie nur eben sagen: Wer auf Gott vertraut, bekommt immer wieder frische Kraft. In der unseligen sogenannten Bibelübersetzung „Die Gute Nachricht“ heisst es an dieser Stelle irreführend: „Mit jedem Schritt wächst ihre Kraft“. Damit ist der Bibeltext verfälscht auf die einfache Aussage, dass derjenige, der auf Gott vertraut, immer neu tanken kann und am Ende über sich selber hinaus wächst. Gott gibt Power, und Power ist Fortschritt und immer währendes Wachstum, in der Gemeinde genauso wie in der Welt. So oberflächlich hatte auch ich diesen Psalmvers verstanden. Aber dank der korrekten Übersetzung in der Lutherbibel und dank dem Mann im Spitalbett ist mir das rechte Verständnis aufgegangen.

Als ich die Worte diesem Mann vorgelesen habe, war mit einem Mal klar: Es gibt verschiedene Arten von Kraft. Es gibt eine Kraft, dass man tätig sein, dass man schaffen und etwas leisten kann. Aber es gibt auch eine Kraft, dass man leiden und schwach sein kann, eine Kraft, dass man die Grenzen zu akzeptieren und sich selbst zu demütigen vermag. Welcher Kraft, liebe Gemeinde, gebührt die grössere Ehre?

Ich vermag alles durch den, der mich stark macht, schreibt der Apostel Paulus im Philipperbrief, und präzisiert diese Aussagen und schreibt: Ich kann erniedrigt sein und kann im Überfluss leben (4,13). Paulus weiss: Beides braucht Kraft. Wenn es einem gut geht und man wohl ist, braucht das Kraft, damit man nicht übermütig wird und immer mehr und noch mehr will. Und wenn man in der Not ist, braucht das eine andere Kraft, damit man nicht resigniert, sondern auch im Schmerzlichen treu bleibt. „Sie gehen von einer Kraft zur anderen“, sagt der Psalm wunderschön, „und schauen den wahren Gott in Zion“.

Das ist der Grund, warum wir nicht immer nur neue Kraft bekommen und alles meistern können. Das ist der Grund, warum wir in unserem Leben von der Kraft, etwas leisten zu können, zu der anderen Kraft gehen müssen, zu dulden und hinzunehmen, dass unsere Kräfte schwinden. „Sie schauen den wahren Gott in Zion“!

Dieser wahre Gott in Zion ist nicht eine höhere Macht. Es ist Jesus. Er hat in Jerusalem sein Kreuz auf den Hügel Golgatha getragen. Er hatte die Kraft, dass er seinen Gegnern offen ins Angesicht die Wahrheit sagen konnte, er hatte aber auch die Kraft, dass er verstummen und das unrechte Urteil erdulden konnte, ohne zu schmähen. Und am dritten Tag ist er auferstanden, aus der Kraft Gottes, der alles erschaffen hat. Seine Jünger haben

Ausdruck vom 28.10.2011

ihn gesehen, und er hat sie ausgesandt, so dass die Boten mit seinem Wort auch zu uns gekommen sind und nun auch wir ihn vor Augen haben.

So dürfen auch wir von der einen Kraft zu der anderen gehen und den wahren Gott in Zion schauen, ihn, Jesus, „mein König und mein Gott“. Amen.

Sonntag, 10. März 2002

Ausdruck vom 28.10.2011

5. Sonntag der Passionszeit – Judika

Der sei euer Diener

Matthäus 20,17-28

Lesung	1. Mose 25,19-26
Psalm	43
Lied	„Wir danken dir, Herr Jesu Christ“

Und Jesus zog hinauf nach Jerusalem und nahm die zwölf Jünger beiseite und sprach zu ihnen auf dem Wege: Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem, und der Menschensohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden; und sie werden ihn zum Tode verurteilen und werden ihn den Heiden überantworten, damit sie ihn verspotten und geisseln und kreuzigen; und am dritten Tage wird er auferstehen.

Da trat zu ihm die Mutter der Söhne des Zebedäus mit ihren Söhnen, fiel vor ihm nieder und wollte ihn um etwas bitten. Und er sprach zu ihr: Was willst du? Sie sprach zu ihm: Lass diese meine beiden Söhne sitzen in deinem Reich, einen zu deiner Rechten und den andern zu deiner Linken. Aber Jesus antwortete und sprach: Ihr wisst nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde? Sie antworteten ihm: Ja, das können wir. Er sprach zu ihnen: Meinen Kelch werdet ihr zwar trinken, aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben steht mir nicht zu. Das wird denen zuteil, für die es bestimmt ist von meinem Vater.

Als das die Zehn hörten, wurden sie unwillig über die zwei Brüder. Aber Jesus rief sie zu sich und sprach: Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker niederhalten und die Mächtigen ihnen Gewalt antun. So soll es nicht sein unter euch; sondern wer unter euch gross sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht, so wie der Menschensohn nicht gekommen ist, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.

Matthäus 20,17-28

I

Liebe Gemeinde!
Wir haben einen Gott, der alles durcheinander bringt. Schon am Anfang der Geschichte Israels verfügt er: der Ältere soll dem Jüngeren dienen.

Die patriarchalische Ordnung wird auf den Kopf gestellt. Und Jesus sagt revolutionär: Letzte werden Erste, und Erste werden Letzte sein (Matthäus 20,16). Heute doppelt er nach und formuliert die praktischen Konsequenzen aus dieser Aussage: Wer der Erste sein will unter euch, der sei euer Diener und Knecht, sagt er zu seinen Jüngern.

Gott, liebe Gemeinde, ist offenbar nicht zufrieden mit dem Zustand dieser Welt. Gott will nicht absegnen, was hier ist. Er betreibt eine radikale Änderung. Denn, sagt Jesus zu den Jüngern, das wisst ihr: in der Welt herrschen nicht gute Zustände. Wer in der Welt vorne steht, unterdrückt die Leute. Das ist eine merkwürdige Tatsache, mit der viele politische und wirtschaftliche Theorien rechnen. Man kann in dieser Welt scheinbar nur an der Macht bleiben, wenn man sie immer weiter ausbaut und immer umfassender etabliert. Jesus redet von der Macht fast so illusionslos wie Macchiavelli und Lenin.

Aber so wie in der Welt, sagt er seinen Jüngern, soll es unter euch nicht sein. Denn ich bin gekommen, sagt er, weil ich das verändern will. Ich muss nach Jerusalem und muss dort meine Bestimmung erfüllen. Von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten muss ich ausgeliefert werden. Auch in all dem, was mit Jesus in Jerusalem geschieht, soll sich zeigen, was von den Machtpositionen ausgeht: gewaltsame Unterdrückung. Ganz offiziell wird Jesus Gewalt angetan. Die offiziellen Vertreter der kultisch-religiösen Macht, die Priester, und die Gebildeten, die Schriftgelehrten, die Bescheid wissen über die Ursprungsgeschichten ihres Volkes und das geschriebene Recht – beide Repräsentanten der geistigen Macht zusammen verurteilen Jesus und sagen: Den können wir nicht brauchen. Er ist schädlich. Daraufhin wird Jesus noch einmal ausgeliefert, an Pilatus. Zuerst wird seine Ehre zerstört, sein Anteil am Erbe des Gottesvolkes, dann wird er seelisch und körperlich vernichtet. So muss es geschehen, sagt er selber. Denn ich bin gekommen, um mein Leben zu geben zur Erlösung für viele. Sein Leiden war nötig. Anders konnte er uns nicht frei machen von den Machtstrukturen dieser Welt.

II

Kaum hat Jesus dargelegt, welchen Weg er gehen muss, zeigt sich schon, wie nötig und wie schwierig das ist. Jesus redet davon, dass er machtlos leiden muss. Ausgerechnet in diesem Moment kommen Jakobus und Jo-

Ausdruck vom 28.10.2011

hannes mit ihrer Mutter und fragen: Wenn du dann auf dem Thron sitzest – dürfen wir die Ehrenplätze haben, einer links und einer rechts von dir?

Das ist bezeichnend. Zum einen: wir Menschen wollen – jedenfalls viele von uns – Ehre und Macht. Und zwar nicht nur die Männer. Frauen mischen mit, und es wird nicht besser, wenn sie das statt nur im Hintergrund nun auch mit emanzipierter Offenheit tun. Zum andern ist es aber auch rührend: Die Jünger und ihre Mutter sagen ganz offen, was sie wollen. So wirkt Jesus auf die Menschen. Er tut den Menschen das Herz auf und macht sie frei von aller Verstellung, so dass sie offen aussprechen, was sie gern hätten. Diese Wünsche werden dann nicht einfach erfüllt. Ihr wisst nicht, was ihr bittet, sagt Jesus zu den beiden. Und deutet an, was vor ihnen liegt, Verachtung, Leid und Tod. Könnt ihr das auf euch nehmen? fragt er sie. Ja, das können wir, sagen die beiden. Aber Jesus bleibt dabei: die Ehrenplätze in meinem Reich sind jetzt nicht das Thema.

Es konnte nicht anders sein, als dass den anderen Jüngern zu Ohren kam, um was es bei dem Gespräch gegangen war. Begreiflicherweise reagieren sie gehässig auf die beiden Streber. Damit hat Jesus ein Problem im Jüngerkreis. Wenn erst einmal die Frage nach Ehre und Macht in einer Gruppe aufkommt: Was ist da zu tun?

Jesus sagt nicht: Es gibt offenbar unklare Strukturen bei uns, wir müssen jetzt die Zuständigkeiten regeln. Und schon gar nicht verwischt er die Fragen in einem Nebel von weichen Worten. Er sagt nicht: Es ist doch gar nicht wichtig, wer die Macht hat, Hauptsache, wir stehen alle fest zusammen und jeder kommt mit seinen ganz besonderen Gaben zum Zug … Jesus macht keine solchen unfromm frommen Sprüche. Er setzt aber auch nicht auf geklärte Ordnungen. Stattdessen sammelt er seine Jünger und hält ihnen eine kleine Predigt. Er greift nach dem Herzen der Jünger, will sie für sich gewinnen mit einer Erklärung und einem Zuspruch. Unter den Völkern, sagt er, etabliert sich Macht durch umfassende Herrschaft. Bei mir aber, und also bei euch, ist das anders: Da kommt die Herrschaft von unten, da wächst die Macht aus der Freiheit. Da gilt: Wer vorne stehen und der Erste sein will, muss zum Diener der anderen werden. Jesus appelliert also durchaus an den Ehrgeiz der Jünger und stachelt sie an, dass sie vorne mit dabei sein wollen! Aber, sagt er: Zu diesem Zweck müsst ihr hinten anfangen und von unten, als Knechte, euren Einsatz leisten.

Ausdruck vom 28.10.2011

III

Jesus hat damit in einfache Worte gefasst, was insbesondere in den christlichen Ländern uns über die Jahrhunderte hin begleitet. Immer wieder sind aus dem Antrieb, vorne mit dabei sein zu wollen, wunderbar gute Werke getan worden. Weltweit bekannt wurde Mutter Theresa, die kleine, energische Frau, die mit ihrer illusionslos charmanten Liebe die Gesichter in den Elendsvierteln zum Leuchten bringen konnte. Aber sie steht nur für die vielen, die sich an ein alltägliches Liebeswerk hingeben, ohne dass sie dafür je einen Nobelpreis bekommen.

Doch nicht nur in einem unmittelbar mitmenschlichen Dienst, sondern auch in anderen Lebensgebieten haben Menschen dienen wollen. In der Kunst, in unseren Kirchenliedern zum Beispiel will die Musik und das dichterische Wort nicht ein Selbstzweck sein, sondern will dienen. Sie will die Gemüter ergreifen und von unten hinaufziehen in das Licht der Liebe Gottes, und das heisst: In die Gemeinschaft all derer, die das Lob Gottes singen zur eigenen Freude und zum Trost vieler anderer. Noch umfassender kann man die ganze moderne Welt verstehen als einen gross angelegten Versuch, das heutige Jesuswort vom Dienen zu einem Programm für das ganze Leben zu machen. Die gnädigen Herren sollen nicht von oben beschliessen, was gut ist für die Leute, sondern die Menschen selber sollen auf dem freien Markt entscheiden, was ihnen dient, so dass die Produzenten ihren Kunden mit möglichst guten Waren zu Diensten sein müssen.

Wer Ehre haben will, sagt Jesus, soll dienen. Alle Macht, haben wir daraus gefolgert, soll nur Dienst sein, eine „Funktion“, wie man sagt. Formale Autoritäten soll es keine geben, vielmehr sollen die Verantwortlichen aufzeigen und nachvollziehbar machen, warum bestimmte Entscheidungen dem Leben dienen. Das hat in vielem befreiend gewirkt. Nicht der alte Familienname, sondern was einer leistet, soll ihm Achtung verschaffen. Nicht ein Ehrentitel verdient Respekt, sondern wenn jemand eine Aufgabe sachgerecht zu erfüllen vermag. Das hat Verkrustetes gelöst und Bewegung gebracht.

Doch hat sich aus diesem gross angelegten Versuch der modernen Zeit auch etwas Ungutes ergeben. Man kann es, wenn man will, schon an den Worten hören: Dienen führt ziemlich geradlinig zum *Ver*dienen. Einen Dienst kann man erbitten, anfordern, in Auftrag geben, man kann ihn überschauen, eingrenzen, bewerten – und man kann ihn darum abgelten und bezahlen. So sind bis in das Persönlichste und Familiäre, ja, sogar bis in die Kirche hinein in den letzten Jahrzehnten wirtschaftliche Vorstellungen

Ausdruck vom 28.10.2011

immer dominanter geworden. Wir reden nicht mehr von *Geboten* – wir reden von *Werten*. Wir reden nicht von *Recht* und *Gerechtigkeit* – wir reden von der *Win-win-Situation*, die wir erstreben. Wir reden nicht von Pflichten, wir reden von Kompetenz, nicht von Rücksicht, sondern von Effizienz. Die Zürcher Landeskirche hat berechnet, wie viele Millionen Franken an sozialem Nutzen sie erwirtschaftet und versucht, auf diese Weise Rechte gegenüber dem Staat zu begründen. Wenn ich mit Ehepaaren reden muss, weil sie in eine Not geraten sind, dann steht im Vordergrund beängstigend oft die Frage, ob ihre Ehegemeinschaft ihnen denn „noch" *etwas bringt*, ob es sich noch *lohnt*, zusammen zu bleiben. Die wirtschaftlichen Verstehensformen beherrschen das Feld.

Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Die Wirtschaft ist nichts Böses. Wir müssen wirtschaftlich denken, wo es um Wirtschaftliches geht. Aber wenn diese Art zu denken alles beherrscht, gehen weite, wunderbare Dimensionen des Lebens verloren.

Wenn man vor der Geburt eines Kindes untersucht, ob an diesem Kind alles zweckmässig vorhanden ist, und wenn man bei alten und gebrechlichen Menschen darüber nachzudenken beginnt, ob es zu verantworten ist, dass sie so viel Pflege in Anspruch nehmen, oder ob sie nicht allen einen Dienst tun würden, wenn sie sich selber aus dem Leben verabschieden … Wenn man so zu rechnen beginnt, hat das schreckliche Folgen für alle. Junge und Alte müssen sich selber und den anderen ständig beweisen, dass ihr Leben sinnvoll und nützlich ist, dass es Spass macht und also einen Wert hat. Dazu, liebe Gemeinde, kommt es, wenn man immer und überall nur nach dem Dienst fragt. Dann kann man zwar schöne Worte machen darüber, dass man das Leben „ent-schleunigen" sollte, aber im Alltag haben alle Stress, weil sie zeigen müssen, mit welchen Diensten sie ihr Leben verdienen.

IV

Deshalb ist es wichtig, liebe Gemeinde, dass wir uns klar machen, was Jesus gesagt hat und was er nicht gesagt hat. Er hat nicht gesagt, dass das ganze Leben nur noch aus Dienstleistungen bestehen soll. Er hat nicht gesagt, dass wir alles funktional organisieren sollen. So kann man seine Worte nur verstehen, wenn man sie löst von ihren jüdischen Wurzeln, wenn man also das Neue und das Alte Testament auseinanderreisst. Von Jesus selber aber hören wir: Er setzt selbstverständlich voraus, dass es Priester und Gelehrte

Ausdruck vom 28.10.2011

und Fürsten und Hierarchien gibt. Es braucht diese Ordnungen. Nicht nur die Leistung, auch Herkunft und Stand und Ehrentitel haben ihr Recht.

Nun aber sagt Jesus seinen Jüngern eindringlich, dass unter ihnen etwas anderes noch gefragt ist: Wer gross sein will, muss allen zu dienen bereit sein. Damit sagt Jesus: Es braucht die Hierarchien – doch wenn in ihnen etwas wahrhaftig, etwas ewig Gutes werden soll, dann müssen diese Ordnungen unterlaufen werden, und die Macht muss von innen, in der Person, die sie hat, in eine andere Form gebracht werden. Ob jemand Papst ist oder Mutter, Nobelpreisträger oder Dorfpolitiker, Spitzenmanager oder Theaterintendantin: Damit ein Mensch in irgendeiner Stellung das wirklich Gute tun kann, muss er seine Macht ausüben in der Form von Knechtschaft und Hingabe. Nicht die Ordnungen dieser Welt, sondern unsere Person, unser Herz, unsere innerste Einstellung will Jesus verändern. Darum predigt er seinen Jüngern. Er ringt um ihren Glauben. Er ruft ihre Einsicht und ihr Vertrauen und ihren guten Willen hervor.

So sind wir persönlich gefragt. Du bist gefragt, und ich bin gefragt: Wenn wir vor Gott, für die Ewigkeit, etwas Hervorragendes leisten wollen, dann, sagt Jesus, müssen wir uns zu Dienern machen.

Ob wir das tun? Oder nur heucheln? Ob wir nur schön reden vom Dienen, aber im Grunde nur rücksichtslos unsere eigene Macht ausbauen? Ob du, ob ich in unseren Aufgaben wirklich dienstbereit sind? Das können, und das müssen wir uns selbstkritisch fragen, Tag für Tag. Aber zeigen – zeigen wird es sich nicht heute und morgen, wohl aber dann, wenn uns die Plätze zugewiesen werden, die der Vater im Himmel für uns bestimmt hat. Amen.

Sonntag, 1. Juli 2007

Ausdruck vom 28.10.2011

Palmsonntag

Ein Geruch des Todes und ein Geruch des Lebens

2. Korinther 2,12-17

Lesung	Matthäus 21,1-13
Psalm	69
Lied	„Heiland mit der Dornechrone!“

Als ich aber nach Troas kam, zu predigen das Evangelium Christi, und mir eine Tür aufgetan war in dem Herrn, da hatte ich keine Ruhe in meinem Geist, weil ich Titus, meinen Bruder, nicht fand; sondern ich nahm Abschied von ihnen und fuhr nach Mazedonien.

Gott aber sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christus und offenbart den Wohlgeruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten!

Denn wir sind für Gott ein Wohlgeruch Christi unter denen, die gerettet werden, und unter denen, die verloren werden: diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben. Wer aber ist dazu tüchtig?

Wir sind ja nicht wie die vielen, die mit dem Wort Gottes Geschäfte machen; sondern wie man aus Lauterkeit und aus Gott reden muss, so reden wir vor Gott in Christus.

2. Korinther 2,12-17

I

Liebe Gemeinde!

„Wir machen nicht mit Gottes Wort Geschäfte“, schreibt der Apostel, und erinnert uns wieder an die Mahnung der Reformatoren: Das Wort Gottes ist kein blosses Angebot. Es will uns nichts verkaufen und will selber auch nicht käuflich sein. Das Wort Gottes eignet sich nicht für kirchliche Werbekampagnen.

Wörtlich übersetzt heisst es: Wir sind nicht Krämer. Wir breiten nicht ein religiöses Warenangebot vor den Menschen aus. Nein, wir sind Christi Wohlgeruch für Gott!

II

Einen „Geruch“ nennt Paulus sich selber, wenn er als Prediger und Lehrer auf die Menschen zugeht. Ein Geruch ist für uns Menschen ein einziges, zusammenhängendes Ganzes. Wenn wir ein Parfüm riechen, oder wenn umgekehrt der Bauer die Gülle aufs Land führt, ist das für uns ein einziger Geruch mit einer zusammenhängenden Wirkung: der Geruch verursacht Übelkeit, oder er berührt angenehm oder lässt gleichgültig. So ist auch der Geruch des Gotteswortes kein Warenangebot, aus dem ein Mensch auswählen kann: heute ein bisschen heitere Osterstimmung, morgen aber vielleicht doch auch einen noch tieferen Karfreitagstrost, je nach Bedürfnis, für die Jungen Leidenschaft und erotische Anbetung, für die Alten ein beruhigendes, wohlvertrautes Lied vom ewigen Leben usw. Nein, sagt der Apostel, wir sind nicht solche Händler. Gottes Wort ist nicht ein Gemischtwarenladen, aus dem wir zielgruppenorientiert unsere Angebote machen. Gottes Wort ist ein zusammenhängendes Werk: Der Wohlgeruch der Erkenntnis Christi!

Gottes Wort ist ein Geruch: Das weckt in der deutschen Sprache Assoziationen, die das Verstehen auf einen guten Weg bringen. Das Wort Gottes riecht. Es verbreitet sich also zuerst einmal atmosphärisch, undifferenziert. Es begegnet nicht so sehr als eine sachliche Information, sondern oft nur als ein Gerücht, das unbestimmte Gefühle, Erwartungen, Wünsche, Ängste auslöst. Auch heute haben die Menschen meistens kein präzises Wissen, um was es in der Kirche geht. Sie haben umso kompaktere Vorstellungen, um was es da gehen sollte … So war es auch damals in Jerusalem, als Jesus mit dem Eselsfüllen in die Stadt geritten ist. Da hatten die Menschen ganz unterschiedliche Sachen gehört: ein Prophet sei dieser Jesus, nein, ein Scharlatan, ein Volksverführer, nein, ein Gottesmann … Die Menschen hatten gerüchtweise von Jesus gehört, und dann standen sie da, wie die Menschenmassen dastehen, wenn sie irgendetwas erwarten, und Jesus hat mit seinem Auftritt provoziert, dass sie ihn als den König Israels begrüsst haben.

Jesus hat diese Reaktion sorgfältig vorbereitet. Es war dazu ein spezielles, kleines Wunder nötig. Jesus musste seinen Jüngern beschreiben, wo und wie sie eine Eselin und ein Eselsfüllen finden konnten (Matthäus 21,2). Diese Tiere riefen das Bild von König David wach, und erinnerten an die Sanftmut, von der sich der Prophet Sacharja so viel erwartet hatte (Sacharja 9,9). So begannen die Leute zu rufen, viele stimmten ein und die Menge begrüsste den Mann aus Galiläa als den Nachkommen Davids, der nun

Ausdruck vom 28.10.2011

endlich zu seinem Volk kommt im Namen des Herrn. Gewiss nahm die Volksmenge es mit diesen Begriffen nicht so genau. Wer denkt schon an die genaue Bedeutung von Ehrentiteln und entsprechenden Machtansprüchen? Das interessiert die Juristen und Theologen (dazu sind sie da). Das Volk aber nimmt es nicht so genau, es will Emotionen, es begrüsst Jesus als den Sohn Davids, und erst später, als andere nachfragen, sagt man ihnen viel bescheidener, das sei ein Prophet aus Nazareth. So war es nicht weiter verwunderlich: Das Gerücht nahm seinen Fortgang, und ein paar Tage später war die Begeisterung der Enttäuschung gewichen, und wieder wollten Menschen Emotionen und riefen: „Ans Kreuz mit ihm!“

Das Wort Gottes ist in seiner Wirkung ein Geruch, ein Gerücht.

III

Ein Geruch, schreibt Paulus, der zwei unterschiedliche Wirkungen hat: er bringt den Tod denen, die im Tod verloren sind, und er bringt das Leben denen, deren Leben heil geworden ist. Gottes Wort hat eine doppelte Wirkung. Es ist wichtig, liebe Gemeinde, dass wir das wissen und beim Denken und Urteilen mit uns tragen. Sonst können wir die Bibel nicht verstehen. Das Wort Gottes hat eine doppelte Wirkung.

Aber nicht so, dass das Wort Gottes von den einen immer nur als angenehm und lebensspendend empfunden wird, und von den anderen immer nur als störend und todbringend. Im Gegenteil. Wir wissen doch: Der Geruch ist eines, und wie er empfunden wird, ist etwas anderes. Es riecht zum Beispiel gar nicht gut, wenn der Bauer die Gülle aufs Feld führt. Doch kann uns in und mit diesem üblen Geruch etwas anderes als nur das Scheussliche entgegenkommen. Der Geruch ist auch ein Zeichen dafür, dass die Landwirtschaft lebt, dass Menschen sich um Feld und Vieh kümmern, und dass aus der Verwesung ein neues Leben erblühen wird.

So bringt das Wort Gottes auch den Gläubigen manches, das nicht erfreut und gerade so Leben schenkt. Paulus spricht im Anschluss dann von dem Buchstaben, der tötet (2. Korinther 3,6). Es sticht uns in der Nase und verbreitet einen üblen Geruch, wenn in der Bibel so viel von Sünde und menschlicher Schande die Rede ist. Wer hört das gern? Und doch ist dieser üble Geruch ein Zeichen, dass Gott am Werk ist und das Faule aufdeckt – weil er uns gesund machen und mit neuem Leben begaben will.

Und umgekehrt: wenn das Wort Gottes scheinbar nur einen wohltuenden Geruch verbreitet und sich uns anschmiegt wie ein angenehmes

Ausdruck vom 28.10.2011

Deodorant, dann heisst das noch lange nicht, dass es gesund macht und Leben bringt. Im Gegenteil, es kann sein, dass dieser angenehme Geruch etwas kaschiert, das verderbliche Wirkungen entfaltet. Es kann sein, dass ein scheinbar wohltuender Geruch eine todbringende Wirkung hat.

IV

Ich möchte eine solche Gefahr, wie ich sie heute sehe, im Folgenden anschaulich machen, zuerst für unsere Gemeinschaft im Grossen und dann für das persönliche Leben.

Wir leben in einer Kultur, in der das Gerücht des Evangeliums seine mächtige Wirkung entfaltet hat. Die alten Götter unserer keltischen und germanischen Vorfahren sind höchstens noch in ein paar Zirkeln von Esoterikern bekannt und eignen sich nicht einmal mehr für einen Aprilscherz. Auch die Neuentdeckung des Gotteswortes in der Reformation hat weit über die Grenzen der reformierten Kirchen ihre Wirkung getan und den Totenkult der mittelalterlichen Kirche absterben lassen. Dieser Kult des Todes kommt zwar wieder zurück in der Gestalt des Tutanchamun, aber er kommt doch nur zurück ins Museum. Auch die Irrmeinung, dass die Staatsmacht alle Menschen in Basel dazu zwingen müsse, als rechte Christen sittlich recht zu leben, wie das die Reformatoren noch gemeint haben, ist vollständig überwunden. Das Wort Gottes hat all diese Meinungen untergraben und aufgelöst. Breit und tief hat es unser Denken und Wollen verändert.

Das aber geschieht, wie der Apostel sagt, bis heute mit einer doppelten Wirkung: todbringend für die im Tod Verlorenen, und heilsam und hilfreich für diejenigen, die aus dem Tod zum Leben gebracht worden sind. Wenn wir Augen haben, um zu sehen, dann sehen wir diese todbringende Wirkungen des Wortes Gottes auch in unserer Gesellschaft. Vor allem im Sozialwesen wird es immer offenkundiger: Wir haben vom Wort Gottes gerüchtweise gehört, dass die Armen, Schwachen, Fremden eine besondere Hilfe und einen besonderen Schutz verdient haben. Dementsprechend haben wir unsere Gesetze erlassen und haben aus der Fürsorge und Liebe eine staatliche Aufgabe für entsprechend ausgebildete Berufsleute gemacht. Jetzt merken wir allmählich, in welche tödlichen Schwierigkeiten uns das bringt, wie öde es ist, wenn die Liebe zu einer Dienstleistung für zahlende Kunden in einem Tarifsystem wird. Warum, liebe Gemeinde, gelten Indien und China für die Wirtschaft als Länder der Zukunft? Ich habe darüber

Ausdruck vom 28.10.2011

mit einem Mann gesprochen, der lange in einer leitenden Verantwortung für ein grosses Unternehmen stand, und wir waren uns am Schluss einig: Die Zukunft scheint wirtschaftlich dem Osten zu gehören, weil in diesen Ländern das Wort Gottes noch nicht ein Amalgam mit den Wertvorstellungen und Gesetzen dieser Völker gebildet hat, und weil diese Staaten darum nicht versuchen, auf dieser todverfallenen Welt ein gerechtes und glückliches Leben für alle abzusichern. Es ist ehrenwert, dass unser Staat jetzt vom 1. April an den Menschen verspricht, dass er sie auch in den eigenen vier Wänden von Amtes wegen vor aller Gewalt und allem Unrecht schützen wird. Aber kann unser Staat diese Aufgabe erfüllen?

Das Wort Gottes, schreibt der Apostel, ist ein Geruch, der den Tod wirkt unter denen, die dem Tod verfallen sind. So, meine ich, überfordert sich unsere Gesellschaft und verstrickt sich in tödliche Widersprüche, weil sie selber zu verwirklichen versucht, was wir gerüchtweise gehört haben, dass Gott es tun will.

Das gilt auch im Kleinen, für jeden Menschen auf seinem persönlichen Lebensweg. Wir haben aus dem Evangelium gehört, dass Gott uns Menschen lieb hat, dass er uns die Schuld nicht nachträgt, dass er uns alles zum Guten wendet, und dass er das alles tun will aus lauter Gnade, ohne unseren Beitrag, ohne unsere Werke. Aus diesem Wort, das wir gerüchtweise gehört haben, gewinnen wir ein kindliches Zutrauen zum Leben. Aber für viele wird das zu einer tödlichen Falle. Es bleibt von diesem Gerücht des Gotteswortes nur ein allgemeiner Optimismus, die Erwartung, dass ein Menschenkind ein Recht hat, glücklich zu werden und Lust einzufordern, ohne dafür etwas zu leisten, eben: aus lauter Gnade.

Das bringt vielen den Tod. Wenn das Leben sie hart anpackt und ihnen Schweres auferlegt, sind sie enttäuscht und fragen vorwurfsvoll: Wo ist jetzt dieser liebevolle Gott und das Glück, das er versprochen hat? Ihr Gebet stirbt ab und ihr Lob verstummt, und sie haben keine Gemeinschaft mehr mit dem lebendigen Gott. Oder Menschen werden von ihren Mitmenschen enttäuscht, sie werden im Beruf zurückgedrängt und unrecht behandelt, es wird in der Familie schwierig. Das wollen sie sich nicht gefallen lassen, sie steigen aus und gehen eigene Wege – und werden einsam und sitzen am Ende verlassen in ihren vier Wänden und haben zuletzt noch (das ist nicht erfunden) einen Kanarienvogel als einziges Lebewesen, das sie liebhaben. Die hohen Erwartungen, die das Evangelium weckt, führen in eine tödliche Einsamkeit: Das Wort Gottes ist ein Geruch zum Tode denen, die im Tod verloren sind, schreibt Paulus.

Ausdruck vom 28.10.2011

V

Denen aber, die gesunden und gerettet werden, ist es ein Geruch, der lebendig macht!

Liebe Gemeinde! Wir wissen, dass diese Welt dem Tod verfallen ist, und dass auch wir einmal sterben müssen, und dass dann all unsere Werke vom Staub der Zeit zugedeckt werden. Wir haben aus dem Evangelium gehört, dass das so sein muss, weil wir alle, auch die Besten unter uns, Sünder sind und vor Gott nicht bestehen können.

Das ist ein Übelgeruch für unser natürliches Empfinden. Aber er ist heilsam. Denn so hat Gott uns einen ersten Schritt zur Gesundheit geführt, zu einer nüchternen Beurteilung unserer Lage vor Gott. Er hat uns befreit von der Eigenliebe und vom Selbstmitleid und von der Versuchung, die eigene Lust zum Leitstern für alles zu machen. Auch heute Morgen hat er uns hier zusammengeführt, nicht nur weil wir das Bedürfnis dazu haben. Wir wissen vielmehr: Am Sonntag beginnt eine neue Woche, und diesen Anfang wollen wir nicht selber machen. Denn nur Gott kann aus allem etwas ewig Gutes machen. Darum soll am Anfang sein Wort stehen, damit es einmal dann auch am Ende stehen wird. Jesus hat uns gelehrt, zu beten zu dem Vater, der nicht hier auf Erden, sondern der in den Himmeln ist; und der Heilige Geist hat uns erfüllt mit der Hoffnung auf ein Reich, das nicht von den engen Grenzen dieser Welt durchzogen ist, ein Reich, in dem nicht ein Gesetz, sondern in dem er selber mit seiner persönlichen Liebe die Vielen erfüllt mit dem Geist der persönlichen Hingabe und Freude.

So macht uns das Wort Gottes lebendig. Der Geruch des Gotteswortes tut uns das Herz auf für die Lilien auf dem Feld und für die Vögel, die jetzt in der Frühlingsluft ihre Lieder singen. Wir sehen die Menschen, wie arm und hilfsbedürftig sie sind, es tut uns weh, dass wir nur so wenig helfen können. Aber das Wenige, das wir tun können, tun wir ohne Illusionen, aber mit umso längerem Atem, und lassen uns nicht müde machen, auch wenn es schwierig wird und uns der Undank begegnet. Wir wissen: Gott ist unser Lohn, und wenn wir einmal dann sehen werden, wie er sich freut, gerade am Kleinen und Schwachen, werden auch wir uns von ganzem Herzen freuen!

So schafft das Evangelium in uns ein Neues, ein Leben, das ganz aus der Gnade Gottes stammt und sich in der Hoffnung auf ihn verzehrt, ein Leben, das darum ganz ohne Sünde, rein und heilig ist und es wert, auf ewig geborgen zu werden in Gott. Dieses Leben ist jetzt noch sehr zart und verletzlich, wie die ersten Knospen draussen an den Bäumen. Unscheinbar

Ausdruck vom 28.10.2011

und ohne Ehrsucht entfaltet es sich, im Lob, das wir Gott singen, in der Fürbitte, mit der wir vor Gott hintreten, und in der geduldigen Liebe, mit der wir unseren Nächsten das Gute tun, das wir vermögen. Wir wissen: Es ist wenig. Aber Gott sammelt und läutert dieses Wenige, er reinigt unser Tun durch seine Vergebung, und wenn die Zeit an ihr Ende kommt, wird er uns rufen, dass wir an Leib und Seele und Geist erneuert, mit frischer Kraft und Ehre vor ihm stehen dürfen – dank seiner Gnade!

So, liebe Gemeinde, wirkt das Wort Gottes: ein Geruch aus dem Leben ins Leben für alle, die in Gott ihre Zuversicht und Hoffnung gefunden haben.

Möge Gott auch jetzt in diesen Ostertagen seinem Wort noch wieder die Tür auftun und es erklingen lassen und begleiten mit seinem Geist, vielen zum ewigen Heil!
Amen.

Palmsonntag, 4. April 2004

Ausdruck vom 28.10.2011

Gründonnerstag

Das Abendmahl des Herrn

1. Korinther 11,17-34

Lesung	Markus 14,53-15,39
Psalm	111
Lied	„Du gingst, o Heiland“

Dies aber muss ich befehlen: Ich kann’s nicht loben, dass ihr nicht zu eurem Nutzen, sondern zu eurem Schaden zusammenkommt. Zum Ersten höre ich: Wenn ihr in der Gemeinde zusammenkommt, sind Spaltungen unter euch; und zum Teil glaube ich’s. Denn es müssen ja Spaltungen unter euch sein, damit die Rechtschaffenen unter euch offenbar werden. Wenn ihr nun zusammenkommt, so hält man da nicht das Abendmahl des Herrn. Denn ein jeder nimmt beim Essen sein eigenes Mahl vorweg und der eine ist hungrig, der andere ist betrunken. Habt ihr denn nicht Häuser, wo ihr essen und trinken könnt? Oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes und beschämt die, die nichts haben? Was soll ich euch sagen? Soll ich euch loben? Hierin lobe ich euch nicht.

Denn ich habe von dem Herrn empfangen, was ich euch weitergegeben habe: Der Herr Jesus, in der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot, dankte und brach’s und sprach: Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis. Desgleichen nahm er auch den Kelch nach dem Mahl und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut; das tut, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis. Denn sooft ihr von diesem Brot esst und aus dem Kelch trinkt, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis er kommt. Wer nun in unwürdiger Weise von dem Brot isst oder aus dem Kelch des Herrn trinkt, der wird schuldig sein am Leib und Blut des Herrn.

Der Mensch prüfe aber sich selbst, und so esse er von diesem Brot und trinke aus diesem Kelch. Denn wer so isst und trinkt, dass er den Leib des Herrn nicht achtet, der isst und trinkt sich selber zum Gericht. Darum sind auch viele Schwache und Kranke unter euch, und nicht wenige sind entschlafen. Wenn wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet. Wenn wir aber von dem Herrn gerichtet werden, so werden wir gezüchtigt, damit wir nicht samt der Welt verdammt werden. Darum, meine lieben Brüder, wenn ihr zusammenkommt, um zu essen, so wartet aufeinander.

Hat jemand Hunger, so esse er daheim, damit ihr nicht zum Gericht zusammenkommt. Das andre will ich ordnen, wenn ich komme.

1. Korinther 11,17-34

I

Liebe Gemeinde!

Vieles, das ganz selbstverständlich scheint, wird unbegreiflich, sobald wir darüber nachdenken. So ist es auch mit dem Abendmahl, das wir in den Kirchen feiern. Wir lesen es in den Evangelien und haben es jetzt auch vom Apostel Paulus gehört: In der Nacht vom Gründonnerstag auf den Karfreitag hat Jesus im Rahmen der Passafeier etwas Unheimliches getan. Er hat seinen Tod vorweggenommen und hat gesagt, dass alle seine Jünger zukünftig das Abendmahl feiern sollen „zu seinem Gedächtnis". Jesus hat seinen Tod vorausgesehen. All das, was die Passionsgeschichte von den schrecklichen Ereignissen am Karfreitag erzählt, hat Jesus vorausgesehen. Und statt dass er geflohen ist, ist er mit sehenden Augen und klarem Bewusstsein in dieses übermächtig Angstvolle hineingegangen. Ja, er hat es, könnte man sagen, in einer geheimnisvollen Weise selber geplant – und hat selber dafür Sorge getragen, dass sein Tod lebendig bleibt im Gedächtnis vieler Menschen! Der Apostel Paulus legt grossen Wert darauf: Nicht die Jünger haben sich das Abendmahl ausgedacht. Jesus hat es den Seinen mitgegeben als eine Handlung, die sie auf seinen Befehl hin vollziehen sollen. Jesus selber hat, wenn man es so sagen will, ein Ritual eingesetzt, das seinen Tod vergegenwärtigt. Jesus hat damit, könnte man sagen, eine neue Religion gegründet; oder besser gesagt: Jesus hat die alte Religion seiner Vorfahren zu der neuen Religion in vielen Völkern gemacht.

Dazu musste er sterben. Er musste sich selber opfern. Er musste auf sich nehmen, was am Karfreitag geschehen ist.

Das tönt unheimlich, und es ist unheimlich. Aber ist nicht unser ganzes Leben umgeben von viel Unheimlichem? Und ist es nicht ein gewaltig grosser Trost, dass wir wissen dürfen: all dieses Unheimliche hat Jesus am Karfreitag in seine Hand genommen. Mit seinem Leiden ist er hinein gedrungen in alles, was uns Angst macht, und hat die Macht und die Verantwortung für diese dunklen Bereiche des Daseins übernommen.

In allen Völkern und Religionen werden Opfer gebracht. Seit Urzeiten sind die Menschen erfüllt von dem urtümlichen Bewusstsein, dass eine schwere Schuld über dem Leben liegt, dass wir abgeschnitten sind von

Ausdruck vom 28.10.2011

dem, was einmal schön und reich und gut gemeint war. Mitten in allem irdischen Glück lauert der Tod, und niemand kann sagen, was er bringt.

Von all dem redet auch die Bibel und sagt: Ja, es gibt diese schwere Schuld – die Schuld unter den Menschen, und mehr noch die Schuld am Schöpfer. Niemand soll diese Schuld verharmlosen. Sie muss gesühnt, sie muss abgetragen werden. Das Unrecht muss gut gemacht werden.

Das wollte Jesus tun mit seinem schmachvollen Tod am Kreuz. An dem Frieden, den er dadurch erworben hat, gibt er den Menschen Anteil im Abendmahl. Das Abendmahl ist die bleibende Frucht dessen, was Jesus am Karfreitag erduldet und getan hat.

Auch wir, liebe Gemeinde, sind getauft und haben das Recht erhalten, zum Abendmahl zu kommen. Auch wir gehören zu der Religion, die Jesus unter den Völkern aufgerichtet hat. Das ist ein unermessliches Vorrecht! Wo sonst gibt es etwas vergleichbar Gutes? Überall sonst müssen die Menschen ihren Göttern Opfer bringen. Wir nicht. Wir haben einen Gott, der selber das Opfer gebracht hat für uns. Wir feiern das Abendmahl, und das ist nicht ein Ritual, das einen schönen Gedanken veranschaulicht. Nein, einer hat gelebt und ist gestorben dafür, dass unser Glaube wirklich und wahr ist. Wir müssen uns nicht über die Realität hinwegtrösten mit Ahnungen und Theorien. Jesus ist in die Wirklichkeit unseres Lebens gekommen; er hat die Angst des Todes erlitten und hat uns eine Hoffnung auch für die tiefste Not gebracht. Nirgendwo in der Welt gibt es etwas Vergleichbares. Jesus hat sich mit uns Menschen vereinigt dort, wo wir alle gleich sind: Alle werden wir schuldig. Alle müssen wir sterben. In dieser grossen Demokratie der Schuld und des Todes hat Jesus Christus sich mit uns vereint. Allen hat er in gleicher Weise seine Gnade dargeboten: Ob wir jung sind oder alt, ob unser Leben erfolgreich gelungen ist oder ob wir gescheitert sind – ohne jeden Unterschied dürfen wir alle zum Abendmahl kommen und nehmen, was Jesus mit seinem Leiden erworben hat. Das, liebe Gemeinde, ist einzigartig.

II

Von Anfang an hat diese Wahrheit einen schweren Stand gehabt unter den Menschen. Wir hören das schon vom Apostel Paulus. In Korinth hatte das Evangelium eine Gemeinde gesammelt, und in dieser Gemeinde gab es, wie überall, Unterschiede: reiche und weniger reiche Menschen kamen zum Gottesdienst, Gebildete und Ungebildete … Und da passierte das, was

Ausdruck vom 28.10.2011

schnell einmal passiert: Es gab „Spaltungen“. Die sozialen Unterschiede zeigten sich auch im Gottesdienst. Vor Gott sind zwar alle gleich – aber einige ein bisschen gleicher. Alle sind eingeladen, aber einige doch ein bisschen weiter nach vorne … Paulus beschreibt, wie sich in Korinth einige im voraus versammelt und schon einmal ihr – üppiges – Pic-Nic gegessen und einen guten Tropfen getrunken und über allerlei ausgetauscht haben, bevor später dann auch die anderen dazu kamen: die Sklaven, die Taglöhner, die Marktfrauen … Und alle zusammen wollten sie dann miteinander das Abendmahl feiern.

So geht das nicht! hat Paulus darauf scharf gesagt. Was ihr in dieser Weise feiert, ist nicht mehr das Abendmahl des Herrn. Wenn ihr die Geringen schamlos spüren lasst, dass sie weniger wert sind, seid ihr nicht mehr die Gemeinde Gottes. Ihr kommt dann nicht zu eurem Nutzen, sondern zum Schaden zusammen.

Paulus war realistisch. Er war kein Sozialrevolutionär. Er wusste, dass es nicht möglich und dass es auch nicht der Wille Gottes ist, hier in der Zeit alle gleich zu machen. Hier muss es Obere und Untere geben. Wir haben es aus dem Irak wieder gehört, wie schrecklich es ist, wenn jeder sich nimmt, was er sich nehmen will, weil niemand mehr für Ordnung und Recht sorgt. Paulus wusste: Es muss Menschen in unterschiedlichen Stellungen geben. Und das führt notwendigerweise auch zu unterschiedlichen Verhaltensformen. Je nach der sozialen Stellung bilden sich Gruppen, in denen die Menschen unterschiedlich reden und empfinden, und das wirkt sich aus – gerade auch beim Essen: An dem, was an Waren auf dem Tisch steht, aber auch an den Tischsitten zeigt sich, welche soziale Stellung eine Menschengruppe hat. Zu Tisch sind sich einige Menschen näher und andere ferner, es gibt „Spaltungen“. Paulus hat nicht versucht, das grundsätzlich zu ändern. Er sagt nicht: teilt doch alles miteinander. Kehrt doch zurück zur ersten Liebe der Urgemeinde, die alles gemeinsam hatte (Apostelgeschichte 2,44). Im Gegenteil, Paulus sagt ausdrücklich (und er irritiert damit nicht nur die theologischen Weltverbesserer): Ihr habt eure Häuser, da soll jeder essen, was und wie er will; da bleibt die Ungleichheit. Aber im Gottesdienst! Am Abendmahlstisch! Da dürfen die Unterschiede nicht sichtbar werden! Da darf man einander nicht spüren lassen, dass einige dazu gehören und andere nicht. Oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes? fragt Paulus scharf. Wollt ihr Gott herausfordern? Denn nicht euch, sondern ihm gehört die Kirche.

Ausdruck vom 28.10.2011

III

Wir wissen, liebe Gemeinde, dass das im Laufe der Zeiten immer ein Problem für die Kirche geblieben ist. Zwar haben die klaren Aussagen des Apostels Paulus ihre Wirkung getan. Es stand nie mehr zur Diskussion, dass ein Abendmahl auseinander fallen darf in eine vorgezogene Spezialveranstaltung für die oberen Schichten und ein nachträgliches Abspeisen der unteren. Beim Abendmahl galt und gilt unabhängig von der sozialen Stellung die Einladung an alle. Alle, unabhängig von ihrer sozialen Stellung, dürfen sich taufen lassen und zum Abendmahl kommen. Das ist, wenn wir darüber nachdenken, alles andere als selbstverständlich. Es ist vielmehr die geheimnisvolle Folge der Tatsache, dass Jesus das Abendmahl möglich gemacht hat nur durch seinen Tod. So hat er so tief wie irgend möglich die Gleichheit aller Menschen vor Gott begründet und macht sie immer wieder anschaulich an seinem Tisch.

IV

In den Kirchen aber, die sich zu sozialen Körperschaften aufbauten und als eine Institution in das Zusammenleben der Menschen einzeichneten, hatte man je und je wieder das Bedürfnis (und es war für die politische Ordnung offenbar notwendig), die Unterschiede zwischen den Menschen und ihren Stellungen sichtbar zu machen. Hier im Münster zum Beispiel standen zwei Mal ein gewaltiges Chorgestühl, und in diesem Chorgestühl durften nur ganz bestimmte Personen Platz nehmen: Im Mittelalter hier vorne in der Vierung die Kleriker, in der barocken Zeit dann beim Eingang die gnädigen Herren der Stadt. Auch in der Dorfkirche, in der ich konfirmiert worden bin, war das noch bis weit in die moderne Zeit hinein ähnlich: Es galt das ungeschriebene Gesetz, dass vorne im Chor nur die Honoratioren der Dorfgemeinschaft Platz nehmen sollten.

Seither hat sich vieles geändert. Wir sind jetzt scheinbar alle gleich gestellt. Hier in der Kirche jedenfalls ist äusserlich nichts davon sichtbar, dass einige von uns vermögend sind und andere nicht, dass einige hohe, verantwortungsvolle Ehrenstellungen haben und andere ohne Ehre vor den Menschen dastehen. Wir könnten also stolz darauf sein, dass wir die Mahnung des Apostels Paulus noch radikaler verwirklicht haben, als er sie formuliert hat: Im Gottesdienst sind keine „Spaltungen“ mehr sichtbar. Diese besondere Herausforderung, diese Prüfung des Glaubens, wie Paulus schreibt, fällt scheinbar bei uns ganz weg.

Ausdruck vom 28.10.2011

In Tat und Wahrheit aber ist es nicht so einfach. Wir können hier in der Kirche recht mühelos alle gleich behandeln, weil die Kirche an sozialer Bedeutung verloren hat. Unser Zusammensein hier in der Kirche greift kaum noch in das übrige Leben hinaus und hat keine tiefgreifenden Folgen für unsere soziale Vernetzung. Wir haben kein grosses Bedürfnis, hier im Gottesdienst verschiedene soziale Gruppen zusammenzuführen. Das geschieht anderswo. Das ist auch der Grund, warum viele gar kein Bedürfnis mehr haben, in die Kirche zu kommen: es bringt ihnen sozial nichts, es vermittelt ihnen keine Kontakte, die für die gesellschaftliche Positionierung nützlich wären. Der Glaube gilt als eine reine Herzenssache, das Abendmahl stärkt die ganz private Gottesbeziehung und hat nicht viel mit dem alltäglichen Leben zu tun. Das ist der Grund, warum die sozialen Unterschiede in den Kirchen scheinbar keine Rolle mehr spielen: Die Kirche spielt nur noch an wenigen neuralgischen Punkten eine soziale Rolle. Umso wichtiger sind für die Zukunft der Kirchen und der sozialen Gemeinschaft diese wenigen Orte, wo das Soziale und die Wahrheit des Glaubens spannungsvoll aufeinander treffen.

V

Denn es gilt heute so gut wie zu allen Zeiten: Es müssen „Spaltungen“ sein. Es muss so sein, dass bestimmte Kreise ihre besondere Gemeinschaft pflegen: Einige essen zusammen und andere nicht. An der Vernissage, auf der Tribüne, am Galakonzert, beim Vorstandsessen … Man trifft sich und gehört dazu – oder man gehört nicht dazu. Das muss so sein. Denn wenn man unterschiedliche Interessen gegenseitig abstimmen und Vertrauen erwerben will, wenn man materiellen oder geistigen Reichtum verantwortungsvoll einsetzen möchte, braucht das Zeit und Rat, man muss sich sehen und muss gesehen werden und muss bestimmte Formen des Umgangs einüben. Niemand kann das ändern. In der demokratischen Gesellschaft versuchen wir zwar allen ein gleiches Recht zu geben und tun so, als ob alle gleich nahe und gleich weit entfernt von Einfluss und Macht stehen würden. Das ist aber natürlich ein politisch geschickter und hilfreicher, aber doch ein recht offensichtlich unwahrer Schein, der die Wirklichkeit nur kaschiert. Die „Spaltungen“ bestehen weiter: Auf dem Ausflug der Gewerkschaftsfunktionäre spricht man auch über die wichtigen Posten in Bern und fällt, noch nicht rechtlich, aber menschlich verpflichtend die nötigen Entscheidungen; beim Treffen der Rotarier geht es nebenbei um diese oder jene

Ausdruck vom 28.10.2011

finanziellen Mittel, die man verteilen muss; beim Anstossen nach dem Konzert wird auch über eine mögliche wirtschaftliche Fusion sondiert, am Familienfest wird Kirchenpolitik gemacht etc.

So ist es und kann nicht anders sein. Es muss in dieser Welt das geben, was der Volksmund mehr oder weniger treffend die gnädigen Herren oder den Geldadel, den Teig oder Filz, Bundesbern oder Rom oder irgendwie anders nennt. Ob politisch links oder rechts: Es ist nötig, dass Menschen mit Einfluss sich organisieren, und dazu muss man sich treffen und absprechen. Das passiert besonders leicht und gern beim Essen, und führt immer zu unterschiedlichen Kulturen des zwischenmenschlichen Umgangs. Im Irak sucht man jetzt Stammesfürsten mit der nötigen Autorität und ist froh um jeden, der Macht hat und kommt und mitredet.

VI

Paulus war diesbezüglich Realist und hat so die Kirche auf ihren schmalen Weg durch die Zeiten geschickt. Es ist ein schmaler Weg. Denn in der Kirche sind wir alle Geschwister. Alle haben wir die gleichen Rechte. Alle dürfen wir teilhaben an dem Mahl, mit dem Jesus unseren Dünkel gebrochen und unsere Liebe gewonnen hat.

Aber sobald wir Verantwortung übernehmen müssen für das Leben hier in der Zeit, zeigen sich die Unterschiede. Diese Spaltungen müssen sein, sagt der Apostel, damit sich an ihnen zeigt, inwiefern der Glaube „rechtschaffen“ ist, oder wörtlich übersetzt: Ob er der Prüfung standhält und sich bewährt. Unerbittlich scharf hat Paulus gefordert: Im Gottesdienst dürfen sich die sozialen Unterschiede nicht in den Vordergrund schieben. Zum Abendmahl haben alle kein eigenes Recht – und alle haben es in gleicher Weise nötig! Es darf nicht sein, dass am Tisch des Herrn einige mehr und andere weniger gelten. Das wäre ein Frevel, sagt Paulus, eine Schuld am Leib Christi.

Doch diese Gleichheit im Gottesdienst kann nicht zum Gesetz werden für das Leben in dieser Zeit. Es ist zwar zwischen den unterschiedlichen Gruppen und Schichten eine gegenseitige Verantwortung und Anteilnahme und Liebe gefragt. Aber wie das praktisch aussehen soll, schreibt Paulus nicht. Er will es anordnen, wenn er kommt, schreibt er. Paulus hat also später mündlich für die spezielle Situation in Korinth spezielle Vorschläge für den gegenseitigen Umgang zwischen den Gruppen in der Gemeinde gemacht. Er hat das aber nicht schriftlich fixiert in seinem neutestamentlichen

Ausdruck vom 28.10.2011

Brief. So ist das für alle Zeiten zu einer offenen Aufgabe für das kirchliche Leben geworden: Das gegenseitige Verhältnis zwischen den unterschiedlichen Gruppen in der Gemeinde recht zu gestalten, ist eine immer wieder neue Aufgabe, weil die sozialen Verhältnisse sich immer wieder ändern. Es ist aber, wie Paulus sagt, eine entscheidende Aufgabe für die Glaubensgemeinschaft. Es *müssen* Spaltungen sein, schreibt er, damit sich an ihnen zeigen kann, wer in der Gemeinde als zuverlässig gelten kann. Wer im Innersten nur an seine Gruppe gebunden ist, oder wer sich gar einer Gruppe andient, hat keinen belastbaren Glauben; ihm darf man in der Gemeinde nicht zuviel anvertrauen. Denn je nach dem, wie die Gemeinde mit den „Spaltungen" umgeht, ob sie aus der gottesdienstlichen Gemeinschaft zum gegenseitigen Respekt und zur brüderlichen Anteilnahme findet oder nicht, zeigt sich, ob der Glaube stark und lebendig oder krank und schwach ist.

VII

Es müssen „Spaltungen" sein. Wenn das kirchliche Leben hinausgreift in den Alltag, brechen unweigerlich die sozialen Unterschiede auf. Paulus ist kein Sozialrevolutionär. Er hat nicht versucht, das zu ändern. Paulus ist aber auch nicht ein Sozialromantiker. Er meint nicht, dass die Unterschiede alle gottgegeben und gut sind. Er weiss: Die Unterschiede werden oft schamlos ausgenutzt. Wer mehr ist, lässt es die anderen in kränkender Weise spüren und merkt es nicht einmal. Diejenigen, die im voraus schon zusammenkommen, wissen oft wenig und haben keinen Respekt vor den anderen, die hart gebunden sind. Das, liebe Gemeinde, ist nicht nur wahr, es ist vor allem auch traurig.

Denn das ist ja der Grund, warum Jesus sterben musste, auf eine so leidvolle Art. Wenn Jesus uns hätte helfen können mit einem besseren Gesetz, mit einem moralischen Appell, dass wir alle teilen sollten, dann hätte er das getan und hätte sich selber die Erniedrigung des Kreuzestodes erspart. Seine Bitte entfährt einem Herzen, das von grosser Angst erfüllt und elend zerschlagen ist: „Vater, ist es möglich, so lass diesen Kelch an mir vorübergehen" (Matthäus 26,39)! Wenn wir mit der Hilfe Gottes und unserem guten Willen das Gute hätten verwirklichen können, wäre es schändlich gewesen, Jesus den schmählichen Weg ans Kreuz gehen zu lassen. Doch es war nicht möglich. Jesus musste sterben. Erst dort, wo wir alle einmal dann wirklich gleich sind, erst im Tod, wo es nichts mehr abzusprechen und nichts mehr zu ordnen und zu verfügen gibt, erst dort, wo alle

Ausdruck vom 28.10.2011

menschliche Herrschaft an ihr endgültiges Ende kommt und es keine Spaltungen mehr gibt – da erst tut Gott sein Werk an uns Menschen mit voller und ganzer Macht. Da müssen und da dürfen wir endlich alle menschliche Einbildung hinter uns lassen, und erhalten von Gott geschenkt, was so viel mehr ist: die Gnade, die Jesus uns erworben hat dadurch, dass er gehorsam geworden ist bis in den Tod.

Bis wir endgültig mit ihm vereint und verbunden sind in diesem Letzten, bleibt uns der eine Ort, wo mitten in aller Ungleichheit und allen „Spaltungen“ die vollkommene Gerechtigkeit herrscht: der Abendmahlstisch, an den Jesus selber uns ruft. Es ist ein wunderbarer Ort, mit nichts sonst in dieser Welt zu vergleichen. Wir können uns nicht genug verwundern und dankbar dafür sein, dass es ihn gibt, und wollen ihn darum mit dem grössten Respekt umsorgen. Niemand von uns hat an diesem Tisch ein grösseres und niemand ein kleineres Recht. Christus selber ruft uns: Kommt, alle, die ihr mühselig und beladen seid! Kommt, die ihr meinen Namen tragt, kommt, denn es ist alles für euch bereit – ich habe dafür genug getan.
Amen.

Karfreitag, 18. April 2003

Ausdruck vom 28.10.2011

Karfreitag

Es ist vollbracht

Johannes 19,30

Lesung	Johannes 18 und 19
Psalm	22
Lied	„O Haupt voll Blut und Wunden“

Als nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht! und neigte das Haupt und verschied.

Johannes 19,30

I

Liebe Karfreitagsgemeinde!
Warum hat Jesus sterben müssen? Warum auf die grauenhafte Art? – Vor kurzem haben mich die Konfirmanden gefragt: Warum ist er nicht geflohen? Er wusste doch, was kommt?

Das ist eine vernünftige Frage. Die Evangelien sagen alle, dass Jesus vorausgesehen hat, was dann geschah. Sein Tod war nicht ein unglückliches Schicksal, aber auch nicht die Folge einer hinterhältigen List seiner Gegner. Jesus wurde nicht überrumpelt. Man hat ihn gewarnt, und es wäre den meisten recht gewesen, wenn er ohne grosses Aufsehen verschwunden wäre.

Warum hat er das nicht getan? Warum hat er die Oberen zum Justizmord gezwungen?

Das ist nicht eine theoretische Frage für diejenigen, die gerne denken. Es ist die Frage, die uns alle bewegt, wenn wir in der Nacht wach liegen und wirre Sorgen uns nicht schlafen lassen. Es ist die Frage, die jäh unser Innerstes aufwühlt, wenn wir plötzlich ahnen, dass wir eine Möglichkeit unseres Lebens für immer verspielt haben, wenn wir bitter erkennen, dass ein Unrecht sich nicht wieder gut machen lässt. Warum ist das Leben unheil? Warum müssen schon die kleinen Kinder grosse Ängste leiden? Warum ist Jesus nicht König geworden in Jerusalem und hat alles zum Guten gewendet? Warum hat man ihn stattdessen verurteilt und ausgeliefert an die Qualen am Kreuz? Warum muss das sein? –

Niemand von uns wird es erklären. Die Frage ist zu schwer. Gewiss: Die Bibel sagt deutlich: Jesus hat sterben müssen, weil er die Sünden seines Volkes getragen hat. Er wollte stellvertretend die Schuld der anderen büssen. Mit seinem Leiden hat er das Opfer dargebracht, das nötig war, damit unsere Sünden vergeben sind. Das sagt die Bibel oft und auf mancherlei Art. Diese Worte sind klar, wir verstehen sie in ihrem Wortlaut. Niemand kann leugnen, dass die Bibel das sagt, und unser Herz weiss, dass es wahr ist. Aber wir wissen darum noch lange nicht, wie das möglich, wie es begründet, warum und inwiefern es so ist, wie es ist. Wie soll ich das verstehen, dass ein Mensch stirbt, vor nun bald zweitausend Jahren, und das gibt mir jetzt die Vergebung? Es ist so – aber warum? Ich habe noch nie eine Erklärung dafür gelesen, die mich überzeugt hätte.

Schon im Mittelalter haben die islamischen Theologen eindringlich und manchmal auch spöttisch gefragt: Warum muss Gott ein Opfer haben, bevor er vergeben kann? Ist er etwa nicht ganz allmächtig? Oder nicht ganz gütig? Kann er nicht vergeben aus reiner Gnade? Ist er begierig nach Blut? Warum muss er seinen eigenen Sohn opfern, bevor er die Sünden der Welt vergeben kann? – So haben die islamischen Theologen argumentiert auf der Höhe ihrer Macht, und den Lehrern der mittelalterlichen Kirche ist damals die Antwort nicht leicht gefallen. Die Besten der damaligen Denker haben aufzuzeigen versucht, warum das Opfer nötig ist. Doch ihre Argumente waren am Ende ein wenig zu vernünftig und haben später dem kirchlichen Machtmissbrauch und der vulgären Ablasspredigt Vorschub geleistet.

II

Warum hat Jesus sterben müssen?

Wenn wir die Evangelientexte fragen, erhalten wir eine einfache Antwort. Mit ihr müssen wir uns zufrieden geben. Dann enthüllt sie nach und nach ihre unergründliche Tiefe und Weite. Dann erfassen wir auch, dass der heutige Tag nicht nur ein ernster, schrecklicher und trauriger Tag ist, sondern wirklich ein Festtag, auf seine Art das grösste und wichtigste aller kirchlichen Feste. Es ist heute der Geburtstag der Vergebung. Und jede Geburt tut weh. Die Vergebung fällt nicht vom Himmel. Sie ist mit Schmerzen erworben worden hier auf Erden. –

Ausdruck vom 28.10.2011

Die Evangelien sagen: Jesus hat gelitten, „damit die Schrift erfüllt würde“. Das ist die Antwort, die wir bekommen auf unsere Frage. Jesus hat gelitten, „damit die Schrift erfüllt würde“.

Johannes sagt noch mehr. Es ist ein merkwürdiges Wort. Er sagt: „Danach, da Jesus wusste, dass schon alles vollbracht war, spricht er, damit die Schrift erfüllt würde: Mich dürstet.“ „Da stand ein Gefäss voll Essig.“ Alles ist vollbracht, sagt Johannes zuerst einmal. Aber es gibt etwas, das ist noch mehr als alles. Das ist die Schrift. Damit sie erfüllt wird, nimmt Jesus noch einen letzten Hohn und Spott auf sich. Er bittet um etwas zu trinken und erhält Essig, wie es im Psalm 69 steht: „Sie geben mir Essig zu trinken für meinen Durst.“ Dann stirbt er. Johannes erzählt: „Als nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht! und neigte das Haupt und verschied.“

Etwas ganz Kleines und scheinbar sehr Nebensächliches wird in diesen Worten verbunden mit dem Grössten, das je gesagt worden ist. Jesus nimmt den Essig. Es ist noch einmal ein Leiden, aber es ist ein kleines Leiden im Vergleich zu den Schmerzen der Dornenkrone, der Peitschenhiebe, der quälenden Atemnot, der zerrissenen Wunden inmitten der Handflächen, so empfindsam wie diese sind. Jesus nimmt den Essig, diesen kleinen Hohn, von dem das Psalmwort redet, und dann sagt er: Es ist vollbracht!

„Es“: Dieses kleine Wörtlein heisst: Alles – und noch mehr dazu. Alles und die ganze Schrift ist vollbracht.

Das Leiden von Jesus ist nicht nur ein passives Erdulden. Es ist ein Werk, ein aktives Vollbringen. In den fiebergeschüttelten Schmerzen am Kreuz tut Jesus eine Arbeit. Er führt etwas zu einer Vollendung, zu einem Abschluss.

Was?

Die Schrift, sagt Johannes. Die Schrift, das Alte Testament, das, was sie aufreisst und wirkt, vollendet Jesus.

Wir kennen dieses Buch. Wir halten es manchmal in Händen und lesen darin. Einige regelmässig, jeden Tag, andere hie und da. Einige mit viel Liebe und einem grossem Einverständnis, andere mit Kopfschütteln und einem heimlichen Grauen. „Jedes Mal, wenn ich die Bibel lese“, hat mir einmal ein Konfirmand gesagt, „bekomme ich ein schlechtes Gewissen“. Ein anderer junger Mensch hat mir diese Woche gesagt: „Das ist ein dauerndes Gemetzel.“

Die Schrift erzählt von Kain und Abel, und von Jakob und Esau, und weckt früh die bange Frage, warum Gott die Menschen so verschieden

Ausdruck vom 28.10.2011

behandelt. Sie erzählt von Mose, der das Volk aus Ägypten führt. Die Verfolger ertrinken im Meer, die Erlösten jubeln. Aber dann legt Mose selber den Segen und den Fluch des Gesetzes auf sein Volk. Unheimlich dunkel dröhnen die Worte vom Fluch und erinnern daran, dass ein Volk sich auf Generationen hinaus ins Unglück bringen kann (5. Mose 28,15-68). Im Verlauf der Geschichte haben viele Völker ihr Wohl verspielt. Auch auf unsere Kinder wartet womöglich Leidvolles, weil wir heute unsere Pflichten versäumen. Das Wissen darum wird wach, wenn wir die Bibel lesen.

Wir lesen in der Schrift aber auch von den beiden Frauen Rut und Noemi, von der wunderbaren Treue und Liebe, mit der die junge, ausländische Frau der älteren dient, und wir freuen uns über das späte Glück, das ihr zuteil geworden ist. Die Schrift erzählt von David und Jonathan und ihrer unerfüllten Freundschaft. Bald schon sind die beiden jungen Männer auseinandergerissen worden, und für David hat sich auf alle seine Erfolge der Schatten von diesem Verlust gelegt (2. Samuel 1,17-27). Vieles von dem, was in der Jugend schön beginnt, kommt nicht zu seiner Erfüllung. Oder weiter noch: Von Anfang an berichtet uns die Schrift von einem ersten, einfachen Gebet, mit dem alle Menschen Gott anrufen um Hilfe. Dann entfaltet sie auf vielen Seiten schneidend scharf die Vorschriften für den blutigen Gottesdienst im Tempel in Jerusalem. Wir können vielleicht ein wenig uns vorstellen, wie da der Geruch von verbranntem Fleisch und das Singen der Tempeldiener sich ineinander verwoben haben. Es muss Augenblicke lang berauschend gewesen sein für die Besucher, die rohe Gewalt, das Schreien der Tiere, der Dampf des Blutes, und darin das feine, geistdurchflutete Drängen und Triumphieren der Psalmen und Saitenklänge. Wir spüren in den Psalmen den Nachhall von diesem innerlichen Erbeben und vom Jubel, von denen ein Wallfahrer erfasst wurde, wenn er endlich in den Toren der heiligen Stadt stand.

Das alles, und viel mehr ist die Schrift. Sie umfasst die ganze bunte, wirre, wehe, schöne und wüst zerrissene Wirklichkeit unseres Lebens. Ja, es ist noch mehr als unsere Wirklichkeit. Es ist das, was Gott im Leben sieht und was er daraus machen will.

Zu all dem hat Jesus in seiner Todesstunde gesagt: Es ist vollbracht!

All das, was genannt ist in der Bibel, und alles, was es auslöst in uns, das Verlangen, die Angst, die unlösbaren Fragen, die stille Trauer und der trotzige Mut zum Schaffen: Das alles ist zu seinem Abschluss, zu seiner Vollendung gekommen, als Jesus gestorben ist.

Ausdruck vom 28.10.2011

Die Bibel ist nicht nur ein Buch. Es war einmal Karfreitag. Jesus hat die Worte dieses Buches mit seinem Leben und Sterben besiegelt.

Keinen Raum und keinen noch so engen Winkel gibt es mehr, keine Not und kein noch so hohes Verlangen, das nicht zusammengebunden und erfüllt ist von dem, was Jesus getan und gelitten hat. Alles in allem soll nun Gott werden (1. Korinther 15,28). Das bittere Höhnen, vielleicht aber auch die irre Hoffnung, mit der man ihm den Essig gereicht hat, die Verlassenheit der Mutter unter dem Kreuz und die Zuwendung des Jüngers zu ihr, die politische Skepsis des Pilatus und der wilde Hass der religiösen Führer – all dieses Kleine und Grosse im Menschenleben sammelt die Schrift und gibt ihm seinen Ort und sein Gewicht. Und alles, was die Schrift in dieser Weise sammelt, hat sich mit dem Tod von Jesus erfüllt. Keine Regung der Schöpfung, kein Seufzen und kein Jubel, ist mehr leer und unerfüllt vor Gott.

III

Warum hat Jesus sterben müssen?

Damit wir die Bibel lesen können im Frieden, ohne ein schlechtes Gewissen. Alles, was in ihr laut wird an dringenden Forderungen, dunklen Anklagen und stillen Sehnsüchten – alles ist nun erfüllt vor Gott.

Wir haben nicht einen Gott, der nur vom Himmel herab befiehlt und aus eigenem Gutdünken heraus vergibt, wie es die mittelalterlichen islamischen und seither viele andere Theologen als Gott angemessen gedacht haben. Wir haben einen Gott, der im vollen Sinne des Wortes allmächtig ist. Er kann alles. Er kann leiden. Er hat sich hineinbinden lassen in das blutige Dasein der Menschen. Da, irdisch real, hat er die Vergebung erworben mit Schmerzen. Wenn man einmal am Grab eines Menschen gestanden ist, an dem ein grosses Unrecht geschehen ist, kann man etwas davon ahnen: Die Vergebung kann nicht nur mit Worten, über die irdische Wirklichkeit hinweg, verfügt werden. Sie muss erlitten sein. Sie muss hineindringen in das, was leibhaftig und schmerzlich ist.

Unser ganzes Leben, unsere Schuld und unser unschuldiges Leiden, beides umgreift die Schrift und weist ihm sein Ziel. Zu diesem Ziel hat Jesus es gebracht, als er sein Werk abgeschlossen hat mit seinem Tod.

Der Tod ist stärker als alles, was wir kennen. Keine Macht dieser Zeit kann ihn auflösen. So kann nun nichts und niemand mehr das Werk zer-

Ausdruck vom 28.10.2011

stören, das Jesus getan hat. Es ist abgeschlossen, erfüllt und besiegelt mit seinem Tod.

Wie das?

Wir werden es nicht verstehen. Wir können es aber glauben.

Wir kommen zum Abendmahlstisch und empfangen den Leib und das Blut Christi. Er hat es gesagt. Es ist so. Auch wenn wir nicht wissen wie: Er gibt uns die Frucht von seinem Tod. In seinem Leib ist die Sünde gebrochen, mit seinem Blut ist der Bund der Vergebung besiegelt.

Was das heisst und uns schenkt, erfassen wir nicht mit dem Verstand als eine einsichtige Lehre, und auch nicht mit dem Gemüt als ein schönes Gefühl. Wir erfassen es mit Leib, Seele und Geist, wenn wir die Heilige Schrift lesen. Bei allem, was anklingt, was aufwühlt, und Ruhe gibt, klingt nun mit: Es ist vollbracht!

Amen.

Karfreitag, 9. April 1993

Ausdruck vom 28.10.2011

Ostersonntag

Er sah und glaubte

Johannes 20,1-10

Lesung	1. Korinther 15,1-20
Psalm	118
Lied	„Gelobt sei Gott im höchsten Thron“

Am ersten Tag der Woche kommt Maria von Magdala früh, als es noch finster war, zum Grab und sieht, dass der Stein vom Grab weg war. Da läuft sie und kommt zu Simon Petrus und zu dem andern Jünger, den Jesus lieb hatte, und spricht zu ihnen: Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grab, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Da gingen Petrus und der andere Jünger hinaus, und sie kamen zum Grab. Es liefen aber die zwei miteinander, und der andere Jünger lief voraus, schneller als Petrus, und kam zuerst zum Grab, schaut hinein und sieht die Leinentücher liegen; er ging aber nicht hinein. Da kam Simon Petrus ihm nach und ging in das Grab hinein und sieht die Leinentücher liegen, aber das Schweisstuch, das Jesus um das Haupt gebunden war, nicht bei den Leinentüchern liegen, sondern daneben, zusammengewickelt an einem besonderen Ort. Da ging auch der andere Jünger hinein, der zuerst zum Grab gekommen war, und sah und glaubte. Denn sie verstanden die Schrift noch nicht, dass er von den Toten auferstehen müsste. Da gingen die Jünger wieder heim.

Johannes 20,1-10

I

Liebe Ostertagsgemeinde!

Das Grab war leer. So unglaublich das für uns klingt, so sehr es nicht übereinstimmt mit dem, was wir sonst wissen und erfahren, so ist es doch eine der am besten bezeugten Tatsachen aus der alten Zeit. Verglichen mit dem, was wir zum Beispiel über den Philosophen Plato oder den Kaiser Augustus wissen, haben wir vom Leiden und von der Auferstehung Jesu erstaunlich vielfältige, detaillierte und literarisch hochstehende Berichte. Diese Berichte sind im Stil zwar recht unterschiedlich, sie widersprechen sich in manchem, was doch bedeutsam ist, sie sagen aber alle an diesem

einen Punkt dasselbe: Das Grab war leer. Es war für die Jünger selber, obgleich es Jesus ihnen doch vorausgesagt hatte, völlig unerwartet und nicht zu fassen. Aber mit einem umso grösseren Staunen erzählen nun die Evangelien, wie die Frauen und die Jünger das Grab am Ostertag leer gefunden haben.

Von diesem Wunder haben wir nicht nur die Evangelienberichte, wir haben zusätzlich auch etwas, das sonst kaum ein Geschichtsschreiber der antiken Welt hat: Ein originales Wort eines Zeugen, eine schriftliche Aussage eines Menschen, der selber die Konsequenzen erfahren und die Voraussetzungen überdacht und kritisch geprüft hat. Der Apostel Paulus beschreibt ausführlich, wer alles Jesus nach seiner Auferstehung gesehen hat (1. Korinther 15,6-8). Viele von ihnen, schreibt er den korinthischen Gemeindegliedern, leben noch. Man kann sie also fragen gehen. Und ausserhalb der eigentlich dafür vorgesehenen Zeit, „wie einer Missgeburt“, ist Jesus auch mir erschienen, schreibt Paulus. Wir haben also das Wort eines persönlichen Zeugen, aus zeitlicher Distanz formuliert, knapp, präzise geformt und frei von allem Überschwang sagt auch er: Jesus ist auferstanden! Sonst, schreibt Paulus, wäre meine Predigt schlimmer als ein frommes Märchen. Sie wäre ein Frevel an Gott und ein Betrug an den Menschen (1. Korinther 15,1-20). Paulus weiss, was er schreibt, und hat die Konsequenzen erwogen.

Das Grab war leer! Das schreibt Paulus nicht. Wie auch? Er war nicht dort am Ostertag. Aber er setzt es voraus. Denn die Auferstehung Jesu dient in seiner Argumentation als Beweis dafür, dass wir alle auferstehen werden, und dass sich dann unser verweslicher Leib verwandeln wird in einen unverweslichen, geistlichen Leib (1. Korinther 15,42-44).

II

Davon erzählt der Evangelist Johannes auf seine Art, mit kindlich feinem Witz und Tiefsinn. Petrus und der andere Jünger, den Jesu lieb hatte, laufen zusammen um die Wette zum Grab. Sie wollen sehen, was geschehen ist. Der andere Jünger? Im zweitletzten Vers des Johannesevangeliums ist angedeutet, dass es sich dabei um Johannes, den Evangelisten selber, handle. Aber das sollen wir offenbar nur ganz am Rand mitbekommen. Sonst hält sich dieser Jünger namenlos verborgen.

Jetzt aber läuft er mit Petrus um die Wette. Er ist leichter auf den Füssen und kommt schneller voran. Vor Petrus ist er beim Grab. Doch er geht

Ausdruck vom 28.10.2011

nicht in das Grab hinein. Ist das, wie man gesagt hat, weil er aus priesterlichem Geschlecht ist und sich nicht unrein machen darf an einem Toten? Schon ist aber auch Petrus auf seinen schwereren Füssen gekommen, und er dringt ohne zu zögern in das Grab und schaut sich eingehend um. Sogleich erfasst er, was sich da fassen lässt: die Leinentücher hier, an einem anderen Ort das Schweisstuch, säuberlich zusammengelegt. Die paar Worte klingen wie eine Zeugenaussage, die für einen Richter beachtenswert wäre: Man kann sich die Details vorstellen, sie machen aber keinen Sinn. Sie wirken nicht konstruiert, sondern klingen realistisch, weil die Details zusammenhangslos erscheinen. So hat es Petrus gesehen und kann sich selber keinen Reim darauf machen. Da kommt auch der andere Jünger ins Grab – und der sieht ebenso, was sich sehen lässt. Aber er sieht auch das, was nicht da ist, und glaubt.

III

Beide aber, heisst es, verstehen die Schrift noch nicht. Wie ist diese Aussage zu verstehen?

Liebe Ostertagsgemeinde! Für unser Weltverständnis ist grundlegend, was der griechische Philosoph Aristoteles in seinen Grundsätzen formuliert: Die Wirklichkeit hat in sich die Qualität, dass sie sich der menschlichen Wahrnehmung zuverlässig erschliesst. Die Welt gibt sich zu fassen. Darum können wir beobachten, greifen, untersuchen, mit Analysen und Schlussfolgerungen das Wesen der Dinge erfassen und werden dabei nicht betrogen. Sonst gäbe es keine allgemein verbindliche Wahrheit, nichts, auf das wir uns jeden Tag wieder alle verlassen könnten. Wenn immer irgendetwas völlig Unbegreifliches auftauchen könnte, würde die Welt sich auflösen in zufällige Erfahrungen und subjektive Meinungen. So ist es nicht, sagen die klassischen Lehrer des Denkens. Die Wirklichkeit gibt sich uns zu erkennen, und wir können allgemein verbindlich prüfen und entscheiden, was wahr ist: Wenn unsere Empfindungen und Meinungen der vorhandenen Wirklichkeit entsprechen, sind sie wahr, sonst nicht.

So gilt es. Heute aber stehen wir miteinander vor einer Wirklichkeit, die nicht mit der Wirklichkeit unserer sonstigen Erfahrung übereinstimmt. Was aus dem leeren Grab des Ostermorgens in unser Denken und Fühlen dringt, können wir nicht überprüfen an dem, was wir sonst erleben. Es entspricht nicht dem, was bei unseren Gräbern draussen auf dem Hörnli nach drei Tagen geschieht. Das Osterevangelium hat in sich nicht die Qualität,

Ausdruck vom 28.10.2011

dass es sich unserem natürlichen Verstehen erschliesst und es bestätigt. Im Gegenteil: Sie verstanden nicht, heisst es auch von den Jüngern, die doch die äusseren Tatsachen vor Augen hatten.

Mit dem Ostermorgen damals vor den Toren der Stadt Jerusalem ist etwas Fremdes in unsere Welt gedrungen. Eine Realität, die wir mit unserem Analysieren und Schlussfolgern nicht einordnen können, tut sich kund. Im heutigen Evangelium können wir mitverfolgen, wie wir Menschen uns diese geheimnisvolle Realität ein Stück weit aneignen können.

Die beiden Jünger laufen, getrieben, können wir uns denken, von sehr menschlichen Kräften, einer wirren Mischung von Neugier, banger Unruhe und kindlicher Hoffnung. Und sie fassen das Wunder dann auf unterschiedliche Weise: Der behende, leichtfüssige Lieblingsjünger bleibt vor dem Ziel stehen. Dann aber dringt er, wie es scheint, fast mühelos in die unfassliche Realität: Er glaubt. Petrus aber hat zwar einen Rückstand auf diesen schnellen Jünger, er trifft später beim Grab ein. Aber äusserlich kommt er dem feineren Geist dann zuvor. Er konstatiert breit und für alle nachvollziehbar die Fakten: Grabtuch, Schweisstuch, ordentlich zusammengelegt.

So gelangen wir auf unterschiedlichen Wegen zum Glauben und zur Erkenntnis. Man könnte pointieren: auf der einen Seite sind – Petrus – die äusseren, handfesten, später die institutionellen Formen, mit denen das Geheimnis dieses Tages gegenwärtig wird. In der Amtskirche gestalten wir an je unterschiedlichen, aber klar definierbaren Orten zu bestimmten Zeiten den Gottesdienst, unterrichten die jungen Menschen, feiern das Abendmahl … alles an seinem Platz. Man kann kritisch nachfragen und Auskunft geben über das, was da geschieht. Aber in der Gemeinschaft des Glaubens sind auch andere – Johannes – unterwegs, tiefsinniger, beweglicher, allem Amtlichen voraus: Sie sind rascher am Ziel und schrecken doch zurück, es endgültig fassen zu wollen. Mit einem zitternden Herzen bleiben sie vor der letzten Erkenntnis stehen.

Je anders und doch miteinander unterwegs mit dem einen, gemeinsamen Ziel, fassen wir so etwas vom Geheimnis des Ostertages.

Augustin hat einmal in einem anderen und doch ähnlichen Sinn geschrieben: Die Jünger damals, zu Jesu Lebzeiten, hatten leibhaftig seine Wunder vor Augen. Wir heute sehen stattdessen das noch viel grössere Wunder, wie nämlich der Glaube sich über den ganzen Erdkreis ausgebreitet hat und in so vielen Ländern und Sprachen der Name Jesu bekannt und

Ausdruck vom 28.10.2011

gelobt wird. Sie damals, sagt Augustin, hatten ihre Erkenntnisse, und wir haben unsere, alle je ihren Teil, damit keiner dem anderen zuvorkommt.

IV

Denn sie verstanden die Schrift noch nicht, schreibt der Evangelist. Das ist offenbar das allen gemeinsame Ziel des Glaubens, die Art und Weise, wie sich das Wunder von Ostern in eine allgemeine, allen zugängliche Form begibt, so dass unser Glaube nicht eine persönliche Meinung ist und das Erlebnis der Jünger am Ostermorgen keine zufällige Erfahrung bleibt, die nichts allgemein Verbindliches haben könnte. Das Evangelium schafft sich selber den Massstab, mit dem sich seine Wahrheit überprüfen lässt, die Wirklichkeit, der es entsprechen will. Was am Ostertag Unfassliches aus den Zusammenhängen der Welt aus- und wieder in sie hinein gebrochen ist, ist nicht etwas ganz Anderes, das unsere Gedanken nur touchiert und in unseren Gefühlen nur je und je wieder aufleuchtet. Die Realität des leeren Grabes geht über alles Verstehen. Aber die Auferstehung ist keine Explosion. Sie hinterlässt kein Chaos. Sie zerbricht nicht alle natürlichen Ordnungen und alle uns vertrauten Lebensformen. Im Gegenteil: Das Schweisstuch lag sorgfältig zusammengelegt im Grab. Der Auferstandene hat die Dinge dieses irdischen Lebens nicht gleichgültig hingeworfen, als wären sie nach seinem Sieg über den Tod nun bedeutungslos. Still, unscheinbar, und darum nur umso gewaltiger und höher geht er aus dem engen Felsengrab, und lässt es zurück mit den Spuren seiner liebevoll ordnenden Hand.

Lange bevor die Auferstehung Jesu geschehen ist, hat Gott die äussere Wirklichkeit geschaffen, mit der sich dieses Wunder von allen fassen lässt. Gott hat im Volk Israel die heiligen Schriften werden lassen und hat das Denken der Frommen an diesen Schriften geübt und geschult. So gibt es jetzt diese allgemein zugängliche Wirklichkeit, an der wir die Wahrheit der Auferstehung ausweisen können: die Schrift. In diese Schrift sollen wir mit unserer ordnenden Vernunft, mit gepflegten Gefühlen, mit einer gesammelten Kraft des Herzens eindringen. Dann finden wir in ihr das allgemein gültige Gegenüber für unsere persönlichen Erfahrungen mit dem Auferstandenen, und unsere subjektive Überzeugung, dass Jesus lebt, wird ausgeweitet und korrigiert und tiefer gegründet von dem, was in der Bibel für alle greifbar vorgegeben ist. Gott selber hat mit den heiligen Schriften

Ausdruck vom 28.10.2011

die Wirklichkeit geschaffen, an der sich die Erfahrung des Ostermorgens ausweisen kann.

So ist es auch geschehen: Die Jünger haben ihre Volksgenossen mit Hilfe der Schrift überzeugen können, dass Jesus sterben und auferstehen musste (Apostelgeschichte 17,11.12). Und sie haben dabei mehr und mehr verstanden, was auch wir mehr und mehr verstehen: Was die Bibel berichtet, was ihr Gesetz fordert und ihre Propheten verheissen, das alles kann sich nicht erfüllen in dieser Zeit. Wir Menschen, so wie wir sind, können das wahrhaft Gute nicht in uns aufnehmen und bewahren. Es muss sich verwirklichen durch die enge Pforte des Todes hindurch. Durch die Geduld des Kreuzes und die Hoffnung auf das, was wir jetzt noch nicht sehen, muss das Vollkommene werden.

Was wir jetzt sehen, ist gross und gut genug. Jesus hat seine Jünger überzeugt und hat sie gesandt und ist mit ihnen gewesen und hat durch den Wechsel der Zeiten hindurch die Gemeinschaft des Glaubens wachsen lassen und bewahrt. Er lebt und wirkt auch unter uns. Darum sind wir heute hier beisammen in seinem Namen und teilen mit Dank und mit einer unauslöschlichen Hoffnung, was er uns gibt: seinen Leib und sein Blut, das Unterpfand für den Frieden, den er hier auf Erden errungen hat, und der dort im Himmelreich seine ewigen Früchte tragen wird.
Amen.

Ostersonntag, 12. April 1998

Ausdruck vom 28.10.2011

Ostermontag

Seine Güte währet ewiglich

Psalm 118,15-29

Lesungen	Markus 16,1-8
	1. Petrus 2,1-10
Lied	„Wir wollen alle fröhlich sein“

Man singt mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten:
Die Rechte des Herrn behält den Sieg!
Die Rechte des Herrn ist erhöht; die Rechte des Herrn behält den Sieg!
Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen.
Der Herr züchtigt mich schwer; aber er gibt mich dem Tode nicht preis.
Tut mir auf die Tore der Gerechtigkeit,
dass ich durch sie einziehe und dem Herrn danke.
Das ist das Tor des Herrn; die Gerechten werden dort einziehen.
Ich danke dir, dass du mich erhört hast und hast mir geholfen.
Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.
Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.
Dies ist der Tag, den der Herr macht;
lasst uns freuen und fröhlich an ihm sein.
O Herr, hilf! O Herr, lass wohlgelingen!
Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!
Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid.
Der Herr ist Gott, der uns erleuchtet.
Schmückt das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars!
Du bist mein Gott, und ich danke dir; mein Gott, ich will dich preisen.
Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.

Psalm 118,15-29

I

Liebe Gemeinde!
Am Abend vor seinem Kreuzestod hat Jesus mit seinen Jüngern zusammen den Psalm 118 gesungen: „O Herr, hilf!“, ruft dieser Psalm aus grosser Not. Und gleichzeitig gibt er dem leidenden Menschen das Trostwort mit: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen. Der

Herr züchtigt mich schwer; aber er gibt mich dem Tode nicht preis.“ In diesem Vertrauen auf Gott ist Jesus seinen Weg in den Tod gegangen. Und so ist er zu dem verworfenen Eckstein geworden.

II

„Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.“ Dieses Wort kommt in der Bibel auch sonst vor. Man könnte sagen, dass es eines der zentralen Geheimnisse in der Geschichte des Gottesvolkes in ein knappes Bild fasst. Beim Propheten Jesaja steht es, Jesus hat dieses Wort gegen die Hohenpriester und Schriftgelehrten seiner Zeit gerichtet, und später haben Petrus und Johannes sich vor den religiösen Machthabern in Jerusalem wiederum auf dieses Wort berufen. Auch im 1. Petrusbrief wird es an zentraler Stelle aufgenommen (Jesaja 28,16; Matthäus 21,42; Apostelgeschichte 4,11, 1. Petrus 2,4-6).

Die Bibel geht davon aus, dass Gott etwas aufbauen will mit uns Menschen. Dazu müssen Menschen mit besonderen Begabungen auch eine besondere Stellung einnehmen. Es gibt Bauleute, die etwas von der Sache verstehen, also Menschen, die wissen, wie und wo und mit welchen Mitteln aufgebaut werden kann und soll. Gleichzeitig rechnet die Bibel damit, dass gerade die Verantwortlichen, die den nötigen Sachverstand haben sollten, das Wichtigste nicht verstehen, dass sie im Gegenteil an der alles entscheidenden Stelle eine folgenschwere Fehleinschätzung vornehmen. Sie verwerfen den Eckstein.

Der Eckstein ist in der antiken Baukunst derjenige Stein, der dem Fundament seine Ausrichtung gibt, oder auch derjenige Stein, der in der Mitte eines Gewölbebogens diesen abschliesst und trägt. Wenn dieser Stein schief liegt, oder wenn er zu wenig kompakt und tragfähig ist, fällt alles zusammen.

Nun kommt es offenbar in dem Werk, das Gott mit den Menschen tun will, zu einer schicksalhaften Fehleinschätzung. Der Stein, der sich als Eckstein eignet, wird von den Sachverständigen als untauglich verworfen.

III

Die Bibel setzt bei dieser Aussage voraus: Gott hat sich vorgenommen, mit uns Menschen eine Gemeinschaft aufzubauen, in der die Liebe das Erste

Ausdruck vom 28.10.2011

und Letzte ist, eine Gemeinschaft, in der es keinen Zwang und keine Lüge gibt, eine Gemeinschaft, die von keinem Neid und keiner Missgunst zersetzt wird, eine Gemeinschaft, in der die Freiheit und der gegenseitige Gehorsam zwei Seiten des einen Vertrauens sind, so dass jeder sich von Herzen freut, wenn ein anderer geehrt wird und es ihm gut geht. Wenn wir das hören, spüren wir sofort: Es ist alles andere als eine leichte Aufgabe, eine solche Gemeinschaft aufzubauen. Es ist keine leichte Aufgabe, aus uns Menschen, so wie wir sind, Wesen zu machen, die sich in dieser Weise einfügen und lieben können. Die Erzieher aller Zeiten, die religiösen Führer, die Politiker, die Humanwissenschaftler und viele andere haben versucht und versuchen noch immer, etwas in dieser Richtung zu leisten. Es gibt viele Theorien, viele Systeme, viele Übungen (seelische, sportliche, erlebniszentrierte) und Ordnungs- und Strukturmodelle, mit denen Menschen sich darum bemühen, dass endlich eine Gemeinschaft entsteht, in der Friede herrscht und die Liebe alles bestimmt.

Auch die Lehrer, die religiösen Führer und die Politiker zu Jesu Lebzeiten haben sich in dieser Weise darum bemüht, eine gute Gemeinschaft aufzubauen. Dabei ist ihnen ein Fehler unterlaufen, der den Verantwortlichen auch später immer wieder in unterschiedlichen Situationen unterlaufen ist: Sie haben die Dinge falsch eingeschätzt. Sie haben den Eckstein verworfen. Sie waren der Meinung, dass Jesus von Nazareth nichts Wesentliches beitragen kann zu dem grossen Ziel, eine Gemeinschaft aufzubauen, die Bestand haben kann, ja, sie waren der Meinung, dass er diesem Bemühen schadet. Darum haben sie ihn verworfen.

IV

Auch später ist es ähnlich gegangen. So hat man sich im Mittelalter darum bemüht, eine christliche Gesellschaft aufzubauen. Man wusste äusserlich, und hat mit den Lippen bekannt, dass Jesus der Eckstein dieser Gemeinschaft sein muss. Aber man hat dieses Bekenntnis nicht in allen seinen Konsequenzen zur Geltung kommen lassen. Man hat nicht wirklich akzeptieren können, dass Jesus nicht mit politischer Macht herrschen will, dass er nicht die naturhafte Gemeinschaft mit einer höheren Weihe versehen will und keinem Menschen die Kraft gibt, hier und jetzt schon eine gerechte Amtsgewalt auszuüben. Dadurch hat man sich in die Unwahrhaftigkeit einer jeden geschlossenen christlichen Gesellschaft verstrickt, unter anderem in die Heuchelei der Beichtpraxis, wie sie jetzt wieder unsere

Ausdruck vom 28.10.2011

katholische Schwesterkirche erschüttert. Später, im modernen, „aufgeklärten“ Europa hat man sich sehr zu Herzen genommen, dass Jesus nicht mit Waffengewalt herrschen will, und dass wir darum eine religiös tolerante, offene Gesellschaft sein wollen. Aber das hohe Ziel, eine Gemeinschaft der Liebe aufzurichten, und der schöne Wunsch, dass alle zu dieser Gemeinschaft dazugehören sollen, hat man in Europa doch nicht aufgeben wollen. So hat man neue Theorien entwickelt: die Theorie der Psychoanalyse zum Beispiel, von der man sich erhofft hat, dass sie die Menschen von inneren Zwängen befreit und zu erfüllten, gemeinschaftsfähigen Menschen macht. Schlimmer waren die totalitären politischen Theorien, ganz vulgär die Rassentheorie im Nationalsozialismus, und ein bisschen weniger vulgär und darum umso gefährlicher (weil sie auch Denker von Format in ihren Bann gezogen hat) die Theorie des Marxismus: Mit verschiedenen Modellen hat man versucht, eine Gemeinschaft des Friedens und der Gerechtigkeit aufzubauen.

In allen diesen Theorien aber wird der Eckstein, Jesus Christus, als untauglich verworfen. Keiner der modernen Theoretiker hat sich ernsthaft um das gekümmert, was Jesus gesagt und getan hat. Bis heute wissen die tonangebenden Köpfe im kulturellen und wissenschaftlichen Establishment wenig oder nichts von Jesus und halten es auch nicht für nötig, sich etwas von ihm sagen zu lassen. Und schlimmer noch: Sogar auch in den Kirchen und Freikirchen rechnet man kaum damit, dass wir von Christus noch wirklich Neues zu lernen haben.

„Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden“, jubelt dagegen der Psalm, und erklärt mit bebender Verwunderung: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen!“

Jesus ist zum Eckstein geworden. Das verdankt er keinem Menschen. Gott hat den verworfenen Eckstein aufgehoben, und hat ihn neu eingesetzt, so dass jetzt erst recht jede Gemeinschaft der Liebe nur auf diesem Stein einen bleibenden Bestand bekommen kann. Gott hat nach Jesus gegriffen und hat ihn aus dem Grab heraufgeführt, in ein neues, ewiges, unzerstörbares Leben.

V

„Das ist das Tor des Herrn; die Gerechten werden dort einziehen“, freut sich der Psalm. Es ist ein enges Tor, das sich hier vor uns auftut, liebe Gemeinde. „Geht ein durch die enge Pforte“, hat Jesus seinen Jüngern ge-

Ausdruck vom 28.10.2011

sagt. Breit ist der Weg, der in das Verderben führt, viele sind es, die darauf gehen. Aber eng ist das Tor, das zum Leben führt (Matthäus 7,13.14).

Es ist keine breite Allerweltswahrheit, in die wir eindringen, wenn wir das Evangelium hören. Es ist nichts, das diffus um und über uns allen schwebt. Der Prophet Jesaja sagt: „Tut auf die Tore, dass hineingehe das gerechte Volk, das den Glauben bewahrt“ (Jesaja 26,2). Durch den Glauben, und nur durch den Glauben kommen wir hinein in die Realität, um die es hier geht.

Es ist ein enges Tor. Wir müssen alles abstreifen, was wir haben und sind. Unser selbstsicheres Wissen, unseren Stolz auf das, was wir können, unsere soziale Stellung, unsere Tugenden, unsere moralischen Errungenschaften und klugen Einsichten und langen Erfahrungen: Alles müssen wir hinter uns lassen und durch das Tor des Glaubens gehen, bekleidet nur mit dem Vertrauen zu Gott, gehalten einzig von dem Wissen, dass Gott unvergleichlich viel mehr kann und viel Besseres tut als wir verstehen. Wenn wir in dieser Weise nichts Eigenes mehr bei uns haben, wenn wir uns nur noch auf Gott abstützen, dann haben wir auch nichts mehr bei uns von dem, was Unrecht und Böse an uns ist, keine Heuchelei, keinen Dünkel, keinen Hochmut und Neid. Dann sind wir wirklich gerecht, dann sind wir nur noch in der Hand Gottes, und Gott macht uns gerecht (Römer 8,31). Die Gerechten gehen durch dieses Tor, jubelt der Psalm.

VI

Dieser Glaube kommt nicht von irgendwo her. Es gibt Menschen, die das Tor der Gerechtigkeit auftun. Es gibt Menschen, die uns den Weg zum Vertrauen aufschliessen und uns Mut machen, ihn zu gehen. Denn wir alle haben unsere Zweifel: Ist es wirklich so, wie die Bibel sagt? Hat wirklich Jesus das Grab hinter sich gelassen? Wie soll so etwas möglich sein?

So fragen wir. Mose aber tut das Tor des Glaubens auf. Er beschreibt mit kindlichen Worten, dass Gott den Himmel und die Erde gemacht und alles darin wohl geordnet hat (1. Mose 1,1-31). Wenn dieser Schöpfer des Himmels und der Erde gewollt hat, dass Christus leiden muss, und wenn er dann Jesus aus dem Tod auferwecken wollte – wer möchte ihn daran hindern? Wie sollte ihm das nicht möglich sein? Wer von uns könnte sagen: Das kann nicht sein? Gott hat die Welt erschaffen und hat uns nicht vorher gefragt, ob uns so etwas möglich scheint. (Wir hätten ihm ohnehin gesagt, eine so komplizierte Sache wie diese Welt könne niemals funktionieren.)

Ausdruck vom 28.10.2011

Wenn der Schöpfer will, kann er die Toten erwecken und muss uns nicht fragen, wie er das tun soll.

Die Apostel aber bezeugen uns ruhig und mit grosser Gewissheit, dass Gott eben dies getan hat und tun will. Paulus betont, dass er sich das nicht ausgedacht hat, sondern es von verschiedenen, unabhängigen Zeugen gehört und zudem auch noch selber erfahren hat. Können wir uns denken, dass ein so nüchterner und umsichtiger Denker wie der Apostel Paulus eine Phantasiegeschichte in Umlauf gesetzt und für diesen Wahn eine lebenslange Mühsal auf sich genommen hat? Können wir ernsthaft denken, dass ein so treuherziger Mensch wie Petrus sich selber und seine Volksgenossen betrogen hat?

„Das ist das Tor des Herrn“, sagen auch die Apostel. Lasst eure Zweifel, ermutigen sie uns, geht durch die enge Pforte und glaubt – glaubt an Gott und glaubt an Jesus (Johannes 14,1)!

VII

Liebe Gemeinde!

Dies ist der Tag, den der Herr macht! Es ist ein Feiertag, an dem wir uns freuen, dass der Einzige, der gerecht war, den Sieg behalten hat. Es ist ein Festtag, an dem wir uns freuen, dass der Dünkel und die vielen Irrtümer der Mächtigen das Leben nicht für immer verdüstern kann. Es ist der Tag, den der Herr macht. Denn der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Jesus baut die Gemeinschaft mit Gott unter uns Menschen weiter auf und nimmt jetzt auch uns wieder hinein in dieses sein grosses Werk. Durch Brot und Wein verspricht er uns an seinem Tisch, dass wir mit Gott versöhnt leben dürfen.

Wir wollen hineingehen durch dieses Tor und wollen uns freuen und fröhlich sein in ihm!
Amen.

Ostersonntag, 31. März 2002

Ausdruck vom 28.10.2011

1. Sonntag nach Ostern – Quasimodogeniti

Friede sei mit euch!

Johannes 20,19-31

Lesung	1. Korinther 15,12-24
Psalm	116
Lied	„Erschienen ist der herrlich Tag“

Am Abend aber dieses ersten Tages der Woche, als die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten unter sie und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, dass sie den Herrn sahen. Da sprach Jesus abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Und als er das gesagt hatte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmt hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

Thomas aber, der Zwilling genannt wird, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, kann ich’s nicht glauben.

Und nach acht Tagen waren seine Jünger abermals drinnen versammelt, und Thomas war bei ihnen. Kommt Jesus, als die Türen verschlossen waren, und tritt mitten unter sie und spricht: Friede sei mit euch! Danach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, darum glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

Noch viele andere Zeichen tat Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch. Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.

Johannes 20,19-31

I

Liebe Gemeinde!
„Ich kann's nicht glauben", sagt Thomas. Wenn ich nicht selber sehe und greife, werde ich es nicht glauben! Acht Tage später sieht er und greift – und glaubt. Und seither ist das eine denkwürdige Tatsache, etwas Einmaliges in der Weltgeschichte: Ein Kreis von Leuten, die ruhig und selbstbewusst, mit grosser sprachlicher Klarheit und ohne allen Fanatismus etwas Unglaubliches behaupten, nämlich: Sie haben Gemeinschaft gehabt mit einem Mann, der ihnen alltäglich bekannt und vertraut war, und dieser Mann wurde zum Tod verurteilt, ist gestorben, man hat seinen Leichnam ins Grab gelegt – und dann haben sie ihn wieder gesehen! Kein Gespenst – das Grab war leer; Engel sind erschienen und haben gesagt, dass er lebt, und später hat er selber sich ihnen gezeigt, hat wieder mit ihnen gegessen, hat sie noch einmal gelehrt und geschickt, dass sie von ihm sagen und singen und in seinem Namen Frieden stiften sollen. Darum sind auch wir heute Morgen hier. Auch uns haben diese Leute mit ihrer unglaublichen Botschaft erreicht und hier versammelt.

Wenn wir einen Augenblick lang ruhig darüber nachdenken, ist das seltsam. Eine Schar von Leuten war mit Jesus unterwegs und alle sagen sie nun dasselbe. Ein Einziger, lesen wir, hat Verrat begangen, aber sonst bekommen wir aus dieser Schar von allen den vielen nur das Eine, Unglaubliche zu hören: Jesus von Nazareth ist gestorben – und am dritten Tag auferstanden. Die neutestamentlichen Schriften sind eine reiche Sammlung mit sehr unterschiedlicher literarischer Farbe und Ausrichtung. Doch allen diesen Schriften gemeinsam ist die unzweideutig klare Aussage: Jesus ist gestorben, und der Tod hat ihn nicht halten können. Er lebt. Friede sei mit euch, sagt er seinen Jüngern.

II

„Ich werde es nicht glauben", wenn ich nicht selber sehe und greife, sagt Thomas. Und *er* kann dann sehen und greifen. *Wir* aber – wir können das nicht.

Darum gibt es da einen Bruch. Überall, wo das Evangelium hinkommt, in jedem Volk, das getauft worden ist, wiederholt sich das von einer Generation zur anderen. Jedes Jahr höre ich von den neuen Konfirmanden wieder dasselbe: Ich kann's nicht glauben! Ich kann mir das nicht vorstellen! Immer wieder bedroht das die Gemeinschaft in den Völkern, in denen

Ausdruck vom 28.10.2011

die Apostel zu den geistlichen Lehrern geworden sind. Andere grosse Kulturen haben kein solches geistliches Problem. In China wird die Jugend jetzt wieder eingeschult in die Moral des Konfuzius, und diese Moral ist vernünftig, nah bei den alltäglichen Erfahrungen, man kann ihre Wahrheit erleben. In Indien ist überall die Präsenz der vielen hinduistischen Gottheiten spürbar, und wer etwas Tieferes sucht, kann mit einer buddhistischen Meditationstechnik selber erleben, wie sich ihm eine neue geistliche Sicht erschliesst. Selber sehen und erfahren!

Bei uns gibt es keine in solcher Weise bruchlose Tradition, keinen so selbstverständlichen Zugang zur religiösen Grundwahrheit. Denn die Jünger von Jesus haben ihn nach seiner Auferstehung wieder gesehen, gegriffen, gespürt. Von uns aber hat keiner die Hand in seine Wunden gelegt. Dennoch schreibt Paulus ausdrücklich, mit aller wünschenswerten Klarheit: An der Auferstehung Christi hängt alles. Die ganze Wahrheit unseres Glaubens beruht darauf, dass die Botschaft von der Auferstehung Jesu wahr ist. Wenn Christus nicht auferstanden ist, sagt Paulus (als Jude, der weiss, was er sagt), dann ist der christliche Glaube nicht nur ein Volksbetrug, sondern wäre eine Gotteslästerung, ein falsches Zeugnis gegen Gott (1. Korinther 15,12-20). Das Recht des christlichen Glaubens beruht ganz und gar darauf, dass Christus auferstanden ist. Ohne die Auferstehung der Toten wäre der Glaube tatsächlich eine Sklavenmoral des Duldens, nützlich für die Oberen, um die Unterdrückten ruhig zu stellen.

Aber ist Christus auferstanden?

Diese Frage bricht immer wieder auf. Dieser Riss im Religiösen ist der tiefste Grund, warum die westliche Zivilisation stets wieder ein „Generationenproblem“ hat, schärfer als andere Kulturen, und viele innerste Unsicherheiten mit sich trägt. Es ist dies die tiefste Schwachheit – und die geheime Kraft unserer Zivilisation, ihr höchstes Recht. Die Jünger haben gesehen – wir aber nicht: Und selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

III

Warum das? Vor gut zweihundert Jahren hat der grosse deutsche Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing Betrachtungen von einem Unbekannten veröffentlicht. Der Verfasser jener Betrachtungen, Samuel Reimarus, in seinem Denken viel grobschlächtiger als Lessing selber, hatte viele Widersprüche in der Bibel zusammengetragen, vor allem auch in den Ostergeschichten. Seiner Meinung nach war die Sache mit der Auferstehung ein unfrom-

Ausdruck vom 28.10.2011

mer Betrug, von den ruhmsüchtigen Jüngern inszeniert. Denn, so fragte er: Wenn Gott gewollt hätte, dass wir alle an die Auferstehung glauben, warum hat sich dann Jesus nicht allen gezeigt? Warum nur ein paar wenigen? Es wäre doch viel vernünftiger, wenn Jesus allen erschienen wäre. Dann müsste niemand zweifeln, und Gott könnte zu Recht von allen den Glauben verlangen.

So fragt Reimarus. Warum, liebe Gemeinde, ist Gott nicht derart aufgeklärt? Warum handelt er nicht nach solchen vernünftigen Vorstellungen? Warum sollen diejenigen selig sein, die nicht sehen und doch glauben? Ist das nicht Bauernfängerei?

Jesus antwortet auf solche Fragen und sagt, warum uns Gott nicht das Sehen und Greifen schenkt. Jesus erklärt es uns, wenn wir nur genau genug hören, was er sagt. Friede mit euch, sagt er; und erklärt gleichzeitig, was das für ein Friede ist, den er bringt: „Wem ihr die Sünden vergebt, denen sind sie vergeben; wem ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Es gibt unter uns Menschen nicht nur die allseits gute Bereitschaft, sich von der Wahrheit überzeugen zu lassen, wenn sie sich nur zeigt. Es gibt auch das, was die Bibel die Sünde nennt, die Gier, das Wissen an sich zu reissen und mit ihm ein höheres Recht zu erlangen (1. Mose 3,5).

Diese Sünde zu vergeben, sie wegzunehmen vor Gott, dazu schickt Jesus seine Jünger. Sie kommen mit ihrer Botschaft vom Auferstandenen, und wer ihr Wort annimmt im Glauben, bekommt mit diesem Wort die Vergebung. Wer es aber besser weiss und selber erleben will, bleibt in sich allein, bleibt in den Sünden. Die Apostel führen mit ihren Worten wieder in die Gemeinschaft mit Gott hinein – oder sie lassen diejenigen, die nicht hören wollen, draussen. Um dieses geheimnisvoll grosse Geschehen geht es.

Darum darf es nicht sein, dass wir uns den Glauben mit unserer eigenen Kraft aneignen. Es darf nicht sein, dass wir durch unsere Vorstellungen, unsere Entscheidung, unsere Vernunft oder unser gutes Gefühl hineinkommen in die Freiheit von der Schuld. Sonst wäre auch die Vergebung am Ende unser Verdienst, und unser hochfahrendes Wesen würde ungebrochen bestehen bleiben. Deshalb vermittelt uns Gott den Frieden durch ein Wort, das wir nur glauben können. So bleibt eine Distanz. Wir bleiben abhängig; wir spüren, dass wir über diese Wahrheit nicht verfügen, sondern angewiesen sind darauf, dass Gott uns je neu das Vertrauen schenkt. Gott will uns den Glauben geben, nicht eine Erfahrung, die wir bald einmal ummünzen zu einem sicheren Wissen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Denn wie schrecklich war es, und wie schrecklich ist es auch heute, wenn Menschen aus einem scheinbar sicheren christlichen Wissen heraus über andere urteilen und mit Macht durchsetzen wollen, was ihnen bewusst geworden ist. In der Erziehung erstickt es den Keim des Glaubens, wenn man ihn wie eine allgemeine Wahrheit einzuüben versucht. Ein solcher Glaube ist ein selber gemachter Glaube, eigentlich gar kein Glaube, sondern eine Weltanschauung, die man über die Apostel und ihre Worte hinweg konstruiert. Man merkt das dann auch. Wo Menschen mit einem solchen sicheren Wissen beinander sind, herrscht nicht mehr der Geist der Barmherzigkeit, der siebzigmal siebenmal zu vergeben bereit ist (Matthäus 18,22), sondern ein neues, nun scheinbar christliches Richten und Rechten. Denn weil dieser Glaube kein Glaube, sondern ein Wissen ist, gilt von ihm, was Jesus seinen Jüngern gesagt hat: „Wem ihr die Sünden behaltet, denen sind sie behalten." Ohne die Verunsicherung des leeren Grabes bleibt der Glaube etwas Eigenes und schenkt nicht die Gnade Gottes. Nur wer den Glauben durch das Wort der Apostel bekommt, nur wer im Angesicht ihrer Botschaft konstatieren muss, dass er ihre Zusage nicht selber festhalten kann, nur wer sich so zu der eigenen Unsicherheit bekennt, empfängt die Vergebung und mit ihr die geheimnisvoll freie Gemeinschaft mit Gott.

Denn auch seinen Jüngern musste Jesus zuerst wieder vergeben. Er musste wegtun, was zwischen ihnen stand. Sie hatten ihn am Karfreitag schändlich im Stich gelassen. Und auch nachdem sie vom leeren Grab gehört hatten, waren sie weiterhin kleingläubig und voller Angst. Darum sagt Jesus zuerst zu ihnen: Friede sei mit euch. Ich habe euch vergeben.

So ist es zu erklären, dass der Jüngerkreis bewahrt geblieben ist von Spaltungen und Kämpfen um Ehre und Macht, so dass die Jünger alle in einer so beispiellosen Einmütigkeit gemeinsam dieses Eine bezeugt haben: Unser Herr hat uns vergeben. Er ist wahrhaftig auferstanden!

IV

Was das heisst, wird im Evangelium auf eine noch andere Weise anschaulich. Jesus hat seinen Jüngern die Kreuzeswunden gezeigt. Er trägt die Spuren des Kreuzestodes auch nach der Auferstehung. Gerade die Wunden, die Jesus empfangen hat, sind sein Erkennungs- und Ehrenzeichen auch jenseits des Todes.

Ausdruck vom 28.10.2011

Ist das nicht vielleicht überhaupt das Schicksal von uns Menschen? Ich denke an eine Frau, die mit einem tief gekrümmten Rücken mit schleppenden Schritten durchs Dorf gegangen ist. Sie hat mir erzählt, wie die Schwiegermutter sie jahrelang hinab gedrückt habe. Aber sie hat durchgehalten, und auf dem Sterbebett hat die Schwiegermutter ihr gedankt. Das war für sie ein überreicher Lohn für die lange Zeit der Demütigung. Wird nicht der krumme Rücken dieser Frau ihr Ehrenzeichen sein, an dem ihre Nächsten sie erkennen werden nach ihrer Auferstehung?

Was wird dein und mein Ehrenzeichen sein?

V

Liebe Gemeinde, mit wenigen Worten bringt der Evangelist Vieles zum Klingen. Wir freuen uns daran und spüren: Das sind Worte, die haben Substanz, sie sind innerlich geformt und gehalten und vermögen zu tragen, anders als die Flut von Floskeln, die man an den Anfang unserer neuen Bundesverfassung gestellt hat. Diese Freude an den Worten des Evangeliums ist uns geschenkt, weil Gott uns gnädig ist. Er hat uns das Wort der Apostel geschickt und das Herz aufgetan, so dass wir in diesem Wort unsere Ehre und unser Recht suchen. Darin zeigt sich, dass Gott nicht gegen uns ist. Er hat uns vergeben. Denn von uns aus, ohne Gottes Gnade, würden wir das Evangelium als etwas Dümmliches betrachten (1. Korinther 1,18). Wenn es uns aufgeht, wie in diesem Einfachen das Grösste und Schönste verborgen liegt, verdanken wir das nicht unserem natürlichen Denken. Wir verdanken es Gott, der uns den Glauben geschenkt hat.

Es steht geschrieben, schreibt Johannes, „damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist“. Diesem Geschriebenen gegenüber können wir ein bisschen etwas von dem tun, was Thomas dem Auferstandenen gegenüber getan hat. Wir können persönlich nach diesem Wort greifen, können im Evangelium blättern und forschen und können mit ihm unsere je eigenen Erfahrungen machen. Wir spüren dann etwas davon, dass dieses Wort auch verwundet, aufgerissen, verletzt ist, dass es nicht so strahlend dasteht wie eine in sich geschlossene Weltanschauung oder eine abgerundete wissenschaftliche Theorie. Doch dieses verletzte Wort ist da, und wenn wir nach ihm greifen, überwindet es die Zweifel und schenkt uns das Vertrauen, dass auch wir schliesslich zu demjenigen, der uns dieses Wort geschickt hat, sagen können: Mein Herr und mein Gott!

Amen.

Sonntag, 11. April 1999

Ausdruck vom 28.10.2011

2. Sonntag nach Ostern – Misericordias Domini

Der Herr ist mein Hirte

Psalm 23

Lesungen	1. Petrus 2,20-25
	Johannes 10,7-15.27-30
Lied	„Der Herr, meine Hirte, führet mich“

Ein Psalm Davids.
Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.
Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.
Er erquicket meine Seele.
Er führet mich auf rechter Strasse um seines Namens willen.
Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück;
denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.
Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.
Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.
Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang,
und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.

Psalm 23

I

Liebe Gemeinde!
„Ich bin der gute Hirte“, hat Jesus gesagt (Johannes 10,11). Das ist der Grund, warum wir einstimmen können in den Psalm, mit dem sich David seinem Gott anvertraut hat, dieses wundersame Gebet, das über die Jahrhunderte hin unzählig viele Menschen begleitet, in der Not getröstet, im Glück mit Dank erfüllt und je und je wieder mit Frieden und Hoffnung begabt hat. „Der Herr ist mein Hirte.“ Ja: „Der Herr“: das ist Jesus. Und er ist es tatsächlich wert, dass wir auf ihn hören, ihm glauben, und seiner Stimme folgen, wohin auch immer er uns führt.

II

Im Allgemeinen gilt es nicht als ehrenwert, wenn ein Mensch wie ein Herdentier mitläuft. Spätestens seit der sogenannten Aufklärungszeit hat sich

ein anderes Ideal breit gemacht: Selbstbewusst eine eigene Meinung haben und eigenverantwortlich diese mit eigener Kraft in die Tat umsetzen, sollte man. Das gilt als der Inbegriff von Freiheit und Menschenwürde. „Aufklärung", hat Immanuel Kant geschrieben, „ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit". Überall gilt das Selbstbestimmungsrecht als das Höchste. Selber will der Unternehmer bestimmen, ohne einschränkende Gesetze, selber sollen die Kinder entscheiden, ohne Zwang von Eltern und Lehrern, selber muss jede Frau verantworten, ob sie einem Kind das Leben gibt, selber muss jeder wissen, wie er glücklich wird. Selber. Immer einsamer werden wir westlichen Menschen in der Folge davon.

„Der Herr ist mein Hirte", sagt dagegen der Psalm.

Nicht ich selber – „*er* führet mich auf rechter Strasse". Der Hirte hat einen Stab, der hoch aufgerichtet auch in der Masse sichtbar ist und es der ganzen Herde möglich macht, sich zu orientieren. Der Hirte hat auch einen Stecken: Damit kann er wo nötig ein Tier schlagen und auf den rechten Weg zurücktreiben. Damit kann er aber auch ein Raubtier in die Flucht schlagen und seine Herde schützen vor dem, was sie zerreissen will. Nicht ich selber – „der Herr ist mein Hirte", sagt der Psalm, und darum wird mir nichts mangeln.

Wenn wir einstimmen in dieses Psalmgebet und seine wunderbar bergende Kraft, geben wir den traurigen Anspruch auf Selbstverwirklichung auf und bekennen, dass wir keine einsamen Einzelgänger sein wollen, sondern die Gemeinschaft nötig haben. Wir wollen uns einfügen und den Platz einnehmen, den der gute Hirte uns zuweist, wie es gut für uns und für die anderen ist.

Manchmal sagt man: Der Mensch ist ein Herdentier. Aber das ist nicht wahr. Wir sind keine Tiere. Der gute Hirte ist darum auch nicht einfach ein Mensch wie wir anderen, ein Leithammel. Unser Hirte ist Gott, der Herr. Und wir alle finden darum zur Gemeinschaft im rechten Sinne nur, wenn wir uns abwenden von den vielen falschen Hirten, den Mietlingen, den Möchtegernhirten, die uns hierhin und dorthin locken, und uns stattdessen dem einen, guten Hirten anvertrauen, Christus.

Wenn er unser Hirte ist, werden wir von einer Horde zu einer Herde, von einer Masse zu einer Körperschaft, von einem Kollektiv zu einer Gemeinschaft. Dann wird die Clique zu einer Dienstgemeinschaft, das Milieu wird zur Bruder- und Schwesternschaft, der Teig oder Filz wird zu einem Stand, der selbstkritisch dem gemeinsamen Wohl aller dient, und

Ausdruck vom 28.10.2011

in den unteren Schichten leben Menschen, die selbstbewusst ihren Dienst tun, nicht für die Menschen, sondern für Gott. So kommen unsere persönlichen Eigenschaften zum Blühen, unsere Gaben können sich entfalten, die Unterschiede bereichern; ohne Neid und Missgunst können wir uns freuen an dem, was die anderen haben und sind. Denn der gute Hirte ist kein Designer, der alle in ein Schema presst und funktional in eine Idee einfügt. Er ist kein preussischer Korporal, der seine Soldaten drillt, kein Agitator, der die Masse manipuliert, kein psychologischer Gruppendynamiker, der Stimmung macht, und auch kein Guru, der blinde Bewunderung weckt. Der gute Hirte ist Jesus, der Christus, der mit seinen Jüngern lange Gespräche geführt und um ihr Verstehen gerungen hat, er, der auf ihre Eigenarten eingegangen ist und ihren ganz persönlichen Glauben gestärkt und erhalten hat. Er sammelt uns nicht zu einer Armee, in der wir Nummern sind, er vereinigt uns zu einer Gemeinschaft, in der die unterschiedlichen Charaktereigenschaften zum Leuchten kommen und eine Begabung sich zum Gewinn der anderen entfaltet.

III

Uns sammeln, das aber muss er tun! Sonst können wir nicht Stand halten, sondern werden zum Treibgut der Zeit.

In unseren Tagen sieht man das gut. Noch selten ist den Menschen so viel psychologische Unterstützung angeboten worden, noch selten ist so viel von „Persönlichkeit“, von „Freiheit“, von „Selbstbestimmung“ und „Authentizität“ geredet worden. Gleichzeitig sind die wahren Persönlichkeiten selten und immer seltener geworden. Die Menschen, die gross genug sind, so dass sie auch andere gross werden lassen können, die Menschen, die aus einer innersten Freiheit ihren Weg auch gegen die Strömungen der Zeit gehen können, diese Menschen trifft man trotz oder wohl wegen aller „Persönlichkeitsbildung“ nicht oft an bei uns. Im Gegenteil: Die Zahl der psychisch angeschlagenen Menschen wächst dramatisch. Ich denke, dass das so sein muss: Je mehr der Mensch auf sich selber gestellt sich selber zu verwirklichen versucht, umso mehr wird er zu einer blank geschliffenen Nummer im Massenbetrieb.

Der gute Hirte aber sammelt und stärkt die Seinen. Mit seiner Stimme greift er in ihr Innerstes und macht sie frei. Sie hören ihn und wissen: Ich bin nicht ein Zufallsprodukt. Ich muss nicht aus mir etwas machen, damit ich mein Leben wert bin. Ich muss nicht etwas scheinen. Ich darf sein, wer

Ausdruck vom 28.10.2011

ich bin. Der gute Hirte hat mich gerufen. Er will mich – mich will er bei sich haben! Er hat mich gesucht, er hat mich lieb. Und er nimmt mich mit und durch alles, was mir widerfährt, lässt er mich wachsen und reifen.

IV

Ein breites, helles und wunderbar getrostes Vertrauen wächst dort, wo ein Mensch diese Stimme hört. Viel Gutes dürfen wir jetzt schon erfahren durch die Fürsorge des guten Hirten. „Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser“: Weit und immer wieder erfüllt von einer frühlingshaften Hoffnung, voller erfrischender Schönheiten, kleinen und grossen, ist das Leben, das wir mit den vielen anderen im Glauben teilen dürfen. Manche fröhliche Stunde haben wir mit Freunden geteilt, manches helle Fest haben wir feiern dürfen, manches jubelnde Lied erfüllt unsere Herzen, und viel Ergreifendes und Erfrischendes hören wir von dem, was Glaubensgeschwister in manchmal fernen Ländern erleben. In unseren Gebeten gehen unsere Gedanken zurück zu all dem, was sich glücklich gefügt hat, und voll Dankbarkeit schauen wir um uns und wissen zu schätzen, was trotz allem sehr gut ist!

V

Gewiss, es gibt auch das andere: Es wird eng. Die Angst ist da. Wir spüren: Die körperlichen Kräfte reichen nicht. Die Seele füllt sich mit Trauer. Eine Aufgabe liegt vor uns, schwer wie ein Berg. Eine Krankheit drückt uns immer tiefer hinab. Man drängt uns hinaus, nimmt uns die Anerkennung, die wir verdient hätten, nimmt uns die Freude und Lust, nimmt uns vielleicht sogar den Arbeitsplatz und damit alles Wertgefühl. „Und ob ich schon wanderte im finsteren Tal“: Es geht durch enge, angstvolle Zeiten. Und doch: „Ich fürchte kein Unglück!“

Das heisst nicht, dass man keine Angst hat. Jeder vernünftige Mensch mit einem offenen Herzen kennt auch die Angst. Das sagt Jesus deutlich: „In der Welt habt ihr Angst“ (Johannes 16,33). Aber im Vertrauen auf Gott müssen wir nicht das Unglück fürchten. Wir müssen nicht wie gebannt auf das starren, was möglicherweise schlecht gehen könnte. Wir müssen nicht verzagen, weil morgen womöglich ein Unglück geschieht. Wir müssen nicht Schutzmauern bauen gegen schlechte Entwicklungen und müssen uns nicht verzweifelt absichern gegen das, was sich andere listig und böse

Ausdruck vom 28.10.2011

ausdenken gegen uns. Nein, „ich fürchte kein Unglück! Denn du bist bei mir!“

Wenn es eng wird, kann man nicht gegen links oder rechts, gegen vorne oder hinten ausweichen. Wenn die Angst da ist, kann man nicht mehr nur vertrauensvoll über Gott reden. Solange es gut geht, können wir uns ausbreiten mit unseren Gedanken und Meinungen über Gott und die Welt, können diskutieren, aber können auch rühmen und loben und bekennen. Aber wenn wir an die Wand gedrückt werden, geht der Bittruf direkt hinauf zu Gott: Du – „du bist bei mir!“

Wenn aber der gute Hirte selber da ist, wenn ich seinen Stab sehe und seinen Stecken spüre – auch wenn es mir weh tut: Er ist doch da und sorgt für mich und kennt den Ausgang. Er kann mich schützen. Was können Krankheit und Unglück, was kann die böse List der Menschen mir schaden, wenn der gute Hirte mir hilft? „Du bereitet vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde“. Ich darf mich setzen, darf zur Ruhe kommen, darf essen und trinken, und meine Feinde müssen zuschauen. So lohnt Gott das Vertrauen zu ihm.

VI

Das ist wahr. Wo und wie es wahr ist, sagt der Psalm an seinem Anfang und an seinem Ende: „Mir wird nichts mangeln“. „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen“.

Das Gute ist nicht einfach da, wenn wir glauben. Es wartet nicht vor uns wie blühende Blumen am Wegrand, die wir nur pflücken müssen. Vielmehr liegt es in einer Zukunft, die auch erlitten sein will. „Wenn ihr um guter Taten willen leidet“, schreibt Petrus, „das ist Gnade bei Gott“ (1. Petrus 2,20). Der gute Hirte selber hat gelitten. Darum leiden auch wir noch manchen Mangel. Denn das Gute ist uns nicht so verheissen, dass es rund um uns ausgestreut und wie ein roter Teppich vor uns ausgerollt wird. Das Gute folgt uns.

Wir Menschen sorgen uns meistens darum, dass wir es möglichst gut haben, dass Erfolg und Ehre und Glück auf unserem Lebensweg auf uns warten. Im Glauben aber lernen wir eine andere Sorge: Was bleibt zurück, wenn wir unseren Weg gegangen sind und unser Werk getan haben? Wenn die Mütter und Väter ihre Kinder erzogen haben und sie ziehen lassen müssen: Was nehmen sie mit in ihren Lebenskampf? Oder wenn ein Forscher die neuste medizinische Therapie entwickelt hat: Was wird aus diesen For-

Ausdruck vom 28.10.2011

schungserfolgen im Alltag der Krankenpflege? Wenn der Bankfachmann das Vermögen seiner Kunden kenntnisreich und mit Einsatz vermehrt hat – was machen diese mit den Möglichkeiten und der Macht, die ihnen dieses Geld verleiht? Wenn der Architekt das Gebäude erstellt, wenn der Künstler sein Kunstwerk geschaffen hat: Welchen Repräsentationsbedürfnissen und welchen Vernetzungen dienen sie damit? Und alltäglicher noch: Wenn ich mit meinem Freund, der in Not ist, geredet habe: Was hat er gehört, und wie wirken die Worte? Wie klingen sie nach, vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren noch? Immer und immer wieder ist das die entscheidende Frage: Was wird aus dem, was wir getan und erlitten haben?

„Gutes und Barmherzigkeit"! Das soll mir folgen! Das ist die unaussprechlich kostbare Verheissung, die der gute Hirte den Seinen gibt.

Aus dieser Verheissung wächst der Mut, etwas zu tun. Wir wissen: Alles, was wir unternehmen, hat seine fragwürdigen Seiten. Ob wir reden oder schweigen, man kann uns missverstehen. Aus den besten Absichten können ungute Dinge werden. Und doch müssen wir nicht tausend Mal alles abwägend und auf sicherer Distanz bleiben und nur das tun, was ohne jede Gefahr ist. Tapfer können wir unsere Hand ausstrecken und unseren Mund auftun, wo es unsere Pflicht ist. Denn wenn wir unsere Sache getan haben, wenn die Zeit ihren Lauf nimmt und wir die Verantwortung aus den Händen legen müssen, dann will der gute Hirte hinter uns her gehen. Er will unser schwaches, fragwürdiges Leben in seine Hände nehmen, will es reinigen und läutern und seine Früchte zum Guten wenden.

Kann uns jemand irgendetwas Besseres versprechen?

Der gute Hirt will hinter uns her aufräumen, will das Gute aufheben und zur guten Wirkung bringen – und will das andere barmherzig zudecken. Dazu hat er sein Leben gelassen. Er wird gewiss halten, was er verspricht.

VII

Der Herr ist mein Hirte. Jesus ist gestorben und ist auferstanden und ist erhöht zum Vater. Er ist nicht hier, um mit Macht zum Rechten zu schauen. Er hat nicht in dieser Zeit seine Herrschaft zu etablieren versucht. Darum fehlt uns hier noch viel. Aber er tut sein Werk mit grosser Geduld auch an dir und an mir. Darum wird uns bald schon nichts mehr mangeln. Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar!
Amen.

Sonntag, 14. April 2002

Ausdruck vom 28.10.2011

3. Sonntag nach Ostern – Jubilate

Ich bin der wahre Weinstock

Johannes 15,1-8

Lesung	2. Mose 33,12-20
Psalm	98
Lied	„Bei dir, Jesu, will ich bleiben“

Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater der Weingärtner. Eine jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, wird er wegnehmen; und eine jede, die Frucht bringt, wird er reinigen, dass sie mehr Frucht bringe. Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe. Bleibt in mir und ich in euch. Wie die Rebe keine Frucht bringen kann aus sich selbst, wenn sie nicht am Weinstock bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun. Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorrt, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer, und sie müssen brennen. Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. Darin wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt und werdet meine Jünger.

Johannes 15,1-8

I

Liebe Gemeinde!

„Ich bin“, sagt Jesus, und so wie er das sagt, hat nie vorher und nachher ein Mensch geredet. „Ich bin“, sagt er, und wir spüren: Was er sagt, hat seine Wahrheit und Kraft in sich selber. Es lebt nicht davon, dass andere es gut finden und sich dafür begeistern und es verwirklichen. Was er tut, ruht in sich und entfaltet seine Wirkungen ohne Taktik und Zwang. Jesus ist in sich, was er ist.

Luther hat einmal erzählt, wie er als junger Mensch hier und dort viel gehört und gelesen hat – und dann ist ihm die Bibel in die Hand gekommen, und er hat die Worte von Jesus gelesen und hat sofort den Unterschied gespürt: Was Jesus sagt, hat Substanz in sich. Was wir Menschen sonst denken und reden, zieht seine Substanz aus anderem.

Jesus – *ist!* Wir Menschen kommen und gehen und wandeln uns, wir haben keinen Bestand in uns. Nichts in und an uns ist ganz und gar, was es ist. Wir sagen zum Beispiel: Ich bin dein Freund. Aber dann sind wir es doch nicht ganz, haben im entscheidenden Moment keine Zeit und Kraft, um wirklich wie ein Freund zu helfen. Oder wir sagen: Ich bin ein Liberaler. Aber dann ereifern wir uns doch für die staatliche Zwangsbeglückung der Bürger mit Kultur. Oder wir sagen: Ich bin ein Sozialdemokrat. Aber dann zahlen wir unsere Steuern doch nicht mit grosser Freude. Wir sind etwas und sind es doch nicht. Jesus aber sagt: Ich bin – und er ist und bleibt, was er sagt.

II

Ich habe in diesem Zusammenhang letzte Woche ein Wort gehört, das mich noch immer begleitet. Am vergangenen Mittwoch war hier im Münster das wirtschaftliche und musikalische Basel versammelt und hat Abschied genommen von Paul Sacher. Da wurde auch erwähnt, dass er jeweils gesagt haben soll: „Die Wahrheit hat auch ohne uns Bestand. Sie ist nicht auf uns angewiesen. Wir auf sie."

Ich glaube gern, dass eine so schaffensfrohe und wirkmächtige Person wie Paul Sacher in dieser Weise geredet und gedacht hat. Sonst reden wir heute eher umgekehrt und sagen: Alles ist relativ, es gibt keine Wahrheit an sich. Schon von den Schülern wird als die höchste Moral gefordert, dass sie nur in sogenannten Ich-Botschaften reden und immerzu einschränkend sagen: „Für mich ist das so … Ich empfinde es in dieser Weise … " So nähren wir die Illusion, dass jeder für sich eine Welt aufbauen könnte, in der sich alles um ihn dreht. Doch die Wahrheit steht ohne uns. Ein Kind wächst im Mutterleib und wartet nicht ab, bis wir geplant haben, wie die Fingernägelchen und die Augendeckel je an ihren Platz kommen. Und wenn unser Körper verschlissen ist, nützt es uns nichts, wenn wir noch dieses oder jenes geplant haben. Die Wahrheit des Lebens und des Todes richtet sich nicht nach uns.

Die modernen Naturwissenschaften sind erfolgreich, weil sie diesbezüglich nur wenige Illusionen nähren. Es ist ja nicht so, dass mit der modernen Technik der Mensch die Natur besiegt hat, im Gegenteil. Wir Menschen können technisch derart viel, weil wir Einblick gewonnen haben in die physikalischen und biologischen Abläufe und uns nach ihnen richten. Einer der ersten Theoretiker des modernen naturwissenschaftlichen Den-

Ausdruck vom 28.10.2011

kens, Francis Bacon, schreibt sehr zutreffend: „Die Natur wird nur durch Gehorsam besiegt."

III

Das alles ist so, weil Jesus derjenige ist, der er ist, und weil die Welt dementsprechend geschaffen ist. Jesus sagt: Ich bin der wahre Weinstock. Er weiss, was ein wahrer Weinstock ist – oder besser gesagt: Jeder Weinstock weiss, wer Jesus ist. Das klingt vielleicht etwas ungewöhnlich. Aber wir müssen uns daran erinnern: Johannes hat in den ersten Versen seines Evangeliums geschrieben, dass Jesus das Fleisch gewordene Wort Gottes ist. „Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht" (1,2). Als der Schöpfer sich den Weinstock erdacht und ihn hat werden lassen, war Jesus bei ihm und hat seinen Willen und sein Werk mitgeformt. Nicht der Weinstock in unserem Garten ist das Sinnbild für Jesus, sondern umgekehrt: Jesus ist von Anfang an das Vorbild für den Weinstock, den der Schöpfer gemacht hat. Er ist der wahre Weinstock.

Weil aber der Weinstock auf unserem Land nach seinem Vorbild gemacht ist, können wir von ihm nun viel über Jesus lernen. Der Weinstock, hat mir ein Biologe erzählt, hat im proportionellen Vergleich zu anderen Pflanzen unerhört tiefe Wurzeln und eine enorme Wachstumskraft. Zum Vergleich: Eine Weisstanne treibt ihre Wurzeln etwa 3 Meter tief in die Erde, eine Rottanne einen Meter tief, eine Rebe 2 bis 4 und manchmal sogar bis zu 10 Metern tief. Wie rasch die Rebe oberhalb der Erde wachsen kann, sehen wir jedes Jahr wieder, wenn man im Frühling über ein Rebland schaut und meinen könnte, der Bauer habe die Stöcke kaputtgeschnitten. Ein paar Monate später liegt das ganze Land wieder unter grünen Zweigen. Was man dabei nicht sieht: Die Rebe hat fein behaarte Wurzelspitzen und auch diese Wurzeln müssen beständig stark wachsen. Sonst verdorrt die Pflanze.

Ich bin der wahre Weinstock, sagt Jesus. Auch er muss seine Wurzeln treiben und wachsen lassen. Oberhalb der Erde: Auf dem weiten Erdkreis sehen wir, wie der Glaube an Christus sich immer weiter ausbreitet, und wie in fernen Ländern mehr und mehr Menschen getauft werden, so dass der christliche Glaube nach wie vor die grösste und am schnellsten wachsende Weltreligion bildet.

Noch wichtiger ist, was weiterlebt auch durch den Winter, wenn der Rebstock erbärmlich zurückgeschnitten dasteht (wenn beispielsweise die

Ausdruck vom 28.10.2011

Kirchen in unserer Stadt auf bald nur mehr 20 % der Wohnbevölkerung zurückgeschnitten sind): Die Wurzeln wachsen weiter. Jesus greift tiefer und tiefer in das Leben hinein. Ich denke, etwas davon ist in unserer Kultur geschehen, ohne dass wir uns das ganz klar machen. In früheren Zeiten hat die Staatsmacht den Glauben gefördert, ja befohlen. Doch mittlerweile ist Jesus tiefer in unser Denken gedrungen und wir haben zu verstehen gelernt, dass es nicht seinem Willen entspricht, wenn der Glauben an ihn jemandem aufgezwungen wird. So haben wir in Glaubensfragen Zurückhaltung zu üben gelernt. Unsere staatlichen Gesetze lassen jedem das Recht, selber zu entscheiden, wie er zur Botschaft des Evangeliums stehen will. Jetzt reissen viele die Wurzeln aus und verhalten sich, als ob es vor Gott erlaubt und gut sei, wenn jeder sich seinen Do-it-yourself-Glauben zusammenbastelt.

Jesus aber sagt: Wer nicht in mir bleibt, wird weggeworfen. Was auch immer die Staatsmacht verordnen mag, so gilt doch: Ohne mich könnt ihr nichts tun. Die Wahrheit hat auch ohne uns Bestand.

Diese Wahrheit besteht für uns darin, dass wir durch die Taufe mit Christus verbunden sind. Weil er geliebt ist von Gott, sind auch wir geliebt. Darum reden wir manchmal vereinfachend davon, dass Gott ein lieber Gott sei – nicht weil er ein gutmütiger harmloser alter Mann ist, an den die Kinder glauben und dann wird man erwachsen und lernt, die Dinge realistisch zu sehen. Im Gegenteil: Mein Vater ist der Weingärtner, sagt Jesus. Er schneidet die unfruchtbaren Zweige ab. Er liebt und pflegt uns, solange wir mit Jesus verbunden sind. Dann presst sein heiliger Geist von Tag zu Tag einen neuen, guten Willen in unser Leben. Ihr seid schon rein, sagt Jesus zu den Jüngern, weil ich zu euch geredet habe. Sein Wort verwandelt unser Leben. Wir müssen nicht gierig alles an uns raffen, uns und unsere Stellung behaupten, mit zweifelhaften Geschäften uns aufbauen auf Kosten von anderen und mit hohlen Worten uns einschmeicheln bei den Oberen. Wir beten und bitten nicht mehr nur um das, was wir nötig haben und gern hätten für uns. Wir sind im Innersten rein geworden und beten, wie Jesus uns lehrt, auch für andere, sogar für unsere Feinde, dass der gute Wille Gottes geschieht. Wir beten reine Wünsche, geformt von dem, was Jesus sagt. Darum hört uns Gott, und es geschieht so, wie wir beten.

Ausdruck vom 28.10.2011

IV

Nur Eines ist dazu nötig – das aber *ist* nötig: Dass wir den Kontakt mit ihm behalten. Dass wir in ihm bleiben.

Es ist richtig, was oft gesagt wird: Dazu muss man nicht jeden Sonntag in die Kirche kommen. Es gibt Gründe, das nicht zu tun. Gott ist mächtig und kann aus wenigem viel machen. Er ist freundlich und stellt keine lebensfremden Forderungen. Die Verbindung mit ihm muss nicht unbedingt am Sonntagmorgen in der Kirche geschehen. Man kann diese Verbindung mit dem Weinstock auch für sich persönlich, im Familienkreis und im stillen Kämmerlein pflegen. Nur trägt man dann eine umso grössere eigene Verantwortung dafür, dass die Glaubenskraft stetig in das alltägliche Wollen und Tun fliesst. Und es ist offenkundig: Für unsere Stadt und unser Land ist es eine schicksalhafte Frage, ob jeden Sonntag ein paar wenige Menschen in die Kirche kommen, und ob diese Menschen zu hören bekommen, was wahr ist und die Wurzeln des Weinstocks in die Tiefe treibt, oder ob sie nur aufnehmen, was angenehm über die Blätter streicht. Jesus will, dass durch die Kraft seines Wortes gute Früchte reifen. Alle, die es sich zur Gewohnheit gemacht haben, am Sonntag in der Kirche zu sein und mit einem offenen Sinn zu hören, was Christus ihnen zu sagen hat, tun damit nicht nur sich selber einen grossen Dienst. Wenn wir uns hier sammeln und öffentlich einstehen für den Namen Jesu, fliesst viel davon auch zu anderen Menschen, direkt oder indirekt. Und wenn das nicht geschieht, wenn unser Land und unsere Stadt den Kontakt mit Jesus verliert, hat das Folgen: Wer nicht in mir bleibt und ich in ihm, der wird weggeworfen und verdorrt, sagt Jesus.

Das geschieht. Man muss nicht schwarz malen. Doch unsere Kultur hat zunehmend etwas Trockenes und Dürres, ist hochgespannt spröd und produktiv fast nur in der Quantität. Das hat seinen tiefsten Grund darin, dass man die persönliche und die gemeinsame Entfaltung sucht, ohne die Verbindung mit dem, der sie fruchtbar macht, ohne die Kraft aus den tiefsten Wurzeln unseres Gemeinwesens, abgeschnitten vom Weinstock. So hat unsere Kultur keinen Saft, verliert ihr gewachsenes Recht und ihre Macht, über alle Schichten einen wohltuenden Schatten zu werfen. Unsere Kultur bricht auseinander: Auf der einen Seite stehen die intellektuell hoch differenzierten Kunstwerke für eine kleine Kunstelite, auf der anderen Seite der breite Strom der Massenunterhaltung von Hollywood bis Olympia. Und dazwischen nichts. Oder besser gesagt: Zwischen diesen beiden Formen der Selbstdarstellung liegen die Bruchstücke der kirchlichen Kultur,

Ausdruck vom 28.10.2011

die noch immer in alle Schichten dringt und Menschen aus allen Bildungsstufen sammelt: Das Unservater, das evangelische Kirchenlied, die innere soziale Verpflichtung für die notleidenden Mitmenschen. Diese geheimnisvollen Nachwirkungen der einst so mächtigen Präsenz Christi geben unserer Kultur noch immer etwas von ihrer ursprünglichen Kraft. Aber „ohne mich könnt ihr nichts tun“. Ohne die Wurzeln im Evangelium können wir nur technische Massenprodukte oder gekonnt Konstruiertes in die Welt setzen, nichts naturhaft Gewachsenes, das doch geistig frei ist. Ohne mich könnt ihr nichts tun.

Das gilt auch im Persönlichen: Wenn wir für uns allein unsere Liebe aufbauen, die Familie als einen abgeschirmten Ort bewahren, eine berufliche Karriere nach Plan anstreben und ein Lebensglück mit möglichst vielen schönen Erlebnissen suchen: Das alles ist gemacht und nicht gewachsen, erhascht und nicht geschenkt. Es bringt keine Frucht.

V

Jesus sagt: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Er will in uns wirken, damit auch wir etwas sind. Ich und du: Wir können etwas sein! Nicht aus uns, aber durch Jesus, den Christus. Er begabt uns, dass wir Vertrauen schöpfen, gibt uns die rechte Freude an der Schöpfung seines Vaters, schenkt uns eine nüchterne, geduldige Liebe zu unseren Nächsten. Er schenkt uns Einsichten in Hohes und gleichzeitig ein Verständnis für das Kleine und Alltägliche, die Liebe zu Gott und zu unseren Nächsten. „Ohne mich“, sagt er, „könnt ihr nichts tun“. Aber mit mir, verspricht er uns, könnt ihr etwas tun für euch selber und für eure Zeitgenossen und für die kommenden Generationen.

So will er uns festhalten bei sich und bittet einen jeden von uns eindringlich: Bleibe du *bei mir*. Du sollst etwas sein: Ein Mensch, der Glauben hat, ein Mensch, der Hoffnung hat, und der gute Frucht bringt. Du sollst etwas sein. Du sollst mein Jünger werden!
Amen.

Sonntag, 6. Juni 1999

Ausdruck vom 28.10.2011

4. Sonntag nach Ostern – Kantate
Singt dem Herrn
Psalm 98

Lesungen	Kolosser 3,12-17
	Matthäus 11,25-30
Lied	„Erschienen ist der herrlich Tag“

Ein Psalm.
Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder.
Er schafft Heil mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm.
Der Herr lässt sein Heil kundwerden;
vor den Völkern macht er seine Gerechtigkeit offenbar.
Er gedenkt an seine Gnade und Treue für das Haus Israel,
aller Welt Enden sehen das Heil unsres Gottes.
Jauchzet dem Herrn, alle Welt, singet, rühmet und lobet!
Lobet den Herrn mit Harfen, mit Harfen und mit Saitenspiel!
Mit Trompeten und Posaunen jauchzet vor dem Herrn, dem König!
Das Meer brause und was darinnen ist,
der Erdkreis und die darauf wohnen.
Die Ströme sollen frohlocken,
und alle Berge seien fröhlich vor dem Herrn;
denn er kommt, das Erdreich zu richten.
Er wird den Erdkreis richten mit Gerechtigkeit
und die Völker, wie es recht ist.

Psalm 98

I

Liebe Gemeinde!
Mit dem Meer und den Bergen und Flüssen sollen wir singen und jubeln, ruft uns der Psalm zu. Und sachlich präzise gibt er den Grund dafür an. „Denn“, heisst es zwei Mal, am Anfang und am Ende: „Denn er tut Wunder“, „denn er kommt, den Erdkreis zu richten“. Dieses zweifache „Denn“ nennt den Grund, warum auch wir hier zusammen Gott danken und ihm fröhlich das Lob singen können!

II

Der Herr tut Wunder. Diese Aussage ist ein Band, das die ganze Bibel mit ihren vielen unterschiedlichen Schriften zusammenhält. Wir machen uns zwar manchmal eine falsche Vorstellung, was das für den Alltag bedeutet. Besonders in der ersten Begeisterung eines noch jungen Glaubens erwartet ein Mensch schnell einmal immer und überall ein Wunder. In der Bibel sind die Wunder aber nicht allgegenwärtig. In der Davidsgeschichte zum Beispiel oder im Buch der Sprüche rechnen die Frommen kaum je mit einem wunderhaften Eingreifen Gottes. Und in den Psalmen sind die grossen Wunder bestimmten Zeiten zugewiesen. An den Nahtstellen der Bibel, als das Volk Israel durch die Wasser des Meeres aus der ägyptischen Sklaverei gerettet wurde, und später, als die Propheten ihr Wirken begannen (1. Könige 18ff.), und schliesslich, als das Reich Gottes nahe herbeigekommen war und Jesus in Galiläa die Kranken heilte: In diesen Umbruchszeiten stand es unübersehbar allen vor Augen, dass der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ein Gott ist, der Wunder tut. Zu anderen Zeiten wurde es wieder stiller. Auch bei uns geschieht das Wunderbare eher im Verborgen. Alles sieht fast natürlich aus, und doch wissen die Beteiligten: Gott hat die Dinge gefügt, wie nur er mit seiner Allmacht und seiner Güte sie fügen kann.

Gott tut Wunder. Das ist ein Refrain der Bibel; und ohne diesen Refrain würde die Bibel auseinanderfallen und böte nichts anderes mehr als eine überspannte Moral. Aber Gott tut Wunder! Er lässt die Welt nicht so, wie sie sich naturhaft entwickelt. Er will von seinen Gläubigen nicht, dass sie sich in das Schicksal schicken. Gott will, dass wir von ihm das Wunder erwarten.

III

Dem entspricht das Zweite, am Schluss des Psalms: Gott kommt, um zu richten. Gott will auch den sozialen, politischen und religiösen Zuständen nicht einfach ihren Lauf lassen. Er will die etablierten Herrschaftsverhältnisse nicht absegnen und will die Macht der Mächtigen nicht ungebrochen in die Sphären seiner ewigen Herrschaft hinein verlängern. Er kommt, und er richtet. Wo er gegenwärtig ist, werden Erste zu Letzten, und Letzte werden Erste (Matthäus 20,16). Kleine und Geringe gelangen zu grosser Ehre, und Grosse und Hohe stehen erniedrigt da. Immer wieder sehen wir, wie das Wirklichkeit wird. Die Zeitungen sind voll von solchen Ereignissen,

Ausdruck vom 28.10.2011

nur können die Journalisten sie nicht deuten: Der Gott der Bibel „stösst die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen“ (Lukas 1,52). Unrecht kommt endlich doch ans Licht und wird bestraft, und die Treue wird belohnt. Stückweise geschieht dies schon in dieser Zeit. Einmal aber wird die Zeit aufhören, und ein letztes Gericht wird gesprochen über jedes Volk, jede Generation, jeden Menschen, und dann wird es keine Zeit und keine Veränderung mehr geben: Jeder Mensch wird in seiner Art und Weise sein und bleiben, wie er ist – von Ewigkeit zu Ewigkeit vereint mit Gott, geliebt und gereinigt und geheiligt von ihm, oder getrennt von dieser Quelle des Lebens und für immer einsam und allein mit seinem Neid und seiner Rechthaberei.

Der Herr kommt, und er wird richten. Das ist der Grund, warum wir zusammen mit allen Gemeinden rund um den Erdkreis einstimmen in das Lob Gottes.

IV

Das ist aber auch der Grund, warum viele Menschen in unseren Tagen oft nicht mehr singen können in ihren Herzen, warum man rund um uns so viel Lärm und Betrieb macht und so wenig herzlichen, kindlich frohen Jubel hört. Viele Lieder kreisen wehmütig in den eigenen, süssen Gefühlen. Andere führen uns in eine Kunstwelt, in der sich das Wissen der Wissenden zu einer überspannten Durchsichtigkeit erhebt. Manche Begeisterung ist jäh und destruktiv und fällt darum bald wieder in sich zusammen. Und oft bleibt nur das Schlagen und Schwingen, das die Unruhe und Angst verdrängt, aber nicht überwindet.

Aus dem Volk der Bibel aber erklingt das neue Lied, das seinen Lauf durch die Völkerwelt und durch die Generationen genommen hat und auf diesem Weg immer wieder neu geworden ist.

Aus der frühen Zeit der Kirche kennen wir die Lieder, die mit einer verhaltenen Kraft unscheinbar strahlend die Geheimnisse des Glaubens besingen. Später haben die Lieder des Glaubens volkstümliche Melodien aufgenommen, beschwingter, näher bei dem, was die Seele bewegt und mitreisst, wecken sie den Jubel darüber, dass Gott für die Seinen alles zum Guten wendet. Besonders in Zeiten grosser Not, zum Beispiel in den Bedrängnissen des 30-jährigen Krieges, sind viele solche Lieder entstanden. Später haben unsere Vorgänger im Glauben sich für die grossen Missionsaufgaben Mut zugesungen mit Liedern, die eine innere Bewegung bis in

Ausdruck vom 28.10.2011

das Körperhafte ausformen. Und noch später hat die ganze westliche Kultur neue Klänge aufgenommen aus den Liedern, in denen die Sklaven in Amerika trotzig und stolz ihre Würde vor Gott gefunden haben. „Let my people go!“ Die ruhige Gewissheit, der fröhliche Trotz und der erlöste Jubel in diesen Liedern – all das hat seinen Grund darin, dass Gott Wunder tut, und dass er den Erdkreis und seine Bewohner mit Gerechtigkeit richten wird.

V

Wenn das nicht der Fall wäre, liebe Gemeinde, gäbe es nichts zu singen. Jeder Jubel wäre dann nur ein kurzes Vergessen. Würde Gott nicht Wunder tun, würde er nicht richten, gäbe es nur, was wir Menschen Gutes wünschen und zu tun versuchen. Und was ist das, verglichen mit den Nöten dieser Welt? Wer gibt den Eltern die Kinder, wer gibt den Kindern die Väter und Mütter zurück, die durch den Amokläufer in Erfurt sinnlos getötet worden sind? Wer tröstet die Buben und Mädchen, wer stiftet Frieden in den alten, verhärmten Herzen, wenn in Israel und Palästina die Gewalt so manches Menschenglück zerstört? Man redet viel von den psychologischen Betreuungsteams. Aber was können die besten Psychologen sagen, das einen Menschen tröstet und nicht bloss beruhigt?

Der deutsche Philosoph Max Horckheimer war der Meinung, dass Gott und sein Wort für das moderne Denken rettungslos verloren seien. Darum, meinte er, könne der Gedanke von der Liebe, könne das Beste in der westlichen Kultur nur weiterleben in der Trauer, dass es für immer verloren sei. Es war ein akademisch abstrakter Gedanke, dass die Liebe in einer solchen Trauer weiterleben könnte. Die Wirklichkeit ist viel härter. Das sehen wir in den momentanen sozialen und kulturellen Entwicklungen. Wenn Gott sich im Abstrakten verliert, wenn seine Wunder als blosse Symbole gedeutet werden und der Gedanke an das Gericht aufgeweicht und stillschweigend fallen gelassen wird, werden die Lieder des Glaubens zu einem sehnsüchtig sentimentalen Singsang, und der Jubel über die Erlösung macht dem eifrigen moralistischen Bemühen Platz, die menschlichen Probleme zu lösen. Noch vor 60 Jahren war es für Theologen wie Dietrich Bonhoeffer und Karl Barth ganz klar, dass der gewaltsame Abbruch einer Schwangerschaft eine blutige Schuld ist vor Gott, die sich schwer auf die ganze menschliche Gemeinschaft legt. Heute ist diese Klarheit einem wortreich schwebenden Verständnis für die vielen Schwierigkeiten

Ausdruck vom 28.10.2011

und Probleme gewichen. Eines folgt aus dem andern: Wenn Gott keine Wunder tut, kann man von keinem Menschen erwarten, dass er Aufgaben übernimmt, die seine Kräfte übersteigen. Wenn Gott nicht richtet, können auch wir keinen Menschen beauftragen, dass er ein menschlich angemessenes Recht zu sprechen versucht. Wenn Gott nicht mit wunderbarer Macht straft und lohnt, können die Menschen nur noch abschätzen, ob Kosten und Nutzen in einem angemessenen Verhältnis stehen. Dann gibt es nichts mehr, das ein Loblied wert wäre. Wir können nur noch die Lieder von der immer schon verlorenen Liebe singen: Plaisir d'amour, ne dure qu'un moment . . .

VI

Aber: „Singt dem Herrn ein neues Lied!" „Er lässt sein Heil kund werden; vor den Völkern macht er seine Gerechtigkeit offenbar", jubelt der Psalm.

Alle Völker können sehen, dass Gott gerecht richtet, und dass er wirklich Heil schafft durch seine Wundermacht. Alle können es sehen. Nicht in der Tagesschau, nicht im Teleskop der Astronomen und auch nicht im Fotoalbum unserer Familie! Nein, in der Stadt Athen, wo unzählig viele Götterbilder sichtbar machen wollten, wie und auf welche Weise Gott gut und gerecht ist, hat der Apostel Paulus in seiner berühmten Rede deutlich gesagt, dass sich Gott nicht zeigen will in den Bildern und Vorstellungen, die wir uns von ihm machen (Apostelgeschichte 17,25-31). Dass Gott gerecht ist, sagt Paulus, zeigt sich darin, dass er den Einen, der gerecht war, nicht im Tod gelassen hat. Gott hat Jesus auferweckt und hat ihn eingesetzt, dass er die Völker richten soll mit Gerechtigkeit. Aus seiner Hand werden wir alle das letzte Urteil empfangen: von ihm, dem Freund der Sünder, dem Helfer der Armen und Kranken. So macht Gott sein Heil offenbar.

Von Anfang an hat diese Offenbarung wenig Glauben gefunden. Damals in Athen haben die Akademiker Paulus freundlich auf die Schultern geklopft und sich von ihm verabschiedet. Er war für sie ein religiöser Eiferer mit möglicherweise interessanten, aber gewiss nicht ernst zu nehmenden Ideen. So ist es geblieben, bis zu Max Horckheimer und seinen Nachfolgern heute: Gott tut Wunder; und das können die Klugen dieser Welt nicht glauben. Je gebildeter sie sind, umso mehr machen sie ihre Gedanken zum Massstab für alles, auch für den Gott der Bibel. Seine Wunder finden in diesen Massen keinen Platz. „Ich preise dich, dass du dies vor den Klugen und Weisen verborgen und es den Unmündigen offenbart

Ausdruck vom 28.10.2011

hast“, sagt Jesus jubelnd zu seinem Vater (Matthäus 11,25). Gerade die hohen und scheinbar massgebenden Leute verdrängen die Tatsache, dass es auf der ganzen Welt nichts gibt, das sich im Geistigen mit der Geduld und der nachhaltigen Wirkung der biblischen Botschaft messen könnte. So kommt es, wie es kommt: Während wir hier im alten Europa in unseren grossen Kulturinstitutionen die Leistungen vergangener Zeit konservieren und geistreich den gegenwärtigen Zerfall beweihräuchern, ertönt in den armen Länder vielhundertfach das Lob des lebendigen Gottes. Voll fröhlicher Hoffnung singen Kinder und Alte, Männer und Frauen von dem, was Gott getan hat. Jeden Tag wird die Zahl derer, die einstimmen in dieses Lob, grösser und grösser. Fern im Osten und Westen, aber auch in mancher Kirche und Kapelle nahe um uns sammeln sich die Unmündigen zum Lob Gottes. Und was wir nicht hören, das hören die Engel, und darüber freut sich Gott: Auch das Brausen der Meere und die stille Macht der Berge stimmen ein in dieses Lob, auch sie freuen sich darüber, dass Jesus den Tod überwunden hat, dass er die Gotteskinder erlöst und allem Geschaffenen eine ewige Zukunft erschliesst. Singt dem Herrn ein neues Lied! Denn er tut Wunder! Er kommt um zu richten.
Amen.

Sonntag, 28. April 2002

Ausdruck vom 28.10.2011

5. Sonntag nach Ostern – Rogate

Ein anderes Gleichnis

Matthäus 13,24-43

Lesungen	3. Mose 19,9-19
	Jesaja 2,1-5
Psalm	85
Lied	„Zieh ein zu meinen Toren“

Er legte ihnen ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich gleicht einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging davon. Als nun die Saat wuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut. Da traten die Knechte zu dem Hausvater und sprachen: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Er sprach zu ihnen: Das hat ein Feind getan. Da sprachen die Knechte: Willst du denn, dass wir hingehen und es ausjäten? Er sprach: Nein! Damit ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt mir in meine Scheune.

Ein anderes Gleichnis legte er ihnen vor und sprach: Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte; das ist das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es grösser als alle Kräuter und wird ein Baum, sodass die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen in seinen Zweigen.

Ein anderes Gleichnis sagte er ihnen: Das Himmelreich gleicht einem Sauerteig, den eine Frau nahm und unter einen halben Zentner Mehl mengte, bis es ganz durchsäuert war.

Das alles redete Jesus in Gleichnissen zu dem Volk, und ohne Gleichnisse redete er nichts zu ihnen, damit erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht (Psalm 78,2): „Ich will meinen Mund auftun in Gleichnissen und will aussprechen, was verborgen war vom Anfang der Welt an.“

Da liess Jesus das Volk gehen und kam heim. Und seine Jünger traten zu ihm und sprachen: Deute uns das Gleichnis vom Unkraut auf dem

Acker. Er antwortete und sprach zu ihnen: Der Menschensohn ist's, der den guten Samen sät. Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reichs. Das Unkraut sind die Kinder des Bösen. Der Feind, der es sät, ist der Teufel. Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel. Wie man nun das Unkraut ausjätet und mit Feuer verbrennt, so wird's auch am Ende der Welt gehen. Der Menschensohn wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reich alles, was zum Abfall verführt, und die da Unrecht tun, und werden sie in den Feuerofen werfen; da wird Heulen und Zähneklappern sein.

Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich.

Wer Ohren hat, der höre!

Matthäus 13,24-43

I

Liebe Gemeinde!

„We shall live in peace … " Im Frieden werden wir leben, Hand in Hand werden wir gehen, Schwarze und Weisse gemeinsam … So haben es die Menschen gesungen, als sie vor mehr als 40 Jahren unter der Leitung Martin Luther Kings zum Weissen Haus in Washington marschiert sind. Und so steht es tatsächlich als ein wunderbares Versprechen in die Herzen der Menschen geschrieben. „Sie werden nicht mehr lernen, Krieg zu führen", sagt der Prophet Jesaja, „sie werden ihre Schwerter umschmieden zu Pflugscharen" (Jesaja 2,4); „die Elenden werden wieder Freude haben … die Ärmsten werden fröhlich sein", heisst es, „denn es wird ein Ende haben mit den Tyrannen", und das Recht wird fliessen wie ein strömender Bach, und niemand wird mehr Frevel tun auf dem ganzen heiligen Berg Gottes (Jesaja 65,25). So haben es die Propheten versprochen.

Doch wenn wir dieses wunderbare Versprechen hören und nüchtern darüber nachdenken, fragen wir uns bald einmal: Wie soll das Wirklichkeit werden? Auf dieser Erde, die noch nie einen Tag gesehen hat, an dem nicht ein blutiger Krieg das Glück vieler Menschen zerrissen hat? Wie soll das möglich werden mit uns Menschen, die wir es – jeder von uns selber – nicht zustande bringen, auch nur einen Tag lang nur Gutes und nichts Schändliches zu denken? So wie die Dinge stehen, so wie wir Menschen sind: Wie soll es da je möglich werden, dass wir in einem fröhlichen Frie-

Ausdruck vom 28.10.2011

den Hand in Hand unseren Weg gehen, nicht nur einen kurzen begeisterten Moment lang, sondern auf ewig?

Jesus hat eben das seinen Jüngern erklären wollen, und wenn wir seine Worte in diesem Zusammenhang sehen, verstehen wir sogleich: Jesus will etwas grundsätzlich Unvorstellbares in Worte fassen. Er redet vom „Himmelreich“, von der Wirklichkeit also, die von den Propheten versprochen worden ist und die auf andere Weise auch im alttestamentlichen Gesetz beschrieben wird: Dass einer den andern liebt und jeder seinem Nächsten das Gute gönnt und keiner gleichgültig an seinen Brüdern und Schwestern vorbeigeht. Jesus will beschreiben, wie dieses Reich Gottes Wirklichkeit werden kann. Er will uns also darlegen, was wir uns nicht denken können und was uns unmöglich scheinen muss. „Ich will meinen Mund auftun und aussprechen, was verborgen war vom Anfang der Welt an“, sagt Matthäus mit einem Zitat aus dem Psalm 78. Jesus will aufdecken, was uranfänglich ist und sich dem Zugriff der Vernunft entzieht. Deshalb redet er in Gleichnissen.

II

Mit diesen Gleichnissen sagt er, wir haben es gehört: Es muss ein Eingriff geschehen und es muss eine Verwandlung stattfinden. Sonst kann das Himmelreich nicht Gestalt finden. Wenn Jesus das sagt, tut er uns gleichzeitig die Augen auf und sagt: Schaut doch! Schaut: Solche Veränderungen geschehen immer wieder, auch hier und jetzt vor euren Augen. Manchmal braucht es dazu einen Schnitt. Der Weizen steht wogend im Wind, dann liegen die Körner in der Scheune: ein Schnitt. Manchmal ist der Übergang fliessend. Das Senfkorn zum Beispiel ist winzig klein, hart und kalt. Die Vögel kommen und picken es auf und fressen es. Aber es kann sein, dass ein Mensch ein solches kleines Korn nimmt und in die Erde streut. Dann bricht es auf, und mit geheimnisvoller Kraft, wohl gelenkt und gefügt, wächst aus ihm ein Strauch, und die Vögel, die eben noch das Senfkorn aufgepickt haben, finden jetzt unter seinen Zweigen Schatten und Schutz. Kein Mensch hätte je etwas derart Einfaches und derart Rätselhaftes erschaffen können wie dieses kleine Senfkorn. Doch es ist nun da, eine Wirklichkeit, von der wir nicht sagen können, wie sie möglich geworden ist.

Noch einmal anders als das Senfkorn bringt auch der Sauerteig eine Veränderung. Es genügt, eine ganz kleine Menge unter das Mehl zu mi-

Ausdruck vom 28.10.2011

schen, und ein grosser Teig geht auf, wird durchsäuert, wird weich, genug für eine ganze Familie während eines ganzen Monats.

So, sagt Jesus, ist es mit dem Himmelreich: Es gibt eine Verwandlung. Etwas Kleines hat eine gewaltige Wirkung, anders als wir Menschen das machen könnten. Das Himmelreich wird Wirklichkeit, nicht so, dass wir es planen und konstruieren, aber auch nicht so, dass wir es mit unserem guten Willen, mit Selbstdisziplin und moralischen Anstrengungen aufrichten könnten. Nein, das Himmelreich wird Wirklichkeit auf eine organische Weise. Es wächst aus eigener Kraft auf fremdem Grund, es verbindet sich mit einem anderen, zweiten, zu etwas Neuem.

Wir wissen, liebe Gemeinde, auf diese Weise ist Maria tätig geworden, ohne dass sie selber wusste, wie das geschehen konnte. Der heilige Geist hat mit ihr sein Werk getan, hat in ihr von uns Menschen das Menschliche genommen, und so hat Maria ihren Sohn, Jesus, hineingemengt in das ewige Leben Gottes. Jesus ist jetzt in der Herrlichkeit Gottes, in der ewigen Freiheit, die wir uns nicht einmal denken können. Da wirkt er für uns, bittet den Vater, zwingt und lenkt die Gewalten und Mächte und verändert so den Himmel. Gottes Leben wird durchsäuert vom Menschlichen. Und auch das andere ist geschehen. Durch Jesus, diesen einen Menschen, der einen kurzen Augenblick lang in der Provinz Galiläa zu sehen und zu hören war, und der dort von den Mächtigen verfolgt und am Ende getötet worden ist – durch ihn haben jetzt viele Menschen in vielen Ländern einen Schutz und Schirm für ihr Leben gefunden. Auch Mächtige fühlen sich getragen und wohl geborgen in dem weit verzweigten Werk der Liebe, das durch Jesus Wirklichkeit geworden ist.

III

All das braucht Zeit. Der letzte, entscheidende Schnitt muss darum warten. Das Himmelreich braucht Zeit. Das klingt vielleicht merkwürdig, aber so erzählt es Jesus: Das Himmelreich will wachsen und wirken. Die Ewigkeit braucht Zeit. Wir Menschen aber sind ungeduldig. Wir möchten möglichst schnell, am liebsten sofort, alles sauber und gerecht geordnet sehen. Wir möchten vor allem klar unterscheiden können, jetzt schon, wer recht hat und wer nicht. Wäre es nicht schön, wenn endlich nicht nur Saddam Hussein, sondern alle Übeltäter, Diktatoren und Unterdrücker, alle bösen Menschen keine Macht mehr hätten?

Ausdruck vom 28.10.2011

Es ist begreiflich, sagt Jesus, dass die Menschen sich solches wünschen. Aber es geht nicht. Wir Menschen haben nicht die Fähigkeiten dazu. Wir verstehen zu wenig, sind zu grob und zu schnell und zu unsorgfältig im Urteil. Wir haben weder den rechten Blick noch den richtigen Griff, dass wir zwischen den Guten und Bösen recht unterschieden könnten. Uns könnte es geschehen, ja, uns geschieht es immer wieder, dass wir das Unkraut mitsamt dem Weizen ausjäten. Immer wieder, liebe Gemeinde, wenn Menschen versucht haben, hier auf der Erde eine saubere und gerechte Ordnung aufzurichten, sind sie zuletzt dazu übergegangen, wahllos alles kahl zu schneiden und alle Menschen zu entwurzeln. Gute und böse Menschen wurden deportiert, Gerechte und Ungerechte in Konzentrationslager verfrachtet und getötet. Wir Menschen können nicht wirklich unterscheiden. Wenn wir mit dem Bösen aufräumen wollen, endet es damit, dass wir schliesslich allen Menschen misstrauen und alle unterdrücken. Das letztgültige Urteil über andere Menschen, auch das letzte Urteil über uns selber, müssen wir Gott überlassen. Er, sagt Jesus, wird am Ende der Zeit seine Engel senden, und die werden nicht daneben greifen. Durch sie wird das Gericht ergehen.

IV

Es wird ergehen. Darüber sollen wir erschrecken, und sollen umso genauer hinhören, was Jesus sagt.

Es sind nicht alle Menschen mehr oder weniger gleich gut oder gleich schlecht. Es gibt im Gegenteil, sagt Jesus, einen kindlich einfachen Unterschied: Einige sind gut, andere sind böse. Das sollen wir nehmen, wie die Kinder es nehmen, naiv, mit Leidenschaft, aber ohne den Anspruch, dass wir den Überblick haben und die Konsequenzen ziehen können. Zuletzt – erst zuletzt, aber dann mit aller Macht – wird es sich zeigen, aus welchem Ursprung ein Mensch denkt und handelt und duldet. Im Innersten, sagt Jesus, hat ein Mensch seinen Ursprung entweder aus Gott und seiner neidlosen Liebe, oder aus dem Verderber und seinem Neid. Kinder des Reichs und Kinder des Bösen leben hier nah nebeneinander. Der Unterschied zwischen ihnen ist jetzt verborgen. Er zeigt sich erst am Ende. Da aber werden die Menschen endlich voneinander geschieden. Diejenigen, die zum Abfall verführt haben (hören wir genau: sie waren also dem äusseren Schein nach durchaus drinnen, mit dabei in der wachsenden Glaubensgemeinschaft),

Ausdruck vom 28.10.2011

werden ausgerissen, auf ewig getrennt von Gott, der Quelle aller Freude. Dann erst werden die Gerechten leuchten wie die Sonne.

V

Was Jesus mit diesen beunruhigenden Worten sagt, heisst für uns hier und jetzt: Statt über uns und andere zu richten und zu moralisieren, sollen wir darauf achten, dass überhaupt etwas Gutes werden kann. Denn es ist nicht so, dass das Gute da ist, und man es nur werden lassen muss.

In der vergangenen Woche waren viele in unserer Stadt moralistisch empört über die Krawallmacher, die den schönen Fussballsport kaputt machen und unserer Stadt einen grossen Imageschaden bereitet haben. Wer nicht einfach moralisieren wollte, hat eine grosse Hilflosigkeit in ebenso hilflose Worte gefasst. So oder so aber zeigt sich in diesen Äusserungen, dass die Menschen nicht mehr wissen, was in der Bibel geschrieben steht. Ahnungslos geht man davon aus, dass das Gute grundsätzlich immer da ist im Menschen, und dass es nur darum geht, diesem Guten Raum zu geben, damit es sich ungehindert entfalten kann. Wenn es sich dann zeigt, wie eine destruktive Leere aus den Menschen hervorbricht, wundern sich unsere Zeitgenossen. Sie könnten es besser wissen. Denn nicht nur die Bibel, auch verständige Kulturphilosophen haben (zum Beispiel am Nationalsozialismus) gezeigt, wie sich in den Menschen eine tödliche Leere breit macht, wenn nicht etwas Gutes in sie hineingelegt wird.

Jesus erzählt das in seinen Gleichnissen mit vielfältigen Bildern. Er sagt: Gott muss und will die guten Menschen erschaffen und ausstreuen. Die Guten sind nicht einfach da. Sie kommen aus der Hand Gottes. Es ist keine Naturkraft, dass es Menschen gibt, die von der Liebe erfüllt, dienstbereit und geduldig sind. Das war das Vorurteil Voltaires und Rousseaus, das durch den Gang der Geschichte längst widerlegt ist. Das Gute muss in die Menschen hineingelegt werden, wie ein Same, der ausgestreut wird. Gott schafft und pflegt das gute Leben, die geduldige Hoffnung, in den Menschen.

Das tut er mit den Mitteln, die seine Apostel beschreiben. Er vereint sich selber mit uns Menschen unter dem Wasser der Taufe, und verspricht uns, dass wir mit Christus sterben und durch sein Wort und seinen Geist aufleben sollen, gereinigt und bereit zum Dienst (Römer 6,3-14). So will er uns ausstreuen, damit wir unsere gute Frucht bringen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Wenn wir also unseren Teil dazu beitragen wollen, dass Gutes wird in unserer Zeit (und auch die Ewigkeit braucht Zeit!), dann müssen wir nicht andere ausmerzen. Wir müssen vielmehr darauf achten, dass wir selber in der Hand Gottes sind und bleiben, und dass wir von ihm lernen, was er uns mitgegeben hat an dem Tag, an dem er sich unser angenommen und uns die Sünden abgewaschen hat. Da, heisst es in dem alten Gospel, sind wir recht gelehrt worden: „He taught me how to watch, fight and pray . . . " Nicht andere ausmerzen, aber auch nicht gleichgültig an den anderen vorbeigehen und sie einfach nur machen lassen, sondern wachsam, zum Kampf bereit und im Gebet gesammelt sein – das ist der Teil derer, die Gott in seine Hand genommen hat und zum Dienst ausstreut. Möge das auch unser, auch dein und mein Teil sein, hier in der Zeit und dann, wenn die Zeit an ihr Ende kommt.
Amen.

Sonntag, 21. Mai 2006

Ausdruck vom 28.10.2011

Christi Himmelfahrt (Auffahrt)

Er muss herrschen

1. Korinther 15,20-34

Lesung	Apostelgeschichte 1,1-13
Psalm	47
Lied	„Wir herrlich gibst du, Herr, dich zu erkennen“

Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten als Erstling unter denen, die entschlafen sind.

Denn da durch einen Menschen der Tod gekommen ist, so kommt auch durch einen Menschen die Auferstehung der Toten. Denn wie sie in Adam alle sterben, so werden sie in Christus alle lebendig gemacht werden. Ein jeder aber in seiner Ordnung: als Erstling Christus; danach, wenn er kommen wird, die, die Christus angehören; danach das Ende, wenn er das Reich Gott, dem Vater, übergeben wird, nachdem er alle Herrschaft und alle Macht und Gewalt vernichtet hat.

Denn er muss herrschen, bis Gott ihm „alle Feinde unter seine Füsse legt“ (Psalm 110,1).

Der letzte Feind, der vernichtet wird, ist der Tod. Denn „alles hat er unter seine Füsse getan“ (Psalm 8,7). Wenn es aber heisst, alles sei ihm unterworfen, so ist offenbar, dass der ausgenommen ist, der ihm alles unterworfen hat. Wenn aber alles ihm untertan sein wird, dann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles unterworfen hat, damit Gott sei alles in allem.

Was soll es sonst, dass sich einige für die Toten taufen lassen? Wenn die Toten gar nicht auferstehen, was lassen sie sich dann für sie taufen? Und was stehen wir dann jede Stunde in Gefahr? So wahr ihr, liebe Brüder, mein Ruhm seid, den ich in Christus Jesus, unserm Herrn, habe: Ich sterbe täglich. Habe ich nur im Blick auf dieses Leben in Ephesus mit wilden Tieren gekämpft, was hilft’s mir? Wenn die Toten nicht auferstehen, dann „lasst uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot!“ Lasst euch nicht verführen! Schlechter Umgang verdirbt gute Sitten. Werdet doch einmal recht nüchtern und sündigt nicht! Denn einige wissen nichts von Gott; das sage ich euch zur Schande.

1. Korinther 15,20-34

I

Liebe Festtagsgemeinde!
„Er muss herrschen“, schreibt der Apostel. Christus ist noch nicht am Ende mit seinem Werk. Er ist hoch erhöht, er hat alle Macht! Aber sein Werk ist noch nicht abgeschlossen. Der Apostel Paulus stellt das Werk Christi in einen weiten Horizont: Er zitiert den Psalm 110 und den Psalm 8 und füllt so das Werk Christi mit allem, was Gott geschaffen und über die Generationen hin an dem Volk Israel getan hat. Auch wir gehören dazu und haben unseren Anteil an diesem Werk Christi. Christus will uns beherrschen, so dass auch wir dazu beitragen, dass sich das Rechte durchsetzen und das Gute und Schöne sich über das Schlechte erheben kann.

Unsere Vorfahren haben ihren Teil dazu getan, wie es ihnen zu ihrer Zeit gegeben war. Sie haben Flüsse und Bäche in geordnete Bahnen geleitet, haben sumpfiges Gelände entwässert und haben uns ein wunderbar schön kultiviertes Land zurückgelassen. Sie haben Pflanzen gezüchtet und Tiere gezähmt und in den menschlichen Dienst genommen; sie haben Krankheiten zurückgedrängt und haben unseren menschlichen Bedürfnissen viele Möglichkeiten gegeben.

Aber die Aufgabe zu herrschen hat kein Ende. Immer neue Herausforderungen warten auf uns. Schon im Kleinen: Es gibt immer wieder viel zu tun, bis auf unserem Schreibtisch nur einigermassen Ordnung herrscht. In jeder Schulklasse müssen die Lehrerinnen mit vielen kleinen oder grossen Massnahmen immer wieder dafür sorgen, dass nicht ein respektloses Besserwissen zur Herrschaft gelangt und die Schwachen wegdrückt. Unsere politischen Verantwortungsträger brauchen viel Sorgfalt und Durchsetzungsvermögen, bis ihre Entscheidungen greifen und sie dafür sorgen können, dass die Privatinteressen sich dem allgemeinen Wohl unterordnen.

Wir alle sind, jedes an seinem Platz, beteiligt an der Aufgabe, zu herrschen. Ob wir viel oder wenig Macht haben: Es ist immer eine schwere Aufgabe, diese Macht treu und liebevoll einzusetzen zum Schutz der Schwachen.

II

Einer unserer Konfirmanden hat mir diese Woche erzählt, dass er daran denkt, vielleicht Arzt zu werden. Menschen helfen, Krankheiten beherrschen … Doch dann hat der junge Mann mit einem etwas traurigen Unterton hinzugefügt, manchmal frage er sich, wozu. Man kann die Krankhei-

Ausdruck vom 28.10.2011

ten ja doch nie wirklich besiegen. Wir haben mit der wissenschaftlichen Entwicklung die bakteriellen Krankheiten unter Kontrolle gebracht, sagt er, aber schon sind neue da. Wozu also der Versuch, herrschen zu wollen, wenn es doch zu keinem bleibenden Erfolg führt?

Der Apostel Paulus stellt diese Frage auch. Und er beantwortet sie sehr realistisch: Unsere ganze Lebens- und Liebesmühe, sagt er, ist umsonst – wenn nicht die Toten auferstehen! Wenn die Toten nicht auferstehen, schreibt Paulus (und zitiert damit ein Wort aus dem Prophetenbuch Jesaja), können wir „essen und trinken, denn morgen sind wir tot". Wenn nicht alles Handeln immer auch eine Perspektive über den Tod hinaus hat (Jesaja 22,13), wenn sich alles reduziert auf das Leben hier und jetzt, wenn nicht einmal mehr das Weiterleben in einer neuen Generation die Herzen erfüllt, verliert alles seine Liebeskraft und Ehre. Dann wird der Horizont eng, der Beruf wird zum Job, die Ehe zu einem Lebensabschnitt, der Glaube zu einem nützlichen Gefühl, und alle möchten geniessen, was eine schöne Reise, ein spannender Roman oder eine gute Kameradschaft in einem Verein uns bieten können. Wir machen, was wir gern machen, leben und lassen leben, essen und trinken … Denn morgen sind wir tot.

So sieht der Apostel Paulus die Alternative. Das ist recht grob gedacht: Wer nicht an die Auferstehung der Toten glaubt, sagt er, macht den eigenen Lustgewinn zum alles beherrschenden Massstab. Wer den Glauben reduziert auf das, was wir Menschen hier in der Zeit erreichen können, endet in einem mehr oder weniger vulgären „Eudaimonismus": Das Wohlgefühl wird zum Leitstern, Wellness ist das Argument, und der Mensch wird zum kraftlosen Spielball seiner Bedürfnissen und Triebe. Das ist undifferenziert gesagt vom Apostel. Immer wieder hat der aufgeklärte Humanismus zu zeigen versucht, dass es sich nicht so verhält, dass im Gegenteil ein glaubensloser Mensch moralisch eben so hoch oder noch höher stehen kann als ein Glaubender, dass ein nüchterner Agnostiker ebenso grosse oder vielleicht noch grössere Liebeswerke tun kann wie ein Mensch im Gottvertrauen. Gotthold Ephraim Lessing, Karl Marx, Sigmund Freud, Gottfried Keller, Jean-Paul Sartre … Sie alle haben auf je ihre Weise sich geweigert, die Schlussfolgerung des Apostels Paulus gelten zu lassen. Sie haben mit ihren Gedanken und mit ihrem Leben zu zeigen versucht, dass ein Mensch durchaus moralisch anständig und sogar opferbereit leben kann, auch wenn er nicht an die Auferstehung der Toten glaubt. Und die Theologen haben sich mehr und mehr überzeugen lassen und haben in den letzten Jahrzehnten kaum noch mit moralischen Argumenten für den Glauben gekämpft.

Ausdruck vom 28.10.2011

Paulus aber tut das. Er meint, dass es diesbezüglich einen direkten Zusammenhang gibt: „Schlechter Umgang verdirbt die Sitten“ schreibt er. Das ist pikanterweise ein Zitat aus der griechischen Literatur. Es will eine allgemeine Erfahrung formulieren. Je nachdem, sagt dieses Wort, mit welchen Menschen ein Mensch umgeht, wie er redet und mit welchen Gedanken und Wertvorstellungen er sich beschäftigt, verändert sich sein alltägliches Verhalten. Paulus folgert daraus: Wenn niemand mehr von der Auferstehung der Toten redet, wird die Befriedigung der Wünsche zum Argument, dem nichts mehr entgegensteht. So sieht der Apostel Paulus den Zusammenhang von Dogma und Moral, von Glauben und alltäglichem Verhalten. Wenn wir die einzelnen Menschen anschauen, ist das gewiss nicht so einfach: Hier die Gläubigen, die viel von der Auferstehung reden und darum zum Einsatz und Opfer bereit sind, und dort die Ungläubigen, die nur auf ihren Genuss aus sind. So einfach ist es nicht.

Wenn wir aber darauf achten, wie sich unsere Kultur über die letzten Jahrzehnte hin entwickelt hat, und wo wir gegenwärtig moralisch stehen, dann drängt sich trotz allem Differenzieren die Frage auf, ob der Apostel Paulus nicht doch Recht hat. Ist es nicht doch so, wie er sagt: Die elementaren Rechtsgrundsätze werden aufgeweicht und die Liebe verliert ihren Mut, wenn die Botschaft von der Auferstehung verstummt. Schlechter Umgang verdirbt die Sitte.

Was der Konfirmand leise tastend beklagt hat, fasst der vielgelesene zeitgenössische Philosoph Peter Sloterdijk in eine ernüchternde Analyse unserer Zeit. Weil wir jedem Glauben und jeder Philosophie, jeder guten Absicht und jedem Bemühen in gleicher Weise eine Gültigkeit zumessen, wird alles gleichgültig. Weil die grossen Ideale zerfallen, gibt es kein anderes Kriterium mehr als die Lust, die es zu steigern, und die Unlust, die es zu minimieren gilt. Doch wozu soll dann ein junger Mensch Medizin studieren? Wozu die Mühen eines jahrelangen, schweren Studiums auf sich nehmen, wenn man mit weniger Einsatz mehr Ehre finden und mehr Geld verdienen kann? Wozu sich unbequemen Wahrheiten stellen, wenn wir unsere Position behaupten können ohne die Mühe des Denkens? Wenn es keine Verantwortung gegenüber dem Leben nach uns gibt, beuten wir die Schätze dieser Welt aus für unsere Generation und verbrauchen nicht nur die Pensionskassengelder, sondern auch die geistige und moralische Substanz. Die Generation nach uns zeugen wir lieber erst gar nicht, dann haben wir ein Problem weniger. Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Diese zynische Grundhaltung macht sich breit, sagt der Apostel

Ausdruck vom 28.10.2011

Paulus, wenn der Glaube an die Auferstehung seinen Platz im Leben verliert.

Paulus denkt recht grob. Aber ist die Wirklichkeit feiner und edler? Machen wir uns nicht im geschützten Raum unserer bürgerlich schöngeistigen Kirchen viele Illusionen, während Paulus mit seinem Urteil viel näher an der Lebenswirklichkeit ist?

III

Wenn wir so fragen, beginnen wir zu ahnen, dass die Aufgabe, zu herrschen, in unserer Zeit wieder andere Schwerpunkte bekommen muss. Die letzten Generationen haben sich darauf konzentriert, in der sichtbaren Welt alles möglichst menschlich zu ordnen. Das hat viel Gutes gebracht. Doch die kommenden Generationen können nicht nur in diesen Bahnen weitergehen und nur eben die Herrschaft über die sichtbare Welt noch immer weiter ausbauen. Sie müssen ihre Kräfte sammeln, um auch im Religiösen und Geistlichen eine gute Herrschaft auszubauen. Auch in den Dimensionen, die über das Leben hier und jetzt hinausreichen, dürfen die Gedanken und Worte nicht zügellos schweifen und sich unbeherrscht in blossen frommen Wünschen ergehen. Wir dürfen unsere religiösen Gefühle nicht beliebig wuchern lassen, sondern müssen uns im Glauben wieder beherrschen – oder besser gesagt: Wir müssen alle denkbare Sorge dafür tragen, dass wir im Glauben beherrscht werden von dem einen und einzigen, der tot war und wieder lebendig ist (Offenbarung 1,18). Die Glaubenslieder, die wir singen, die Gebet, mit denen wir den Tag beginnen, die Worte, mit denen wir uns gegenseitig trösten … All das, was unserem Gottvertrauen Kraft und Halt verleiht, muss geformt und durchdrungen sein von der Kraft dessen, der seine Herrschaft ausüben muss, bis er alle Macht und Gewalt vernichtet hat und sein Reich dem Vater übergeben kann.

IV

Christus muss noch herrschen, schreibt Paulus, bis Gott ihm alle Feinde unter seine Füsse legt. Alles soll seinen rechten Platz bekommen dadurch, dass Jesus es anspricht und es richtig benennt. Das beginnt hier in der Kirche. Es soll nicht so sein und bleiben, dass die Oberen auf die Unteren hinabschauen und sie bemitleiden oder verachten. Jesus schickt sein Wort, und auf wunderbare Weise übt dieses Wort seine Herrschaft aus und verwandelt

Ausdruck vom 28.10.2011

die menschlichen Verhältnisse. Das Wort Christi bringt die unscheinbaren Gaben der kleinen Menschen zum Leuchten. Oft ist es so, dass diejenigen, die schwer von Begriff sind, mit einem hellen Kinderglauben vom Evangelium mehr erfassen als die hoch Gebildeten. Aber auch im Hinblick auf das persönliche Schicksal sollen sich die Verhältnisse verändern. Es soll nicht so sein und bleiben, dass die Gesunden glücklich und die Kranken traurig sind. Christus übt seine Herrschaft aus, dringt mit seinem Wort in die Herzen und lässt auf manch einem schmerzverzerrten Gesicht ein Licht aufstrahlen, wie es in dieser Welt sonst kein solches Licht gibt. So richtet Jesus die Herrschaft seiner Barmherzigkeit auf.

V

Dazu gehört, dass auch der natürliche Lauf des Lebens der Herrschaft der Gnade unterworfen wird. Es soll nicht so bleiben, dass ein Sommer dem anderen folgt und schliesslich alles in den kalten Winter des Todes sinkt. Als der letzte Feind, schreibt Paulus, wird auch der Tod vernichtet. Der Tod ist der *letzte* Feind, sagt Paulus. Nicht der schlimmste. Es gibt viel schlimmere Feinde!

Der Tod ist mir zum Schlaf geworden, heisst es in einem alten Lied. Matthias Claudius hat in einem wunderbaren Gedicht beschrieben, wie in einer schweren Krankheit der Tod an sein Bett getreten ist und gelächelt hat. Wenn ein Mensch seine Aufgaben erfüllt hat und schwach geworden ist, kann es eine Wohltat sein, wenn er endlich seine Füsse strecken und sterben darf. Der Tod ist nicht der schlimmste, er ist der letzte Feind.

Bevor der Tod vernichtet wird, bevor unser Leben endgültig von Gottes Macht umfangen und verewigt wird, müssen die anderen, die schlimmeren Feinde vernichtet werden. Das sind Feinde, die wir vielleicht gar nicht als solche empfinden. Wir haben zum Beispiel eigene Vorstellungen, was uns das Leben alles bringen sollte, was wir leisten müssen, wie wir gut dastehen können etc. Menschen schmeicheln uns und verleiten uns mit schönen Worten dazu, dass wir im Kleinen untreu werden. Leiser Spott zersetzt unseren Glauben und lässt uns dünkelhaft ins Leere laufen. Diesen schlimmsten Feind nennt die Bibel mit ihrem grossen Wort „die Sünde“, den Teufel, den Versucher. Diese schleichende List muss vernichtet werden, bevor der Tod vernichtet wird. Sonst müssten wir auf ewig gefangen bleiben in der Macht des Bösen. Auf ewig würden wir einander beneiden, einander hinabdrücken, auf ewig würde die Gier uns hierhin und dorthin ziehen, und

Ausdruck vom 28.10.2011

der Himmel wäre nichts anderes als eine Verlängerung der Zustände hier auf dieser Erde. Statt der Freude der Kinder Gottes gäbe es im Reich Gottes nur immerzu neue Intrigen. – Nein, bevor der letzte Feind, der Tod, vernichtet wird, muss Christus die anderen Feinde zu Boden werfen und kraftlos machen.

VI

Das aber tut er, Gott sei Dank! Er ist erhöht und streckt seine Hand aus und reinigt und läutert unser Dasein. Er ruft uns auch jetzt an seinen Tisch: Fort von der eigenen Gerechtigkeit, an den Tisch, an dem er uns das Leben schenkt, das stärker ist als der Tod.

Genährt und getränkt davon können wir an unsere Aufgaben gehen. In unserer Familie, im Beruf, in der Gemeinde und Kirche können wir der Unordnung Grenzen setzen und können unseren Teil tun, damit das Böse sich nicht widerstandslos erheben darf. In unserer Zeit, für die heranreifenden Generationen heisst das nun zuerst einmal: Es gilt, das Vertrauen in die Auferstehung zu stärken, neu die Argumente zu sammeln, die für sie sprechen, und die Zweifel am Glauben möglichst machtvoll in die Schranken zu weisen. Paulus selber hat für dieses Anliegen entschlossen nach jedem Argument gegriffen, das er finden konnte. Sogar auch die eigentümliche Praxis, dass die Korinther sich für die Toten taufen liessen, hat er umgemünzt zu einem polemischen Argument für die eine, alles entscheidende Aussage, um die es ihm ging: Die Tote werden auferstehen! Darum ist es kurzatmig, es ist schrecklich dumm, wenn wir so leben, als müsste und könnte unser Dasein seinen Wert und seine Erfüllung im Hier und Jetzt finden.

Mit welchen Argumenten können wir heute wieder Macht über das Denken und Reden gewinnen, so dass die Menschen erfasst werden von der Hoffnung auf die Auferstehung und ihr Sinnen und Streben auf das richten, was droben ist, Christus (Kolosser 3,1)?

Wenn wir so mit dabei sein wollen, über die Feinde des Glaubens zu herrschen, kostet uns das Mühe, stösst uns in Kämpfe und verschleisst unsere Lebenskraft. „Ich sterbe täglich“, klagt Paulus über dieses Schicksal. Aber Christus ist aufgefahren und macht uns jetzt beim Vater den Raum bereit (Johannes 14,1). Er herrscht, und wenn er am Ende der Zeiten sichtbar wird, wird endlich alle Herrschaft kraftlos gemacht. Dann wird niemand mehr mit harter Gewalt andere zu Boden drücken müssen. Dann

Ausdruck vom 28.10.2011

wird Christus alles seinem Vater übergeben, und Gott wird alles in allen sein – auf ewig reicher geworden durch das, was der Sohn mit den Seinen für ihn gewonnen hat.
Amen.

Christi Himmelfahrt, 29. Mai 2003

6. Sonntag nach Ostern – Exaudi
Ihr seid meine Freunde
Johannes 15,9-27

Lesung	2. Mose 33,7-11
Psalm	27
Lied	„Dir, dir Jehova, will ich singen“

Wie mich mein Vater liebt, so liebe ich euch auch. Bleibt in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, so bleibt ihr in meiner Liebe, wie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe. Das sage ich euch, damit meine Freude in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde. Das ist mein Gebot, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch liebe. Niemand hat grössere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete. Ich sage hinfort nicht, dass ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiss nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich gesagt, dass ihr Freunde seid; denn alles, was ich von meinem Vater gehört habe, habe ich euch kundgetan. Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingeht und Frucht bringt und eure Frucht bleibt, damit, wenn ihr den Vater bittet in meinem Namen, er’s euch gebe. Das gebiete ich euch, dass ihr euch untereinander liebt.

Wenn euch die Welt hasst, so wisst, dass sie mich vor euch gehasst hat. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erwählt habe, darum hasst euch die Welt. Gedenkt an das Wort, das ich euch gesagt habe: Der Knecht ist nicht grösser als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen; haben sie mein Wort gehalten, so werden sie eures auch halten. Aber das alles werden sie euch tun um meines Namens willen; denn sie kennen den nicht, der mich gesandt hat. Wenn ich nicht gekommen wäre und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde; nun aber können sie nichts vorwenden, um ihre Sünde zu entschuldigen. Wer mich hasst, der hasst auch meinen Vater. Hätte ich nicht die Werke getan unter ihnen, die kein anderer getan hat, so hätten sie keine Sünde. Nun aber haben sie es gesehen, und doch hassen sie mich und meinen Vater. Aber es muss das Wort erfüllt werden, das in ihrem Gesetz geschrieben steht: „Sie hassen mich ohne Grund“ (Psalm 69,5). Wenn aber der Tröster kommen wird,

den ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird Zeugnis geben von mir. Und auch ihr seid meine Zeugen, denn ihr seid von Anfang an bei mir gewesen.

Johannes 15,9-27

I

Liebe Gemeinde!
Ich habe euch geliebt – die Welt hat mich gehasst. So reisst Jesus einen Gegensatz auf, der tiefer greift als alles, an das unsere Erfahrungen reichen: Ich habe geliebt, die Welt hat gehasst.

Hier bei uns sagen fast alle: Ich hasse niemanden. In anderen Ländern, wo die Menschen Schreckliches erlitten haben, im Kosovo oder im Sudan, wo man Massengräber entdeckt, da hassen die Menschen; und das können wir verstehen und entschuldigen. Aber hier bei uns treffe ich fast nur Menschen, die fest überzeugt sagen: Ich habe gegen niemanden etwas. Ich bin mit allen im Frieden. Ich bin für die Liebe.

Doch eben in einem Allerweltsfrieden, der nichts kostet, verbirgt sich der Hass, von dem Jesus redet. Weil alle Welt mit sich zufrieden ist, sagt Jesus seinen Jüngern, wird diese Welt euch hassen.

II

In seinem letzten Roman, den er dichterisch nicht wirklich vollenden konnte, weil der Stoff zu bedrängend war, beschreibt Jeremias Gotthelf, wie Ankebenz im Wirtshaus in eine Runde überzeugter Modernisierer gerät. Ihr Anführer, der Regierer, legt dar, mit welcher letzten Konsequenz er den Menschenrechten zur Herrschaft verhelfen will. Zu diesem Zweck, erklärt er, müsse man vor allem die Pfaffen anders bilden als bislang und dafür sorgen, dass sie philosophisch statt theologisch zu denken lernen und den Menschen nicht mit veralteten Dogmen ein schlechtes Gewissen machen, sondern ihnen mit einer schönen Moral zum Fortschritt verhelfen. Ankebenz ist entsetzt ob der Selbstherrlichkeit, die sich vor ihm ausbreitet. Aber der Regierer redet wie mit einem Hämmerlein, man kommt nicht dazwischen. Ankebenz bleibt nichts übrig, als Reissaus zu nehmen und zu hören, wie man hinter ihm her lacht.

So versucht Gotthelf auf der Schwelle zur modernen Zeit anschaulich zu machen, wie sich der Hass auf das Evangelium in einer moder-

Ausdruck vom 28.10.2011

nen Gestalt seine Bahn bricht. Gotthelf beschreibt zum einen das Formale, das stetige Hämmern von scheinbar ganz menschenfreundlichen Worten. Niemand kommt dazwischen. Ankebenz findet keinen Griff, keinen festen Punkt, an dem kritische Einwände ansetzen könnten. Ein anderer grosser Denker aus derselben Zeit, Sören Kierkegaard, hat Ähnliches befürchtet. Für ihn war der Gedanke, es könnte jemand ein technisches Hilfsmittel erfinden, so dass man mühelos eine Geräuschkulisse aus Schlagworten aufbauen kann, ein Horrorszenario. Denn in einem steten Wortfluss kann sich die Wahrheit des Evangeliums, so verletzlich wie sie ist, kein Gehör verschaffen.

Inhaltlich, meint Gotthelf, äussert sich der moderne Hass auf das Evangelium vor allem darin, dass man die biblischen Aussagen über die Sünde im Namen einer hochherzigen Menschenliebe empört ablehnt. „Wir sind von Natur verkehrt und zu allem Bösen geneigt“, ist Benz überzeugt. Das ist nur ein Vorurteil, meint der Regierer, und entwickelt eine besonders raffinierte Strategie, die ihm das Nachdenken erspart. Er bildet sich ein, dass alle diejenigen, die anderer Meinung sind, den Schritt aus den Vorurteilen zur befreienden Erkenntnis noch nicht gewagt haben. Wer aber möchte das Vorurteil durchbrechen, dass nur andere ein Vorurteil haben?

III

Jesus sagt seinen Jüngern: Die Welt wird euch hassen. Als Grund für diesen Hass nennt er die Tatsache, dass er in die Welt gekommen ist und dadurch den Anstoss gegeben hat für eine aktive Ablehnung.

Damit sagt er, grundsätzlicher noch, dasselbe, was Gotthelf in seinem letzten Roman zu fassen versucht. Es lässt sich kaum fassen! Auch Jesus umkreist es mit immer neuen Formulierungen. Versuchen wir ein wenig einzudringen in diese dichten Worte.

Der Name Jesu, seine Sendung, sein himmlischer Vater und seine Werke: All das bildet eine untrennbare Einheit. „Wer mich hasst, der hasst auch meinen Vater“, sagt Jesus, und weist eindringlich auf die Tatsache hin, dass seine Werke in der Geschichte der Menschheit beispiellos sind: „Hätte ich nicht die Werke getan, die kein anderer getan hat, so hätten sie keine Sünde“. Nun aber sind diese Werke sichtbar geworden, hält Jesus fest, und dennoch ballt sich ein Hass gegen ihn und gegen seinen Vater zusammen.

Ist das nicht in der Tat unbegreiflich? Von keinem Menschen wird uns derart viel Gutes berichtet wie von Jesus. Keiner hat sich mit einer so über-

Ausdruck vom 28.10.2011

fliessenden Güte um die Kranken und Armen gekümmert, keiner hat so klar das Unrecht beim Namen genannt, keiner hat mit so guten Gründen so grosse Hoffnungen geweckt. Und vor allem: Kein anderer hat eine Möglichkeit gesehen, und keiner war bereit, von den Nöten der Menschen nicht nur zu reden, sondern ihre Schuld auf sich zu nehmen und sie mit seinem eigenen Leiden abzutragen.

Das ist unbestreitbar so. Die Werke, die Jesus getan hat, hat kein anderer getan.

Dennoch ist es nicht so, dass sich nun rundherum viele Menschen in diese Werke und Worte vertiefen und nichts anderes mehr wollen, als ergründen und zu Herzen nehmen, was uns durch sie zuteil geworden ist. Im Gegenteil wecken diese Worte das Bemühen, sie zur Seite zu drängen und hinfällig zu machen. In der ersten Zeit, als das Evangelium aus dem Kreis der kleinen Jüngerschar in die Welt gedrungen ist, haben die Mächtigen versucht, ihr Zeugnis mit Macht zum Schweigen zu bringen. Die Jünger wurden feierlich ermahnt, sich demütig den Autoritäten und ihren weisen Verfügungen zu unterstellen, und als das nichts nützte, wurden sie eingeschüchtert, eingesperrt, ausgepeitscht und am Ende getötet (Apostelgeschichte 4,18; 5,18.40; 12,2). Später hat sich die Kirche etabliert als eine Macht dieser Welt. Das hiess nicht, dass der Hass der Welt sich erschöpft hatte und die Mächtigen nun nichts anderes mehr wollen, als den Worten und Werken Jesu Gehör und Achtung zu verschaffen. Wo immer die Kirche zu einer Macht dieser Welt wird, sucht der Hass der Welt, noch gefährlicher sich seinen Weg durch das, was die Mächtigen in der Kirche reden und tun.

Dieser Hass, so hat sich Gotthelf die Sache zu erklären versucht, hat seine Ursache darin, dass wir Menschen uns in unserer Ehre gekränkt fühlen durch die biblische Botschaft, die besagt, dass wir Sünder sind und einen Erlöser nötig haben. Wenn unser Denken und Wollen von Natur aus verkehrt ist, stellt das unsere Menschenwürde in Frage. Jesus sagt: Die Welt hasst mich um meines Namens willen, weil sie den nicht kennt, der mich gesandt hat. Gotthelf interpretiert das und sagt: Der Hass der Welt hat seinen Grund darin, dass sie sich auflehnt dagegen, einen Erlöser nötig zu haben.

Ausdruck vom 28.10.2011

IV

Umgeben von diesem Hass sollen seine Jünger mehr als alles andere dafür Sorge tragen, dass sie im Schutz und in der Fürsorge der Liebe Gottes bleiben. Bleibt, mahnt Jesus. Bleibt in meiner Liebe! Denn diese Liebe ist auch die Liebe meines Vaters. Ihr bleibt in dieser Liebe, erklärt Jesus, wenn ihr meine Gebote haltet. Und das ist mein Gebot: dass ihr euch untereinander liebt.

Jesus redet von der Liebe. Er tut das mit ziemlich komplizierten Worten, mit vielschichtig ineinander verschachtelten Sätzen. Ist das nötig? Ist die Liebe nicht etwas ganz Einfaches?

Jesus geht noch einen Schritt weiter. Er sagt seinen Jüngern – etwas Grösseres hat er im ganzen Evangelium nirgendwo gesagt: Ihr seid meine Freunde. Ich sage nicht mehr, dass ihr Knechte seid. Ihr seid Freunde.

Jesus ist unser Freund! Das ist ein wahrhaftig grosses Wort, und es ist ein wohltuend modernes Wort. In der modernen Zeit wollen ja alle mit allen befreundet sein und einen unkompliziert offenen Umgang pflegen. Denn alle haben doch grundsätzlich denselben guten Willen und dieselben grundlegenden Erkenntnisse. Frei von allen altmodischen Höflichkeitsfloskeln sollen alle sich rein menschlich nahe kommen.

Deshalb hat man vor allem in den freien Kirchen laut und fröhlich von Jesus als unserem Freund zu reden begonnen. Jesus ist unser Herr, ja, das stimmt, er ist unser Lehrer, natürlich, das auch – aber er ist vor allem unser Freund! Denn alle haben wir ja Gott erfahren und wissen, um was es geht. So reden wir fröhlich drauflos.

Jesus selber aber sagt: Ich nenne euch Freunde, weil ich euch alles gesagt habe, was ich von meinem Vater gehört habe. Er hat nichts zurückbehalten, er hat alles gesagt. Das heisst nicht, dass die Jünger alles verstanden haben; und erst recht heisst es nicht, dass ihr Verhalten nun davon durchdrungen ist. Jesus hat nur ein einziges Mal zu seinen Jüngern gesagt, dass er sie seine Freunde nennen will. Und bei diesem einen Mal hat er ausdrücklich gesagt, dass *er* sie seine Freunde nennt. Kein Wort davon, dass *sie* ihn ihren Freund nennen sollen. Im Gegenteil: Merkwürdig formell redet Jesus von der Freundschaft, ganz anders, als ein rechter Freund von uns das tun dürfte. Man stelle sich vor, bei uns würde jemand sagen: Wir sind Freunde, wenn du machst, was ich befehle. Das wäre für uns das Gegenteil von Freundschaft. Jesus aber redet genau so. Er sagt ausdrücklich: „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete."

Ausdruck vom 28.10.2011

V

Warum das?

Aus unserer Erfahrung können wir ein Stück weit mitvollziehen, warum Jesus so vorgeht. Auch wir müssen manchmal mit Menschen äusserlich auf Distanz bleiben, weil nur so eine tiefere Gemeinschaft wachsen und reifen kann. Die formelle Distanz kann ein Schutzwall sein, hinter dem sich wahrhaft starke Gefühle in Ruhe entfalten können, ohne dass man sich gegenseitig vereinnahmt. Umgekehrt ist es offensichtlich, wie wenig die weit ausgreifenden Freundschaftsgesten wert sind, wie viel Verachtung, Spott und Intrigen hinter den Fassaden der scheinbar so herzlichen Menschheitsliebe wüten.

Denn es ist so, wie Ankebenz sagt, auch wenn niemand das wahrhaben will. Wenn Menschen sich nahe kommen, bringen sie nicht nur Schönes und Wohltuendes mit sich, sondern auch ihre Sünde. Darum hält ein kluger Mensch zuerst einmal Distanz und will nach und nach entscheiden, was er mit einem offenen Herzen an sich heranlassen will und was nicht.

VI

Deshalb sagt Jesus seinen Jüngern nicht, dass sie untereinander Freunde sein sollen. Er sagt ihnen, dass sie sich untereinander lieben und seine Gebote halten sollen.

Jesus schafft Distanz. Denn er ist kein Sünder. Er will, dass auch seine Jünger sich nicht gegenseitig bestätigen in dem, was verkehrt und ehrlos ist.

Darum gibt Jesus uns einen Massstab, an dem wir die Liebe ausrichten können, so dass die Freundschaft eine tragfähige Form erhält. Seine Gebote klären uns auf, so dass unser Zusammensein sich kritisch und selbstkritisch läutern und erneuern kann.

Wir können und müssen uns fragen: Halten wir die Gebote Jesu? Feiern wir das Abendmahl so, dass der Respekt vor den Gaben gewahrt bleibt und wir alle uns beugen vor der Wahrheit, dass die kirchliche Gemeinschaft nicht zertrennt werden darf von den Unterschieden der sozialen Stellung und der persönlichen Leistung? Oder benutzen wir das Abendmahl als Hilfsmittel für ein Gemeinschaftsgefühl? Beten wir so, wie es Jesus seinen Jüngern befohlen hat, verborgen im stillen Kämmerlein, mit den Worten, die weit über unsere persönlichen Interessen hinausgreifen? Oder kreisen unsere Gebete nur um unsere eigenen Wünsche und Sorgen?

Ausdruck vom 28.10.2011

Tun wird die Werke der Barmherzigkeit im Verborgenen, so dass niemand sie zurückverfolgen kann? Oder tun wir sie so, dass sie auf einem Hochglanzprospekt angepriesen werden als ein Argument für die Kirchensteuer (Matthäus 6,1-13)?

Bei dem allem geht es um das Eine, Einfache: Lieben wir uns untereinander, so wie Jesus uns geliebt hat? Oder lieben wir uns nur so, wie wir uns vorstellen, dass die Liebe sein müsste? Jesus hat schmerzlich erfahren, wie seine Jünger ihn im Stich gelassen haben. Manchen Undank, manche törichte Besserwisserei hat er erduldet. So hat er seine Jünger geliebt, und so sollen auch wir uns untereinander lieben. Tun wir das? Oder lieben wir uns nur bis zur ersten grossen Enttäuschung? Lieben wir uns so, wie Jesus geliebt hat, illusionslos, mit der Bereitschaft, auf die erste Bitte hin zu vergeben? Oder lieben wir nur unsere eigene Liebe?

Ihr seid meine Freunde, wenn ihr meine Gebote haltet, sagt Jesus.

VII

Gotthelfs Ankebenz ist der Verzweifelung nahe, weil er allgegenwärtig einen stumpfen, kaum zu fassenden und nicht zu durchdringenden Hass auf das Evangelium spürt. Dieser Hass ist ein Problem nicht nur in einem unvollendeten Roman. Viel abgründiger besteht er darin, dass wir leichtherzig sagen: Ich hasse niemanden – und lieblos keinen Gedanken verschwenden auf all die vielen Menschen, die Grund zum Hassen haben.

Ich werde nie vergessen, wie wir mit den Konfirmanden ein Flüchtlingslager an der ungarischen Grenze zum zerfallenden Jugoslawien besucht haben. Alte Frauen erzählten uns, was sie im Krieg erlitten hatten. Ihre Häuser, die sie während Jahren liebevoll gepflegt hatten, mussten sie zurücklassen. Jetzt lebten andere Familien, ihre Feinde, in diesen ihren vier Wänden. Der Bürgermeister hatte ihr Dorf zu schützen versucht und sich auf den Kirchturm zurückgezogen. Er wurde in den Trümmern begraben, als die feindlichen Soldaten diesen Turm sprengten. Eine alte Frau erzählte, und eine unserer Konfirmandinnen wollte sie trösten. Sie ging zu ihr und umarmte sie. Und die alte Frau zog das Mädchen fest an sich und begann zu weinen. Bald weinten alle. Das Leid war zu gross. Der Trost, den eine junge Frau aus unserer Stadt mit ihrer Liebe spenden wollte, war diesem Leid nicht gewachsen. Alle konnten nur weinen.

Das Leid dieser ungarischen Frauen war bei weitem nicht das Schlimmste, was Menschen erlitten haben. Und derart Schreckliches ist

Ausdruck vom 28.10.2011

nicht nur hie und da selten einmal geschehen. Immer und immer wieder zerstört bitteres Unrecht das Lebensglück von Jungen und Alten. Sollte man da nicht hassen?

Nein, sagt Jesus, und befiehlt seinen Jüngern, dass sie auch ihre Feinde lieben (Matthäus 5,44).

Und befiehlt es nicht nur. Er tut es selber. Er geht seinen Jüngern voran in der Liebe und lässt den Hass der Welt sich an ihm austoben. So versöhnt er die Welt (2. Korinther 5,19).

Das ist mein Gebot, sagt er, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe.

VIII

Können wir das?

Gewiss nicht. Der Hass der Welt ist viel zu kompakt und legt sich lähmend schwer auch auf unser Herz. Gotthelfs Ankebenz verzweifelt. Denn nichts, was wir Menschen bislang zu denken und zu tun vermochten, hat diesen Hass überwunden.

Deshalb ruft Jesus seine Jünger eindringlich von sich selber und ihren eigenen guten Absichten weg und sagt ihnen: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingeht und Frucht bringt“.

Wenn wir uns selber vorgenommen haben, die Welt mit der christlichen Liebe zu erfüllen oder auch nur einen Restbestand des Glaubens zu retten und die Zukunft der Kirche zu sichern mit diesen oder jenen Aktivitäten, dann wollen wir erschrocken umkehren und uns wieder an das halten, was dem Hass der Welt Stand hält. Nicht wir – Jesus Christus hat uns erwählt und berufen und ans Werk geschickt. Er will dafür sorgen, dass der Hass der Welt hier oder dort einen Raum frei geben muss, in dem eine gute Frucht seiner Liebe wachsen und reifen kann. Er hat uns bestimmt, dass wir ans Werk gehen, dort, wo er uns hinschickt. Denn grösser als der Hass der Welt, und vor allem lebendiger, beweglicher, vielschichtiger und geduldiger und beharrlicher ist die Liebe Gottes. Diese Liebe gibt nicht auf. Sie lässt sich nicht beirren und wird von keiner Verzweiflung überwunden. Jedem von uns teilt sie ihre Aufgaben zu. Jesus hat nicht gesagt, ob wir viel oder eher wenig Frucht bringen werden. Aber er hat uns zugesagt, dass er uns erwählt hat und schickt, und dass er selber dafür sorgen will, dass die Frucht unserer Liebesmühe bleibt.

Ausdruck vom 28.10.2011

Wer möchte ihn hindern, diese Zusage zu erfüllen?
Amen.

Sonntag, 25. Juli 1999

Pfingstsonntag

Jauchzet! Kommt! Erkennt!

Psalm 100

Lesungen	Apostelgeschichte 2,1-18
	Johannes 14,23-27
Lied	„Komm, Schöpfer Geist, kehr bei uns ein“

Ein Psalm zum Dankopfer.
Jauchzet dem Herrn, alle Welt!
Dienet dem Herrn mit Freuden,
kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken!
Erkennet, dass der Herr Gott ist!
Er hat uns gemacht
und nicht wir selbst
zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide.
Gehet zu seinen Toren ein mit Danken,
zu seinen Vorhöfen mit Loben;
danket ihm, lobet seinen Namen!
Denn der Herr ist freundlich,
und seine Gnade währet ewig
und seine Wahrheit für und für.

Psalm 100

I

Liebe Festtagsgemeinde!
„Kommt“, ruft der Psalm. Auch uns: kommt! Deshalb sind wir hier. Gott hat uns gerufen, und wir sind gekommen. Einige von uns haben den Ruf vor langen Jahren schon gehört, durch ihre Eltern oder vielleicht eine Sonntagsschullehrerin, und so ist es für sie zu einer guten Gewohnheit geworden, Sonntag für Sonntag hierher, vor Gottes Angesicht, zu kommen. Andere haben womöglich beim Vorbeigehen die Glocken läuten gehört und sind wie zufällig hinein gekommen. Wie auch immer: Jetzt sind wir hier und gehören zu den unzählig vielen, die sich heute rund um den Erdkreis sammeln und mit uns einstimmen in das Lob Gottes, und darüber jubeln, dass ein Gott ist, dem man mit Freude dienen kann. Von Geschlecht zu Geschlecht begleitet dieser Gott sein Volk, in glücklichen und

in leidvollen Stunden ist er für die Seinen da mit seinem Wort. In hunderten und abermals hunderten von Sprachen, auf finnisch, koreanisch und kroatisch, in der Sprache der indonesischen Sawi und der nordamerikanischen Sioux, unter den Eskimos Grönlands und in den alten, koptischen Kirchen in Ägypten … In einer unermesslichen Fülle von unterschiedlichen Kulturen ertönt auch am heutigen Tag das Lob Gottes. Viele, viele Menschen treten irgendwo auf dem weiten Erdkreis an den Tisch des Herrn und empfangen Brot und Wein, stimmen ein in das Unservater und gehen dann wieder in ihr alltägliches Leben und dienen Gott mit dem guten Werk, das sie geduldig und hoffnungsvoll tun.

Es gibt in der ganzen langen Menschheitsgeschichte kein kulturelles Unternehmen, das sich mit der sammelnden Kraft des biblischen Wortes messen kann. Es gibt keine geistige Bewegung, die in der Wirkung so stark, so folgenreich und so tiefgreifend gewesen ist wie das Evangelium von Jesus Christus. Und es gibt auch heute keine Gemeinschaft, die sich mit der weltweiten Kirche messen kann, was ihre Vielfalt, ihre geheimnisvolle Einheit und ihre lebensgestaltende Kraft anbelangt.

Und wir, liebe Festtagsgemeinde, du und ich – wir gehören dazu! Wir dürfen mit unserem kleinen Leben unseren Beitrag leisten und uns bergen in dem, was Gott so unfasslich Grosses tut. Kommt! Kommt mit Frohlocken! Jauchzet dem Herrn! Dienet ihm mit Freuden! Geht hinein und sagt ihm Dank! So macht uns der Psalm Mut und erfüllt unsere Herzen mit Freude.

II

In der Mitte dieser vielen ermutigenden Zurufen steht die eine, alles entscheidende Aufforderung: Erkennt! Erkennt, dass der Herr Gott ist! Er hat uns gemacht – und nicht wir selbst – zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide.

Damit uns die rechte Freude ergreift, damit wirklich die weltweite Kirche mehr ist als nur eine erfolgreiche Weltreligion unter vielen anderen, damit auch unser Loben und Beten nicht nur eine Gewohnheit ist oder ein blosses Ritual, muss eines geschehen: Wir müssen erkennen.

Heute singen an der Expo hundert Chöre: In wunderbarer Vielfalt, von der Gregorianik bis zum Gospel, ist das Lob Gottes an der Landesausstellung präsent. Aber eine Predigt gibt es nicht, wurde in den Nachrichten ausdrücklich vermerkt. Das ist bezeichnend: Singen und jubeln und sich

Ausdruck vom 28.10.2011

freuen wollen alle. Alle möchten, dass die Kirchen mit dem Reichtum ihrer Tradition etwas beitragen zur Schönheit des Lebens, dass sie unser Dasein schmücken und es zu einer höheren Ehre erheben. Aber eine Botschaft, eine Erkenntnis – das will man nicht unbedingt. Denn das würde binden und in Pflicht nehmen.

Der Psalm aber sagt: Erkennt! Nicht dieses oder jenes und immer noch mehr sollen wir erkennen. Aber das Eine, Einfache, Grundlegende: Erkennt, dass der Herr Gott ist.

„Der Herr“: Der merkwürdige Gott, der vor Jahrtausenden einmal Abraham berufen und dann das Volk Israel aus der ägyptischen Hochzivilisation herausgeführt und zu einem kleinen Hirtenvolk gemacht hat, der rätselhafte Gott, der dieses Volk durch ein Gericht von schrecklichen Katastrophen geführt hat, wie sie in den Prophetenbüchern vorhergesagt und beschrieben werden – dieser Gott ist der eine und einzige Gott aller Völker. Und er – „hat uns gemacht.“ Er hat alles getan, was nötig war. Er hat das Feld bereitet, auf dem wir weiden können. Er hat die biblischen Schriften entstehen lassen, hat uns durch die Jahrhunderte hindurch auf verwirrenden Wegen zur weltweiten Christenheit geformt; er hat jedem von uns das Herz angerührt und hat uns zu glauben und zu beten gelehrt durch seinen Heiligen Geist. So sagt der Psalm es positiv. Und dasselbe bekräftigt er mit einer verneinenden Formulierung: „Nicht wir selbst.“ Jesus sagt dasselbe auf seine Art: „Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater ihn zieht – nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, dass ihr hingeht und Frucht bringt“ (Johannes 6,44; 15,15). Niemand kann das Vertrauen zu dem unsichtbaren, verborgenen Gott der Bibel fassen und kann aus Herzensgrund zu ihm beten, wenn nicht Gott selber ihn lehrt und durch den Heiligen Geist ihn über alles Vernunftgegebene hinaus in das Geheimnis, das zum ersten Mal ganz hell aufgeleuchtet ist, als Abraham seinen Sohn opfern sollte – und ihm das erspart geblieben ist (1. Mose 22,1-19).

„Nicht wir selbst“ haben uns zum Volk Gottes gemacht, betont der Psalm. Es ist nicht unser Verdienst, dass wir heute gekommen sind. Wir gehören zum Eigentumsvolk Gottes, nicht weil wir so klug gewesen sind und eingesehen haben, dass uns das einen Vorteil bringt. Nicht weil wir moralisch feinfühliger, oder religiös aufgeweckter, oder philosophisch heller oder irgendwie sonst besser als andere Menschen wären, nicht aus einer eigenen, höheren Erkenntnis oder einem edlerem Wollen haben wir uns entschieden, zum Volk Gottes zu werden. Es ist wahrhaftig nicht unsere

Ausdruck vom 28.10.2011

Erfindung, dass wir das Abendmahl feiern. Keinem Menschen ist es in den Sinn gekommen, dass wir unter dem Wasser der Taufe mit Jesus verbunden und in seinen Tod und seine Auferstehung eingefügt werden sollen. Es hätte sich überhaupt nie ein Mensch von sich aus denken können, dass unsere menschliche Not so radikal tief ist, die Schande der Sünde so gross, dass der Schöpfer seinen Sohn opfern muss, um diesen Abgrund zu überwinden. All diese grundlegenden Aussagen des Evangeliums hat niemand von uns sich auch nur denken können, und schon gar nicht hat jemand von uns etwas dafür geleistet, dass es Wirklichkeit geworden ist. Nicht wir haben uns gemacht!

Der Philosoph Ludwig Feuerbach hat zwar vor mehr als 150 Jahren die These aufgestellt, dass die christliche Religion nichts anderes sei als ein Menschenwerk, eine „Projektion“ (wie man später sagte): Die Menschen verlängern ihre unerfüllten Wünsche in den Himmel und hoffen, dass sie im Jenseits belohnt werden für das, was sie hier Gutes gewollt haben. Auf diese Weise hat Feuerbach den Glauben und die Kirche als ein menschliches Werk zu erklären versucht; und unser grosser Dichter Gottfried Keller hat ihm das geglaubt und hat diese Idee in Zürich eifrig weiterverbreitet, so dass dieses Erklärungsmodell bis heute in unserer Wirtschaftsmetropole viele Gedanken beherrscht (und auch die religiöse Berichterstattung in unserer anspruchsvollsten Tageszeitung in enge Bahnen lenkt). Aber das war und ist nur möglich, weil man die Bibel und ihre Geschichte nicht ernsthaft bedenkt. Im grossen Werk Feuerbachs über das Wesen des Christentums kommen die biblischen Propheten überhaupt nicht vor. Er weiss nichts zu sagen von der Realität der tausendjährigen Geschichte des Volkes Israel mit ihren Gerichtskatastrophen, nichts von dem Gott, der sich den menschlichen Vorstellungen so hart entgegenstellt. So ist es bis heute geblieben: Menschen, die im Übrigen sehr gebildet sind, wissen wenig oder nichts von den vielen Seiten der Bibel, auf denen die Propheten darlegen, dass „der Herr“, der Gott Israels, „Gott ist“.

III

Wenn wir aber das Bibelwort zur Kenntnis nehmen, tun sich gewaltige Zusammenhänge vor uns auf. Aus den vergessenen Prophetenbüchern, wir haben es heute wieder gehört, lesen die Apostel vor, wenn sie erklären wollen, was der Glaube glaubt und erfährt (Apostelgeschichte 2,17ff.). Als die Apostel am Pfingsttag den Heiligen Geist empfangen hatten und erfüllt

Ausdruck vom 28.10.2011

wurden von seinem Feuer und ekstatisch in fremden Sprachen zu reden begannen, mitten in diesem aufwühlenden Erleben hat Petrus das Wort ergriffen – und hat von ganz anderem geredet als von seinem Erleben und Empfinden und seinen Vorstellungen! Petrus hat seine Pfingstpredigt nicht begonnen mit den Worten: Liebe Brüder, wir haben jetzt etwas Wunderbares erlebt! Mir ist ganz warm ums Herz. Ich bin begeistert. Ich wünschte, alle könnten so etwas erfahren. Nein, Petrus hat an Pfingsten nicht von seiner pfingstlichen Begeisterung gepredigt. Sachlich und nüchtern führt er seine Landsleute zurück in ihr gemeinsames geistiges Erbgut. Er nimmt zuerst ein Wort im Prophetenbuch Joel auf und ruft seinen Hörern in Erinnerung, was mit diesem Wort vor Jahrhunderten schon gesagt worden ist. Dieses Wort könnt ihr selber lesen, in aller Ruhe könnt ihr euch davon überzeugen, sagt Petrus: Nicht wir haben uns etwas ausgedacht, sondern Gott hat etwas versprochen, und ein Stück von diesem Versprechen hat er jetzt wahr gemacht. Alle können sich selber davon überzeugen, dass es so geschrieben steht.

So hat Petrus seine Predigt gehalten. Er ist durch grosse Teile des Alten Testamentes hindurchgegangen und hat seinen Volksgenossen mit einer Bibelstelle nach der anderen erklärt, warum es nach dem Karfreitag und nach Ostern noch Pfingsten werden musste (Apostelgeschichte 2).

Nicht wir selbst – Gott hat uns gemacht! Er hat den langen Atem. Im Volk Israel hat er über die Jahrhunderte hin die geistigen Grundlagen für die Gemeinschaft des Glaubens entstehen lassen, die Bibel, aus der wir unseren Glauben nähren und läutern können. Später hat er unsere Vorfahren mit gutem Willen und einem hellen Verstand begabt, so dass sie ihm dieses Gotteshaus bauen und mit ihm die Geheimnisse des Glaubens ein Stück weit erfahrbar machen konnten. Und noch wieder später hat Gott andere Generationen erfüllt mit einer tiefen Dankbarkeit und einem reichen Verstehen, so dass sie die Kirchenmusik zu ihrem unerschöpflichen Reichtum entfaltet haben. Davon zehren wir alle noch immer. Gott hat mit seinem Geist auch die Menschen zusammengeführt, die sich zu dem grossen Missionswerk des 19. Jahrhunderts gefunden haben, aus dem nun die jungen, lebensfrischen Kirchen in Afrika und Asien erwachsen. Das erfrischt auch uns wieder, wenn wir davon hören. Und immer und immer wieder, zu allen Zeiten, hat Gott Menschen mit Erbarmen erfüllt, so dass sie den kranken und mühevoll beschwerten Menschen mit Geduld und Liebe begegnet sind. Wie möchten wir leben ohne dieses Erbarmen?

All das, liebe Gemeinde, ist Gottes Weide. Er hat sie bereitet. Wir dür-

Ausdruck vom 28.10.2011

fen uns auf ihr bewegen und uns nähren von dem vielen, was Gott auf ihr hat wachsen lassen. Das erfrischt unsere Hoffnung und löscht den Durst unserer Sehnsucht.

Dienet dem Herrn mit Freuden! Geht ein zu seinen Toren mit Danken! Lobet seinen Namen!

Das wollen wir jetzt wieder tun, liebe Gemeinde, wollen einstimmen in die grosse Schar derer, die sein Lob singen, wollen uns seine Vergebung schenken lassen durch Brot und Wein, und wollen dann wieder hinausgehen in unseren Alltag, und die Aufgaben tun, die er von uns getan haben will. Nichts ist umsonst, das wir tun in seinem Dienst. Denn „der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit für und für". Amen.

Pfingstsonntag, 19. Mai 2002

Ausdruck vom 28.10.2011

Pfingstmontag

Wie Tau

Hosea 14,2-10

Lesungen	5. Mose 7,1-8
	Epheser 3,8-21
Lied	„Morgenglanz der Ewigkeit“

Kehre um, Israel, zu dem Herrn, deinem Gott!
Denn du bist durch deinen Frevel gefallen.
Nehmt mit euch die Worte
und kehrt um zu dem Herrn.
Sagt zu ihm:
All unseren Frevel trage weg;
und nimm Gutes an;
so soll die Frucht unserer Lippen es vergelten.
Assur kann uns nicht helfen;
auf Pferden wollen wir nicht reiten;
und wir wollen nicht mehr zum Werk unserer Hände sagen:
Du unser Gott!
Denn bei dir findet ein Verlassener Erbarmen. –
Ich will ihr abgekehrtes Wesen heilen,
ich liebe sie willig gern;
denn mein Zorn hat sich abgekehrt von ihm.
Ich werde sein wie der Tau für Israel!
Es wird blühen wie eine Lilie,
und wird seine Wurzel schlagen wie der Libanon.
Seine Sprossen kommen,
seine Pracht ist wie der Ölbaum,
und sein Wohlgeruch für ihn wie der Libanon.
Sie kehren um, die in seinem Schatten wohnen.
Sie lassen aufleben das Korn
und blühen wie der Weinstock;
man denkt an sie wie an den Wein des Libanon.
Ephraim – was sind mir noch die Götzen?
Ich – ich antworte und sehe es!
Ich – ich bin wie die weitausholende Kiefer,

an mir findet sich deine Frucht.
Wer ist weise und versteht das,
ein Verständiger und erkennt es?
Denn die Wege des Herrn sind gerade,
die Gerechten gehen auf ihnen,
aber die Sünder kommen auf ihnen zu Fall.

Hosea 14,2-10

I

Liebe Gemeinde!
Wenn wir die manchmal so gellen Worte lesen, mit denen der Prophet Hosea sein Volk anklagt, und uns dann fragen, warum das Bibelwort über viele Seiten hinweg derart viel Schlechtes über die Menschen sagt, so hören wir nun am Ende des Hoseabuches, wo das alles hinaus will. Israel soll blühen wie eine Lilie, seine Sprossen gehen auf, seine Pracht ist wie ein Ölbaum, sein Wohlgeruch wie der Libanon. Schillernd reich und zart und doch erfüllt von einem satten, prächtigen Leben sieht der Prophet sein Volk wieder aufblühen. „Ich bin wie eine weitausholende Kiefer“, lässt Gott seinem Volk sagen, „an mir findet sich deine Frucht“.

Das ist der Grund, warum Jesus nicht die Macht ergriffen und dafür gesorgt hat, dass es endlich einmal gerecht zu und her geht unter den Menschen. Das ist der Grund, warum sich auch unter den Gläubigen viel Heuchelei und Ehrsucht frei entfalten darf. Hosea offenbart uns: Das ist so, weil Gott sein Werk anders tut, als wir das von seiner Allmacht erwarten würden. Er will sich nicht gewaltsam durchsetzen. Und doch ist er mit seiner unwiderstehlichen Macht am Werk. Gott will aufblühen lassen, was menschlich und doch rein und liebenswert und durch und durch gut ist. Die Frucht von unserem Schaffen, was du und ich tun, soll aus Gott heraus wachsen. Ich – ich bin eine weitausholende Kiefer, sagt Gott durch den Propheten, an mir findet sich die Frucht dessen, was ihr Menschen Rechtes tut.

Hosea nennt im hebräischen Urtext wahrscheinlich eine besondere Tannenart, die auf dem Libanon verbreitet war. Der bibelkundige Biologe erklärt uns, dass es sich dabei wohl um die sogenannte Kalabrische Kiefer handelt, einen Nadelbaum mit einer weit ausgreifenden Krone und mit kleinen Samenkörnern, die essbar sind, dem Piniensamen gleich. Wie an einem solchen Baum, sagt der Prophet, soll am Ende das Volk Gottes

Ausdruck vom 28.10.2011

seine Frucht bringen. Was wir tun und leiden, soll wirksam und nützlich und gut werden, es soll wachsen und reifen in den mächtigen, weit ausgreifenden und doch einheitlich verbundenen Zweigen dessen, was Gott für uns Menschen ist und tut. Verborgen, im dunklen Schatten der grossen Taten Gottes, soll zur Reife kommen, was unser Leben wertvoll und zu einem Gewinn für andere macht. Was aus meinem und deinem Leben Gutes werden soll, muss durch Gott hindurch fliessen. Nur unter seinem Schutz kann es zu einem Segen werden.

Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben, hat Jesus zu seinen Jüngern gesagt (Johannes 15,5).

Darum also, liebe Gemeinde, klagt uns Gott durch sein Prophetenwort so beharrlich an. Er nimmt uns allen Stolz. Wir sollen spüren: Aus uns, so wie wir sind, kommt nichts dauerhaft Gutes. Auch wenn wir sehr gebildet und klug und voll guten Willens sind, oder sehr rechtschaffen und bodenständig und geradlinig: Für uns allein bringen wir doch nichts wirklich zum Blühen.

Assur kann uns nicht helfen, sagt Hosea; auf Pferden wollen wir nicht reiten. Assur war neben Ägypten damals die grösste Kultur- und Wirtschaftsmacht in der Nachbarschaft Israels. Und Pferde waren diejenigen Tiere, die über den militärischen Erfolg entschieden. Am Ende hat sich für Israel gezeigt: Mit all dieser äusseren Macht konnte es doch sein Lebensrecht nicht bewahren. Einzig Gott, nur er kann geben, was durch und durch richtig ist und Zukunft hat.

II

Gott aber tut sein Werk auf seine Art.

Ich werde sein wie der Tau für Israel, sagt er durch Hosea.

Der Tau fällt in der Nacht, während es dunkel ist und wir wenig oder nichts davon merken. Unscheinbar, während die Erde ruht, feuchtet und erfrischt er das Land. Man achtet nicht darauf. Am Morgen sieht man, wie es funkelt im Gras, und spürt, wie die Sträucher und Bäume aufatmen, und freut sich, dass die Luft wieder frisch ist.

So tut Gott sein Werk unter uns. Wir merken es kaum. Aber er schickt uns den Tau, der seinem ewigen Morgen vorangeht, den Heiligen Geist. Der macht es möglich, dass ein anderes, neues Leben sich regt unter uns Menschen. Wir hören Gottes Wort und nehmen es in uns auf; und dieses

Ausdruck vom 28.10.2011

Wort schafft einen wirklich guten Willen und eine frische Bereitschaft zum Dienst.

Der Tau kommt sanft und still. Der Heilige Geist hat sich zwar am ersten Pfingsttag in aussergewöhnlicher Weise, als Sturmwind und mit Feuerflammen geoffenbart (Apostelgeschichte 2,1ff.). In seinem alltäglichen Wirken ist er aber nicht ein heftiger, klatschender Gewitterregen, und auch kein tagelanger Landregen, der alles auflöst. Der Tau kommt regelmässig; er tut sein Werk in kleinen Portionen, so dass Pflanzen und Tiere aufnehmen können, was er ihnen gibt.

In dieser Weise handelt Gott an uns Menschen durch seinen Geist. Von einem Tag zum anderen, bis auf den heutigen, hat er es getan. Immer und immer wieder hat er den Glauben und die Hoffnung und die Liebe neu gemacht. Auch wenn es trockene und harte Zeiten gab – je und je war wieder eine frische Kraft da, und funkelnd still ein Wille, treu zu sein und treu zu bleiben, und eine neue Bereitschaft, den Schwachen und Armen zu helfen und dafür wo nötig auch etwas zu opfern oder eine Schande auf sich zu nehmen.

Man sieht es fast nicht: Aber jeden Morgen gehen noch wieder Menschen an ihre Arbeit und überlegen sich, wie sie ihren Beruf so ausüben können, dass sie nicht nur ihren Lohn dafür bekommen und das Auto abzahlen und sich die nächsten Ferien leisten können, sondern dass daraus etwas Gutes wird für andere. Auch wo Menschen in leidvoll schweren Stunden sind, dürfen sie manchmal erfahren, wie auf einmal ein Mensch da ist, ein Arzt, oder ein Beamter, ein Nachbar, der ein tröstendes Wort sagt und Hoffnung auf eine endliche Hilfe weckt. Oder im Kranken selber bewegt sich etwas, man weiss nicht recht woher, ein Wort taucht auf in der Erinnerung und weckt eine heilsame Reue und bringt schliesslich den Frieden mit Gott. Der Heilige Geist tut sein Werk. Er überschwemmt uns nicht mit einem Sturzbach von alles erschütternden religiösen Erlebnissen. Er spült uns nicht mit einer geistlichen Flut den Boden unter den Füssen weg. Unscheinbar, aber zuverlässig und treu kommt sein Geist über uns und tut seine Wirkung in uns.

III

Hosea sagt, was dazu nötig ist auf unserer Seite: Kehrt euch zu Gott, sagt er, und nehmt seine Worte mit euch, und sagt zu ihm: Da sind wir, und da sind deine Worte. Jetzt handle an uns, nicht wie wir es verdient haben, son-

Ausdruck vom 28.10.2011

dern wie dein Wort es verspricht. All unsere Frevel trage du fort! Sieh das Lamm Gottes, das wegnimmt! Das ist mein Blut, vergossen zur Vergebung für viele.

So wie Hosea uns den Weg weist, wollen wir es in diesen Pfingsttagen tun. Auch bei uns will Wirklichkeit werden, was der Prophet beschreibt: Dass unsere Gemeinde ein Wohlgeruch ist, an dem man sich von weit her freuen kann, dass der Glaube und die Hoffnung und die Liebe unter uns aufblühen und die Lebensfreude tiefe Wurzeln schlägt, tiefer als jede blosse Lust, dass wir – wie ein Berg – Festigkeit und Ruhe gewinnen, so dass rund um uns vieles wachsen kann, mit dem Junge und Alte sich nähren und an ihm ihre Freude finden. Nicht Assur: Nicht mit unserer wirtschaftlichen Schlagkraft, nicht auf dem Pferd kommen wir zu Gott, nicht mit unseren wohl erworbenen Titeln und dem aus alten Zeiten ererbten Ehrenrang, und nicht mit dem Werk unserer Hände, nicht mit den zivilisatorischen Leistungen unserer humanistischen Geisteskultur – nein: Nehmt mit euch die *Worte*, kehrt um zu dem Herrn und sagt: All unseren Frevel trage du weg!

Nur dieses eine, so wenig und doch so viel ist nötig: Dass Gott uns die Schuld vergibt, dass er mit seinem Geist in unser abgekehrtes und in sich verschlossenes Wesen hineindringt und uns gesund macht, und dass er dann willig und gern uns mit seiner Liebe begleitet. All das will er tun und sendet uns dazu seinen Geist. Mild und sanft wie der Tau legt er sich in unser Herz und weckt frischen Opfermut. Dann beginnt ein neues Leben zu blühen und bringt seine gute Frucht. Tief verborgen im Schatten der göttlichen Werke darf reifen, was für andere zu einem Segen und zur Freude wird. Auch bei uns geschieht das, hier und dort verborgen. Nur eines ist dazu nötig: Nimm das Wort und kehre um, Israel, zu dem Herrn, deinem Gott!

IV

Liebe Gemeinde! Wir haben vorgegriffen. Wir haben im Prophetenbuch viele Seiten überschlagen und das Ende gelesen. Das ist im Leben nicht möglich. Da sind wir mittendrin, wissen manchmal nicht weiter und hören und fühlen nur das Harte und Schwere. Aber wir dürfen gewiss sein: All dieses Trockene, manchmal Auswegslose muss sein, weil Gott sein Werk auf seine Art und Weise tut: Er will mit seinem Geist uns reif machen, dass wir uns zu ihm kehren und vertrauensvoll sagen: Du, nimm weg unseren

Ausdruck vom 28.10.2011

Frevel – dann wird alles gut; und wir wollen es dir vergelten mit unserem ewigen Dank.
Amen.

Pfingstsonntag, 22. Mai 2005

Konfirmation

Bittet, so wird euch gegeben

Matthäus 7,7-11

Lesung	Sprüche 3,1-8
Psalm	67
Lied	„Ich bin getauft auf deinen Namen“

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden;
klopfet an, so wird euch aufgetan.
Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet;
und wer da anklopft, dem wird aufgetan.
Wer ist unter euch Menschen, der seinem Sohn,
wenn er ihn bittet um Brot, einen Stein biete?
Oder, wenn er ihn bittet um einen Fisch, eine Schlange biete?
Wenn nun ihr, die ihr doch böse seid, dennoch euren Kindern gute Gaben geben könnt, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten!

Matthäus 7,7-11

I

Liebe Konfirmationsgemeinde!
Wir haben aus dem Evangelium wieder das grosse Versprechen gehört, das vielen Menschen Mut und Freude zum Leben und Schaffen geschenkt hat. Vor allem in Europa und Amerika hat dieses Versprechen ein manchmal fast kindliches und allzu naives Vertrauen gefördert. Wir glauben es gern, dass es gut ist, wenn man nach der Wahrheit fragt, dass es sich lohnt, wenn man seine Anliegen offen ausspricht, und umgekehrt, dass es nichts nützt, wenn man sich verschanzt und das Gute für sich behalten will.

Bittet, sucht, klopft an! Es wird euch gegeben, ihr werdet finden und es werden Türen aufgehen! Nirgendwo sonst, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, in der ganzen Geschichte der Religionen und Philosophien, ist sonst je den Menschen ein so einfaches, helles und grosses Versprechen gegeben worden wie das, was Jesus hier seinen Jüngern sagt.

II

Auf vielfältige Weise haben sich die Menschen leiten lassen von diesem Wort, manchmal ganz bewusst, manchmal unbewusst. In der Naturwissenschaft zum Beispiel (ihr erinnert euch, das war der Stoff vor anderthalb Jahren) hat Johannes Kepler, der Astronom, der als erster die Planetenbahnen berechnet hat, jedes seiner Bücher abgeschlossen mit einem Gebet. Eines von ihnen lautet:

„Erhaben sind die Werke Gottes, mit Lust beschaut von allen, die sie lieben. Ich danke dir, mein Schöpfer und Herr, für die Freude, die du mir an deiner Schöpfung geschenkt hast, für diese Verzückung über die Werke deiner Hände! Wenn ich irgendetwas gesagt habe, das deiner unwürdig ist, oder wenn ich je meinen eigenen Ruhm gesucht habe, dann vergib mir gnädiglich."

Hier in Basel hat der grosse Biologe Adolf Portmann betont, dass ein ernsthafter Naturwissenschaftler viel mehr findet als nur eine Einsicht in die mechanischen Abläufe der Natur. Er versteht, wie wenig er versteht, und staunt über das unerhörte Geheimnis, dass die Welt schön ist, sinnlos schön, reich geschmückt und voll von einer überfliessenden Herrlichkeit und Güte. Den Zugang zu dieser Welt will euch Gott auftun, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, voll und ganz. Das verspricht euch Jesus.

Er sagt: Wenn ein Mensch nicht nur forscht, wenn er auch bittet, dann macht ihn das Wissen nicht hochmütig und stolz, sondern bescheiden. Wir müssen nicht nur suchen. Wir müssen auch beten. Dann dürfen wir das Geheimnis des Lebens fassen, in dem Mass, wie es heilsam und gut ist für uns.

III

Das gilt auch in dem, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, was jetzt vor euch liegt. Vielen von euch ist das Wichtigste: Ihr möchtet Freunde finden, Zugang haben zu Menschen, die euch achten und lieb haben. Und ihr möchtet einmal einen Partner finden und eine Familie haben. Die nächsten Jahre sind die Zeit, in der euch Gott dafür vorbereiten will. Ihr löst euch nach und nach von den Eltern, seid immer mehr offen für Neues. Ihr habt unverbrauchte Kräfte, vor allem ein unverbrauchtes Vertrauen. Es ist eine besondere Zeit, in der man jung sein darf. Besonders schön, aber auch unsicher, manchmal besonders gefährlich und besonders leidvoll. Es ist eine

Ausdruck vom 28.10.2011

Zeit, in der ihr ganz besonders auf Gottes Schutz angewiesen seid, je weniger jetzt bald die Eltern für euch sorgen können und sollen. Gott sieht weiter als wir sehen; er weiss, wo er euch einmal haben will und was er euch geben möchte in eurem Leben. Da gilt es ganz besonders für euch: Bittet, sucht und klopft an, damit euch Gott gibt, was ihr braucht und euch das Rechte finden lässt, und euch die guten Türen auftut.

Liebe Konfirmationsgemeinde! Wenn es um die menschliche Gemeinschaft geht, spüren wir besonders deutlich, wie wenig wir selber machen können. Die Liebe ist immer ein Geschenk. Es ist nicht selbstverständlich, wenn wir einen Beruf haben, den wir gern ausüben, und wenn eine Ehe und Familie über viele Jahre Bestand haben darf. Das ist nicht einfach unsere Leistung. Wir sind darauf angewiesen, dass uns Geduld und Verständnis entgegen gebracht wird, mehr als wir verdienen. Bittet, sagt Jesus. Noch vor dem, was wir suchen und finden können, kommt das, was uns geschenkt wird.

Es kann sein, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, dass ihr in den kommenden Jahren auch durch schwierige Zeiten gehen müsst. Bleibt treu, lasst euch nicht missbrauchen und ausbeuten, seid euch zu gut für alles, was euch entwürdigt und was unfruchtbar ist und keine Zukunft hat, und betet und bittet und sucht und schaut, dass ihr Zugang und Einlass findet bei zuverlässigen und wahrhaften Menschen. Gott will euch helfen dabei.

IV

Das tönt alles ganz einfach – aber ihr wisst, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, wie das ist mit der Bibel. Da liest man vieles, das zuerst einmal ganz einfach tönt, naiv und unrealistisch. Ich habe euch oft gesagt: Wenn das so ist, muss man genauer lesen. Dann sieht man, dass Jesus realistischer ist als wir alle, dass die Bibel die Welt und uns Menschen besser kennt, als wir selber uns kennen.

Jesus sagt nicht nur: Bittet, sucht, klopft an, dann bekommt ihr. Und schon gar nicht sagt er: Ihr bekommt, was ihr wollt. Gott ist nicht ein Götti, der mit einem Päckli unter dem Arm erscheint und unsere Wünsche erfüllt. Jesus sagt genau, was er mit seinem grossen Versprechen meint. Er fragt: Welcher Mensch gibt seinem Kind einen Stein, wenn es um ein Stück Brot bittet? Oder wer gibt ihm eine Schlange, wenn es einen Fisch haben möchte? Jesus will sagen: Gott ist nicht gemein. Er ist nicht wie ein Va-

Ausdruck vom 28.10.2011

ter, der sein Kind betrügt. Ein Stück Brot ist braun oder grau oder schwarz und kann hart sein. Wenn ein Kind kommt und ein solches Stück Brot haben möchte, und man streckt ihm stattdessen einen Stein hin, der auf den ersten Blick ähnlich aussieht – da könnte das Kind den Stein nehmen und ihn gutgläubig in den Mund stecken und schnell zubeissen: Und könnte für sein ganzes Leben einen Schaden davon tragen. Noch schlimmer wäre es, wenn das Kind kommt und einen Fisch haben möchte, also etwas Glattes und Schlüpfriges, und der Vater würde ihm statt dem Fisch eine giftige Schlange hinstrecken, auch glatt und schlüpfrig, und das Kind würde vertrauensvoll diese Schlange ergreifen, mit unabsehbaren Folgen! Wer könnte derart gemein sein zu seinem Kind? fragt Jesus. Kein Mensch, der nur ein bisschen Liebe hat. Und Gott also ganz sicher nicht! Gott will uns nichts geben, liebe Konfirmationsgemeinde, das wir verwechseln können und das uns in die Irre führt und schadet. *Das* ist das grosse Versprechen, das Jesus uns gibt! Gott ist nicht gemein. Er gibt uns nichts Zweideutiges, Irreführendes.

V

So hat es Gott auch in den letzten Jahrzehnten mit den Völkern in Europa getan. Bei uns haben viele Menschen vor allem eines gesucht und erbeten von Gott, nämlich Gesundheit, Wohlstand und Frieden. Nach dem 2. Weltkrieg haben zwei Generationen ihre ganze Kraft zusammengenommen, um eine Welt aufzubauen, in der wir in Ruhe und Ordnung leben können, weil ein stetes wirtschaftliches Wachstum und demokratische Ordnungen Frieden stiften. Die hoch begabten Menschen unter uns sind darum Ingenieure geworden, Ärzte, Juristen, und nur ganz selten Pfarrer. Gott hat uns dementsprechend geschenkt, was wir von ihm haben wollten, und zwar in hohem Mass! Ihr habt, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, in einem Land vom Wohlstand und mit einer grossen äusseren Sicherheit aufwachsen dürfen, mit vielen Möglichkeiten, Vieles zu erleben. Das ist etwas Kostbares, teuer erworben!

Doch bei all dem hat uns Gott nicht betrogen. Er hat uns gegeben, was wir suchten.

In der Bibel aber haben Mose und die Propheten von etwas noch anderem geredet: Von einem verlorenen Paradies, von einer vollkommenen Gerechtigkeit, von einem Frieden, der Himmel und Erde erfüllt und allem Rauben und Fressen und aller Angst für immer ein Ende macht. Und

Ausdruck vom 28.10.2011

Jesus selber hat voller Barmherzigkeit die Kranken und Armen geliebt und hat ihrem Leben eine neue Würde und Ehre geschenkt. Er weckt den Wunsch nach einer wahren Liebe, die umfassend und durchdringend allen das wahrhaft Gute schenkt. Er hat immer wieder gerade den Hoffnungslosen Hoffnung geschenkt, zum Beispiel den Sklaven, die ihm dafür mit ihren Gospels gedankt haben: O Freedom … ! Jesus verspricht viel mehr als nur Wohlstand und Sicherheit. Er verspricht uns einen Trost, der ewig ist, ein Glück, das nicht schal und schlaff wird.

Wir können uns nicht denken, dass so etwas je Wirklichkeit werden könnte. Darum heisst es im Buch der Sprüche, dass wir uns nicht verlassen sollen auf den Verstand. Der Verstand ist gut und nützlich. Mit ihm können und sollen wir die Welt beherrschen. Aber wir können uns selber nicht beherrschen und können nicht das schaffen, was Gott uns verspricht. Darum sollen wir uns verlassen, sollen unser Lebensvertrauen abstützen auf Gottes Wort und nicht auf unseren Verstand.

Liebe Konfirmationsgemeinde! Gott hat uns tatsächlich nicht betrogen. Er hat uns gegeben, was wir von ihm haben wollten, Wohlstand und viele Möglichkeiten. Er hat uns aber keinen innig starken Glauben geschenkt; keine geduldige, hochgreifende Hoffnung, keinen langen Atem, wie ihn die Erbauer dieses Münsters gehabt haben. Unser Glaube ist eine recht wackelige und dünne Sache, unser Zugang zu den Tiefen im menschlichen und erst recht zu den Höhen und Weiten im göttlichen Geist ist ziemlich verschüttet, und unser Umgang mit den Pflanzen und Tieren ist zweckmässig und souverän – aber wo bleibt dabei das Staunen und die kindliche Liebe?

Gott hat uns gegeben, was wir gesucht haben: Ein klares Denken und Wissen, das dort aufhört, wo die sichtbare Welt aufhört. Viele unter uns haben bewundernswert grosse Kenntnisse und Fähigkeiten, was das Leben und Handeln hier in dieser Welt anbelangt. Aber das Wissen um den Gottesdienst und die Bibel sind stehen geblieben, manchmal weit unter dem Niveau, das unsere Konfirmandinnen und Konfirmanden jetzt erreicht haben, von dem sie doch selber sagen, dass es erst ein erster Anfang ist.

VI

Viele sagen, dass sie suchen. Aber sie wollen immer nur suchen und möchten lieber nicht finden. Denn wenn man wirklich sucht, könnte man möglicherweise etwas finden, das unbequem ist und nach dem man sich dann

Ausdruck vom 28.10.2011

richten müsste. So wollen viele immer nur suchen und immer schon sicher sein, dass sie niemals finden werden.

Aber eure Generation, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, hat es nötig, dass ihr wirklich sucht und auch betet und es riskiert, dass ihr findet und Gott euch Antworten gibt. Vielleicht sind das auch Wahrheiten, die zuerst einmal nicht angenehm sind. Aber eure Generation wird vieles neu verstehen und formen müssen, wenn es im alten Europa gut weitergehen soll, wenn auch ihr einmal dann in der Kirche sein und euch freuen wollt an einer neuen Generation. Da müsst ihr den Grund für das Vertrauen zum Leben neu aufdecken, müsst auch neue Formen finden für das Grundlegende im Menschenleben, für die Ehe und Familie und für das Verhältnis der beiden so verschiedenen Geschlechter, dass es wirklich – nicht nur auf dem Papier! – gerecht zu- und hergeht zwischen Mann und Frau und die Lasten so verteilt werden, dass sie tragbar sind.

Ich sage euch mit grosser Überzeugung, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden: Es gibt noch vieles wieder neu zu entdecken! Das Weltall haben wir vermessen, und wir wissen viel von den Genen und Atomen. Aber was wissen wir von der grossen, weiten Welt der Bibel, von der Gemeinschaft des Glaubens, vom Geheimnis in Taufe und Abendmahl, von der Liebe, die nicht ihren Vorteil sucht, von dem Glauben, der die Welt überwindet? In den Worten von Jesus ist noch viel zu holen für eine neue Zeit. Nutzt dafür die jungen Kräfte, die ihr habt!

Gott will euch nicht betrügen. Er will euch geben, was ihr nötig habt: Zum einen, hier und jetzt, Menschen, die euch lieb sind, Kenntnisse und Fähigkeiten, so dass ihr euch anständig ernähren könnt, und immer wieder auch Glück und Freude am Leben. Und wenn ihr ihn darum bittet, will euch Gott noch viel mehr geben. Er will, dass ihr das Glück aus seiner Hand nehmen könnt als ein Geschenk, dass ihr das Glück also nicht nur geniesst, sondern Gott dafür danke sagt. Dann wird das Glück noch viel kostbarer und reicher. Gott will euch rufen. Dann müsst ihr eure Arbeit nicht nur tun, weil ihr sie tun müsst, um etwas zu verdienen. Die Arbeit wird euch zum Beruf, zur Berufung, so dass ihr Gott und den Menschen dienen könnt mit allem, was ihr tut, es sei klein oder gross. Gott will euch den Glauben geben, so dass ihr auch in schwierigen Zeiten Geduld haben und treu bleiben könnt. Dann fragt ihr nicht nur, was andere Menschen euch bringen. Ihr fragt zuerst, was ihr ihnen bringt. Das gibt der Gemeinschaft einen neuen, starken, guten Grund.

So sage ich euch, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden: Nehmt

Ausdruck vom 28.10.2011

das Gute, das eure Eltern und Grosseltern für euch erbeten und gefunden und aufgeschlossen haben, mit grossem Respekt und Dank. Aber gebt euch nicht zufrieden damit. Sucht neu den Grund, der unser Vertrauen trägt, klopft an, dass Gott euch die Tür auftut zur grossen Gemeinschaft des Glaubens, und bittet ihn, dass er euch in allem das Grösste schenkt, die Kraft seiner Liebe. Ihr habt das Versprechen von Jesus. Er hat sein Leben dafür eingesetzt. Ergreift dieses Versprechen und setzt auch ihr euer Leben ein für das, was jetzt eure Generationen nötig hat, und mehr noch: für das, was jeder Generation Hoffnung und Heimat und Frieden schenkt, Gottes Gnade und Güte.
Amen.

Sonntag Trinitatis, 22. Mai 2005

Ausdruck vom 28.10.2011

Trinitatis (Tag der heiligen Dreifaltigkeit)

Erschreckend nahe

Jesaja 6,1-13

Lesung	Johannes 3,1-16
Psalm	145
Lied	„Gelobet sei der Herr“

In dem Jahr, als der König Usija starb, sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron und sein Saum füllte den Tempel. Serafim standen über ihm; ein jeder hatte sechs Flügel: Mit zweien deckten sie ihr Antlitz, mit zweien deckten sie ihre Füsse und mit zweien flogen sie. Und einer rief zum andern und sprach:

> Heilig, heilig, heilig ist der HERR Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!

Und die Schwellen bebten von der Stimme ihres Rufens und das Haus ward voll Rauch.

Da sprach ich: Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den HERRN Zebaoth, gesehen mit meinen Augen. Da flog einer der Serafim zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar nahm, und rührte meinen Mund an und sprach: Siehe, hiermit sind deine Lippen berührt, dass deine Schuld von dir genommen werde und deine Sünde gesühnt sei.

Und ich hörte die Stimme des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich, sende mich! Und er sprach: Geh hin und sprich zu diesem Volk: Höret und verstehet’s nicht; sehet und merket’s nicht! Verstocke das Herz dieses Volks und lass ihre Ohren taub sein und ihre Augen blind, dass sie nicht sehen mit ihren Augen noch hören mit ihren Ohren noch verstehen mit ihrem Herzen und sich nicht bekehren und genesen.

Ich aber sprach: Herr, wie lange? Er sprach: Bis die Städte wüst werden, ohne Einwohner, und die Häuser ohne Menschen und das Feld ganz wüst daliegt. Denn der HERR wird die Menschen weit wegtun, sodass das Land sehr verlassen sein wird. Auch wenn nur der zehnte Teil darin bleibt,

so wird es abermals verheert werden, doch wie bei einer Eiche und Linde, von denen beim Fällen noch ein Stumpf bleibt. Ein heiliger Same wird solcher Stumpf sein.

Jesaja 6,1-13

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!
Gott hat uns nicht allein gelassen in dieser weiten wirren Welt. Er hat sein Werk getan. Vom Advent bis zum Pfingsttag legt er uns immer wieder ins Herz, wie er gegenwärtig sein will unter uns und seine Absichten mit uns zur Vollendung bringt. Hier und dort leuchtet das unergründliche Geheimnis seines Namens auf, überall ist er am Schaffen, tief verborgen und über alles Verstehen herrlich. Wie wird es sein, wenn wir ihn endlich sehen dürfen, wie er ist (1. Johannes 3,2)? Werden wir auch da noch uns freuen mit einer kindlichen Freude? Oder werden wir erschrecken?

„Weh mir, ich vergehe!“, hat der Prophet Jesaja gerufen, als er Gott gesehen hat. Man hört auch in unserer Zeit manchmal sagen: Ich habe Gott noch nie gesehen. Er soll sich einmal zeigen, dann würde ich glauben. Wer so vermessen redet, weiss nicht, was er sagt. Denn „kein Mensch kann leben und Gott sehen“, sagt die Bibel (2. Mose 33,20). Jesaja nennt den Grund dafür: „Ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen“. Gott aber ist heilig. Nein, viel mehr: Er ist „heilig, heilig, heilig“.

Er ist der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Er lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit in einer Liebe, die keinen Neid kennt. Er teilt sein Leben, gibt und nimmt und freut sich einer am andern. Mit seinem Wort schafft, rühmt und schmückt er, was ihm gegenübersteht. Gott ist Liebe, schreibt Johannes (1. Johannes 4,16).

Wir Menschen aber sind „Individualisten“, Unteilbare. Wir können schlecht teilen. Wir denken zuerst an uns und können uns über das Gute, das andere haben, manchmal schlecht freuen. Wenn wir dann Gott begegnen – „weh mir, ich vergehe!“, hat der Prophet Jesaja erschüttert gerufen.

II

Jesaja hat seinen prophetischen Auftrag in den Jahren 736 bis kurz nach 700 in Jerusalem erfüllt. Er war ein Mann aus einer vornehmen Familie,

Ausdruck vom 28.10.2011

aus dem „Daig“ würde man hier sagen. Er konnte, wenn er das wollte, den König persönlich sprechen. (Es stimmt also nicht, dass Gott immer von unten zu uns kommt, in der Gestalt der Geringen. Gott ist an keine solchen Prinzipien gebunden.) Jesaja war vielleicht Beamter, jedenfalls ein Schriftsteller. Er hat Geschichtsbücher geschrieben. Wir hören von einer Chronik über den König Usia und einer über den König Hiskia, die er verfasst hat. Diese Bücher sind verloren.

Das dürfte typisch sein: Usia und Hiskia sind zwei fromme Könige. Über sie hat Jesaja Bücher geschrieben. Er wollte ihnen ein Denkmal setzen. Er wollte – von sich aus – nicht vor allem kritisieren, sondern das Gute herausstellen. Das aber ist verloren gegangen. Geblieben ist von Jesaja nur, was Gott ihm aufgetragen hat, seine prophetische Kritik, die Worte vom nahen Untergang und die Verheissung dessen, was Gott aus seiner Kraft neu schaffen will.

Jesaja hatte ein Haus im Zentrum der Stadt, da lebte er mit seiner Frau und seinen Kindern. Seine Frau wird „Prophetin“ genannt, sie hat an seinem Wirken wohl persönlich wachen Anteil genommen. Auch mit ihrer Hilfe hat Jesaja einen Kreis von Schülern um sich gesammelt (Jesaja 8,16-18). Junge und alte Leute sind zu ihm gekommen, haben mit ihm geredet und haben sich von ihm belehren lassen über Gottes Walten mit dem Volk Israel. Entschlossen, manchmal mit Erfolg und manchmal auch wieder ganz ohne Einfluss, hat dieser Kreis für die innerliche, moralische Erneuerung des Volkes gekämpft. Das war nötig.

Es war zwar äusserlich gesehen eine recht gute Zeit. Man hatte Wohlstand und Sicherheit. Die Ernten waren gut, man konnte grosse Feste feiern, zusammensitzen, essen, trinken und singen ohne schwere Sorgen. Es gab zahllose solche Feste mit „Harfen, Zithern, Pauken und Pfeifen“ (elektronische Musikanlagen gab es noch nicht). Über sie ruft Jesaja aus: „Weh denen, die des Morgens früh auf sind, um zu trinken, und sitzen bis in die Nacht, dass sie der Wein erhitzt“. In den Kreisen der höheren Schichten wurde auch munter spekuliert. „Weh denen, die ein Haus zum andern bringen und einen Acker zum andern“, sagt der Prophet dazu. Man häufte Besitztümer an, die man selber gar nicht brauchen konnte. Religiös war man aufgeklärt. Die alten Geschichten von Mose und Abraham nahm man als schöne, aber ein bisschen veraltete Legenden. Wenn es Gott gibt, sagte man, solle er sich bitte schon doch endlich wieder einmal zeigen: „Er lasse eilends kommen sein Werk, dass wir es sehen“, so, schreibt Jesaja, spotten die Leute über Gott.

Ausdruck vom 28.10.2011

In einer solchen Zeit blinder Sicherheit und oberflächlicher Vernünftigkeit wirkte Jesaja. Merkwürdig fremd, unbegreiflich in seinem unerbittlichen Ernst, beängstigend und faszinierend zugleich, muss er gewirkt haben auf seine Zeitgenossen. So klar und doch so anders als alles andere war sein Wort. Ich stelle mir vor, dass man ihn teils bewundert und geliebt, und dann wieder ratlos den Kopf über ihn geschüttelt, ja, ihn gehasst und weggewünscht hat.

Drei Jahre lang ist er einmal barfuss, angezogen nur mit einem groben Sack, herumgelaufen, zum Zeichen dafür, dass den Ägyptern, auf die man sich in der Jerusalemer Diplomatie abgestützt hatte, die Kriegsgefangenschaft bestimmt sei.

In all dem war Jesaja ein Prophet. Er hat gesehen und hat persönlich Umgang gehabt mit dem, was wir Menschen sonst nur dem Namen nach kennen: Gott. Jesaja hat gewusst, über die Massen erschrocken hat er gesehen, dass wirklich dieser Gott die Geschichte der Völker in seiner Hand hat, und dass alles, Sichtbares und Unsichtbares, von diesem Gott des Volkes Israel erregt und bewegt wird. So war ihm klar: Mit seiner oberflächlichen Vergnügungssucht, mit seinen frommen, nichtssagenden Sprüchen und seinem politischen und juristischen Taktieren kann das Volk nicht bestehen vor Gott.

Etwa vierzig Jahre lang hat Jesaja mit diesem Wissen gewirkt. Zuletzt, erzählt man (ob das wahr ist, wissen wir nicht), sei er unter dem König Manasse zum Tod verurteilt und zersägt worden. Im kleinen Kreis seiner Jünger aber wurden seine Reden und Lehren gesammelt und bewahrt. So können wir sie heute noch, 2700 Jahre später, lesen und hören.

III

Im Herzen dieses Jesajabuches steht die Erzählung, wie der Prophet Gottes Herrlichkeit sieht. Es geschieht im Tempel. Da weicht das undurchdringlich Sichtbare, und das, was von Ewigkeit her in und über allem verborgen sich bewegt, erscheint vor den Augen des Propheten: Einen „hohen und erhabenen Thron“ sieht Jesaja, und darauf „den Herrn“. Es ist, wie wenn der Prophet sein Wort sogleich wieder zurücknehmen würde: „Sein Saum füllte den Tempel“, erzählt er. Der äusserste Rand von dem Kleid, in das Gott sich hüllt, erfüllt den ganzen Tempel und nimmt dem Propheten die Sicht. Er sieht Gott und sieht ihn doch nicht. Er sieht aber über und um den Thron Engelwesen, die „Seraphim“, wie er sie nennt: „Ein jeder mit

Ausdruck vom 28.10.2011

sechs Flügeln: mit zweien deckten sie ihr Antlitz, mit zweien deckten sie ihre Füsse und mit zweien flogen sie“. Können wir uns diese Engel vorstellen? Oder ist ihre Gestalt etwas anderes noch, als was wir in den drei Dimensionen unserer Erfahrungswelt fassen können?

IV

Einer der Seraphim naht sich dem Propheten, berührt seine Lippen mit einer glühenden Kohle vom Altar und nimmt so die Schuld von ihm. So macht diese Erzählung anschaulich, was die Bibel für uns ist: Dieses Buch enthält Worte, die nicht von der Sünde verzerrt und verfälscht sind. Die Bibel ist nicht, wie man gesagt hat, ein irrtumsloses, unfehlbar vernünftiges Buch. Sie ist mehr. Sie ist ein Buch, das wahr ist wie kein anderes, ein Buch, aus dem alle Lüge und Verführung ausgebrannt sind. Die Lippen des Propheten werden berührt mit der Kohle vom Altar, seine Schuld ist gesühnt.

Da hört er Gott fragen: „Wen soll ich senden? Wer will mein Bote sein?“

Jesaja antwortet, knapp und klar. Ohne grosses Wesen spricht er die Worte aus, die gross sind: „Hier bin ich, sende mich!“

V

So bekommt er seinen Auftrag.

Seinen Auftrag – merkwürdig und sehr schwer.

Es ist der Auftrag: Geh und rede mit dem Volk, so dass sie dich nicht verstehen und sich nicht ändern! Der Prophet bekommt den Auftrag, zu wirken, ohne Erfolg zu haben. Er soll erfolglos predigen. „Höret und versteht’s nicht, sehet’s und merkt’s nicht! Verstocke das Herz dieses Volkes und lass ihre Ohren taub werden und ihre Augen blind, dass sie nicht sich bekehren und genesen“, lautet der ausformulierte Auftrag. Das ist merkwürdig.

Jesaja macht sich ans Werk, und er macht dabei diese vorher schon formulierte Erfahrung. Er redet und lehrt. Doch was er sagt, ist derart fremd, so anders, so unverständlich, dass seine Zeitgenossen sich darüber nur ärgern und sagen: Damit kann ich nichts anfangen.

So geht es dem Wort Gottes auch heute oft. Die Menschen lesen und hören es und ärgern sich: Was soll das? Damit kann ich nichts anfangen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Wir möchten, dass wir etwas anfangen können mit dem Wort Gottes. Wir möchten nicht, dass das Wort Gottes etwas mit uns anfängt. Wir möchten, dass dieses Wort sich einfügt in das, was wir verstehen. Wir möchten uns nicht einfügen in das, was Gott versteht. Dringt dieses Wort doch an unsere Ohren, ärgern wir uns und sagen: Ich verstehe das nicht. So wird das Herz zäh und dickflüssig, was gesagt wird, darf nicht eindringen ins Denken und Fühlen. Das Herz wird „verstockt", sagt die Bibel. Geh, verstocke das Herz dieses Volkes, lautet der Auftrag Gottes an Jesaja.

VI

„Herr, wie lange?" „Wie lange", fragt der Prophet verzagt.

Jesaja ist ein Mensch; er hat sein Volk lieb. Zwar liebt er Gott – aber er möchte doch nicht, dass am Schluss nur eben Gott Recht bekommt und das Volk in seiner Selbstgefälligkeit nur einfach bestraft wird.

Wie lange soll ich reden und die Leute damit nur ärgern, fragt er. Was ist der Zweck?

Die Antwort ist noch einmal hart: „Bis die Städte wüst werden und das Feld ganz wüst daliegt . . . " Das Land muss heimgesucht werden von Elend und Krieg, und seine Einwohner werden weggeführt. Und „auch wenn nur der zehnte Teil darin bleibt, so wird es abermals verheert werden, doch wie bei einer Eiche oder Linde, von denen beim Fällen noch ein Stumpf bleibt. Ein heiliger Same wird solcher Stumpf sein."

So ist es tatsächlich geschehen. Auch Juda und Jerusalem sind von mächtigen Armeen belagert und erobert worden; und die Einwohner wurden in die Kriegsgefangenschaft weggeführt. Da aber, in diesem Elend, haben einige wenige sich wieder an den Propheten Jesaja erinnert und haben die Schüler Jesajas gefragt: Was hat er eigentlich damals gesagt, dieser Jesaja? Und man hat seine Worte zu lesen begonnen und hat in ihnen Trost gefunden.

Das ist übrig geblieben vom Volk Israel. „Ein heiliger Same wird solcher Stumpf sein".

Es ist wie bei einem Baum, sagt Gott zu Jesaja: Wenn man ihn fällt, weil die Äste dürr und verwachsen sind, kann ein Stumpf bleiben. Daraus kann ein junger Baum wachsen, der wieder Frucht trägt.

Aus dem kleinen Rest im Volk Israel, unter den Menschen, die aus dem Elend heraus wieder nach dem Wort Gottes gefragt haben, ist die Hoffnung

Ausdruck vom 28.10.2011

auf den Messias erwachsen. In diesem Rest seines Volkes hat später Jesus seine irdische Heimat gefunden.

VII

Was heisst das, was wir von Jesaja hören, für uns heute?

Zweierlei möchte ich hervorheben. Zum einen, dass es nicht einfach nur schön ist, wenn wir in die Gemeinschaft mit Gott finden. Wahrhaft religiöse Erlebnisse sind nicht unbedingt wohltuend. Wenn Gott seinen Weg mit uns durch die wechselnden Zeiten geht, ist das nicht nur angenehm. Jesaja ist über die Massen erschrocken, als er Gott gesehen hat: „Weh mir … !“

Wir denken oft allzu naturhaft und harmlos von Gott und meinen, er müsse mithelfen und uns die nötigen Kräfte geben, damit wir unsere Arbeit tun und den sozialen Fortschritt weiter vorantreiben können. Doch im Volk Israel ist es nicht heller und heller geworden durch das Wirken der Propheten. Der Weg des Gottesvolkes ging durch ein hartes Gericht hindurch. Nur ein kleiner Stumpf ist übriggeblieben. Auch uns bleibt im Glauben oft nur wenig Kraft und Freude übrig. Das ist nicht, weil wir etwas falsch machen, sondern weil es so sein muss. Gott führt uns so.

Das andere: Wir möchten gemeinsam das Wort Gottes weitergeben, möchten sagen und singen von dem, was uns Gott geoffenbart hat und was in allen Ländern herrlich zu sehen ist. Dabei machen wir aber die Erfahrung, dass anderes, das viel dürftiger ist im Inhalt, viel grössere Erfolge feiern kann. Bei Jesaja hören wir, dass es eben so war und sein muss. Erst lange nach seinem Tod hat sein Volk auf Jesaja gehört. Seine Botschaft hat nur in einem kleinen Kreis von treuen, nachdenklichen Menschen überlebt.

Auch all das viele, das in unserer Zeit rundum willig aufgenommen und eifrig diskutiert wird, in der Welt so wohl wie in den Kirchen, all das, was die Menschen sofort und gern verstehen, das wird doch verwehen und bald schon verloren sein – wenn es nicht verwurzelt ist in dem, was die Propheten gebracht haben, und seine Kraft zieht aus dem, was in Israel übrig geblieben ist nach dem Gericht. Was in unserem Volk jetzt als gross und wichtig erscheint, wird bald schon wieder an seinen inneren Problemen zerfallen. Was aber bei uns werden darf, was Menschen an neuen Erkenntnissen und frischem Opfermut gewinnen, weil sie auf die prophetischen Worte der Bibel hören, das wird bestehen und kommenden Generationen wieder Hoffnung und Ehre vermitteln. Was uns vom Weihnachts- und Os-

Ausdruck vom 28.10.2011

terfest erschlossen worden ist, was wir in der Passionszeit erwogen und worüber wir uns an Himmelfahrt gefreut haben, das ist der Wurzelboden für allen wahrhaften Trost, den die Menschen je finden können, für alle rechte Freude, mit der sie ans Werk gehen können. „Ein heiliger Same wird solcher Stumpf sein.“
Amen.

2. Adventssonntag, 6. Dezember 1992

Ausdruck vom 28.10.2011

1. Sonntag nach Trinitatis

Eine Offenbarung Jesu Christi

Galater 1,11-24

Lesung	Johannes 5,39-47
Psalm	34
Lied	„Nun bitten wir den Heiligen Geist“

Denn ich tue euch kund, liebe Brüder, dass das Evangelium, das von mir gepredigt ist, nicht von menschlicher Art ist. Denn ich habe es nicht von einem Menschen empfangen oder gelernt, sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi. Denn ihr habt ja gehört von meinem Leben früher im Judentum, wie ich über die Massen die Gemeinde Gottes verfolgte und sie zu zerstören suchte und übertraf im Judentum viele meiner Altersgenossen in meinem Volk weit und eiferte über die Massen für die Satzungen der Väter. Als es aber Gott wohlgefiel, der mich von meiner Mutter Leib an ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat, dass er seinen Sohn offenbarte in mir, damit ich ihn durchs Evangelium verkündigen sollte unter den Heiden, da besprach ich mich nicht erst mit Fleisch und Blut, ging auch nicht hinauf nach Jerusalem zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern zog nach Arabien und kehrte wieder zurück nach Damaskus. Danach, drei Jahre später, kam ich hinauf nach Jerusalem, um Kephas kennen zu lernen, und blieb fünfzehn Tage bei ihm. Von den andern Aposteln aber sah ich keinen ausser Jakobus, des Herrn Bruder. Was ich euch aber schreibe – siehe, Gott weiss, ich lüge nicht! Danach kam ich in die Länder Syrien und Zilizien. Ich war aber unbekannt von Angesicht den christlichen Gemeinden in Judäa. Sie hatten nur gehört: Der uns früher verfolgte, der predigt jetzt den Glauben, den er früher zu zerstören suchte, und priesen Gott über mir.

Galater 1,11-24

I

Liebe Gemeinde!

Nicht von Menschen und nicht durch Menschen hat er sein Apostelamt empfangen, stellt Paulus gleich im ersten Vers seines Galaterbriefes heraus. „Nicht nach Menschen“ richtet sich seine Botschaft, betont er jetzt

noch einmal. Heftig insistiert Paulus darauf, dass er seine Autorität nicht abgeleitet haben will von einem menschlichen Auftrag. Ganz gleich, ob das seiner Gemeinde passt oder nicht, ganz gleich, was die anderen Apostel sagen, ganz gleich, ob die Menschen ihn verstehen und sein Wort akzeptieren oder nicht – Paulus hat seine Kompetenzen und Befugnisse direkt von Gott und beharrt trotzig darauf, dass er seine Verkündigung nie und nimmer ausrichten werde nach dem, was die Menschen gern hören möchten.

Dabei geht es um viel mehr als einen protestantischen Freiheitstrotz. Wann immer wir eine Messe hören, ist es ganz offensichtlich: Ihre Worte und ihre Musik nehmen uns hinein in eine Welt, die alles andere als von menschlicher Art ist. Kein Mensch hätte sich so etwas ausgedacht und es so arrangiert. In den Hauptstücken der Messe verschränken sich urtümlich bildhafte Worte mit hochabstrakten philosophische Begriffen: Das Lamm, unschuldig, machtlos, blutig geschlachtet … „eines Wesens“, „con substantialem“ mit dem Vater … Fragmente aus den Visionen der alttestamentlichen Propheten folgen auf den allgemein menschlichen Ruf nach Erbarmen. Eine gewaltige, über tausendjährige Geschichte wird mit ein paar wenigen dichten Worten vergegenwärtigt. Der jahrhundertlange Lobpreis Israels, vom erlösten Reigentanz der Frauen rund um Mirjam bis zum nächtlichen Lob der Tempeldiener, mündet in das Lob der Engel über den Hirten auf Bethlehems Feld. Was Jesaja im Jahr 736 vor Christus im Jerusalemer Tempel in einer visionären Schau gehört hat, verbindet sich mit dem Ruf, mit dem Jesus 800 Jahre später in derselben Stadt von einer jubelnden Menschenmasse empfangen worden ist: „Heilig, heilig, heilig … Gelobt sei, der da kommt!“ Wahrhaftig, wenn wir die Worte der Messe hören und mit unserem Gemüt aufzunehmen versuchen, spüren wir: Das ist nicht von Menschen und richtet sich nicht nach menschlichen Bedürfnissen. Da ist vielmehr eine fremde und andere Welt ins Wort gefasst: Eine hoch geistige Welt, die fest verankert ist in fassbaren irdischen Ereignissen, eine geistige Welt, die in den einzigartigen Erfahrungen gründet, wie sie die Propheten und Apostel im jüdischen Volk gemacht haben.

Ein Stück dieser so weit gespannten und doch so handfest geerdeten Geisteswelt eröffnet sich uns auch in den präzisen Worten des Apostels Paulus im Galaterbrief. „Als es Gott wohlgefiel, der mich von Mutterleib an ausgesondert hatte“, schreibt Paulus. Mit dieser Formulierung nimmt er ein Wort des grossen Propheten Jeremia auf. Ihn hatte Gott berufen mit den Worten: „Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleib bereitete, und sonderte dich aus, ehe du von deiner Mutter geboren wurdest, und bestellte dich

Ausdruck vom 28.10.2011

zum Propheten für die Völker“ (Jeremia 1,5). Auf diese Art also kommt das Fremde, Andersartige, Befreiende von Gott her in die Welt. Gott bereitet Menschen im Mutterleib, formt sie, bevor sie geboren werden, und bestimmt sie, in seinem Namen ihren Auftrag zu erfüllen. Wenn man das heute liest, fragt man sich unwillkürlich: Wie manches Menschenkind hat vielleicht der Schöpfer uns zur Hilfe in einem Mutterleib bereitet, doch es ist vor seiner Geburt getötet worden?

Gott hat mich im Mutterleib bereitet, schreibt der Apostel, und als die Zeit da war und es ihm gefiel, hat er mich berufen und hat mir seinen Sohn offenbart. Gott hat seinen Sohn offenbart. Aus dieser Offenbarung kommen die grossen, schweren Worte der Messe, die so über alles Verstehen unsere Herzen umgreifen. Sie fassen zusammen, was Gott uns Menschen in der langen Geschichte seines Volkes offenbart hat. Nur weil Gott seinen Sohn offenbart hat, hören und singen je wieder Menschen die Worte der Messe.

II

Vorher, schreibt der Apostel, gab es auch für ihn nur das, was es für alle Menschen in allen Ländern und Völkern gibt, nämlich eine bestimmte Tradition, Sitten und Gewohnheiten, überlieferte Wertsysteme, eingeübte Denkmodelle, Konventionen, menschliche Urteile und Vorurteile usw. Für Paulus war dieser Komplex von Meinungen und Verhaltensweisen das „Judentum“. „Mein früheres Leben im Judentum“, schreibt er, und benutzt einen für die Bibel ungewöhnlich abstrakten Begriff. Solche abstrakten Begriffe brauchen auch wir, wenn wir mit unserem Denken die Lebensvielfalt verständlich und fassbar zu machen versuchen. Wir reden immer wieder einmal vom „Christentum“, früher sprach man sogar vom „Schweizertum“; aber meistens benutzen wir eine andere Silbe am Ende des Wortes und reden vom Buddhismus, vom Tao- oder Hinduismus, vom Liberalismus und Kommunismus und Feminismus etc. Damit verallgemeinern wir ein Konglomerat von persönlichen Bindungen und Denk- und Lebensgewohnheiten: Sozialismus, Humanismus, Traditionalismus, Modernismus, Postmodernismus etc.

Ein solches Konstrukt, schreibt Paulus, ist etwas Menschliches. Darum kann ein Mensch sich mit seinen menschlichen Kräften dafür einsetzen, kann es eifrig oder sogar fanatisch verteidigen und durchzusetzen versu-

Ausdruck vom 28.10.2011

chen. So, schreibt Paulus, hat er sich für das Judentum ereifert – bis Gott ihm seinen Sohn offenbarte.

Was heisst das für uns, liebe Gemeinde? Müssen wir jetzt für das „Christentum“ kämpfen, nachdem uns dargelegt worden ist, dass Jesus der Christus ist, der Sohn des lebendigen Gottes (Matthäus 16,16). Müssen wir uns für den Protestantismus einsetzen, nachdem Luther und Calvin und Zwingli uns viel Richtiges und Wegweisendes mitgegeben haben?

Ich denke nicht. Es ist kein Zufall, dass Paulus zwar vom „Judentum“, aber nicht vom „Christentum“ schreibt. Ja, im ganzen Neuen Testament nennen die Gläubigen sich niemals selber „Christen“.

Wer ergriffen ist von einer Erkenntnis, die grösser ist, als er sie zu fassen vermag, wer überzeugt ist, dass er der Wahrheit dienen will und darf, versucht nicht, diese Wahrheit mit einem abstrakten Begriff zu umfangen und zu einem Objekt seines Eifers zu machen. Nur wer die Wahrheit so klein haben will, dass sie in einer Ideologie Platz hat, wird zum Fanatiker, der einen „Ismus“ durchsetzen möchte.

III

Paulus hat es anders gehalten. Er hat nicht versucht, seinen Auftrag menschlich abzustützen und auszubreiten. Er ist zuerst einmal hin und her gereist, nach Arabien, zurück nach Damaskus, und erst nach drei Jahren dann nach Jerusalem. Dort aber wollte er tatsächlich den Apostel Petrus kennen lernen, und dort lernte er auch den Bruder von Jesus, Jakobus, kennen. Das war nötig – mehr aber nicht!

Auch für uns, die wir nicht Apostel sind, ist das die Bewegung des Glaubens: zuerst die freie Begegnung – natürlich nicht die Begegnung direkt mit Gott, wie es einem Apostel gegeben ist. Aber doch die freie, unmittelbare Begegnung mit dem Wort Gottes, wie es durch die Apostel zu uns gekommen ist. Daraufhin ist aber auch die äussere Rückbindung nötig: dass wir uns bemühen um die Übereinstimmung mit denen, die vor uns berufen worden sind. Hier in dieser Stadt sind viele geistliche Aufbruchbewegungen ins Leere gelaufen, weil dieser Rückbezug nicht gelungen ist. Menschen, die neu den Ruf Gottes gehört haben, sind nicht in der rechten Weise eingebunden worden. Ich denke, sie sind zum Teil von den etablierten geistlichen Amtsträgern vereinnahmt und fehlgeleitet worden, zu einem anderen Teil sind sie auch am eigenen, anmassenden Übereifer zerbrochen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Paulus war mehr als wir je sein sollen. Er war der letzte vollgültig berufene Apostel. Paulus geht darum seinen Weg noch eigenständiger, als wir das können. Stolz beharrt er auf seiner Berufung direkt von Gott. Doch auch er sucht den Kontakt, die Übereinstimmung mit denen, die vor ihm berufen sind.

Beides ist also richtig und nötig: Wir sollen eingebunden bleiben in die Gemeinschaft derer, die vor uns ans Werk geschickt worden sind. Wir müssen sie kennen lernen, uns vergewissern, dass wir mit ihnen verbunden sind. Noch vorher aber kommt das andere: Wir sind frei und sollen frei bleiben! Wir können und sollen uns ein eigenes Urteil bilden mit der Hilfe dessen, was die Propheten und Apostel uns dargelegt haben. Dadurch werden wir radikal frei von allem Menschlichen: Nicht von Menschen, nicht nach menschlicher Art, hat uns Gott die eine, einzig wirklich tragfähige Alternative erschlossen zu dem, was etabliert ist, dadurch, dass er uns seinen Sohn, Jesus Christus, geoffenbart hat. Er ist von dem drei Mal heiligen Gott zu uns gekommen, und die jubelnde Volksmenge in Jerusalem hat ihn begrüsst, bevor sie ihn dann ans Kreuz geschrien hat. Möge er uns frei machen von allen falschen menschlichen Abhängigkeiten, und uns einbinden in die Gemeinschaft all derer, denen er seine Gnade so teuer erworben hat. Amen.

Sonntag, 14. Juni 2009

Ausdruck vom 28.10.2011

2. Sonntag nach Trinitatis

Doch sie wollten nicht kommen

Matthäus 22,1-14

Lesung	Kolosser 3,12-17
Psalm	36
Lied	„O Jesu Christe, wahres Licht“

Und Jesus fing an und redete abermals in Gleichnissen zu ihnen und sprach: Das Himmelreich gleicht einem König, der seinem Sohn die Hochzeit ausrichtete. Und er sandte seine Knechte aus, die Gäste zur Hochzeit zu laden; doch sie wollten nicht kommen. Abermals sandte er andere Knechte aus und sprach: Sagt den Gästen: Siehe, meine Mahlzeit habe ich bereitet, meine Ochsen und mein Mastvieh ist geschlachtet und alles ist bereit; kommt zur Hochzeit! Aber sie verachteten das und gingen weg, einer auf seinen Acker, der andere an sein Geschäft. Einige aber ergriffen seine Knechte, verhöhnten und töteten sie. Da wurde der König zornig und schickte seine Heere aus und brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an. Dann sprach er zu seinen Knechten: Die Hochzeit ist zwar bereit, aber die Gäste waren’s nicht wert. Darum geht hinaus auf die Strassen und ladet zur Hochzeit ein, wen ihr findet. Und die Knechte gingen auf die Strassen hinaus und brachten zusammen, wen sie fanden, Böse und Gute; und die Tische wurden alle voll. Da ging der König hinein, sich die Gäste anzusehen, und sah da einen Menschen, der hatte kein hochzeitliches Gewand an, und sprach zu ihm: Freund, wie bist du hier hereingekommen und hast doch kein hochzeitliches Gewand an? Er aber verstummte. Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm die Hände und Füsse und werft ihn in die Finsternis hinaus! Da wird Heulen und Zähneklappern sein. Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

Matthäus 22,1-14

I

Liebe Gemeinde!

Es war vor etwa dreizehn Jahren, noch bevor Prinzessin Diana in die ganz wüsten Schlagzeilen wegen ihrer Ehe geriet: Da wollte sie ein grosses Wohltätigkeitsfest veranstalten in der englischen Stadt Bristol. Sie liess

dort den alten Festsaal mieten und ein würdiges Essen vorbereiten und einige hundert Einladungen verschicken. Aber niemand wollte kommen. Im Gegenteil, es gab eine üble Schmutzkampagne gegen sie, und zuletzt musste sie ihre Diener in die Stadt schicken, und mit Mühe und Not konnte man ein paar Leute von den Pubs und aus der Drogenszene herbei holen, so dass der schöne Saal am Ende doch halbvoll wurde und die Prinzessin ihr Festmahl nicht allein essen musste.

Ihr glaubt mir nicht, liebe Gemeinde, dass das geschehen ist? Ihr würdet mir auch nicht glauben, wenn ich euch erzählen würde, dass der Fussballstar Ronaldinho oder das Starlet Paris Hilton oder der Dalai Lama oder Kofi Annan oder Papst Benedict oder jemand Ähnliches zu einem Fest einlädt, und niemand kommt. So etwas ist völlig undenkbar. Wenn die Könige dieser Welt einladen, kommen die Menschen. Sie fühlen sich geehrt, wollen dabei sein, sehen und gesehen werden und wissen, dass es eine unerhörte Gelegenheit ist, bei einem angesehenen Menschen Gast zu sein. So ist es.

Jesus aber erzählt die unglaubliche Geschichte von einem König, der zur Hochzeit seines Sohnes einlädt – und alle geladenen Gäste entschuldigen sich. Ja, der König wiederholt die Einladung ein bisschen aufdringlicher, und da werden seine Botschafter misshandelt und sogar getötet, und am Ende muss der König zufrieden sein mit einem Haufen Gästen, die man auf der Strasse zusammengetrommelt hat. So, sagt Jesus, geht es Gott. Auf eine derart unglaubliche Weise wird er von den Menschen behandelt. Er lädt sie ein, er hat ihnen viel Gutes bereitet – aber sie wollen nicht kommen, sie haben Besseres zu tun. Ja, sie misshandeln und töten seine Gesandten, und am Ende sind nur ein paar Minderwertige bei ihm zu Gast.

Letzte Woche war in unserer Lokalzeitung zu lesen, dass (verwundernswerterweise) die Gellertkirche ausgebaut werden muss, während sonst alle Kirchen leer seien. Der Bericht hatte einen Tonfall, der sagte: Das ist ein Problem – ein Problem für die Kirche, ein Problem für Gott. Sie müssen sich anstrengen und Besseres bieten, wenn sie Leute in der Kirche haben wollen. Jesus aber sagt: Es ist tatsächlich ein Problem. Aber dieses Problem ist Gott seit je her bekannt. Er weiss: Die meisten Menschen wollen seiner Einladung nicht folgen. Sie sind sich zu gut, haben Wichtigeres zu tun und wollen nicht zu denen gehören, die Gnade und Vergebung nötig haben. Gott ist es gewohnt, dass man ihn verachtet und seine Boten zum Schweigen zu bringen versucht. Er weiss, dass es ihm genau so geht, wenn er sich an die Menschen wendet.

Ausdruck vom 28.10.2011

Auch heute morgen ist das nicht anders. Die Glocken klingen über die Stadt. Aber die meisten haben etwas Wichtigeres zu tun als der Einladung Gottes zu folgen. Auch wir sind ja nicht hier, weil wir hier ein so tolles Feeling in einer so tollen Gemeinschaft haben. In der Kirche sammeln sich viele beschwerte Menschen, die irgendwie heraus gefallen sind aus dem Lebensglück und auf unwegsamen Strassen und Plätzen sich neu zu orientieren versuchen. Das spürt man und das kann belasten. Gott hat darum auch uns drängen müssen, damit wir gekommen sind. Am Ende wussten wir nichts Besseres, als seinem Ruf zu folgen, unsere Kinder taufen zu lassen, und jetzt hier einzustimmen in die Lieder, die davon singen und sagen, dass Gottes Sohn sich mit uns vereinen will. Jetzt finden wir hier bei Gott tatsächlich Besseres, als wir erwartet, viel Besseres, als wir verdient hätten. Wir sind hier vor Gott zwar wie Zweit- oder Drittklassige, zusammengetrommelt von den Strassen: Aber jetzt sind wir hier beim König aller Könige, beim Herrn und Schöpfer der Welt, hinein genommen in das Geheimnis seiner Liebe!

II

Von dem, was Jesus mit seinem Gleichnis erzählt, berichtet auch das ganze Alte Testament. Die Geschichte des Volkes Israel liest sich wie die lange Geschichte eines gewaltigen Misserfolgs. Gott ruft Abraham und führt das Volk aus Ägypten. Aber kaum sind sie in der Freiheit, bauen sie sich das Goldene Kalb. Kaum hat David die Macht, bricht er die Ehe und begeht den Mord an Uria. Kaum ist der Tempel gebaut, strömen die Menschen in die freie Natur und verehren die Götter von Feldern und Wäldern und Flüssen. Es ist unbegreiflich, wie die Menschen auf Gott reagieren, schreibt der Prophet Jeremia, es ist unnatürlich: „Der Storch weiss seinen Ort, Turteltaube, Kranich und Schwalbe halten die Zeit ein – aber mein Volk will nicht wissen, was Recht ist“ (Jeremia 8,7)! Die grosse Mehrheit in Israel achtet seinen Gott gering und hat Wichtigeres zu tun als seiner Einladung zu folgen. Und am Ende, als Jesus dann da ist und den Kranken hilft und die Menschen mit Hoffnung erfüllt, wie nie vorher und nachher ein anderer, da sagen die Verantwortlichen: den können wir nicht brauchen. Und das Volk, leicht manipulierbar, schreit: ans Kreuz mit ihm!

So geht es Gott mit den Menschen. Seine Geschichte mit uns ist vom äusseren Erfolg her ein Fiasko. Seine Einladung wird abgelehnt. Das ist auch heute so. Der Schöpfer des Himmels und der Erde hat sich uns offen-

Ausdruck vom 28.10.2011

bart. Er hat uns durch Christus ein unergründliches Geheimnis offen gelegt und will uns durch die Worte der Bibel erklären, aus welchen Gründen er was tut. Doch kaum haben die Menschen einen hastigen Blick in die Bibel geworfen, rümpfen sie die Nase und sagen: Wir haben Wichtigeres zu tun, als das zu lesen. Sie wissen zwar nicht wirklich, was geschrieben steht, sie wissen fast nichts von der Geschichte und von dem, was die sichtbare Natur an Fragen weckt und was Künstler aus der Bibel geschöpft haben, aber sie sind sich sicher: Das alles ist es nicht wert, dass wir uns die Zeit nehmen und uns damit beschäftigen. Schon mit meinen Konfirmanden habe ich immer wieder diesen Kampf: Wenn ich ihnen zu sagen versuche, was für eine grosse Ehre es ist, dass der Herr der Welt uns seine Gedanken mitteilen und uns mit ewig Gutem begaben will, meinen sie zuerst einmal doch, es sollte möglich sein, dass sie all das im Vorbeigehen pflücken, ohne dass sie sich setzen und sich die Zeit für die Gemeinschaft mit Gott nehmen.

Der Journalist, der von der vollen Gellert- und den leeren anderen Kirche berichtet hat, machte sich keinen Moment lang einen ernsthaften Gedanken darüber, was es eigentlich heisst, wenn tatsächlich die Kirchen leer wären. Wenn tatsächlich das wunderbare Erbe des christlichen Abendlandes nicht mehr angenommen und dankbar gepflegt wird, ist das in der Tat schlimm – aber nicht für Gott. Gott rechnet damit. Er ist auf eine Stadt wie Basel nicht angewiesen. Es ist aber schlimm für uns und unsere Kinder. Denn wenn die Kirchen leer sind, sind ja nicht stattdessen die Theater- und Konzertsäle voll; und schon gar nicht stehen die Menschen Schlange und wollen sich ehrenamtlich engagieren, weil sie die Zeit für den Gottesdienst gespart haben und stattdessen etwas anderes leisten wollen, damit die Gemeinschaft innerlich gefüllt und tragfähig bleibt. Was passiert, liebe Gemeinde, wenn Gottes Barmherzigkeit nicht wert geachtet und dankbar mit anderen geteilt wird? Was passiert, wenn tatsächlich die Menschen sich nicht mehr finden an einem Ort, wo sie eine grössere Ehre geschenkt bekommen, als sie in sich selber haben?

Solche Fragen stellen sich die wenigsten ernsthaft. Die meisten denken selbstgefällig: Der König, von dem die Bibel berichtet, dass er mich einlädt, war vielleicht früher einmal ein guter und wichtiger Mann. Jetzt aber sind wir zu gut für ihn und haben Wichtigeres zu tun: Zuerst die Familie, dann das Geschäft, dann die Ferien … Bitte entschuldigt mich.

Ausdruck vom 28.10.2011

III

Jesus hat damals die Geschichte weiter erzählt und hat seinen Zeitgenossen gesagt, was die Folge von diesem selbstbezogenen Verhalten sein werde. Der König wurde zornig, erzählt Jesus, und schickte seine Armee und zündete ihre Stadt an. Tatsächlich ist im Jahr 70, vierzig Jahre nach Jesu Tod, Jerusalem erobert und verbrannt worden; eines der schreckenvollsten Ereignisse der Menschheitsgeschichte, voll menschlichem Weh.

Was wird es bei uns für Folgen haben, wenn viele die Einladung Gottes verächtlich ablehnen? Werden sie auch blutig sein, wie im vergangenen Jahrhundert in so vielen Ländern Europas? Oder wird das Leben innerlich zu Asche verbrannt werden? Oder nimmt alles noch einmal eine gnädige Wendung?

In seinem nachdenklichen Buch über die kulturellen Grundlagen Europas meint der Tübinger Soziologe Tenbruck, dass in unserer Zivilisation der Zwang bestehen bleiben werde, das Räderwerk ihrer Organisation am Laufen zu halten: Jeder muss hingehen, auf seinen Acker, an sein Geschäft. Soziologisch seien nicht unbedingt blutige Umwälzungen zu erwarten, meint Tenbruck, vielmehr sei am ehesten damit zu rechnen, dass „eine Sozialreligion von Brot und Spielen eine fellachisierte Bevölkerung in eine geschäftige Dumpfheit“ verfallen lässt, in der den Menschen jedes Empfinden für eine höhere Ehre abhanden kommt. Verbrannt wird nicht die Stadt, aber ihre Ehre. Alle trinken ihr Bier, oder ihren Sekt, lesen Dan Brown oder Asterix, freuen sich an Wagner, oder am FCB, und niemand weiss mehr, dass wir einmal gerufen worden sind von dem König aller Könige, dem Schöpfer des Himmels und der Erde.

IV

Liebe Gemeinde!

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Kirche alle Mühe gegeben, auf die Wünsche der Menschen einzugehen und mit immer neuen Angeboten und Dienstleistungen Anerkennung zu finden. Dazu hat auch gehört, dass oft gepredigt wurde: Zu Gott darfst du kommen, so wie du bist, ganz bedingungslos.

Jesus aber erzählt, dass der König, als er schliesslich mit Mühe und Not seine Gäste beisammen hat, unter ihnen einen Mann erblickt, der kein hochzeitliches Kleid angezogen hat. Er fragt ihn: Warum? Mein Freund,

Ausdruck vom 28.10.2011

warum hast du kein Festkleid an? Und der Mann verstummt. Er weiss nichts zu sagen.

Es ist also nicht so, dass dieser Mensch arm ist und kein festliches Kleid besitzt und keines erlangen kann. Das hätte er sagen können; in dem Fall hätte er sich ohne weiteres erklären und entschuldigen können. Aber der Mann verstummt. Denn er hat kein festliches Gewand an, weil er sich zu gut dafür ist und den Gastgeber beleidigen will. Er wollte dummdreist demonstrieren: Wenn ich schon teilnehme an dieser jämmerlichen Party, müssen alle froh sein, dass ich da bin. Ich jedenfalls gebe mir keine besondere Mühe dafür.

Diesen Stolz wollte der königliche Gastgeber nicht dulden. So, sagt Jesus, ist Gott. Wenn wir arm sind und schwach, wenn wir mit unserer Sünde und Schuld zu ihm kommen und ihm damit Mühe und Sorgen bereiten, kann und will er uns helfen. Er will gnädig zudecken, was an uns schandbar ist, er will uns vergeben und uns neu einkleiden in seine Gnade (Psalm 103,4). Doch wenn wir ihn herausfordern, wenn wir meinen, er müsse froh sein, dass wir gnädigerweise in die Kirche kommen, wenn wir uns stolz so benehmen, wie es uns gerade wohl ist und den Gastgeber missachten, wenn wir ohne Ehrfurcht so tun, als müssten in der Kirche alle froh sein, wenn wir sie gnädigerweise mit unserer Gegenwart beehren, dann, erzählt Jesus warnend, wird der König sagen: Bindet ihn … und werft ihn hinaus. Da wird sein Heulen und Zähneklappern.

Wir dürfen zu Gott kommen, wie wir sind. Aber wir dürfen nicht bleiben wollen, wie wir sind. Wir sollen, wie Paulus schreibt, „als die Auserwählten Gottes“ *anziehen* „herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld“ (Kolosser 3,12). Wir sollen die Liebe anziehen.

V

In unserer romantisch liberalen Schweiz hat man manchmal gesagt: Es nützt nichts, wenn man das Gute nur äusserlich tut. Es muss von innen, aus dem Herzen kommen, nur dann ist es etwas wert. Aber in der Bibel steht das Gegenteil: „Zieht an“, schreibt der Apostel. Es kann durchaus sein, dass wir das Gute anziehen wie ein Kleid: Wir unterdrücken hässliche Gedanken und sagen stattdessen ein einigermassen liebevolles Wort; wir halten die Gier und den Neid unter Kontrolle und versuchen stattdessen mit anderen Menschen das Gute zu teilen. Die Bibel sagt: Auch wenn das zuerst vielleicht nur äusserlich geschieht, ist das besser, als wenn es über-

Ausdruck vom 28.10.2011

haupt nicht geschieht. Dieses Äusserliche dringt dann hoffentlich auch in das Innere.

Liebe Gemeinde! Es ist nicht viel, was Gott von uns will. Nur, dass wir kommen, mit Respekt vor seiner Einladung, und dankbar sind, dass er uns bei sich haben will. Das aber will Gott von uns. Ganz am Anfang seines Wirkens hat Jesus seinen Jüngern gesagt: „Geht hinein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zum Verderben führt, und viele sind's, die auf ihm hineingehen. Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind's, die ihn finden" (Matthäus 7,13.14).
Amen.

Sonntag, 30. September 2007

Ausdruck vom 28.10.2011

3. Sonntag nach Trinitatis

Ich bin das Brot des Lebens

Johannes 6,30-40

Lesung	1. Timotheus 1,12-17
Psalm	103
Lied	„Mein schönste Zier und Kleinod bist“

Da sprachen sie zu ihm: Was tust du für ein Zeichen, damit wir sehen und dir glauben? Was für ein Werk tust du? Unsre Väter haben in der Wüste das Manna gegessen, wie geschrieben steht (Psalm 79,24): „Er gab ihnen Brot vom Himmel zu essen.“

Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Nicht Mose hat euch das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel. Denn Gottes Brot ist das, das vom Himmel kommt und gibt der Welt das Leben.

Da sprachen sie zu ihm: Herr, gib uns allezeit solches Brot.

Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten. Aber ich habe euch gesagt: Ihr habt mich gesehen und glaubt doch nicht. Alles, was mir mein Vater gibt, das kommt zu mir; und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstossen.

Denn ich bin vom Himmel gekommen, nicht damit ich meinen Willen tue, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat. Das ist aber der Wille dessen, der mich gesandt hat, dass ich nichts verliere von allem, was er mir gegeben hat, sondern dass ich’s auferwecke am Jüngsten Tage. Denn das ist der Wille meines Vaters, dass, wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, das ewige Leben habe; und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage.

Johannes 6,30-40

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!

„Ich bin“: Zum ersten Mal hören wir hier im Johannesevangelium dieses Wort. Wie kaum etwas anderes hat dieses „Ich bin“ unsere jüdisch-christliche Welt geprägt und gibt uns und unseren Kindern ein tiefes Selbstbewusstsein: Ich bin nicht eine Sache. Ich bin eine Person. Ich bin kein

Zufallsprodukt, ich bin mit meiner Eigenart persönlich gewollt und geliebt. Denn lange vor mir hat ein anderer „ich“ gesagt, und das umfängt und trägt mein Ich und begrenzt es auf eine gute Art.

II

„Ich bin das Brot des Lebens“ sagt Jesus als erstes. Was unser Leben nährt und erhält, uns Kraft gibt und Lebensmut, ist nicht nur etwas Materielles, das man greifen und chemisch analysieren kann. Es funktioniert nicht nur. In all diesem Sichtbaren gibt es ein anderes Wesen noch, nicht nur physikalische Energien und Gesetzmässigkeiten, sondern einen persönlichen Willen, der es gewollt und ins Dasein gerufen hat. „Ich bin“, hat einer gesagt, hat das Leben nach seinen Absichten erdacht und geordnet, bevor das, was man etwas phantasielos den Urknall nennt, unseren Kosmos ausgespannt und Evolutionen ihn mit Leben erfüllt haben.

Adolf Portmann beschreibt zum Beispiel den „musikalisch vollendeten Gesang der Grasmücke“ in der je nach Jahreszeit unterschiedlichen Melodik und legt dar, wie dieser Gesang im Wesentlichen keinen lebenserhaltenden Zweck hat: „Dieses Singen – das Jugendlied wie der Herbstgesang – ist die akustische Weise, durch welche sich dieses kleine Wesen sich selber in seiner Besonderheit darstellt.“ „Sich selber“, schreibt Portmann. Ich möchte zurückfragen: Nur sich selber? Nicht auch einem anderen, ausserhalb der sichtbaren Welt? Bei Portmann bricht diese Frage oft untergründig auf, manchmal formuliert er sie ausdrücklich. Wenn man aber Portmann und gleichzeitig die Bibel liest, steht es überdeutlich vor Augen: Die Welt ist nicht nur eine Energiemasse, die funktioniert. Sie hat in sich ein persönliches Wollen und Gefallen. Jesus hat gesagt: Ich bin. In ihm hat der Schöpfer die Welt gebildet, freut sich an ihrer Schönheit und will auch uns die Augen auftun, dass wir sehen, wie gut er es gemacht hat.

III

Es ist unermesslich wichtig, dass wir das wieder hören und ernsthaft bedenken!

Denn wenn das grosse „Ich bin“ aus der Bibel bei uns verdrängt und mit Lärm und Geschwätz zugedeckt wird, bleibt nur noch das andere übrig: Das kleine „Ich bin“ von uns Menschen. Jedes Kind und jeder Manager und Professor sagt ganz ungehemmt: „Ich, ich, ich“, und nach diesem

Ausdruck vom 28.10.2011

kindischen Eigensinn soll sich alles richten, und neben ihm gibt es nichts anderes mehr als das grosse Es: Es, es, es, die Entwicklungen der Zeit und die Naturnotwendigkeiten, die neusten soziologischen Erhebungen und die Gesetzte des Marktes und die Bedürfnisse der Leute – irgendein solches Neutrum macht uns Menschen zu Rädern in einer Maschine, zu gesichtslosen Zahlen in der Planung von Versicherungsexperten und Politikern. Wir gleiten mit scheinbar sehr verständnisvollen Worten über alle Fragen des Lebens, aber wenn es darum geht, Stellung zu beziehen, zucken wir die Schultern und sagen: Es ist nun leider so, dagegen kann man nichts machen. Die grossen Konzerne haben viel Geld und Macht, aber sie haben keine Wahl, sie müssen fusionieren und Arbeitsplätze abbauen. Keine Person mit einem Gesicht zeigt sich und sagt: Ich will das. „Es" muss so geschehen. In der Medizin muss die technische Entwicklung immer weiter gehen. Wir sehen die Probleme, die sich daraus ergeben, aber „die Sachzwänge" sind nun einmal so. In den Schulen müssen wir zahllose Fragebögen ausfüllen. Alle wissen, dass die Fragen in die Irre führen und sich daraus keine wirkliche Erkenntnis gewinnen lässt, aber es ist nun einmal so gefordert. Auch in der Grafik und in der Musik muss man sich an die Formen und Unformen der Zeit anpassen, und auch in der Kirche müssen wir uns richten nach den Entwicklungen der Zeit. Niemand will das persönlich. Anonyme Mächte zwingen uns.

Jesus aber will uns frei machen, dass wir uns nicht kraftlos solchen gesichtslosen Mächten unterwerfen müssen. Er will uns den Glauben und mit ihm den Halt geben, an dem wir ansetzen und auch mit unseren kleinen Kräften zu einem menschenwürdigen Tun und Lassen finden können, dass wir uns als Personen aufrichten und sagen können: Ich will – mit Gottes Hilfe!

Dazu ist es nötig, dass wir sehen, wie die Dinge zusammenhangen. Es gibt eine tiefste Ursache dafür, dass das unpersönlich Technische derart übermächtig geworden ist. Fassen lässt sich diese an der offenkundigen Tatsache, dass wir die Worte Jesu an den Rand unserer Kultur gedrängt haben. Das „Ich bin" ist aus dem Herzen unserer Zivilisation verstossen worden; das biblische Erbe wird behandelt wie eine unwichtige Privatsache, die man toleriert, aber nicht ernsthaft bedenkt und pflegt in Wissenschaft, Kunst und Politik. Wenn aber nicht mehr Jesus in unserer Mitte steht und sagt: „Ich bin", dann bleiben nur noch die vielen kleinen Ichs übrig, die sich kindisch nach vorn drängeln, aber keine Kraft haben, den Zwängen der Zeit zu widerstehen.

Ausdruck vom 28.10.2011

IV

„Das ist der Wille dessen, der mich gesandt hat“, sagt Jesus, und gleich darauf noch einmal: „Das ist der Wille meines Vaters“. Es ist hier – gleich noch einmal sehr elementar – eine der ganz wenigen Stellen, an der in der Bibel ausdrücklich gesagt ist, was der Wille Gottes ist. Wozu hat Gott die Welt erschaffen? Warum spricht er nicht ein Machtwort gegen das Böse auf dieser Welt? Was will Gott?

„Das ist der Wille meines Vaters“, sagt Jesus, „dass, wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, das ewige Leben habe.“

Gott hat diesen einen, ganz bestimmten Willen mit allem, was er tut und geschehen lässt. Er will ewiges Leben geben. Aber nicht irgendwie. Sondern so, „dass, wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, das ewige Leben habe.“

Sehen und *glauben* – nicht sehen und *wissen* verleiht das ewige Leben!

Wo und wie aber können wir den Sohn sehen? Wir, die wir nicht wie die Jünger ihn vor unseren leiblichen Augen haben?

Ich stelle mir vor, dass einige von uns ein Bild mit sich tragen, vielleicht sogar ein sehr starkes, das sich geformt hat durch das, was der Grossvater oder eine Sonntagsschullehrerin von Jesus erzählt haben. Andere denken vielleicht an Matthäus 25 (die Verse 31-46) und sehen Jesus im Gesicht eines Mitmenschen, der um Hilfe bittet. Doch für alle gleich, so klar und deutlich, wie er sich allen zeigen will, sehen wir Jesus am Werk, wenn wir am Abendmahlstisch Brot und Wein empfangen und wenn in der Taufe das Wasser über ein Menschenkind fliesst. Da sehen wir den Sohn Gottes, wie er sich mit ganz bestimmten Menschen vereint. Auf unterschiedliche Weise also, zum einen klar umrissen von den Sakramenten, dann wieder nur vom Nachhall der biblischen Worte angedeutet, sehen wir den Sohn Gottes unter den Hüllen des Menschlichen verborgen.

Wenn wir ihn aber in dieser Weise sehen, stellt sich die entscheidende Frage: Glauben wir an ihn? Glauben wir, dass er am Werk ist in dem, was wir sehen? Oder möchten wir ihn sehen, so wie wir uns vorstellen, dass er sich zu sehen geben müsste?

Mit der Antwort auf diese Frage entscheidet sich unser Schicksal, nicht mechanisch mit unpersönlicher Naturgewalt, sondern so, dass unser Herz unruhig wird und ein jedes von uns in einer sehr persönlichen Weise diese eine Frage bewegt: Glaubst du? Glaube ich an den Sohn, der uns von Gott gesandt ist? Oder ist er uns zu wenig? Wissen wir es besser? Möchten wir mehr und Höheres als Gott uns gibt?

Ausdruck vom 28.10.2011

V

Gott will, „dass, wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, das ewige Leben habe“, sagt Jesus, und präzisiert das dann noch einmal: „Ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tag“.

Jesus will also nicht die Probleme hier und jetzt lösen und auf die dunklen Fragen hier und jetzt Antwort geben. Was sein Vater will, ist von Anfang an ausgelegt auf eine Vollendung jenseits der Zeiten. Wenn der Kreislauf der Sonne durchbrochen wird und ein letzter Tag aufgeht, wenn die Zeit an ihr Ende kommt, dann erst wird sich vollenden, was Gott will. Dann wird Jesus die Seinen aus dem Todesschlaf erwecken, und wir werden sehen, warum und wozu alles so gewesen ist, wie es gewesen ist. Wenn er die Tränen abwischen wird von den Gesichtern all derer, die so viel mehr Leid erlitten und ein so viel schwereres Schicksal gehabt haben als wir, werden wir begreifen, wie gut er sein Werk getan hat.

VI

Bis dahin aber gilt für uns: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen“ (1. Mose 3,19).

In den letzten Tagen haben wir das wieder erfahren, wie zehrend es war, in der schwülen Hitze hier am Rheinknie seine Arbeit zu tun. Schon nur beim blossen Zuhören in einem Gespräch konnte einem der Schweiss über das Gesicht laufen. Wie war es da erst für diejenigen, die in einer überhitzten Lagerhalle schaffen mussten, hinter dem Lenkrad eines Lastwagens sassen oder auf einem Mähdrescher Stunde um Stunde im Staub über die Felder fahren mussten. „Im Schweisse deines Angesichts … “

In den letzten Jahrzehnten haben wir unsere ganze geistige Kraft darauf verwendet, uns diesen Schweiss wenn irgend möglich zu ersparen. Wie mühsam war es vorzeiten, wenn man die Wäsche Stück um Stück vor Hand ausklopfen musste! Wie brannte die Sonne, wenn Kinder und Grosseltern auf einer grossen Matte das Gras gewendet haben! Wie ist der Schweiss über den Rücken der Arbeiter an einem Schmelzofen geflossen. Heute haben wir Klimaanlagen, der Bauer rattert mit dem Heuladewagen über die Felder, und „die Waschmaschine gäbe ich um keinen Preis wieder her“, hat mir eine alte Frau gesagt, die wusste, was sie sagte. Wir haben uns vom Schweiss im Angesicht emanzipiert, und das Leben ist in vielem viel besser geworden.

Ausdruck vom 28.10.2011

Weshalb suchen jetzt wieder viele den Schweiss anderswo? Freiwillig gehen sie auf Bergtouren oder ins Fitnesscenter. Kaum jemand von uns müsste sich mehr den Rücken krumm bücken über einem Gartenbeet; wir können das Gemüse bequem und billiger aus den Kühlboxen im Supermarkt nehmen. Und doch bewerben sich viele um einen Schrebergarten und plagen sich mit den Dornen und Disteln, Schnecken und Wespen. Andere tun so, als ob sie kein Auto hätten und das Tram noch nicht erfunden wäre, kilometerweit fahren sie schwitzend mit dem Velo in der warmen Abendsonne über Land oder joggen sich nass in den Strassen der Stadt. Das ist offenbar nötig und richtig, aus einem guten biblischen Grund.

Wenn nicht manchmal der Schweiss über das Gesicht läuft, läuft er stattdessen durch die Nerven und verklebt sich in der Seele, und statt dass wir uns bücken vor der Erde und dem, was sie uns abverlangt, bücken wir uns vor dem Klatsch und Tratsch, von dem die „Medien“ voll sind. Und noch schlimmer: Wenn wir die persönliche Arbeitsmühe von uns schieben, wenn die Gewerkschaften die Arbeitszeiten hinabdrücken und die grossen Firmen die Menschen ersetzen mit Maschinen, wenn auch in unseren Spitälern der Computer im Stationszimmer wichtiger wird als die Geduld und die fröhliche Zuversicht der Pflegeleiterin, dann funktioniert unser Leben, aber es funktioniert nur noch.

VII

Das heutige Evangelium erinnert uns wieder an den Grund, warum wir schwitzen und unsere Körperkraft verbrauchen müssen. Jesus hat gesagt: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Er hat uns das ewige Leben geschenkt in seinem Wort. Mit dem, was er lehrt, hat er unser Vertrauen gewonnen und die Hoffnung auf sein Reich der Gerechtigkeit geweckt. So schafft und nährt er in uns ein neues, geistliches Leben.

Aber Jesus hat nicht nur gelehrt und geredet. Manches Jahr lang war er ohne viele Worte tätig in einer Zimmermannswerkstatt in Nazareth. Von seinem Vater hat er das nötige Können erworben und täglich die Arbeiten getan, die es da zu tun gab: Bretter sägen und hobeln, das Gerüst für Häuser und Türrahmen vermessen und zusammenbinden und viel anderes mehr. Im Schweisse seines Angesichts hat Jesus sein tägliches Brot verdient.

Er ist das Brot des Lebens. Darum müssen auch wir hier in der Zeit uns mühen um das tägliche Brot, wie er es getan hat. Alles ist nach diesem seinem Willen gefügt: Nur was auch Mühe gemacht hat, macht auf

Ausdruck vom 28.10.2011

die Dauer zufrieden und schenkt wirkliche Freude. Wo wir auch stehen, was wir auch sind, für jeden von uns gibt es Aufgaben, die daliegen und warten, und immer ist es mühsam und gleichzeitig schön, das zu tun, was Gott von uns getan haben will, dass wir daran unsere Kräfte erproben und uns üben im Glauben: Mitten in diesen Mühen will Jesus uns nähren und wachsen lassen in dem Leben, das er uns mit seinem Leiden und seiner Auferstehung erworben hat.

So gilt am Ende das unaussprechlich gute, das durch und durch evangelische Versprechen, mit dem Jesus sich selber verpflichtet hat. Er hat es gesagt, es gilt, denn er tut, was er sagt: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstossen." Das wollen wir ihm glauben!
Amen.

Sonntag, 17. August 1997

Ausdruck vom 28.10.2011

Johannistag

Gerechtfertigt aus ihren Werken

Matthäus 11,1-19

Lesung	Maleachi 3
Psalm	92
Lied	„Du meine Seele singe“

Und es begab sich, als Jesus diese Gebote an seine zwölf Jünger beendet hatte, dass er von dort weiterging, um in ihren Städten zu lehren und zu predigen.

Als aber Johannes im Gefängnis von den Werken Christi hörte, sandte er seine Jünger und liess ihn fragen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Geht hin und sagt Johannes wieder, was ihr hört und seht: Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.

Als sie fortgingen, fing Jesus an, zu dem Volk von Johannes zu reden: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her weht? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die weiche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige.

Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch: Er ist mehr als ein Prophet. Dieser ist’s, von dem geschrieben steht (Maleachi 3,1): „Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.“ Wahrlich, ich sage euch: Unter allen, die von einer Frau geboren sind, ist keiner aufgetreten, der grösser ist als Johannes der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist grösser als er.

Aber von den Tagen Johannes des Täufers bis heute leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalttätigen reissen es an sich. Denn alle Propheten und das Gesetz haben geweissagt bis hin zu Johannes; und wenn ihr’s annehmen wollt: er ist Elia, der da kommen soll. Wer Ohren hat, der höre!

Mit wem soll ich aber dieses Geschlecht vergleichen? Es gleicht den Kindern, die auf dem Markt sitzen und rufen den andern zu: Wir haben

euch aufgespielt und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben Klagelieder gesungen und ihr wolltet nicht weinen. Johannes ist gekommen, ass nicht und trank nicht; so sagen sie: Er ist besessen. Der Menschensohn ist gekommen, isst und trinkt; so sagen sie: Siehe, was ist dieser Mensch für ein Fresser und Weinsäufer, ein Freund der Zöllner und Sünder! Und doch ist die Weisheit gerechtfertigt worden aus ihren Werken.

Matthäus 11,1-19

I

Liebe Gemeinde!
Wir Menschen können viel. Mit unseren Gedanken sind wir wie im Flug an irgendeinem Ort auf dieser Welt und können uns vorstellen, wie es in Turin, Tel Aviv oder Peking oder irgendwo sonst ist. Wir können uns aber auch zurück erinnern, wie es war in den Sommerferien, oder in der Kindheit, und wir können in die Zukunft denken und uns überlegen, wie es sein wird, wenn man erst mit 67 oder 70 Jahren oder vielleicht gar nicht mehr pensioniert wird. Mit unseren Gedanken können wir frei über Raum und Zeit hinweg gehen.

In dieser Macht liegt eine Gefahr, eine Versuchung: Dass wir uns überschätzen und meinen, die Wirklichkeit müsse sich nach unseren Vorstellungen richten. Besonders Kinder sind in dieser Gefahr. Ich erinnere mich: Wenn wir als Buben jeweils gesagt haben, dass wir unsere Hausaufgaben dann schon machen, in einer nahen Zukunft einmal (wir waren mit unseren Gedanken schon dort), hat die Mutter meines Kollegen jeweils gesagt: „Hätti u Wetti sy Brüederli gsy u hei beidi nüt gha.“ Sie wollte damit sagen: Der Konjunktiv der guten Vorsätze ist schön und gut. Aber er lässt die Wirklichkeit leer. Die Gedanken sind frei. Aber die Wirklichkeit nicht.

Liebe Gemeinde, bei Kindern ist es begreiflich, wenn sie der Wirklichkeit ausweichen möchten. Das Leben nimmt sie noch früh genug in Griff, denken wir. Aber letzte Woche bin ich doch erschrocken. In einer Schulstunde mit den Konfirmanden sind wir auf die sozialen Aufgaben zu sprechen gekommen, die es gemeinsam zu tragen gilt, und da haben mehrere Kinder steif und fest die Meinung vertreten, der Staat könne und solle einfach mehr Geld drucken, dann habe es für alle genug, dann müsse niemand auf etwas verzichten – einfach mehr Geld drucken. Ich habe im ersten Augenblick gedacht, das sei ein Scherz. Aber es war ernst gemeint und es ist mir während der ganzen Stunde nicht gelungen, unseren jungen Gemein-

Ausdruck vom 28.10.2011

degliedern diese Vorstellung zu nehmen. Sie blieben der festen Meinung, dass die sozialen Probleme sich lösen lassen, wenn der Staat mehr Geld druckt. Das ist offenbar die Vorstellung, in der Kinder in unserem Wohlfahrtsstaat aufwachsen. Das hat seine Gründe. In den letzten Jahrzehnten ist unerhört viel möglich geworden bei uns. Das hat die Meinung verstärkt, dass alles sich machen lässt, wenn wir nur wollen. Alles muss sich nach unseren Gedanken richten … auch Gott!

II

Zu seiner Zeit ist auch Jesus dieser Illusion begegnet, viel abgründiger noch. Besonders im Religiösen kann es bis zuletzt so sein, dass die Menschen steif und fest der Meinung sind, die Wirklichkeit richte sich nach ihren Vorstellungen. Jesus hat über dieses wirklichkeitsfremde Denken gespottet und hat gesagt: Wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Und hat selber zur Antwort gegeben: Sie sind wie kindische Kinder auf dem Marktplatz, die sich beklagen, dass die Wirklichkeit sich nicht nach ihren Vorgaben richtet. Sie sagen zu den anderen Kindern: Wir haben fröhliche Lieder gespielt, zum Tanz, aber ihr habt nicht getanzt. Und dann haben wir Klagelieder angestimmt, aber ihr habt nicht geweint. So, sagt Jesus, sind die Menschen: sie beklagen sich, wenn die Wirklichkeit sich nicht richtet nach dem, was sie ihr vorsingen.

In seiner langen vorangehenden Rede aber zeigt Jesus auf, woher es kommt, dass wir Menschen so schnell einmal im Konjunktiv leben und uns lächerlich machen mit dem Anspruch unserer Gedanken. Dieses Illusionäre hat seine tiefsten Wurzeln darin, sagt Jesus, dass die Menschen meinen, Gott, der Schöpfer, müsse sich nach ihren Vorstellungen richten. Und das hat – fast tragisch – auch einen Grund in Gott selber, oder besser gesagt, in dem, was sein Wort in unserer Kultur bewirkt hat. Der Gott der Bibel kommt den Menschen nahe. Unser Gott, liebe Gemeinde, schenkt uns sein Wort. Und über dieses Wort können wir uns tatsächlich unsere eigenen Gedanken machen. Gott lässt uns hineinschauen in seine Absichten, er erklärt sich uns, will sich uns verständlich machen, er will unser ganz persönliches Vertrauen ermöglichen. Das aber führt dazu, dass wir schnell einmal meinen, wir könnten Gott sagen, wie er es noch besser machen soll, wenn er ein wirklich guter Gott sein will. Wenn er schon unsere Liebe haben will, dann, denken wir, soll er sich bitte richten nach dem, was uns gerecht und gut zu sein scheint. Gott, könnte man sagen, hat uns durch sein

Ausdruck vom 28.10.2011

Wort zu seinen Kindern gemacht. Jetzt benehmen wir uns wie verzogene Kinder, ja, wie verwöhnte Kinder von reichen Eltern, die meinen, es müsse ihnen alles möglich sein. Wie verwöhnte Kinder erwarten wir von Gott, dass er kommt, wenn wir ihn herbei pfeifen, und mitspielt, so wie wir die Melodien anstimmen.

In keiner anderen Religion wäre es möglich, dass die Menschen so umgehen mit ihren Göttern. Bei uns aber wollen nicht nur die Kinder mehr Geld drucken. Auch die Erwachsenen möchten neue Bibeln drucken. Ich habe das tatsächlich so gehört, liebe Gemeinde, vor nicht langer Zeit, es kam ganz aus unserer Mitte, von einem kirchlich sehr engagierten Menschen, der einfach erklärt hat, als wir miteinander ein schweres Bibelwort lasen: „Einen solchen Gott will ich nicht!“ Einen Gott, der nicht meinen Vorstellungen entspricht, akzeptiere ich nicht.

III

Von dieser Illusion redet Jesus und seufzt über sie. Und hält dann ruhig fest: Und doch ist die Weisheit gerechtfertigt – nicht, weil die Menschen sie als gerecht empfinden, sondern weil sie gerecht ist in ihren Werken. Die Weisheit ist gerechtfertigt aus ihren Werken!

Im Vorangehenden hat Jesus anschaulich gemacht, was er damit meint. Es ist ergreifend. In zwei Männern verkörpert sich die Weisheit Gottes. Johannes der Täufer und Jesus sind in mancher Hinsicht weit voneinander entfernt, und sie sind sich doch innig nahe. Sie sind ja auch durch ihre Mütter miteinander verwandt.

Johannes, der unerbittliche Bussprediger in der Wüste, der Mann im Kamelhaarmantel, der sich ernährt mit dem wenigen, das die Wüste für ihn bereithält, Heuschrecken und wilden Honig, und der den Menschen schonungslos offen ins Gesicht sagt, was sie alle sind – nämlich Sünder, und wenn sie fromm sein wollen erst recht verlogene Heuchler … Johannes, der Unerschütterliche, ist im Gefängnis. Er hat Zeit zum Überlegen. Und jetzt hat er eine Frage, und wir hören den Zweifel, die Bangigkeit: Bist du es? Bist du derjenige, der kommen soll? Oder müssen wir auf einen anderen warten? Johannes ist verunsichert. Er fragt sich, ob Jesus nun wirklich der Mann ist, dem er mit seiner harten Predigt den Weg bereit machen sollte.

Dieser Jesus ist so anders als er! Während Johannes mit einem zielgerichteten, schlagend harten Wort die Menschen zur Taufe führt, verströmt

Ausdruck vom 28.10.2011

Jesus eine Liebe, wie ziellos, überfliessend, ohne Grenzen – und darum auch ohne die Kraft, in die realen Verhältnisse hineinzugreifen und sie auf Dauer zu verändern. Jeder nimmt sich, was er von Jesus nehmen will, und bleibt, was er ist. Bist du es, fragt Johannes, aus dem bangen Nachdenken in den langen, einsamen Stunden im Gefängnis heraus.

Jesus gibt ihm Antwort. Wie so oft enthüllt er, was er uns geben will, und verhüllt es gleichzeitig wieder. Er deutet sein eigenes Wirken mit einem Bündel von alttestamentlichen, prophetischen Worten und sagt zu den Boten des Johannes: Geht und sagt ihm, was ihr hört und seht: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, und Armen wird das Evangelium gepredigt. Das sind die Zeichen der letzten, der messianischen Zeit, wie die Propheten von ihr geredet haben! Und das geschieht jetzt, sagt Jesus. Also geht und tröstet den starken Mann im Gefängnis und sagt ihm: Doch, ich bin's. Ich bin am Werk!

IV

Und dann geht Jesus mit wenigen Worten durch die ganze Bibel und erklärt, was Gott in seiner Weisheit getan hat und tun will. Polemisch fragt er: Was wolltet ihr sehen draussen in der Wüste? Tatsächlich, da habt ihr nicht eine Windfahne gesehen, keinen Journalisten oder Kirchenmann, die sich richten nach den wechselnden Moden, und keinen Politiker beim Lobbying. Nein, dort draussen war einer, mehr als ein Prophet. Es war der letzte grosse Prophet, der letzte in der langen Reihe, in der sich durch die Jahrhunderte hindurch die Prediger der Busse die Hand gegeben haben: Elia, Jesaja, Ezechiel, Sacharja, Maleachi … und zuletzt nun Johannes. Sie alle haben mit immer neuen Worten von dem unheimlichen und unbegreiflichen Rätsel der menschlichen Sünde gesprochen und haben unerbittlich hart die Menschen konfrontiert mit dem, was verlogen, unrecht und böse gedacht und getan wird in dieser Welt. Auf eine ganz unangenehme Weise haben sie eines deutlich gemacht: Es sind nicht nur die anderen schuld, dass es keinen Frieden gibt auf der Erde. Nicht nur die fanatischen Islamisten sind daran schuld und auch nicht nur der übereifrige amerikanische Präsident; und im Kleinen: Es ist nicht nur der Ehepartner schuld, und die unglücklichen Verhältnisse heute, dass viele Ehen geschieden werden und viele Menschen dann einsam und ohne Geborgenheit vor sich hin leben. Nein, sagen die Propheten, nicht nur die anderen: auch du! Gerade du bist schuld! Du hast dich versündigt an Gott, du trägst diese Schande.

Ausdruck vom 28.10.2011

Alle Propheten, sagt Jesus, haben auf diese Weise ihr Werk getan, und man hat ihnen gegenüber deshalb stets wieder gesagt: Sie übertreiben, sie sehen das zu einseitig, zu schwarz, sie sind verrückt. Und doch wurden sie gehört und Menschen haben durch ihr Wirken wieder gespürt, was die Wirklichkeit ist, ob wir sie wahrhaben wollen oder nicht. Die Menschen, wir Menschen, du und ich: wir können uns nicht selber erlösen und können nicht selber unser Leben gerecht werden lassen. Es muss einer kommen, der das für uns tut. Er muss die Menschen erlösen, muss sie gerecht machen mit einer anderen Kraft, als wir sie haben. Bist du es, fragt Johannes, und wir hören das Beben in seinem Herzen. Bist du es? Oder müssen wir noch lange warten? –

V

Jesus aber sagt: Doch, ich bin es! Und es geschieht jetzt das Unerhörte, sagt Jesus, das Ungerechte, das, was beinahe frevelhaft ist: Das Himmelreich wird verkündigt, und Gewalttätige reissen es an sich. Das Himmelreich wird vergewaltigt, könnte man übersetzen.

Damals, als er in Galiläa leibhaftig sein Werk getan hat, ist das anschaulich geworden. Die Menschen sind gekommen und haben sich nicht gross Gedanken gemacht. Sie haben einfach nach Jesus gegriffen und haben geschrieen: Herr, hilf! Hilf! Und sie wollten nichts anderes, als dass Jesus sie gesund macht und es ihnen wieder gut geht, und haben nicht danach gefragt, was das für ihn bedeutet an Leiden und Schmerz.

Etwas davon, liebe Gemeinde, ist bis heute so geblieben: Wo immer das Evangelium verkündigt wird, reissen Menschen es an sich, ohne dass sie ein Recht dazu haben. Wer von uns ist es wert, wenn man das ruhig bedenkt, dass er Gottes Liebe empfängt und die ewige Gemeinschaft mit ihm? Wer ist es wert, dass er zu Gott beten und zu ihm sagen darf: Vater im Himmel? Wir tun das, ohne viel zu überlegen. Wir reissen das Recht der Gotteskindschaft an uns, sagt Jesus. Und das kann nicht anders sein. Die Gnade Gottes, die Jesus bringt, das Geheimnis seiner Liebe, kann ein Mensch sich nur eben nehmen. Er reisst es an sich und merkt erst später, was ihm damit Wunderbares und Herrliches gegeben ist.

Aber weil dem so ist, reagieren die Menschen auch auf Jesus mit besserwisserischen Illusionen und sagen: Was ist das für ein Softie, ein süsser Heiland, brauchbar vielleicht für die kleinen Kinder, so lange man mit ihnen betet am Abend, aber sicher nichts für weltkundige Manager und rea-

Ausdruck vom 28.10.2011

listische Politiker und nüchterne Wissenschaftler, und auch nichts für die Verantwortungsbewussten in den Leitungspositionen, welche die Zukunft der Kirchen sichern müssen. Ein dekadenter Fresser und Weinsäufer sei Jesus, hat man damals in Juda gesagt.

VI

Jesus fasst das zusammen: Die Propheten wurden abgelehnt, weil sie zu realistisch und hart waren, und Jesus wurde abgelehnt, weil er weich und überfliessend war in seiner Güte. Gerade so aber, sagt Jesus, tut Gott sein Werk. Das ist seine zweifache Weisheit, die er mit seinem Tun bestätigt. Mit den drohend harten Worten der Bibel zerschlägt er alle selbstsicheren Vorstellungen und lässt uns spüren, wie klein und nichtig wir sind. Mit dem unbegreiflichen Strom der Barmherzigkeit aber, der aus den Taten Jesu fliesst, schafft er in uns ein neues Vertrauen, so dass wir nicht kindisch trotzen, sondern kindlich vertrauen können, was immer auch geschieht. Das ist die Eigenart, die Wirklichkeit der Liebe Gottes – und selig ist, wer keinen Anstoss an ihr nimmt!
Amen.

Sonntag, 12. Februar 2006

Ausdruck vom 28.10.2011

4. Sonntag nach Trinitatis
Sie zeugen von mir
Johannes 5,30-47

Lesung	1. Mose 32,23-32
Psalm	42
Lied	„Schönster Herr Jesu“

Ich kann nichts von mir aus tun. Wie ich höre, so richte ich, und mein Gericht ist gerecht; denn ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.

Wenn ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr. Ein anderer ist’s, der von mir zeugt; und ich weiss, dass das Zeugnis wahr ist, das er von mir gibt.

Ihr habt zu Johannes geschickt, und er hat die Wahrheit bezeugt. Ich aber nehme nicht Zeugnis von einem Menschen; sondern ich sage das, damit ihr selig werdet.

Er war ein brennendes und scheinendes Licht; ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein in seinem Licht.

Ich aber habe ein grösseres Zeugnis als das des Johannes; denn die Werke, die mir der Vater gegeben hat, damit ich sie vollende, eben diese Werke, die ich tue, bezeugen von mir, dass mich der Vater gesandt hat.

Und der Vater, der mich gesandt hat, hat von mir Zeugnis gegeben. Ihr habt niemals seine Stimme gehört noch seine Gestalt gesehen, und sein Wort habt ihr nicht in euch wohnen; denn ihr glaubt dem nicht, den er gesandt hat. Ihr sucht in den Schriften, denn ihr meint, ihr habt das ewige Leben darin; und sie sind’s, die von mir zeugen; aber ihr wollt nicht zu mir kommen, dass ihr das Leben hättet. Ich nehme nicht Ehre von Menschen; aber ich kenne euch, dass ihr nicht Gottes Liebe in euch habt.

Ich bin gekommen in meines Vaters Namen, und ihr nehmt mich nicht an. Wenn ein anderer kommen wird in seinem eigenen Namen, den werdet ihr annehmen. Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre voneinander annehmt, und die Ehre, die von dem alleinigen Gott ist, sucht ihr nicht? Ihr sollt nicht meinen, dass ich euch vor dem Vater verklagen werde; es ist einer, der euch verklagt: Mose, auf den ihr hofft.

Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch mir; denn er hat von mir geschrieben.

Wenn ihr aber seinen Schriften nicht glaubt, wie werdet ihr meinen Worten glauben?

Johannes 5,30-47

I

Liebe Gemeinde!
Wir sind manchmal sehr kleinmütig im Glauben, voller Zweifel und ungewiss. Das ist nicht recht. Wir haben keinen Grund dazu. Im Gegenteil, es spricht vieles klar und deutlich für den Glauben. Schön und übermächtig drängt uns die Realität, Jesus zu vertrauen. Sie umgibt uns mit stiller Kraft auch in der Folge der Sonn- und Feiertage: Am 24. Juni feiern die Kirchen seit alten Zeiten den Geburtstag Johannes des Täufers. Dies, weil er nach dem Bericht des Evangelisten Lukas sechs Monate vor Jesus empfangen und geboren worden ist (Lukas 1,26). Johannes hat seinen Geburtstag, wenn der hohe Sommer beginnt, im Kreislauf des Jahres genau gegenüber zum Geburtstag Jesu. Das hat seinen schönen Sinn. Jesus sagt, Johannes sei der grösste, der je von einer Frau geboren worden ist (Lukas 7,28). Sein Geburtstag liegt darum mit einem inneren Recht in der Zeit, in der die Kräfte der Natur am grössten sind. Johannes hat nichts zivilisatorisch Verweichlichtes an sich. Rau, karg, unerbittlich steht er da in seinem Kamelhaarmantel und isst, was die Wüste ihm bietet, und macht uns Menschen das Gewissen heiss: „Ihr Schlangenbrut“, ruft er, „wie könnt ihr glauben, dass ihr dem Zorn Gottes entgehen werdet?“ Warum sollen gerade wir gerecht und selig werden bei Gott?

So redet Johannes mit grosser Kraft, sehr anders als die Dichter und Denker der letzten Jahrhunderte, oder die Journalisten und Weltphilosophen unserer Tage.

Dieser Johannes aber zeigt auf Jesus und sagt: Seht das Lamm Gottes, das wegnimmt die Sünde der Welt (Johannes 1,29). Der grosse Mann gibt sein Wort für Jesus, der äusserlich schwach und hilflos dasteht. –

Damals sind die Menschen von Johannes weg zu Jesus gegangen. Er war sichtbar und greifbar gegenwärtig. Wie kommen wir heute zu Jesus?

II

Im heutigen Evangelium nennt Jesus zwei Mittel, die es uns möglich machen, zu ihm zu kommen. Zuerst seine Werke: „Die Werke, die ich tue,

Ausdruck vom 28.10.2011

bezeugen von mir, dass mich der Vater gesandt hat“, sagt er. Jesus tut etwas, das spricht für ihn. Er tut sein Werk anders als Johannes. Nicht im Sommer des Lebens, nicht mit natürlicher Macht. Nein, wenn unser natürliches Leben ohne eigene Kraft ist, tut Jesus sein Werk an uns. Aber er tut es! Immer und immer wieder hat er Menschen geholfen, hat still die Herzen angerührt und hat sie aus dem Selbstmitleid heraus zum Klagen und Seufzen vor Gott geführt und hat sie trotz allem wieder mit Dank erfüllt. Oft tut Jesus sein Werk unscheinbar bei den Armen, Kranken und Trauernden. Er tut dieses Werk im Verborgenen, denn er ist gesandt von seinem Vater, der im Verborgenen ist und das Verborgene sieht (Matthäus 6,6). Etwas von diesem Werk fassen wir in der Gemeinschaft des Glaubens. In ihr können wir erleben – nicht wie lebendig und wunderbar voller Liebe wir alle sind! Sondern wir fassen, wie schwierige Menschen wir sind, wie schnell einmal wir wieder ganz auf uns selber bezogen denken und leben – und wie unbegreiflich, ein wie grosses Werk es darum ist, wenn Jesus uns trotzdem zusammenführt und beieinander erhält.

III

Jesus nennt ein Zweites, das wir greifen und mit dessen Hilfe wir zu ihm kommen können: die Heiligen Schriften. Sie zeugen von mir, sagt er. Die Bibel ist ein handgreifliches Faktum. Niemand kann vernünftig bestreiten, dass es sie gibt, und dass sie trotz aller weit gespannten Inhalte ein einziges, zusammengehörendes Buch ist. Es gibt die Bibel, sie ist da. Niemand kann aber erklären, wie es dazu gekommen ist, warum es dieses Buch gibt: Diese vielen Schriften, aus so vielen verschiedenen Federn, über so lange Jahrhunderte entstanden: Warum gehören sie zusammen? Und warum haben wir uns diesem Buch gebeugt? Warum haben so viele vor uns das getan?

Vieles in der Bibel bereitet uns grosse Schwierigkeiten, unserem Denken, aber auch unserem Gerechtigkeitsempfinden. So war es immer schon. Aurelius Augustin hat vor mehr als 1600 Jahren beschrieben, wie er als junger Mann zum ersten Mal in der Bibel gelesen und sie schnell einmal angewidert zur Seite gelegt hat. Ein derart grobschlächtig vulgäres Buch, hat er gedacht, sei es niemals wert, mit den wohl komponierten Werken Ciceros auch nur verglichen zu werden. Warum hat nicht jemand in den letzten Jahrzehnten für die Kirchen ein Buch geschrieben, dessen Inhalt geistig aufgeklärter, politisch korrekter, moralisch leichter zu verdauen und mit

Ausdruck vom 28.10.2011

dem modernen Wissen besser zur Übereinstimmung zu bringen wäre? So fragen wir vielleicht manchmal. Aber wenn wir so fragen, wird schnell einmal klar: Nicht die Kirche hat die Bibel, sondern die Bibel hat die Kirche geschaffen, und eine Kirche ohne die Bibel hätte überhaupt keine Lebens- und Überzeugungskraft mehr. (Deshalb versucht keine Kirche, die Bibel zu ersetzen. Vielmehr geht viel Kraft in den Versuch, die Bibel den kirchlichen Ideologien dienstbar zu machen.) Die Bibel passt nicht in unsere Konzepte. So ist sie der greifbare Beweis, dass nicht wir Menschen den Glauben machen, und dass die Kirche nicht durch unseren guten Willen lebt, sondern dass Gott unseren Glauben hervorruft und dass die Kirche aus seinem Wort geboren wird.

IV

Wir finden diese Wahrheit nicht so, dass wir sie aus der Bibel schöpfen und sie dann als unseren Besitz mit uns tragen könnten. „Ihr habt niemals Gottes Stimme gehört oder seine Gestalt gesehen; ihr habt sein Wort nicht in euch wohnen“, sagt Jesus. Wir Menschen können Gottes Wahrheit nicht mit uns herumtragen wie einen festen Besitz.

Viele kennen wahrscheinlich das berühmte Gleichnis vom verlorenen Ring, mit dem der Theaterdichter Gotthold Ephraim Lessing die Idee der religiösen Toleranz propagiert hat. Lessing schreibt an anderer Stelle: Wenn Gott in der rechten Hand alle Wahrheit hätte, und in der linken nur den Trieb, nach der Wahrheit zu forschen, und dabei immer zu irren; und er würde zu mir sagen: Wähle! So würde ich ihm demütig in die linke Hand fallen und sagen: Gib mir nur den Drang, die Wahrheit zu suchen. Denn die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein. „Der Besitz macht ruhig, träge, stolz“, hält Lessing abschliessend mit einem satten Satz fest.

Hat er nicht Recht? Ist es nicht so: Wer meint, er wisse und habe die Wahrheit im Sack, wird kleinlich, selbstgerecht und unerfreulich eng im Urteil. „Ihr habt Gottes Wort nicht bleibend in euch“, warnt Jesus ganz ähnlich.

Aber er begründet seine Aussage anders. „Denn ihr glaubt dem nicht, der mich gesandt hat“, sagt er. Die Unfähigkeit, die Wahrheit zu umfangen, hat ihre Ursache im Unglauben. Statt zu glauben, möchten wir wissen und urteilen. Darum verdrehen wir alles und machen auch aus dem Nichtwissen ein sicheres Wissen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Jesus versteht uns Menschen besser als Lessing. Er kennt auch das Böse und seine List besser. Er weiss: Die Menschen verdrehen alles. Wenn ich sage: Wer meint, er wisse, wird eng und selbstgefällig, dann werde ich mit diesem Urteil selber eng und selbstgerecht. Auch aus der Einsicht, dass wir die Wahrheit nicht besitzen, machen wir einen festen Besitz. Seit Lessing klopfen wir uns gegenseitig auf die Schultern, weil wir alle so klug sind, dass keiner die Wahrheit für sich in Anspruch nimmt. Wir haben die Wahrheit im Sack, dass keiner die Wahrheit im Sack hat. Wir haben immer schon die Erkenntnis gefunden, dass nie jemand die Erkenntnis finden wird. Wir sind ruhig, träge, stolz, weil wir wissen, dass wir nicht ruhig und träge und stolz sein wollen.

Jesus sagt auch uns: Ihr habt Gottes Wort nicht bleibend in euch. Auch die Wahrheit, dass ihr die Wahrheit nicht habt, könnt ihr nicht bleibend in euch festhalten. Gottes Wort ist kein solcher Besitz. Die Wahrheit der Wahrheit bleibt – anstössig, ärgerlich, herausfordernd – ausserhalb von uns Menschen. Die Wahrheit ist ausserhalb von uns in den Heiligen Schriften uns vorgegeben.

Darum ist es gut, aber darum ärgert es die Menschen, wenn man etwas auswendig lernen soll. Denn mit dem Auswendiglernen sagen wir den Kindern: Ihr habt die Wahrheit nicht in euch wohnen. Sie leuchtet euch nicht ein, wie der Satz des Pythagoras einleuchtet, wenn man ihn demonstriert. Die Wahrheit der heiligen Schriften gilt es aufzunehmen als eine äusserlich vorgegebene, die nie zu einem festen geistigen Besitz wird. „Ihr sucht in ihnen“, sagt Jesus. Die heiligen Schriften sind kein Rezeptbuch und auch kein pädagogisch durchstrukturiertes Lehrmittel. Sie fordern heraus, in ihnen zu suchen, zu forschen, zu fragen und anzuklopfen (Matthäus 7,7). Mit dem Gott, der sich in ihnen zu fassen gibt, muss man ringen, und wenn man das tut, geht man nicht unbeschadet, als strahlender Sieger mit schlagkräftigen Parolen aus diesem Kampf (1. Mose 32,23-32). Denn je wieder droht eine neue Gefahr. Wie schnell sind wir fertig damit, dass wir nie fertig sein werden. Wir wissen, dass wir die Bibel nie begriffen haben werden, und schon sind wir die Mühen los, können unangenehme Erkenntnisse auf Distanz halten, weil wir ja wissen, dass keine Einsicht jemals das Ganze erfasst. So drängt sich nichts Unbequemes an uns heran, alles bleibt offen.

Nur die Bibel spielt nicht mit. Wenn wir in ihr suchen, dann finden wir. Nicht die volle Wahrheit, abgeschlossen und rund. Aber Stücke, einzelne Erkenntnisse (1. Korinther 13,9), oft genug so, dass wir nach ihnen unsere vertrauten Ansichten revidieren müssen.

Ausdruck vom 28.10.2011

V

Das gilt vor allem für das eine, grosse Geheimnis aller biblischen Schriften. Sie zeugen von mir, sagt Jesus.

Wenn wir die Bibel vorurteilslos offen lesen, stellen sich je und je wieder einfache Frage: Wozu das alles? Die fünf Bücher Mose – warauf wollen sie hinaus? Warum hat Gott die Welt erschaffen? Warum hat er dann aus allen den vielen Nationen ein einziges Volk erwählt? Warum erwürgt er wegen diesem Volk mächtige Könige, Sihon und Og (Psalm 136,18-20)? Warum schafft er seinem Volk blutig Lebensraum? Warum ist die Gemeinschaft mit diesem Gott voll dunkler Gefahren ebenso wie voll leidenschaftlicher Liebe? Warum musste David erleben, wie ein Mann stirbt, nur weil er die Bundeslade beim Transport festhalten wollte; und warum konnte derselbe David dann wieder singen und springen und tanzen vor diesem Gott (2. Samuel 6)? Usw. Was für ein Gott begegnet uns im Bibelwort?

Sie zeugen von mir, sagt Jesus. So erklärt er das Rätsel der Heiligen Schriften. Sie legen Zeugnis ab von einem Gott, der heilig und gerecht ist. Er will mit uns Menschen, so wie wir sind, nichts zu tun haben. Und doch will er mit uns zu tun haben! Er liebt uns mit glühender Leidenschaft und opfert blutig sein Liebstes für uns. Die Heiligen Schriften zeugen von mir, sagt Jesus. Sie sagen deutlich: Der Erlöser der Welt muss leiden. Nur durch die Schmerzen des Todes hindurch kann die Liebe sich vollenden.

So haben wir drei Zeugen, liebe Gemeinde: Johannes den Täufer, die Werke, die Jesus tut, und die Heiligen Schriften. Ein dreifaches Zeugnis! Je mehr wir darüber nachdenken, umso überzeugender wird es. Je mehr wir die Fakten abwägen, umso eindeutiger sind sie. Man muss geradezu die Augen und Ohren verschliessen vor der Wirklichkeit, wenn man es nicht zur Kenntnis nimmt.

VI

Warum fällt es uns trotzdem manchmal so schwer, zu glauben? Wenn wir so fragen, fragt uns Jesus zurück: „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre voneinander annehmt, und die Ehre, die von dem alleinigen Gott ist, sucht ihr nicht?“

Wir Menschen sind illusionär auf uns selber bezogen. Wir achten, was menschlich gross und scheinbar bedeutsam dasteht. Im Sozialen sind wir auf das Lob und die Anerkennung anderer Menschen aus und richten uns

Ausdruck vom 28.10.2011

deshalb nach denjenigen, die mit ihrer Stellung oder ihren Leistungen allgemein geachtet werden. Wir fragen ängstlich – oder gierig – was den Menschen Eindruck macht und Erfolg verspricht. Wie könnt ihr da an Gott glauben, fragt Jesus. Auch im Persönlichen ist es so: Wir glauben an unsere Gefühle und unsere guten Absichten. Wenn es uns gut geht, sehen wir alles rosig, die ganze Welt scheint wunderbar schön. Wenn es uns schlecht geht, scheint alles nur noch trüb. Wir sind illusionär auf uns selber bezogen und machen das kurzlebig Menschliche zum Massstab für alles. „Wie könnt ihr da glauben?“ fragt Jesus. Wenn ihr euch selber zum Massstab macht? Wenn ihr euch abstützt auf gegenseitige Ehrbezeugungen und eingebildet davon ausgeht, dass es niemanden geben kann, der mehr und Besseres kann als ihr euch vorzustellen vermögt? Wie könnt ihr da an Gott und sein ewiges Leben glauben?

Aurelius Augustin schreibt im Rückblick: Wer die Bibel zu lesen und zu lieben lernen will, muss gebeugt werden, so dass er mit einem gedemütigten Geist in sie eintritt und mit ihren Worten wachsen und reifen kann zum ewigen Leben.

Wie habt ihr es mit der Ehre, die ihr voneinander nehmt, fragt Jesus. Wir wollen uns von ihm in Frage stellen lassen. Wir wollen es geschehen lassen, dass er unsere Illusionen aufbricht und uns fest in die Wirklichkeit stellt. Greifbare, glaubwürdige Zeugen legen ihr Wort ein für den Glauben. Schwer für uns zu glauben ist es, weil Gottes Wort realistisch und lebensnah ist, wir aber weltfremd und illusionär. Wir wollen darum nicht weiter weltfremd im Glanz der menschlichen Ehrerweisungen leben, sondern wollen uns auftun für die Wirklichkeit: Danket dem Herrn, denn seine Güte währet – nicht heute und morgen! Sie währet ewiglich!
Amen.

Sonntag, 22. Juni 1997

Ausdruck vom 28.10.2011

5. Sonntag nach Trinitatis

Seinen Kopf auf einem Teller

Markus 6,17-29

Lesungen	Hiob 28
	2. Thessalonicher 3,1-5
Psalm	73
Lied	„Allein zu dir, Herr Jesu Christ“

Denn Herodes selber hatte gesandt und Johannes ergriffen und ihn gebunden ins Gefängnis gelegt, wegen Herodias, der Frau des Philippus, seines Bruders – denn die hatte er geheiratet. Denn Johannes hatte Herodes gesagt: Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben. Herodias trug das in sich gegen ihn und wollte ihn töten, aber sie konnte nicht, denn Herodes fürchtete Johannes, da er wusste, dass er ein gerechter und heiliger Mann war. Und er schützte ihn, und wenn er ihn hörte, sah er oft keinen Ausweg, und er hörte ihn gern.

Und es kam ein günstiger Tag, da Herodes zu seinem Geburtstag ein Fest machte mit seinen Grossen und den militärischen Führern und den Obersten von Galiläa. Da kam die eigene Tochter der Herodias herein und tanzte, und es gefiel Herodes und denen, die mit ihm zu Tisch lagen. Der König aber sagte zu dem Mädchen: Bitte mich, was immer du willst, und ich werde es dir geben. Und er schwur ihr: Was immer du bittest, will ich dir geben, bis zur Hälfte von meinem Königreich. Und sie ging hinaus und fragte ihre Mutter: Was soll ich bitten? Sie sagte: Den Kopf von Johannes dem Täufer. Und sie ging sogleich, in Eile, hinein zum König und bat und sagte: Ich will, dass du sogleich mir auf einem Teller den Kopf von Johannes dem Täufer gibst.

Und der König wurde sehr betrübt, weil er es ihr nicht abschlagen wollte, wegen den Schwüren und denjenigen, die mit zu Tisch lagen. Und sogleich sandte der König den Henker und befahl ihm, seinen Kopf zu bringen. Und der ging hin, enthauptete ihn im Gefängnis und brachte seinen Kopf auf einem Teller und gab ihn dem Mädchen, und das Mädchen gab ihn seiner Mutter.

Und da es seine Jünger hörten, gingen sie und nahmen seinen Leib und legten ihn in ein Grab.

Markus 6,17-29

I

Es ist eine grimmige Geschichte, die uns Markus erzählt: Eine Frau in ihrer verletzten Ehre, ein schwächlicher König und ein Mädchen im Tanz; und dann der blutig graue Kopf einer Leiche auf einem Tablett. Schlagender könnte man uns das Auswegslose im Leben kaum vor Augen stellen. Wir hoffen auf die Jugend, dass sie es besser macht. Aber die Jungen möchten auch geliebt werden und Karriere machen, und so spielen sie unversehens mit in den Intrigen der Alten und geben ihr Schönstes an etwas Sinnloses hin.

II

Markus beschreibt es, ohne dass er moralisiert. Mit unerbittlich ruhigen Worten zeichnet er das Netz der vielen kleinen Beziehungen, die schliesslich dazu führen, dass der Henker der kindlichen Unschuld die Schuld der Erwachsenen in die Hände legt. Es ist alles absurder, weil realer als bei Ionesco oder sonst im modernen Theater. Unerbittlich nehmen die Dinge ihren Verlauf, bis plötzlich das Grausen sich zeigt, das verborgen lag unter der Oberfläche.

Von Johannes hat Jesus gesagt, dass er der grösste sei von allen, die je geboren worden sind von einer Frau (Matthäus 11,11). Seine Zeitgenossen haben ihn gefürchtet und bewundert, und auch wir freuen uns über ihn, sooft wir darüber nachdenken, wie er die Ehre von uns Menschen gerettet hat. Dieser Johannes verliert sein Leben durch Wein und Weib an einem zweitklassigen Fürstenhof. Wie ein billiger Roman, ein Hohn auf alle Menschenwürde, so endet das Leben des grössten aller Menschen.

III

Es ist aber nicht alles völlig absurd. Es gibt Gründe, dass es so kommt, und mit diesen Gründen enthüllt uns das Evangelium, weshalb wir Menschen unsere Würde verlieren.

Auf der einen Seite begegnet uns ein schwankender, unsicherer König. Herodes hat keine feste Meinung, weiss nicht recht, was er will, und schlussendlich entscheidet das Materielle für ihn. Auf der anderen Seite steht Herodias. Sie weiss, was recht ist, recht jedenfalls für sie, sie hat Ziele und keine Zweifel, entscheidungsfreudig und machtvoll wurzelt sie tief in ihren inneren Überzeugungen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Diese zwei verschiedenen Haltungen stehen zunächst nebeneinander. Ihr Zusammenspiel führt zu dem unseligen Ende.

Herodes hat äusserlich die Macht und hält die geistige Energie seiner Frau, ihren Hass, in Grenzen. Aber wir alle haben schwache Stunden. Herodes lädt ein zu einem Festessen. Der Wein öffnet das Herz, und in dieses offene Herz dringt der Tanz eines Mädchens. Da mischt sich das, was gut ist auf der Erde, die kindliche Unschuld und die Lust der Bewegung, mit einem weinseligen Überschwang. Der König öffnet sich weit – und seine Frau nutzt diese Schwachheit.

IV

Herodes Antipas ist ein Sohn Herodes des Grossen, den wir aus der Geschichte vom Kindermord in Bethlehem kennen. Er war in Galiläa und Peräa Landesfürst in den Jahren 4 vor bis 39 nach Christus. Er hatte sich von seiner ersten Frau scheiden lassen, um die Frau seines Halbbruders Philippus zu heiraten. Das hatte der Täufer öffentlich als Unrecht bezeichnet. Herodes hatte sich das irgendwie auch gefallen lassen. Er fühlte sich ratlos in die Enge getrieben, heisst es, wenn er Johannes reden hörte, aber er hörte ihn doch gern. Es gibt viele Menschen wie diesen Herodes. Vielleicht sind die meisten von uns so. Wir möchten zu allen möglichst gut sein, auch zu uns selber. Wir wissen, dass wir Fehler haben und schätzen es, wenn jemand uns die Wahrheit sagt. Die meisten von uns sind recht anständige Menschen, nicht direkt getrieben von grossem Hass und sinnloser Bosheit. Wir spüren, wie zweifelhaft manches ist, wir haben darum keine allzu festen Meinungen und keine allzu schroffen Vorstellungen von Ehre und Recht und können es uns deshalb leisten, freundlich und offen zu sein gegen viele. Wenn wir entscheiden müssen, richten wir uns nicht starr nach Prinzipien und geistigen Werten, sondern erstellen lieber Statistiken, Kostenvoranschläge und soziale Langzeitprognosen. Das Materielle soll entscheiden. Daraus versuchen wir – nicht das Richtige, aber das Nützlichere abzuleiten. Dieser „Pragmatismus“ ist oft sehr menschlich, bescheiden, und hat den westlichen Völkern viel Gutes gebracht. Doch die geistige Kraft, etwas durchzustehen gegen den Strom der Zeit und gegen die eigene Bequemlichkeit, und einen Wert aufrechtzuerhalten, auch wenn dieser Wert nicht im Materiellen wurzelt, diese Kraft findet sich so nicht.

Ausdruck vom 28.10.2011

V

Diese Kraft hat die Königin Herodias. Sie gehört zu den Menschen, die innerlich gewiss sind und die geistigen Werte über die materiellen stellen. Den geistigen Wert ihrer Ehre stellt sie über den materiellen Reichtum. Solche Menschen haben oft viel Kraft, können manches bewegen. Aber sie sind auch rasch gekränkt, sind in ihrer ganzen Person getroffen, wenn jemand sie in Frage stellt. So fühlt sich Herodias von Johannes verletzt in dem, was ihr das Teuerste ist. Sie „trägt es in sich“, schreibt Markus wörtlich. „Es“. Was, sagt er nicht. Das ist das Gefährliche: das blosse Gefühl, das niemand fassen und vernünftig kontrollieren kann.

In diesem Hass fordert Herodias den Kopf des Täufers. Dieser Kopf ist für sie mehr als ein halbes Königreich. Ihre Ehre, der Triumph über denjenigen, der mit seinem Wort ihr Wesen angetastet hat, ist ihr mehr wert als alle äussere Macht.

VI

Herodes kommt ihrer Bitte nach. Für ihn ist ganz selbstverständlich der Kopf des Johannes weniger als sein halbes Königreich. Herodes meint wirklich, er sei von seinem Schwur gebunden, das Leben des Täufers sei weniger wert als sein halbes Königreich.

Wer von uns, liebe Gemeinde, hat im ersten Moment auch so gedacht? Viele von uns neigen zu dieser oberflächlichen Lebenssicht. Im Grunde aber vergibt Herodes mit dem Kopf des Täufers mehr als sein halbes Reich. Das Alte Testament sagt mit seinen Königsgeschichten deutlich: Ein Reich mag noch so gross, militärisch und wirtschaftlich noch so stark sein – es muss aufgebaut und gestützt sein durch Recht und Gerechtigkeit! Sonst kann es nicht bestehen (Jesaja 9,6). In dem Augenblick, in dem er dem Mädchen den Kopf des Täufers darbringt, verschenkt Herodes sein ganzes Reich. Er vergibt die Grundlage für jede Herrschaft, das Recht.

Aus ausserbiblischen Quellen erfahren wir, dass Herodes später eine grosse militärische Niederlage erlitten hat in einem Krieg, der auch eine Folge war seiner Scheidung. Viele seiner Zeitgenossen haben in dieser Niederlage ein göttliches Strafgericht gesehen für die Ermordung des Täufers. Später hat Herodias ihrem Mann den Rat gegeben, dass er nach Rom reisen und den Königstitel für sich erbitten solle. Sie wusste, was sie wollte: Ehre, einen hohen Titel, nicht nur äussere Macht! In Rom aber hat ein Neffe Herodes angeklagt wegen Hochverrats, und Kaiser Caligula hat ihn

Ausdruck vom 28.10.2011

entmachtet und in die Verbannung geschickt. Dort ist er gestorben. Wer das Recht anderer bricht, kann auch für sich selber nicht auf Recht hoffen, weder im Staat noch in der Familie. Herodes hat mehr als sein halbes Reich verschenkt, als er den Kopf des Täufers hergab.

Das aber hat er nicht gesehen. In seiner gutmütigen, aber kurzsichtig dummen, im entscheidenden Moment nur materialistischen Weltsicht hat er dem zielgerichteten Wollen seiner Frau nichts entgegenstellen können.

VII

Daran scheitern wir Menschen nach den Worten vom heutigen Evangelientext. Wir sind nicht alle einfach böse. Basel ist kein Sündenbabel in einem einfältig groben Sinn. Aber wir sind entweder recht freundlich, lassen mit uns reden und möchten mit allen gut sein. Dann fehlt uns die Kraft, das Gute zu suchen, es zu schützen und zu fördern mit beharrlichem, auch opferbereitem Einsatz. Oder wir haben eine geistige Sicht, sind überzeugt, sehen das Gute, das wir wollen. Dann aber leben wir rasch einmal ganz in unserer inneren, geistigen Welt, ohne Offenheit für die andern, und fühlen uns zutiefst getroffen, wenn jemand uns widerspricht. Nichts aber kann so viel Böses erzeugen, einen so langlebigen Hass, wie ein starkes Gefühl, das verletzt worden ist, sei es im Persönlichen oder Religiösen.

Auch unserer westlichen Kultur droht heute eben dies: Auf der einen Seite gibt es eine Mehrheit von gutmütigen, auch ein bisschen dekadenten Wohlstandsmenschen, die im entscheidenden Augenblick nichts anderes sehen als die momentanen materiellen Annehmlichkeiten, die man mit Statistiken und Wirtschaftsprognosen in die nächste Runde retten will. Ein geistiger Wert, denkt man, das Recht zum Beispiel, oder eine Erkenntnis, die zwar wahr, aber politisch und wirtschaftlich nicht brauchbar ist, das ist in jedem Fall weniger als das, was man sehen und spüren kann. Auf der anderen Seite gibt es Minderheiten, die innerlich überzeugt ihre Vorstellungen von Ehre und Recht durchsetzen. In den Familien erleben wir das manchmal in einem geradezu absurden Ausmass: Ein Ehepartner wirft alle Verpflichtungen von sich und geht – überzeugt, dass er im Recht ist – seinen Weg. In seiner Umgebung beklagt man die unguten Folgen. Aber solange jemand ordentlich seine Rechnungen bezahlt, lassen wir den Dingen ihren Lauf – es ist noch nicht ein halbes Königreich, denken wir schulterzuckend. Man ist vielleicht peinlich berührt, wenn ein braver Geschäftsmann plötzlich mit seiner Sekretärin am Arm vor einem steht, aber

Ausdruck vom 28.10.2011

man fühlt sich gebunden von den Regeln des Anstands und bleibt freundlich in den gewohnten Bahnen.

Im Zusammenleben der Völker sehen wir am Rande Europas, was das im Grunde ist. Im ehemaligen Jugoslawien haben Minderheiten, die überzeugt sind von ihrem Recht, eine ahnungslose Mehrheit überrascht, haben die Kontrolle über Staat und Armee an sich gerissen und ziehen nun alle in ein Wirrwarr von sinnlosen Kriegen. Und wenn wir nicht die materielle, waffentechnische Überlegenheit hätten, würde es uns schwer fallen, den geistig so kraftvollen, selbstsicheren Minderheiten im wiedererwachten Islam etwas entgegenzusetzen.

Ein schwächlich gutmütiger Materialismus auf der einen, und ein rasch gekränkter Idealismus auf der anderen Seite: Das stellt der heutige Evangelientext uns als die Ursache vom Ende der menschlichen Ehre vor Augen.

Die Jünger des Johannes sind hilflos. Sie gehen hin und begraben den Leib.

Was könnten wir anderes tun, wenn wir sehen, wie die Jugend sich missbrauchen lässt und mit ihren besten Gaben dem Niedrigsten in der Erwachsenenwelt dient? Was anderes als hingehen und unsere Hoffnungen begraben?

VIII

Aber nicht nur Herodes, auch Jesus hat zu einem Fest geladen. Nicht zu seinem Geburtstag, sondern am Abend vor seinem Tod. An diesem Fest hat kein Mädchen getanzt, und der Wein hat die Herzen nicht weinerlich sentimental gemacht, sondern über die Massen schwer. Dennoch hat dieses Fest die Menschen gestärkt und hat sie weit aufgetan für alles, was wirklich gut ist, materiell und geistig.

Im Abendmahl werden wir genährt und getränkt, so dass wir freundlich und gutmütig sein können und uns doch nicht kraftlos vom materiellen Schein lenken lassen. Im Abendmahl werden wir gepflegt, dass wir innerlich gewiss und fest werden und doch nicht festgefahren nur unsere Gedanken und Empfindungen sehen. Das Abendmahl löst uns aus aller in sich verschlossenen Geistigkeit und stellt uns hinein in die Gemeinschaft mit allem, was geschaffen ist. Nicht nur innerlich, rein geistig, direkt vom Himmel herab, sondern auch äusserlich, über die Erde hin, unbegreiflich einfach und materiell, durch Brot und Wein, gibt Gott uns Anteil an seiner Ehre. Gerade so holt uns das Abendmahl aus aller materiellen Zerstreu-

Ausdruck vom 28.10.2011

ung. Nicht nur äusserlich, wie irgendeine Sache, die man beliebig einsetzen kann, allen gefällig und allem anpassbar, sondern geistig präzise geformt ist dieses Mahl. Es ist gehalten durch ein persönliches Wort und gegründet in der Realität eines bestimmten menschlichen Lebens und seinem Leiden.

Das hält dem Letzten, Absurden und Sinnlosen im Leben Stand. Innerlich und äusserlich, materiell und geistig hält und trägt uns das Mahl, das Jesus gestiftet hat zu seinem Gedächtnis. Mit ihm wehrt er dem Fanatismus und dem schwächlichen Laisserfaire, mit ihm legt er den Glanz dessen, was wirklich gut ist, in unsere Herzen.
Amen.

Sonntag, 26. Juli 1992

Ausdruck vom 28.10.2011

6. Sonntag nach Trinitatis

Entziehe sich nicht eins dem andern

1. Korinther 7,1-9

Lesung	1. Mose 2,15-25
Psalm	139
Lied	„Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“

Wovon ihr aber geschrieben habt, darauf antworte ich: Es ist gut für den Mann, keine Frau zu berühren. Aber um Unzucht zu vermeiden, soll jeder seine eigene Frau haben und jede Frau ihren eigenen Mann. Der Mann leiste der Frau, was er ihr schuldig ist, desgleichen die Frau dem Mann. Die Frau verfügt nicht über ihren Leib, sondern der Mann. Ebenso verfügt der Mann nicht über seinen Leib, sondern die Frau.

Entziehe sich nicht eins dem andern, es sei denn eine Zeit lang, wenn beide es wollen, damit ihr zum Beten Ruhe habt; und dann kommt wieder zusammen, damit euch der Satan nicht versucht, weil ihr euch nicht enthalten könnt. Das sage ich aber als Erlaubnis und nicht als Gebot.

Ich wollte zwar lieber, alle Menschen wären, wie ich bin, aber jeder hat seine eigene Gabe von Gott, der eine so, der andere so.

Den Ledigen und Witwen sage ich: Es ist gut für sie, wenn sie bleiben wie ich. Wenn sie sich aber nicht enthalten können, sollen sie heiraten; denn es ist besser zu heiraten, als sich in Begierde zu verzehren.

1. Korinther 7,1-9

I

Liebe Gemeinde!
Es ist eine der grossen Lebenslügen unserer Tage, dass wir so tun, als ob die geschlechtliche Liebe normalerweise die Menschen glücklich macht, und dass wir frei seien, unser geschlechtliches Begehren so zu formen und füllen, wie wir wollen. Die Bibel ist auch in dieser Sache ehrlicher und macht uns frei von der Heuchelei.

Auf ihren ersten Seiten beschreibt sie mit einfachen Worten, was uns Menschen innerlich und äusserlich bewegt. Es ist nicht gut für den Menschen, allein zu sein. Er sucht einen Partner. Er sucht kein Tier, dem er einen Namen gibt und es damit beherrscht; aber auch keinen Gott, der

ihm rundum überlegen ist. Deshalb bildet Gott diesen Partner, nicht aus den Füssen und nicht aus dem Kopf, wie die Rabbinen sagen, sondern aus seiner Seite, damit er ihm gleich sei. Und der Mann gibt ihm darum keinen Namen. Er nennt ihn „Männin", wie Luther übersetzt. Es ist die Frau – Ischah –, das Gegenüber des Mannes – Isch auf Hebräisch. Das ist jetzt Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, jubelt der Mensch. Sie passen zueinander, gerade auch körperlich!

So war es, beschreibt die Bibel, und beide waren nackt und schämten sich nicht.

So war es: im Paradies.

Doch das Paradies ist verloren. Und kein Weg führt zurück. Alle Revolutionen, die das Rad der Zeit zurückdrehen wollten in einen ursprünglich guten Zustand, führten in eine mehr oder weniger blutige Wüste. Das Paradies ist verloren, auch das sexuelle Paradies, trotz Sigmund Freud und allen späteren Aufklärern.

Die Bibel bleibt ja nicht stehen bei dem Bild von der nackten Unschuld. Die Schlange war listiger, erzählt das Mosebuch. Der Mensch hat gegessen von dem verbotenen Baum und hat das kindliche Vertrauen eingetauscht in den Wunsch, moralisch höher zu kommen und gottgleich zu werden. Darum, erzählt die Bibel, lässt der Schöpfer uns brutal spüren, wie unfrei und wie niedrig wir sind. Gott legt seine Strafe auf die Menschen, und zu dieser Strafe gehört als das erste, schreckliche Wort: die Partnerschaft zwischen Mann und Frau hört auf. Das Gleich zu Gleich und die Freude aneinander weichen dem Willen, zu herrschen, oder – noch verdrehter – sich beherrschen zu lassen. „Dein Verlangen", sagt Gott zu der Frau (das Wort assoziiert die Beine und Schenkel, man könnte also übertragen: dein Laufen, oder noch vulgärer: „das, was deine Beine treibt") „soll nach deinem Mann sein, er aber soll dein Herr sein" (1. Mose 3,16). Das geschlechtliche Verlangen führt in die Abhängigkeit. Die Bibel erzählt das poetisch, pars pro toto, auf die Frau bezogen. Es gilt genauso für den Mann. Es ist das die bittere Ironie der göttlichen Strafe: Gerade in dem, was spontan und frei und voll Lust sein sollte, zeigt sich eine letzte Unfreiheit, ein entwürdigendes Getriebensein.

Die Bibel, liebe Gemeinde, weiss viel zu sagen von dem Glück, das Mann und Frau sich schenken können. Aber sie hat auch Worte für das andere, für den Trieb, mit dem wir Menschen uns gegenseitig entwürdigen. In allem kann ein hässlich verdrehter Machtkampf wüten, auch im Schlafzimmer eines Ehepaares – und erst recht ausserhalb. Wer in der Seelsorge

Ausdruck vom 28.10.2011

die Geschichten von Liebespaaren hört, weiss, wie sehr sich Mann und Frau demütigen und verletzten können, gerade auch körperlich. In unserer ganzen Kultur ist das offenkundig: Trotz einem immensen Angebot an Möglichkeiten werden die Fragen und Klagen in den einschlägigen Ratgeberspalten immer nur länger und verzwängter. Das ist nicht weiter verwunderlich. Man kann es seit eh und je in der Bibel lesen.

II

Auch der Apostel Paulus musste sich zu all dem äussern. Seine Gemeinde hatte ihn gefragt: Soll man überhaupt heiraten? Und wenn man verheiratet ist: Soll man sich nicht geschlechtlich enthalten und die Kräfte des erotischen Begehrens sammeln und umwandeln zu einer geistlichen Energie im Gebet und im Gotteslob?

Auf diese romantische Frage gibt Paulus eine pragmatische, eigentlich eine erschreckend pragmatische Antwort. Er sagt: Ich wünschte mir, alle könnten so leben wie ich. Paulus lebt ehelos. Anders als Petrus, der seine Frau bei sich hatte auf seinen Reisen, war Paulus allein unterwegs. Jetzt sagt er: Das ist eine Gabe Gottes. Es ist ein Charisma, heisst es wörtlich, also eine Gnadengabe des Heiligen Geistes. Es ist nicht der Normalfall, sagt Paulus, und auch nichts, das man mit angespannten Kräften erstreben soll. Im Gegenteil: Wer immer wieder ankämpfen muss gegen das geschlechtliche Begehren, soll lieber heiraten, schreibt Paulus.

Das ist recht trocken gesagt, aber es ist trotz allem ein gesunder Realismus. Die römisch-katholische Kirche leitet bis heute aus den korinthischen Fragen und den Antworten des Apostels die Forderung ab, dass ihre Priester ehelos leben müssen. Daraus ist, wie wir wissen, viel traurig Verzwängtes geworden, manches, das man zu Recht als Heuchelei bezeichnen muss. Paulus hat davor gewarnt. Er sagt: Die Freiheit vom geschlechtlichen Begehren ist keine Leistung, die man kirchenrechtlich einfordern darf. Sie ist ein Charisma, eine besondere Gnade Gottes, die Gott denjenigen gibt, denen er sie geben will.

III

Den Eheleuten aber schreibt Paulus – und das tönt fast so trocken wie es im alten schweizerischen Zivilgesetz formuliert war: die Ehepartner schulden sich die ehelichen Pflichten. Paulus schreibt: „Der Mann leiste der Frau,

Ausdruck vom 28.10.2011

was er ihr schuldig ist, desgleichen die Frau dem Mann.“ Es ist das, liebe Gemeinde, eine der wenigen Bibelstellen, in der tatsächlich das Bedürfnis der Menschen zum Argument und Ausgangspunkt wird. Hier ist das gegenseitige Bedürfnis in der Tat der Massstab: eines soll das andere zufrieden stellen, ihm geben, was es begehrt.

Es ist beachtlich, dass Paulus so argumentiert. Das unterscheidet sich kategorial von dem, was dann zur römisch-katholischen Moral geworden ist. Rom argumentiert im Vergleich dazu viel moderner, viel vernünftiger. Nach der römisch-katholischen Lehre geht es im ehelichen Zusammensein darum, dass die Lust einem höheren Zweck dienen muss, wenn sie gerechtfertigt sein soll. Der geschlechtliche Wille muss darauf aus sein, ein Kind zu zeugen. Wenn die Lust nur um ihrer selbst willen gesucht wird, ist sie verwerflich. Darum keine Pille und nichts dergleichen.

Paulus argumentiert nicht in dieser Weise zweckorientiert. Er bleibt handfester, einfältiger, negativer. Ihm geht es um die „Unzucht“, also das, was wir heute Pornographie nennen: Eine unerhörte Flut, über die sich mittlerweile auch die alten Fachleute entsetzen, weil sie die Gemeinschaft der Geschlechter aushöhlt und technisiert. Ich gehe davon aus, schreibt Paulus den Korinthern, dass ihr euch nicht beherrschen könnt. Paulus denkt nicht besonders hoch von seiner Gemeinde. Ihr landet sonst irgendwo, sagt er den Gemeindegliedern, da ist es mir lieber, dass ihr heiratet und jeder seine Frau hat und jede ihren Mann. Das bindet euch an und gibt euch einigermassen Schutz.

Derart unromantisch begründet Paulus die Ehe, derart negativ zeichnet er den Sinn der geschlechtlichen Erfüllung. Es muss nicht unbedingt das Rotlichtviertel sein oder das Internet, die drohen. Auch eine Karriere, denke ich, oder ein Hobby kann ein Weg sein, auf dem man sich prostituiert und gierig den Bezug zur nächsten Umgebung verliert. Von den Aussagen des Apostels geleitet, können wir uns denken, dass viel Überspanntes, viel in sich Verschlossenes, seine Ursachen darin hat, dass Mann und Frau beieinander nicht finden, was sie doch körperlich beieinander suchen.

IV

In diese Überlegungen zum Geschlechtsleben flicht Paulus etwas Grösseres. Er erinnert an das grundlegende Gebot der Nächstenliebe. Er schreibt: Über den Leib der Frau verfügt der Mann, über den Leib des Mannes die Frau. Das formuliert der Apostel völlig paritätisch. Es gibt im Geschlechts-

Ausdruck vom 28.10.2011

leben keine Ordnung, die alle Macht in einer Hand zentriert und alle Aktivität von einem Einzelnen ausgehen lässt. Erst recht gibt es kein Klischee von einem männlichen Begehren und einer weiblichen Hingabe oder ähnliche Stereotypen. Es gibt vielmehr, verblüffend, ein gegenseitiges Besitzverhältnis: die Frau verfügt über den Leib des Mannes, der Mann über den der Frau. Über den Leib! Nicht über Seele und Geist! Paulus will, dass Mann und Frau einander zufrieden stellen und in körperlicher Hinsicht eins vom anderen abhängig bleiben. Im Geistigen, vor Gott, stehen sie je für sich (1. Korinther 7,16).

Die gegenseitige körperliche Abhängigkeit ist aber nicht nur ein notwendiges Übel. Es lebt darin das Höchste und Beste des Glaubens. Gerade im Geschlechtlichen sollen Mann und Frau sich üben in der christlichen Liebe: Einer soll für den andern sorgen und so für sich selber das Gute finden. Die christliche Liebe soll sich bewähren nicht nur in der barmherzigen Fürsorge für die Armen und Kranken. Da auch! Und nicht nur in den Worten, mit denen wir Gott loben. Da auch! Aber zuerst einmal soll die Liebe da sein für den Allernächsten, für die Frau, für den Mann, mit dem wir Haus und Bett teilen, und ihr und ihm die Lust schenken, die das Begehren stillt.

Als er von seiner Hochzeitsnacht erzählte, hat Martin Luther sich verwundert: Es ist verwirrend – plötzlich liegen neben dir im Bett ein paar Zöpfe. Ja, schreibt Paulus, und im Umgang mit diesen Zöpfen zeigt sich, was deine christliche Liebe wert ist. In diesem Leibhaften soll sich die Christlichkeit eines durchschnittlichen Christenmenschen bewähren.

Paulus verspricht den Eheleuten nicht das grosse Glück. Er hängt die Latte tief. Er ist froh, wenn sie es einigermassen gut haben zusammen und sich zufrieden stellen. Wenig will er von den Eheleuten! Er weiss: Dieses Wenige ist viel auf dieser Erde. Denn hier in dieser Welt sind nicht das Glück und die Liebe, hier sind oft nur Gier und abgestumpfte Resignation und verdorbene Machtkämpfe die Regel.

V

Nur selten einmal, schreibt Paulus, wenn es im freien Konsens geschieht, dürfen sich Eheleute eine zeitlang absondern, damit ihr Gebet zur Ruhe kommt. Wörtlich heisst es: Damit es einen freien Raum gibt für das Gebet. Im Griechischen steht an dieser Stelle ein Begriff, von dem sich unser Wort für „Schule“ herleitet. Das Gebet soll sich üben und entfalten und

Ausdruck vom 28.10.2011

reif werden können. Dazu, schreibt der Apostel, dürfen Mann und Frau sich womöglich eine zeitlang in den Nächten fern bleiben. Paulus, das ist deutlich, will die Korinther hinabholen. Das charismatische Gebet nimmt einen breiten Platz ein im Denken dieser Gemeinde. Es ist fast wie in den modernen, charismatischen Freikirchen: Da wiegen und wogen die jungen Menschen in erotischen Lobliedern zu Gott, Himmel und Erde vermischen sich, und alles Begehren geht direkt hinauf, nur noch zu Gott. So etwas darf sein, schreibt Paulus, wenn die Eheleute beide damit einverstanden sind. Aber nur für eine begrenzte Zeit. Dann fordert der Leib sein Recht; und es ist dumm und gefährlich, wenn man sich fromm von diesem Begehren abzuheben versucht.

Dasselbe, denke ich, gilt erst recht für alles andere. Wenn ein Mann in Beruf und Karriere derart gefordert wird, dass er keine Zeit mehr hat, seine Frau liebevoll in die Arme zu nehmen – das kann eine zeitlang gut gehen, wenn beide Verständnis dafür haben. Oder wenn eine Frau sich in der Kirche derart stark engagiert, dass sie kaum mehr Kraft hat, für ihren Mann da zu sein: Das kann gut sein, wenn beide damit einverstanden sind – aber nur auf Zeit! schreibt Paulus. Sonst, warnt er, gerät man auf Abwege, und das verdirbt alles.

VI

Liebe Gemeinde! Das war jetzt eine Predigt, in der ich gar nicht vorgekommen bin, haben vielleicht einige von euch gedacht. Doch wir leben ja nicht nur für uns selber. Wir sind auch von anderen gefragt, die anders leben als wir. Und wir sollen gegenseitig an unseren Wegen Anteil nehmen mit gutem Rat und stiller Fürbitte. Darum ist es gut, über die praktischen Lebensbedingungen auch anderer nachgedacht zu haben.

Paulus jedenfalls schreibt über Menschen, die anders leben als er, und zwar sehr anschaulich. Er verkündigt wahrhaftig keinen Gott, der hoch über allem schwebt. Er bringt das Wort von dem einen Gott, der zu uns ins Fleisch gekommen ist, und der auch unseren Leib geliebt hat. Paulus stapelt tief, wenn er über die alltägliche Liebe schreibt. Denn er verehrt einen Gott, der tief hinab in das menschliche Wollen und Leiden gekommen ist. Paulus ist der Apostel Jesu Christi, dem Sohn Gottes, der hier auf Erden unsere menschliche Gestalt angenommen und unsere Freude und unser Leid mit uns geteilt hat. Er will, dass wir geheiligt werden auch in dem, was uns Leibhaftig begegnet.

Ausdruck vom 28.10.2011

Darum sollen wir auch in der Ehe, wie überall sonst, bescheiden und wirklichkeitsnah sein. Wir sollen wissen: Es ist viel, wenn wir einigermassen zufrieden sein können. Es ist gut, wenn wir uns nicht in überspannten Erwartungen verirren. Denn wir alle leben davon, dass Gott uns geliebt hat, so wie wir sind, und dass er uns liebevoll zuteilt, was wir an Leib und Seele und Geist nötig haben – so wie es Jesus getan hat durch das Wasser der Taufe und durch den Geist, der uns zu beten lehrt (Epheser 5,25).
Amen.

Sonntag, 3. Juli 2005

Ausdruck vom 28.10.2011

7. Sonntag nach Trinitatis

Was ist das für so viele?

Johannes 6,1-14

Lesung	2. Mose 16,1-18
Psalm	107,1-9
Lied	„Sei Lob und Dank dem höchsten Gut“

Danach fuhr Jesus weg über das Galiläische Meer, das auch See von Tiberias heisst. Und es zog ihm viel Volk nach, weil sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken tat. Jesus aber ging auf einen Berg und setzte sich dort mit seinen Jüngern. Es war aber kurz vor dem Passa, dem Fest der Juden. Da hob Jesus seine Augen auf und sieht, dass viel Volk zu ihm kommt, und spricht zu Philippus: Wo kaufen wir Brot, damit diese zu essen haben? Das sagte er aber, um ihn zu prüfen; denn er wusste wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: Für zweihundert Silbergroschen Brot ist nicht genug für sie, dass jeder ein wenig bekomme. Spricht zu ihm einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Kind hier, das hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische; aber was ist das für so viele? Jesus aber sprach: Lasst die Leute sich lagern. Es war aber viel Gras an dem Ort. Da lagerten sich etwa fünftausend Männer. Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie denen, die sich gelagert hatten; desgleichen auch von den Fischen, soviel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts verdirbt. Da sammelten sie und füllten von den fünf Gerstenbroten zwölf Körbe mit Brocken, die denen übrigblieben, die gespeist worden waren. Als nun die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus tat, sprachen sie: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll.

Johannes 6,1-14

I

Liebe Gemeinde!

„Es war viel Gras an dem Ort“, erzählt Johannes, und das Gras war offenbar nicht so verregnet, wie diesen Sommer an manchen Orten. Man konnte sich bequem hinsetzen auch draussen unter dem freien Himmel. So

sind auch jetzt wieder junge und alte Menschen unterwegs. Eng zusammengepfercht in einem Wohnmobil oder mit grossen Rucksäcken bepackt trampen sie durch die Länder Europas und erinnern uns alle an die Sehnsucht, dass etwas anderes noch möglich sei als nur unser zivilisatorischer Fortschritt. Seit eh und je gibt es in unserem Menschengeschlecht diese Unruhe, ein Sehnen, dass jede Generation wieder aufbricht und eine Erfüllung sucht, die rein ist, ganz rein, und doch nicht farblos und fad, strahlend klar und doch nicht körperlos durchsichtig – ein Leben, in dem sich Irdisches und Himmlisches vereint. Nicht das Brot allein, sondern die Fülle, die der Schöpfer ins Dasein ruft! Das suchen auch die zahllosen touristischen Wallfahrer unserer Zeit, auch wenn sie es vielleicht nicht wissen. Und immer ist es so: Wo viele hingehen, gehen noch mehr hin. Wo Michael Jackson zehntausend sammelt, kommen noch ein paar zehntausend mehr. Die Menschenmenge ist wie ein Magnet. Man möchte nicht verpassen, was sich offensichtlich Bedeutsames ereignet.

II

So war es auch damals in Galiläa. Mehr und mehr Menschen haben sich um Jesus gesammelt, Tausende zuletzt. Und in der einsamen Gegend jenseits des Sees Genezareth sieht sie nun Jesus und fragt: Wo bekommen wir Brot, um ihnen allen etwas zu essen zu geben? Es war keine echte Frage, erklärt Johannes, sie sollte das Herz der Jünger prüfen. Und so sehen wir an der Reaktion der Jünger, was ein rechter menschlicher Glaube ist.

Philippus ist kein Schwärmer. Er hat nichts religiös Übersteigertes an sich. Er antwortet ganz handfest, kindlich real: Auch für zweihundert Silbergroschen könnte man nicht genug kaufen für diese Masse von Leuten. Der wahre Glaube erwartet nicht ständig ein Wunder. Wer mit Jesus lebt, weiss, dass die Probleme sich in der Regel nicht zauberhaft lösen. Was Rechtes geschehen soll, muss realistisch, wie es in der Schöpfung vorgegeben ist, getan sein. Es kommt nicht vom Himmel geflogen. Das Gute muss mit Mühe erschaffen und manchmal mit viel Geduld erlitten sein. Darum sagt Philippus zuerst, was nahe zur Hand liegt: Wir haben nicht das Geld, wir können nicht Brot für diese Volksmenge kaufen.

Aber dann regt sich leise doch der Gedanke, dass es vielleicht für Jesus noch eine andere Möglichkeit gibt. Andreas sagt, und legt diese Feststellung wie eine stille Bitte vor Jesus hin: Es ist da ein Bub mit fünf Gersten-

Ausdruck vom 28.10.2011

broten und zwei Fischen. Aber was ist das, schränkt er selber sofort ein, für so viele?

Daraufhin gibt Jesus seine Anordnungen, dass die Menschen sich setzen sollen, und nimmt die Brote und dankt für sie und teilt sie und gibt sie weiter, Stück um Stück, und man bringt sie den Menschen, und ebenso vom Fisch, und alle werden satt, ja, es bleiben zwölf Körbe voll übrig.

III

Es hilft uns zu verstehen, wenn wir dieses Wunder vergleichen mit der anderen Erzählung von der Versuchung Jesu (Matthäus 4,1-11). Jesus tut ein Wunder, kein Zauberwerk. Wir erinnern uns an den Anfang des Johannesevangeliums (Johannes 1,1-4): Jesus, schreibt Johannes, ist der Logos, das Wort Gottes. Vor aller Zeit ist er Gottes Gegenüber. In ihm und durch ihn ist alles erschaffen. Auch die sichtbare Welt rund um uns entfaltet sich nach den Ordnungen und mit den Kräften, wie sie festgelegt und geformt sind in ihm. Wir sehen ihn auch jetzt in diesen Tagen am Werk: Draussen auf unseren Feldern wachsen Gerste, Roggen und Weizen und werden reif für die Ernte; und wo der Bauer eine handvoll Körner hingestreut hat, so viel nur, dass er kaum seine Familie damit hätte ernähren können, da wächst jetzt so viel, dass es hunderte von Menschen satt machen wird. Regen, Erde, Sonne und die geheime Kraft der Pflanzen wirken zusammen, wie der Logos Gottes ihnen die Kraft verleiht, und machen aus den wenigen Körnern viele. So ist es die Kraft und Ordnung der Schöpfung; und so hat Jesus damals wunderhaft in einem Augenblick getan, was sonst über die Monate hin natürlich geschieht. Aber er hat sich an die Ordnung der Schöpfung gehalten!

Vorher, in der Wüste, als er Hunger hatte, hat der Teufel zu ihm gesagt: Sprich doch zu diesen Steinen, dass sie Brot werden. Das war teuflisch. Es hätte die Ordnung der Schöpfung aufgelöst und unserer menschlichen Mühe ihren Wert genommen. Geh weg von mir, Satan, sagt Jesus, „der Mensch lebt nicht vom Brot allein." Jesus hat nicht aus Steinen Brot gemacht, er hat aus dem Wenigen, was von der Schöpfung da war, viel gemacht.

IV

So geht es, liebe Gemeinde, in allen Bereichen unseres Lebens. In der Familie: Wir können uns nicht einfach hinsetzen und denken, dass wir es jetzt

Ausdruck vom 28.10.2011

geniessen wollen. Wenn wir schwärmerisch das Gute aus der Luft pflücken möchten, verschwindet es in Leere und Langeweile und Zank. Wir müssen alle unseren Teil tun, um uns das tägliche Brot und seine Freude zu verdienen. Auch die Kinder müssen so viel sie können zur Hausarbeit beitragen. Und für das Seelische müssen wir immer wieder die rechten Umgangsformen einüben und aufrechterhalten. Wenn wir dieses Wenige tun, kann Jesus daraus viel machen, kann uns im Haus ein wirkliches Glück und stets wieder neue Kräfte zum Dienst schenken.

Auch in der Volksgemeinschaft ist das so: Die Schweiz ist ein kleines Land, mit wenig natürlichem Reichtum. Wir müssen mit besonders grossem Fleiss und vor allem mit besonders grosser Bescheidenheit etwas leisten, sonst kann unser Land auf die Dauer in der Völkergemeinschaft nicht bestehen. „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen“ (1. Mose 3,19). Wenn wir erwarten, der Wohlstand sollte von selbst immer nur weiterwachsen, und uns Schweizern sollte es notwendigerweise immer ein bisschen besser gehen als den anderen, weil wir so klein und nett und lieb sind, dann bilden wir uns etwas ein, versuchen Gott und ernten Verachtung und Schande. Auch bei uns hat sich ein unbescheidener Geist eingenistet, ein anmassendes Auftreten, als ob das Leben ohne geschöpfliche Begrenzung und ohne beschwerliche Mühe sich zauberhaft leicht entfalten könnte.

Dazu gibt uns Christus keinen Segen. Er macht nicht aus dem Geschöpflichen etwas Grenzenloses. Er macht aus dem, was wenig ist, viel.

V

Das gilt auch für uns als Gemeinde und für die weltweite Kirche. Auch das geistlich Gute fällt nicht zauberhaft vom Himmel. Wenn wir meinen, dass wir gleichgültig in den Tag hineinleben können und den Sonntag behandeln dürfen, als ob er uns und nicht Gott gehöre, wenn wir am Tisch nicht mehr Dank sagen für Gottes Gaben und die jungen Menschen aufwachsen lassen wie das Kraut, ohne dass jemand sie einführt in das Gotteslob, wenn alle Aufmerksamkeit und Wertschätzung sich auf das technisch und psychologisch und sozial Machbare verschiebt: Wenn wir derart illusionistisch meinen, Gott solle sein Werk an uns tun, ohne dass wir unseren geschöpflichen Teil dazu beitragen, dann müssen wir uns nicht wundern, wenn der Glaube schwächelt und stirbt. Jesus will nicht zaubern, auch im Geistlichen nicht. Er will uns auch den Glauben geben nicht direkt vom

Ausdruck vom 28.10.2011

Himmel herab, sondern aus dem heraus, was er hier auf Erden vorgibt, aus seinem Wort und Sakrament. Aus dem Wenigen, was er uns hier zurückgelassen hat, aus der Taufe und dem Abendmahl, aus dem Gebet und den biblischen Schriften, will er das machen, was uns nährt und tränkt mit dem ewigen Leben.

VI

Er will das wirklich tun. Wir müssen nur dieses Wenige ihm in die Hand geben. Damals auf dem Berg am Ufer des Sees Genezareth war es ein Bub mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen. Was ist das schon, hat Andreas gefragt, damit kann man nichts machen. Aber der Bub hat das Wenige Jesus gegeben, und Jesus hat daraus viel gemacht. So will er es machen auch mit uns.

Jemand unter uns hat vielleicht eine kleine Firma, nur vier Angestellte, was ist das schon? Damit kann man keine neue Weltwirtschaftsordnung schaffen. Aber wer ein solches Gut hat, kann Gott dafür danken und die Geschäfte in Jesu Hand befehlen. So kann ein Klima der Zusammenarbeit und der Dienstbereitschaft entstehen, das Freude macht und die Hoffnung weckt auf eine Gemeinschaft, die ganz und im Tiefsten gut und gerecht ist. Aus dem wenigen wird viel. Oder mit unseren Kindern: Wir können sie nicht so erziehen, dass sie in allem gerecht und gefreut sind. Wir sind manchmal sehr abgespannt und müssen froh sein, wenn die Kinder nur einigermassen Anstand und guten Willen haben. Was ist das, wenn man hinausschaut in die Welt und denkt, was da nötig wäre? Aber wenn wir Gott danken für unsere Kinder und sie ihm in die Hand geben, will Jesus aus dem wenigen mehr machen, will dafür sorgen, dass der gute Wille unserer Kinder dort, wo sie einmal dann am Werk sein werden, zu einem Segen für viele wird. Oder ein letztes Beispiel: In der Nachbarschaft uns gegenüber wohnt vielleicht eine alt gewordene Frau. Wir sehen, wie schwer sie es hat; der Sohn hat sie enttäuscht, die Beine sind offen, sie kommt kaum mehr aus ihren vier grauen Wänden, in engen Kreisen verlebt sie ihre letzten Tage, und dazu hat sie ein verbittertes Herz, so dass sie ständig schimpft und die letzten Besucher vertreibt. Wir sehen sie hie und da – was ist das schon? Die kurzen Momente lang können wir sie aber freundlich grüssen, vielleicht finden wir sogar die Zeit, ihr einmal einen Einkauf zu machen … Aber stundenlang zuhören, wie sie das gern möchte – wer hat die Zeit und Kraft dazu? Es ist wenig, was wir für einen solchen Menschen haben. Aber

Ausdruck vom 28.10.2011

wenn wir für das Wenige, das wir vermögen, Gott danken, und es Jesus in die Hand geben, will er daraus mehr machen. Ein freundlicher Gruss, eine kleine Hilfe, kann die Bitterkeit in einem Herzen ein wenig aufbrechen. Und wenn das Herz aufbricht, kann Gott daraus viel machen!

Und das tut er auch. Immer wieder macht er aus dem Wenigen viel! Wie viel Güte und Treue und Liebe hat er noch immer geschaffen und aufrechterhalten unter uns, trotz unserer Gleichgültigkeit, wie viel Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft dürfen wir je und je erfahren. Das alles aber, was Gott Gutes schafft, dürfen wir nicht achtlos liegen lassen, als wäre es selbstverständlich. Wir müssen darauf achtgeben, es sammeln, dafür danken, dass es nicht verdirbt. Aus dem Wenigen, was wir haben und tun, kann Jesus viel machen. Er hat das versprochen. Und er hält, was er verspricht: Wir haben einen Gott, der die Hungrigen sättigt mit Gutem – so sehr, dass immer wieder vieles übrig bleibt, das es sorgfältig zu sammeln gilt, damit es nicht verderbe.
Amen.

Sonntag, 27. Juli 1997

Ausdruck vom 28.10.2011

8. Sonntag nach Trinitatis

Dass ihr euren Nachkommen erzählt

Psalm 48

Lesung	Galater 4,21-5,1
Lied	„Jerusalem, du hoch gebaute Stadt“

Gross ist der HERR und hoch zu rühmen
in der Stadt unsres Gottes, auf seinem heiligen Berge.
Schön ragt empor der Berg Zion, daran sich freut die ganze Welt,
der Gottesberg fern im Norden, die Stadt des grossen Königs.
Gott ist in ihren Palästen, er ist bekannt als Schutz.
Denn siehe, Könige waren versammelt und miteinander herangezogen.
Sie haben sich verwundert, als sie solches sahen;
sie haben sich entsetzt und sind davongestürzt.
Zittern hat sie da erfasst, Angst wie eine Gebärende.
Du zerbrichst die grossen Schiffe durch den Sturm vom Osten.
Wie wir es gehört haben,
so sehen wir es an der Stadt des HERRN Zebaoth,
an der Stadt unsres Gottes:
Gott erhält sie ewiglich. SELA.
Gott, wir gedenken deiner Güte in deinem Tempel.
Gott, wie dein Name, so ist auch dein Ruhm bis an der Welt Enden.
Deine Rechte ist voll Gerechtigkeit.
Dessen freue sich der Berg Zion,
und die Töchter Juda seien fröhlich, weil du recht richtest.
Ziehet um Zion herum und umschreitet es, zählt seine Türme;
habt gut Acht auf seine Mauern, durchwandert seine Paläste,
dass ihr den Nachkommen davon erzählt:
Wahrlich, das ist Gott, unser Gott für immer und ewig.
Er ist’s, der uns führet.

Psalm 48

I

Liebe Gemeinde!

„Gott, wie dein Name, so ist auch dein Ruhm bis an der Welt Enden“, jubelt der Psalm. Bei Gott gibt es keinen Unterschied zwischen seinem Namen und dem, was dann tatsächlich von ihm zu rühmen ist. So wie wir Gott kennen gelernt haben als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, so wie wir getauft worden sind auf seinen Namen, wird er an vielen Orten von vielen Menschen gepriesen. Auch jetzt in dieser Stunde: an manchem Ort schaut ein alter Menschen zurück auf sein Leben, sagt noch einmal Dank für das Gute, das er empfangen hat, und freut sich, dass die Mühen bald überstanden sein werden. Andere sammeln ihre noch frischen Kräfte, denken an die kommende Arbeitswoche und wollen ihren Kindern Wohlstand und Sicherheit mitgeben in ihr Leben. Und an vielen Orten gibt es Kinder, sogar auch in den Elendsvierteln dieser Welt, die Augenblicke lang alles Mühsame vergessen und sich der Lust am Leben hingeben und mit ihrem Lachen den Schöpfer des Lebens loben. Über die ganze Welt hin erklingt der Ruhm Gottes.

An einem einzigen Ort aber hat sich dieser geheimnisvolle Glanz zu erkennen gegeben, so dass wir seinen Ursprung beim Namen nennen können. Warum lachen die Kinder, und aus dem Lachen bricht unversehens ein herzergreifendes Schluchzen? Warum können alte Menschen einen tiefen Frieden ausstrahlen, und andere sind ausgetrocknet, hart, verbittert? Warum ist das Leben so, wie es ist? Das ist uns offenbart, wenn wir uns am Sonntagmorgen versammeln im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. „Schön ragt empor der Berg Zion – daran freut sich die ganze Welt!“, singt der Psalm. Von überall her, aus der ganzen Welt gehen die Gedanken vieler Menschen zu der Stadt, in der alles Gute zu seiner höchstens Vollendung gekommen ist – damals, als Jesus in Jerusalem verurteilt und gekreuzigt worden ist und als dann, vom Osten her, die Sonne aufgegangen ist über seinem leeren Grab.

II

Liebe Gemeinde!

Die Stadt Jerusalem war und ist eine Stadt wie viele andere. Jede Stadt hat militärische und polizeiliche Sicherheitsmassnahmen nötig, je nach der jeweiligen Bedrohungslage. Damals in Jerusalem hatte man Stadtmauern mit hohen Türmen und schweren Toren; heute sind wir angewiesen auf

Ausdruck vom 28.10.2011

die Polizei und den Geheimdienst, die meistens unsichtbar agieren und nur manchmal mit einer Masse von gepanzerten Autos sichtbar werden. So oder so aber braucht eine Stadt den Schutz, den die Waffentechniken der Zeit gewähren. Noch wichtiger als diese äusseren Machtmittel sind die feineren, alltäglicheren Lenkungsmassnahmen, mit denen man die allgemeine Wahrnehmung leitet und ein gemeinsames Empfinden schafft: die repräsentativen Bauten, in denen die politische und die wirtschaftliche Macht sich zu erkennen geben, bei uns also das Rathaus und der Messeturm und bald schon die Hochhäuser von Roche und Novartis, aber auch die Universität und das Theater und das Kunstmuseum und noch immer die Kirchen. So war es auch in Jerusalem: Zählt die Türme, mahnt der Psalm die Besucher der Stadt, tut die Augen auf und benehmt euch wie interessierte Touristen, habt acht auf die Mauern, durchwandert die Paläste und besucht den Tempel, wo wir der Güte Gottes gedenken. Es ist ein Zeichen wahrer Frömmigkeit, es ist in der Bibel ein Anliegen des Glaubens, dass man „Sightseeing“ macht und die Wahrzeichen betrachtet und die Zeugen der Schaffenskraft und des Reichtums zu Herzen nimmt.

Warum das? Warum, liebe Gemeinde, sollen die Menschen gute Touristen sein in Jerusalem? Nicht, weil man ihnen möglichst viel Geld aus der Tasche ziehen will, wie wir das hier während der vergangenen Fussball-Europameisterschaft versucht haben. Sondern, viel beunruhigender, weil es der Stadt Jerusalem ergangen ist wie allen anderen Städten auch, nur vielleicht auf eine besonders quälende Weise. Die Stadt wurde zerstört. Mehrmals. Im Jahr 587 vor Christus auf ganz verheerende Weise, ebenso im Jahr 70 nach Christus. Von den Palästen und vom Tempel, die das Psalmlied rühmt, sind bis heute nur tief verschüttete Trümmer übrig geblieben, unsichtbar selbst für die Archäologen. Mehr als andere Städte ist Jerusalem der Ort der verschütteten Hoffnungen. Aber grundsätzlich gilt das für jede Stadt dieser Welt. Auch Basel, die älteste der grossen Schweizer Städte, ist mehrfach zerstört worden; und die Wissenschaftler sagen uns, es sei realistisch, wenn wir damit rechnen, dass früher oder später wieder ein Erdbeben die Stadt zu einem Trümmerfeld macht.

So ist es, klagt der feinsinnige Kirchenlehrer Augustin, auch mit einem jeden einzelnen Menschen und seinem persönlichen Leben. Wir bauen das Haus unseres Lebens, errichten mit viel Liebe für uns und unsere Kinder ein Heim – und kaum haben wir uns eingerichtet, brechen die Mühen der alltäglichen Arbeit unsere Kräfte. Krankheiten und das unerbittliche Alter zerschleissen, was wir aufgebaut haben.

Ausdruck vom 28.10.2011

Darum legt der Psalm so grossen Wert darauf, dass die Besucher der Gottesstadt durch sie hindurchgehen und ihre Türme zählen und ihre Paläste durchschreiten. Das Sehenswerte sehen – nicht um es zu fotografieren und zu archivieren auf einer CD, sondern um es mit dem Herzen aufzunehmen und zuzubereiten in der Hoffnung des Glaubens – und darum für die Ewigkeit. Das ist das Anliegen des Psalms: dass Menschen anschauen, ins Wort fassen und dadurch bewahren für die Zukunft, ja, für die Ewigkeit! „Habt gut acht", mahnt der Psalm, „dass ihr euren Nachkommen davon erzählt". „Wahrlich, das ist Gott, unser Gott immer und ewig!" Gott hat seine Art und Weise, wie er auf ewig unser Gott sein will. Durch sein Wort, sagen wir etwas abstrakt. Der Psalm sagt viel anschaulicher: Gott will da sein für uns, dadurch, dass wir erzählen, was er für die Seinen getan hat. Und das auf eine sehr menschliche, handfeste Weise: Die Türme zählen und der nächsten Generation berichten, wie sie da gestanden haben und was unter ihnen geschehen ist. Das ist die Art, wie Gott uns das ewige Leben gibt: dass wir ins Wort fassen, was er uns geschenkt hat.

Denn auch Gott hat zuerst alles ins Wort gefasst. Bevor er seinen Willen und seine Absicht zu einer greifbaren, anschaulichen Wirklichkeit hat werden lassen, hat er sie mit seinem Wort verheissen: „Wie wir es gehört haben, so sehen wir es an der Stadt Gottes", freut sich der Psalm. Das ist die Art, wie Gott für uns Menschen da sein will: zuerst gibt er ein Wort, ein Versprechen, dann die Erfüllung hier auf Erden. Von dieser Erfüllung aber soll bleiben, auf ewig, was wieder vom Wort umfangen, durchdrungen und geläutert worden ist. „Aus Glauben in Glauben" wird die Gerechtigkeit Gottes offenbart (Römer 1,17).

Warum das so ist, liebe Gemeinde, können wir ein bisschen schon aus unseren zeitlichen Erfahrungen schliessen. Denn was wir erleben, das erleben wir, und dann ist es vergangen und vorbei. Darum haben wir das Bedürfnis, von all dem, was gut war, zu reden und zu rühmen. Fröhliche Ferientage, eine Arbeit, die gelungen ist, oder die Entwicklung unserer Kinder, an der wir uns freuen: Es genügt nicht, dass das Gute nur einfach geschieht. Wir müssen davon reden, und wenn wir davon reden, machen wir dieses Gute noch besser als es ist. Wir betonen im Rückblick, dass die Ferien trotz des schlechten Wetters doch schön waren, dass wir mit dem Resultat unserer Arbeit zufrieden sein können, auch wenn wir die Sache das nächste Mal noch besser machen möchten, und wir sagen gern, dass der alte Onkel, von dessen Grab wir kommen, trotz allem ein liebenswürdiger Mann war. Wir reden und machen so die Erlebnisse schöner und bes-

Ausdruck vom 28.10.2011

ser als sie waren. Umgekehrt können wir das Erlebte auch schlecht reden. Wenn wir zum Beispiel an ein Unrecht denken, das uns angetan worden ist, und mit immer neuen, bitteren Klagen die Wunden aufreissen, dann wird das Gewesene noch schmerzlicher und gräbt sich noch tiefer in die Seele. Wenn wir reden von dem, was wir gesehen und erlebt haben, wird alles eindeutiger, klarer als es war. Harte Worte machen alles noch härter, liebliche, barmherzige Worte machen alles freundlicher.

So will Gott das Geschehen auf dieser Erde zum Voraus geprägt haben von seinem Wort und will es neu aufnehmen und einfügen in die Worte des Glaubens. In diesen Worten soll es sein wahres, gutes Recht erhalten. „Habt gut acht auf die Mauern“, mahnt der Psalm, „dass ihr den Nachkommen davon erzählt“. Denn Jerusalem will zur Stadt Gottes werden, nicht so, wie sie damals zu sehen war mit ihren Steinen und Ziegeln. Sondern so, wie man von dieser Stadt erzählt hat und wie sie bis heute den Glauben und das Hoffen vieler Menschen erregt und erfüllt.

III

Dazu gehört, dass Jerusalem von David mit militärischer Macht erobert worden ist und dass die Könige Israels die Stadt ausgebaut und prächtig geschmückt haben mit repräsentativen Bauten. Die Priester haben nach allen Regeln der Kunst die Opfertiere geschlachtet und die Propheten sind durch die Strassen gegangen und haben auf ihnen ihre grellen Gerichtsworte verkündet. All das ist geschehen, leibhaft hier in Raum und Zeit. Das Gute ist nichts, wenn es nur als eine gute Absicht und ein schöner Gedanke daherkommt. Es will greifbar und sichtbar werden. So ist es geschehen, als die Zeit erfüllt war und der König aller Könige in den Palästen Jerusalems zum Schandtod am Kreuz verurteilt wurde.

Als dann Jerusalem in Schutt und Asche gelegt worden ist, sind die Boten des Evangeliums hinaus in die Städte und Dörfer des römischen Weltreichs geströmt und haben unzählig viele Menschen mit einem neuen Mut des Lebens begabt, als sie erzählt haben von dem leeren Grab, das in Jerusalem zurückgeblieben war.

So will Gott sein Werk tun auch mit uns. Beides ist nötig: dass wir hören und reden, sagen und singen – und dass wir tun, was hier und jetzt unsere Aufgabe ist. In Jerusalem haben Menschen Handel getrieben und mit diplomatischer Kunst die Freiheit verteidigt, andere haben Kunstwerke geschaffen und mit Hingabe den Gottesdienst im Tempel gestaltet. All das

Ausdruck vom 28.10.2011

war eine handfeste, irdische Wirklichkeit. Ohne diese Wirklichkeit hätten die Besucher der Stadt nichts gehabt, das sie anschauen und von dem sie hätten erzählen können. Aber ohne ihre Erzählung hätte die Stadt niemals ihren Platz im Herzen Gottes und der Menschen bekommen.

So dürfen auch wir nicht nur Worte machen und wohlmeinenden Gedanken nachhängen. Dort, wo wir hingestellt sind, in unserer Familie, unserem Beruf, unserer Nachbarschaft, müssen wir handfest und mit Sachverstand dafür sorgen, dass etwas Gutes Wirklichkeit wird. Sichtbar, so dass man es anschauen und zählen und womöglich darüber staunen kann! Aber all das wird Wirklichkeit für eine begrenzte, kurze Zeit. Dann lebt es weiter in dem, was von ihm gesagt und erzählt wird zum Guten. Bevor wir etwas tun, müssen wir darum ein Wort Gottes, eine Verheissung für uns haben, so dass wir mit gutem Gewissen sagen können: Wir haben gehört, dass dies Gottes Wille ist, und darum tun wir es, damit man etwas davon zu sehen bekommt. Dann dürfen wir uns gegenseitig ermahnen, dieses Gute anzuschauen und es vor Gott und vor den Menschen zu loben.

IV

In unserer Stadt Basel werden also wohl neue Hochhäuser gebaut, es werden weiter neue Medikamente entwickelt, Bankengeschäfte gemacht, im Stadttheater neue Aufführungen geplant und in den Museen neue Ausstellungen konzipiert … Die Frage bei all dem ist, die alles entscheidende Frage: Haben diese Werke eine göttliche Verheissung für sich? Und das heisst: Werden Menschen da sein, die durch die Stadt gehen und Acht geben und zählen und wertschätzen, was da geleistet worden ist, und Gott dafür danken und es ihm anbefehlen im Gebet? Werden Menschen da sein, die davon erzählen ihren Nachkommen? Sonst, ohne dieses Wort des Glaubens, bleibt alles menschliche Schaffen ohne Heimat und Ziel. Wenn keine Liebe da ist und kein Glaube, die das Schöne sehen und es nehmen und weitergeben im Wort, bleiben die Menschenwerke, was sie in sich selber sind: Staub der Zeit. Ohne die Worte des Glaubens versinkt alle Liebesmühe im Strom des Vergessens.

Die Gefahr, dass das so geht ist gross. Denn auch in unserer Zeit sind die Menschen arrogant und benehmen sich, als könnten sie selber ihren Werken Dauer verschaffen. Wir wissen zwar, nüchtern betrachtet, dass dem nicht so ist. Es war in Jerusalem nicht so und wird auch bei uns nicht so sein. „Zittern hat sie erfasst“, sagt der Psalm, „sie haben sich entsetzt

Ausdruck vom 28.10.2011

und sind davongestürzt.“ Alles Menschliche zerfällt, oft rascher, als man gedacht hat, und dann lassen sich die Menschen gegenseitig im Stich, und wer auf sich selber und andere vertraut hat, ist rettungslos verloren.

V

Darum, liebe Gemeinde, ist es so wichtig, dass wir nicht nur schaffen, sondern auch schauen, und dass wir nicht nur schauen, sondern auch erzählen, was wir gesehen haben, dass wir uns also hier versammeln und sagen und singen, was Gott getan hat mitten in dem, was die Menschen schaffen und tun. Darum wollen wir jetzt das Abendmahl feiern. In ihm wird Wirklichkeit, was kein Mensch hat schaffen können, das Werk, das Gott tut, wenn er seine Rechte ausstreckt, wie der Psalm sagt, wenn er die volle Gerechtigkeit schafft. Dann sammelt er uns, die vielen, so verschieden wie wir sind, und befreit uns vom Dünkel und Eigensinn. Hohe und Niedrige, Erfolgreiche und Gescheiterte sammelt er um seinen Tisch, alle gleich. Alle sind wir gerufen, einzig auf Grund seiner Gnade. Er aber, Gott, will uns zählen an seinem Tisch. Er will sagen, wie er uns an diesem Tisch sieht – nämlich vereint mit dem Lamm, das sich in der heiligen Stadt geopfert hat. Gott sieht uns vereint mit diesem Lamm und darum befreit von der Last der kleinen und grossen Sünden, die Christus hinaufgetragen hat an das Schandholz des Kreuzes, dort ausserhalb der Stadtmauern Jerusalems. Selig werden wir sein, wenn wir endlich schauen dürfen, was wir jetzt gehört haben.
Amen.

Sonntag, 13. Juli 2008

Ausdruck vom 28.10.2011

9. Sonntag nach Trinitatis
Neues und Altes
Matthäus 13,44-53

Lesungen	Apostelgeschichte 16,9-15
	Galater 4,21-31
Psalm	40
Lied	„O dass ich tausend Zungen hätte“

Das Himmelreich gleicht einem Schatz, verborgen im Acker, den ein Mensch fand und verbarg; und in seiner Freude ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker. Wiederum gleicht das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte, und als er eine kostbare Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie.

Wiederum gleicht das Himmelreich einem Netz, das ins Meer geworfen ist und Fische aller Art fängt. Wenn es aber voll ist, ziehen sie es heraus an das Ufer, setzen sich und lesen die guten in Gefässe zusammen, aber die schlechten werfen sie weg. So wird es auch am Ende der Welt gehen: Die Engel werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden und werden sie in den Feuerofen werfen; da wird Heulen und Zähneklappern sein.

Habt ihr das alles verstanden? Sie antworteten: Ja. Da sprach er: Darum gleicht jeder Schriftgelehrte, der ein Jünger des Himmelreichs geworden ist, einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt.

Matthäus 13,44-53

I

Liebe Gemeinde!
Die heiligen Schriften, hebräisch, aramäisch und griechisch verfasst, stehen heute in hunderten von Übersetzungen in Millionen von Büchergestellen. Ganze Bibliotheken voller Bücher sind über die Bibel geschrieben worden. Grammatik, Logik, Zeitgeschichte, Archäologie, religiöse Umwelt und viele Interpretationen sollte man kennen, wenn man die heiligen Schriften verstehen will. Viele, die zur Bibel greifen, legen dieses Buch schnell wieder weg. Seine Worte sind schwer, klingen fremd, alt, verstaubt, ohne Bezug zum Leben hier und jetzt.

Deshalb braucht es die Schriftgelehrten. Zu allen Zeiten hat es sie gegeben: Menschen, die mit ihrer ganzen Lebenskraft in diese Schriften eingetaucht sind und sie kennengelernt haben, und die sich dann begeistern können über ein kleines Stücklein Papyrus oder eine bestimmte grammatikalische Wendung… Sie sind „leibhaftig“ mit den heiligen Schriften verbunden und sorgen mit ihren Erklärungen und Auslegungen dafür, dass ihre Worte einen lebendigen Platz im Alltag der Menschen bekommen.

Diese Schriftgelehrten, das wissen wir, können zu einem Problem werden. Trocken und langweilig dozieren sie, wirft man ihnen vor, wie die Professoren, wenn sie professoral sind; problembewusst und differenziert schweifen sie von einer Aussage zur anderen, bis nichts Kraftvolles mehr übrig bleibt. Oder – noch schlimmer – sie vereinfachen schrecklich, begegnen den Menschen rechthaberisch und tragen so wesentlich dazu bei, dass um sie herum ein selbstgefälliges, frömmlerisches Milieu entsteht, oder formulieren Schlagworte, die eine tödliche Spur ins Leben der Menschen ziehen. Ganze Generationen und Völker, sagt die Bibel, können von den Schriftgelehrten verführt und verdorben werden. „Weh euch, ihr Schriftgelehrten, ihr Heuchler“, hat Jesus gerufen (Matthäus 23,13-33). –

Im heutigen Evangelium aber sagt er: Es gibt Schriftgelehrte, die geschickt und bereit und fähig sind für das Himmelreich. Zu einem solchen Schriftgelehrten wird man nicht dadurch, dass man Theologie studiert und am Ende vielleicht einen Doktortitel erwirbt. Zu einem brauchbaren Schriftgelehrten wird ein Mensch, wenn er auch zu einem Jünger des Himmelreiches geworden ist: wenn er nicht nur einen klugen Kopf hat, sondern auch ein Herz, das gelehrt ist, nicht nur von Menschen gelehrt, sondern von Gott, dem heiligen Geist.

Bei Jeremia lesen wir die grosse prophetische Verheissung: Die Kleinen und die Grossen, sagt Gott, werden sich nicht mehr gegenseitig belehren, denn „ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben“, spricht Gott der Herr (Jeremia 31,33.34). Die Worte der heiligen Schrift sollen nicht mehr nur äussere Vorschriften sein, sondern lebendige Inschriften, nicht mehr nur Leseworte, sondern Lebeworte. Das soll geschehen „durch meinen Geist, spricht der Herr Zebaoth“ (Sacharja 4,6).

II

Schriftgelehrte, die in dieser Weise von Gott gelehrt sind, bringen nicht nur das Alte, Bekannte, das wir gewohnt sind. Aber sie sind auch nicht

Ausdruck vom 28.10.2011

darauf aus, immer nur mit dem Neusten aufzutrumpfen und etwas noch nie Dagewesenes zu bieten. Nein, sagt Jesus, brauchbare Schriftgelehrte sind wie ein Hausvater, der Neues und Altes hervor nimmt aus seinem Schatz. Gottes Herrschaft unter uns Menschen ist nicht statisch, immer schon da in lieben Gewohnheiten und vertrauten Gefühlen. Aber Gott will auch nicht beständig wieder Neues darbieten. Der Heilige Geist will nicht, dass wir nur visionär nach vorn schauen, aber er will auch nicht, dass wir reaktionär nur zurückblicken. Es soll ein Hin und Her geben. Manchmal braucht es Neues, manchmal Altes, je nach dem, was an der Zeit ist. Um das hervorzuholen, dazu sind die Schriftgelehrten da.

III

Denn, das hat Jesus mit seinen Gleichnissen wunderbar anschaulich gemacht: Das Himmelreich ist eine über alles kostbare Wirklichkeit. Das Himmelreich ist mehr als wir festhalten können. Es ist unbegreiflich viel strahlender als wir in den schönsten Träumen erahnen. Das Himmelreich ist nicht ein Glück, das alles Böse verharmlost und das Leiden verdrängt; es ist nicht ein Jubel, der auf Kosten von anderen geht. Das Himmelreich ist etwas anderes.

Es ist gleich einem Schatz, sagt Jesus. Aber nicht gleich wie ein Schatz, der im Museum ausgestellt ist, und alle kommen und bewundern die wertvollen Gegenstände in der Vitrine, und auch nicht wie ein Schatz in einem sicheren Safe in einer unserer sicheren Banken. Nein, sagt Jesus, dieser Schatz liegt vergraben in einem Acker; man kann ihn haben nur mitsamt der Erde, in der er versteckt ist. Das Himmelreich ist ein verborgener Schatz, und auch wenn ein Mensch diesen Schatz entdeckt und seine Schönheit sieht: man kann ihn doch nicht einfach hervor holen und allgemein sichtbar machen. Der Schatz wird wieder vergraben. Auch das Strahlende und Kostbare, das ein Mensch im Bibelwort entdeckt und wofür er dann seine Lebenskraft hingibt: Es lässt sich nicht festhalten als ein gegebener geistiger Besitz, und wir können es nicht im Licht einer allgemeinen Anerkennung zum Strahlen bringen. Es wird wieder zugedeckt …

Anders wieder, sagt Jesus, gleicht das Himmelreich – nicht einer Perle! (So steht es in den sogenannten modernen „dynamischen“ Bibelübersetzungen irreführend übertragen.) Nein, sagt Jesus, das Himmelreich gleicht nicht einer strahlenden Perle, es gleicht einem Kaufmann, der eine solche einzigartige Perle sucht und findet. Wir wissen: Kaufmänner sehen in der

Ausdruck vom 28.10.2011

Regel nicht besonders schön aus. Auch wenn sie teure Krawatten und stilvolle Anzüge tragen, sind es doch eher geschäftige, zum Anschauen recht gewöhnliche, ja, manchmal eher biedere und sogar ein bisschen langweilige Leute. Und wenn ein Kaufmann sich dann auch noch einschiesst auf ein ganz bestimmtes Objekt und das haben will um jeden Preis, dann tut er, was ein kluger Kaufmann nicht unbedingt tut und was auf die Dauer wohl auch nicht Erfolg hat: statt dass er seine Geschäfte umsichtig diversifiziert und in einem guten Mass breit abstützt, setzt er alles auf eine einzige Karte. Ein Kaufmann im Spielfieber ist nicht besonders überzeugend anzuschauen. Mit einem solchen fanatisch auf ein einziges Objekt fixierten Kaufmann vergleicht Jesus aber das Himmelreich.

Und dann sagt er zum Abschluss noch einmal anders: Das Himmelreich ist wie ein Netz, das unsichtbar im Wasser liegt, und wenn man es aus dem Wasser zieht, sind seine Maschen voll von dem, was sich in ihnen verfangen hat. Wer solche Netze gesehen hat, weiss, dass sie recht wüst aussehen können. Tang, Schilf, Krabben, Schnecken und Fische auch von den ungeniessbaren Sorten sind in den Maschen ineinander verheddert; und es braucht viel Zeit, bis ein solches Netz wieder sauber und leicht ist. So, sagt Jesus, ist das Himmelreich: Nicht unbedingt sichtbar, und wenn es sichtbar wird, nicht unbedingt schön anzuschauen – und doch mit einem reichen und guten Gehalt.

IV

Durch die Lehraussagen der Apostel wissen wir, dass das Himmelreich tatsächlich auf diese Weise gekommen ist und seine Macht unter uns entfaltet. Jesus Christus steht unter uns Menschen einzigartig da. So, wie er geliebt hat, hat keiner sonst je geliebt; so, wie er die Wahrheit fassen konnte mit einfachen und klaren Worten, in denen eine wunderbare Liebe glüht, hat keiner sonst je geredet. Und doch will Jesus nicht, dass wir seinen heiligen Geist für uns selber haben und privat für uns den rechten Glauben und seine guten Gefühle geniessen. Nein, den heiligen Geist finden wir verborgen in der Gemeinschaft der Gläubigen, in der Menge der Menschen, die von der alltäglichen Arbeit schmutzige Hände und Staub und Dreck an den Füssen haben, Menschen, die leider auch in ihren Gedanken oft verstaubt und verklebt sind.

Jesus redet auch nicht nur freundlich, so dass man seine Liebe sofort spürt. Unerbittlich hart, zielgerichtet, entschlossen, mit einer Haltung, die

Ausdruck vom 28.10.2011

energisch, ja manchmal sogar fanatisch, einseitig und lieblos eine einzige Sache verfolgt, so handelt Jesus. Mit massiven Worten hat er den Pharisäern ihre Heuchelei vorgeworfen, und auch seine Jünger hat er grob und verletzend angeklagt wegen ihrer Sünde: „Geh weg von mir, Satan“ (Matthäus 16,23). Unbeugsam hat Jesus sein Ziel verfolgt – bis er zuletzt nichts mehr hatte und nackt und bloss am Kreuz gehangen ist. Alles hat er verkauft, seine ganze göttliche Macht hat er zurückgelassen, weil er das Eine gewinnen wollte: Dass er Menschen freikauft und erlöst von der Last der alten Schuld.

Seit Jahrhunderten lässt Jesus dieses Evangelium ausgehen, wirft es hinein in die Völkerwelt. Und so zieht sein Wort jetzt Menschen zusammen in der Gemeinschaft der Kirche. Das Evangelium zieht Menschen aus ihren Völkern und Familien heraus und verbindet sie zur Gemeinschaft der Kirche. Wenn wir uns aber diese Gemeinschaft der Kirche anschauen, und (aus der geschichtlichen Distanz noch deutlicher) sehen, was für Menschen da im Verlaufe der Zeiten zusammengezogen worden sind: Das ist oft nicht schön! In die Gemeinschaft der Kirche sind viele mit hinein genommen, die unbrauchbar sind, ungeniessbar, ja, giftig und schädlich. Hässliches und Böses ist gesagt und getan worden in der Kirche, vieles sieht abstossend und wüst aus in dem, was sich in der Kirche gezeigt hat und zeigt. Das kann nicht anders sein, sagt Jesus. Erst am Ende der Welt werden die Engel dieses Netz sauber machen, so dass sich die wahre Schönheit des Glaubens zeigt.

V

Da aber soll sich dann wirklich das unermesslich Gute und Kostbare zeigen! Einen Aspekt davon möchte ich heute abschliessend hervorheben.

In den Evangelien ist viel davon die Rede, dass Gott und dass Jesus Christus regieren und herrschen. Die Welt und auch wir hier in der Kirche sind Gottes Macht unterworfen. Er steht uns gegenüber, er hat uns in seiner Hand, er bleibt auf Distanz, schaut uns an und ergreift und formt uns, wie es ihm gefällt. Er regiert.

Als ich aber das dafür passende Pendant gesucht habe, musste – oder durfte – ich feststellen, dass in der Bibel nirgendwo davon die Rede ist, dass der Heilige Geist regiert. Luther hat zwar einmal eine Aussage des Apostels Paulus im Galaterbrief so übersetzt (Galater 5,18), aber das war unsorgfältig, ein Blick in die anderssprachigen Übersetzungen macht das

Ausdruck vom 28.10.2011

deutlich. Der Heilige Geist regiert nicht. Er nährt und tränkt die Seinen, er wohnt bei den Gläubigen, er betet mit ihnen und für sie, seufzt in ihren Herzen und tröstet sie in der Trübsal und treibt sie an zum Guten; er macht sie innerlich willig und erfüllt sie mit Freude und Hoffnung und lässt sie Frucht bringen – nicht Werke, sonder Früchte des Geistes! Der Heilige Geist lässt uns die Kirche zu unserer Mutter werden, schreibt Paulus im Galaterbrief. Innig, nah, mit einer organischen Lebenskraft ist der Heilige Geist da und lässt die Menschen neu geboren werden (Johannes 3,1-8).

Beides gehört zum Himmelreich, von dem Jesus in seinen Gleichnissen redet: dass Gott auf Distanz bleibt, ein Gegenüber, das sich nicht mit uns gemein macht. Aber auch, dass er uns nahe kommt und sich in uns ergiesst und uns erfüllt. Beides gilt, und gerade darin liegt der besondere Reichtum, die Schönheit: Gott vereint, was wir nicht einmal als eine Einheit denken können: Natur und Kunst, das Schaffen und das Wachsen, das Machen und das Werden sind eins im Himmelreich! Gott vereint, was für uns neben- oder gegeneinander steht.

VI

Dieses Geheimnis des Lebens haben die Jünger von Jesus verstanden, als er mit ihnen geredet hat, und haben dabei wohl auch verstanden, dass sie vieles noch gar nicht verstanden hatten. Darum hat er ihnen gesagt: ein geschickter Schriftgelehrter nimmt Altes und Neues aus seinem Schatz hervor, Wertvolles, das er schon oft gesehen und in Händen gehalten hat, aber auch anderes, das ihm zum ersten Mal auffällt.

Auch wir, liebe Gemeinde, können und sollen je an unserem Ort und in unseren besonderen Aufgaben von Gott selber gelehrt sein. Einige von uns müssen zu diesem Zweck sehr viel wissen von der Bibel, müssen regelrechte Schriftgelehrte sein. Andere haben andere Aufgaben, wissen weniger von der Heiligen Schrift und stattdessen anderes, das die Weisheit des Lebens oder der Verstand ihnen zugänglich macht. Alle aber müssen wir nicht nur das Bibelwort im Kopf haben, sondern den Heiligen Geist im Herzen, so dass wir, von Gott selber gelehrt, zu Jüngern des Himmelreiches werden. Damit wir das werden können, will uns Gott seinen Heiligen Geist schenken. Das hat er versprochen, das dürfen wir von ihm erbitten, heute und an jedem Tag wieder neu, bis endlich das Verborgene sichtbar wird. Jetzt aber will Gott uns dieses Kostbare, sein Himmelreich, wieder

Ausdruck vom 28.10.2011

in die Hand und in den Mund geben, verborgen im Brot und im Kelch des Abendmahls.
Amen.

Pfingstsonntag, 4. Juni 2006

Ausdruck vom 28.10.2011

10. Sonntag nach Trinitatis

Gegen die Natur eingepfropft

Römer 11,16-24

Lesungen	Rut 1,6-18
	Sacharja 8,20-23
Psalm	74
Lied	„Lobe den Herren, o meine Seele“

Wenn aber die Erstlingsgabe heilig ist, dann auch der Teig; und wenn die Wurzel heilig ist, dann auch die Zweige.

Wenn aber einige Zweige abgebrochen worden sind, du aber, der du ein wilder Ölbaum bist, an ihrer Stelle eingepfropft und teilhaftig geworden bist an der fetten Wurzel des Ölbaums, dann sollst du dich nicht rühmen gegenüber den Zweigen. Wenn es aber ans Rühmen geht: Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich. Du wirst nun sagen: Es sind Zweige abgebrochen worden, damit *ich* eingepfropft werde. Schön – wegen des Unglaubens sind sie abgebrochen, du aber bist durch den Glauben aufgerichtet worden. So denke nicht hoch [von dir], sondern fürchte dich. Denn wenn Gott die Zweige, die von Natur aus dazugehören, nicht verschont hat, dann wirst auch du nicht verschont. Sieh also die Güte und die strenge Art Gottes: Über denen, die gefallen sind, die Strenge, über dir aber die Güte Gottes – wenn du in der Güte bleibst. Sonst wirst auch du abgebrochen werden. Und auch sie: Wenn sie nicht im Unglauben bleiben, werden sie wieder eingepfropft werden; denn Gott ist mächtig, sie wieder einzupfropfen. Denn wenn du aus dem, was nicht Natur ist, aus dem wilden Ölbaum ausgebrochen und gegen die Natur eingepfropft worden bist in den veredelten Ölbaum, wie viel mehr werden sie, deren Natur es ist, eingepfropft werden in ihren eigenen Ölbaum.

Römer 11,16-24

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!
Während draussen auf den Feldern das Gras und Korn gewachsen ist, sind hier in der Stadt auch die Kinder wieder ein bisschen älter und reifer geworden. Während die Bauern die Bäume und Reben beschnitten, die Felder

gedüngt und die Tiere im Stall gepflegt haben, waren hier in der Stadt Eltern und Lehrer tätig, damit die nächste Generation von Menschenkindern recht heranwachse. Und hier wie dort gilt: Wenn diese Arbeit gute Frucht bringen soll, wenn etwas Nahrhaftes, Gutes, Heilsames wachsen soll, dann braucht es Pflege, Kultur, weise und sorgfältig und liebevoll getan. Dem Erdboden muss man neue Nahrung zuführen; aber auch die Kinder haben gute geistige Nahrung nötig. Die Pflanzen muss man zurückschneiden; aber auch die Kinder darf man nicht wild wuchern lassen. Den Tieren muss man ihren begrenzten Lebensraum zuweisen; aber auch unter den Kindern muss man zusehen, dass nicht die Starken rücksichtslos die Schwachen an die Wand drücken.

Und manchmal ist es nötig, etwas nicht Natürliches zu tun: Man ritzt den Stamm von einem kräftigen Baum auf und bindet einen anderen Zweig daran fest, dass er dort anwächst und saftige, edlere Früchte bringt. So muss man auch manchmal ein Kind aus seiner Umgebung herausnehmen und muss es an einen anderen Ort verpflanzen, dass es dort Heimat finde.

II

So, schreibt der Apostel Paulus, sind die Heidenvölker aus ihrer geistigen Geschichte herausgebrochen und in die Geschichte des Volkes Israel verpflanzt worden: Ihr seid eingepfropft worden, ein wilder, verwachsener Zweig, in den kultivierten Stamm des Volkes Israel, schreibt er. Wir Schweizer sind nicht von Natur aus ein Volk der Gottesgerechtigkeit und der Liebe im biblischen Sinn. Im Gegenteil: Wir sind aus unserem germanischen und keltischen Vielgötterglauben und seiner archaischen Gewalt herausgebrochen worden; und auch jetzt noch: wir verwildern wieder, wenn nicht Gott uns pflegt. Es ist nicht natürlich, dass wir an den Gott der Bibel glauben. Es ist eher gegen die Natur. Es löst uns auch jetzt aus dem Zeitgeist und vielen natürlichen Bindungen von Familie, Sippe und Nation, und fügt uns ein in die biblische, uns immer wieder fremde Kultur des Gottesvolkes Israel.

Der Stamm, von dem Paulus schreibt, dass wir in ihn eingepfropft worden sind, ist das Volk Israel, oder besser gesagt: der kleine Rest von ihm, die Propheten und ihre Jünger, und Jesus und seine Apostel (Jesaja 6,13 und 8,16). Aus diesem Stamm ist viel Kraft in unser Leben geflossen: vor allem das Vertrauen in den Schöpfer, dass wir trotz allem denken, die Welt sei gut gemacht, und uns an ihren Gütern herzlich freuen; aber auch die

Ausdruck vom 28.10.2011

leidenschaftliche Liebe, dass wir das Unrecht in der Welt sehen, daran leiden und nach einer Erlösung Ausschau halten – und dass wir auch wissen, wo, in welcher blutigen Realität diese Erlösung zu finden ist: Jesus hat am Kreuz gelitten als das wahre Passahlamm, und schenkt uns im Abendmahl die Vergebung. Viel Gutes ist aus dem jüdischen Erbe herausgeflossen in unser Leben. Auch das, was wir im Moment so kurzsichtig zu verspielen im Begriff sind: der Sonntag. Wir wissen gar nicht, wie viel Kraft und Zuversicht uns noch immer zufliesst, weil nach sechs Tagen je wieder einer geheiligt ist, so dass wir innehalten und spüren: Es muss sich nicht alles grenzenlos weiterentwickeln. Wir müssen nicht immer noch mehr und mehr und mehr schaffen – nein, es war einmal alles sehr gut, und solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze (1. Mose 8,22). Dieser stete, unerhört menschliche Rhythmus und der stete Segen, den er gebracht hat, ist eine der grossen Gaben, die das Volk Israel der Völkerwelt geschenkt hat. Was wird aus uns rastlosen, übersättigten und doch so unzufriedenen Menschen, wenn der Sonntag ganz verloren geht? Was wird aus unserer Gemeinschaft, wenn es gar keine Zeit mehr gibt, die allen gemeinsam frei steht?

Durch die Teilhabe am biblischen Wort sind wir, schreibt Paulus, die wir von Natur aus geistlich verwildern, eingepfropft in einen fetten Stamm, der seinen Saft in unsere Gedanken und unser Handeln treibt. Sind wir heute, liebe Gemeinde, nicht in vielem lustlos und dekadent, müde und ohne schöpferische Kraft, weil der Saft aus diesem Stamm nur noch spärlich fliesst? Und hat das nicht seinen Grund darin, dass wir uns überheblich besser dünken, dass wir das Alte Testament und seine Kraft gar nicht mehr kennen, sondern eingebildet meinen, wir seien aufgeklärt und modern und das Alte Testament höchstens ein achtenswertes Museumsstück mit ein paar noch recht schönen Geschichten.

III

„Wenn du aber teilhaftig geworden bist an dem saftigen Stamm, dann rühme dich nicht!“, mahnt uns Paulus. Wir haben uns angewöhnt, uns selber „Christen“ zu nennen und denken, wir seien zusätzlich auch noch humanistisch zivilisiert und also sicher besser als das alte jüdische Volk mit seinen gewaltsamen Kriegen. In den regierungsrätlichen Leitideen zum Lehrplan für die Orientierungsschule z. B. heisst es, dass die Erziehungsaufgabe nicht geschehen kann ohne „jene Grundhaltungen“, „die ihre Wurzeln

Ausdruck vom 28.10.2011

haben … in der Welterfahrung der Antike und in der Ethik des Alten Testaments, welche das Christentum erweitert und vertieft". Eine solche Formulierung birgt, ohne dass sie das will, eine christliche Überheblichkeit: Das „Christentum", heisst es, erweitere und vertiefe das Alte Testament, es sei also an Weite und Tiefe dem Alten Testament überlegen. Die Zweige sind mehr als der Stamm, die Blätter vertiefen die Wurzel. Das ist eine Formulierung einer staatlichen Instanz. Umso dringlicher ist die Mahnung des Apostels: Denke nicht in dieser Weise hoch von dir selber und deiner Christlichkeit. Du bist nicht die Wurzel. Wir greifen geistig nicht tiefer als die Propheten! Und ausdrücklich auch im Vergleich zu denjenigen Juden, die nicht an Jesus glauben, sagt Paulus: Wir sind nicht moralisch besser als sie. Wir sollen uns nicht rühmen gegenüber den anderen Zweigen.

Wir sollen aber auch nicht eigenmächtig in Gedanken die Hände ausstrecken und alle möglichen religiösen Zweige ergreifen und in den Stamm des Gottesglaubens einpfropfen; wir sollen nicht meinen, dass wir unsere Wurzeln selber ausgraben und an einem ganz anderen Ort wieder in die Erde stecken und so irgendeinen multireligiösen Einheitsbaum schaffen können. *Gott* hat ausgerissen und eingepflanzt – *du* fürchte dich, mahnt der Apostel. Wir sollen nicht meinen, dass *wir* besser sind als andere, wir sollen aber erst recht auch nicht meinen, dass wir in der modernen Zeit jetzt besser sind als alle vorangehenden Generationen und aus dieser moralischen Überlegenheit heraus deklarieren können, dass alle Religionen dasselbe sagen. Auch so machen wir nur uns selber zur Wurzel, und wollen Gott vorgeben, wie er sein Werk tun darf und wie nicht. Du fürchte dich, schreibt Paulus.

Gott hat tatsächlich ein Neues Testament gestiftet: Jesus ist gestorben und auferstanden. Im Neuen Testament fliesst kein anderer Saft als im Alten – hier wie dort ist der Geist Gottes die Kraft, die in den Schwachen mächtig ist (2. Korinther 12,9). Es gelten im Neuen Testament auch keine anderen Regeln und es gibt kein anderes Ziel als im Alten Testament: Hier wie dort gilt die Regel der Liebe und das Ziel der Versöhnung für alle Völker. Und doch ist es ein Neues Testament. Mit vielen anderen Völkern sind jetzt auch wir in diese Gemeinschaft eingepfropft. Wir sollen uns vor allem grossartigen christlichen Getue hüten – auch vor der scheinbar so grossartigen Allerweltstoleranz, die nichts kostet. Wir sollen uns fürchten: sollen den Platz einnehmen, den Gott uns gibt, und an diesem begrenzten Platz treu bleiben.

Ausdruck vom 28.10.2011

IV

Wir sehen: Gott hat die natürlichen Zweige nicht verschont. Ein Grossteil des Volkes Israel lebt abgeschnitten von Jesus. Darum, mahnt Paulus, hat Gott noch weniger Anlass, uns zu verschonen. Es gibt keinen natürlichen Grund, dass das, was Jesus gebracht hat, hier bei uns gegenwärtig bleiben wird, dass in Europa das Evangelium weiterwirken und je und je wieder ein frisches Erbarmen und eine geduldige Dienstbereitschaft schaffen wird. Es weht in unserer Zeit ein anderer, kühler Wind; und daran sind nicht nur irgendwelche bösen Wirtschaftsleute Schuld. Alle tragen eine Mitschuld, die sich nicht gekümmert haben um das Evangelium und meinen, Gerechtigkeit, Vertrauen und Liebe seien etwas, das ganz natürlich und mühelos wächst wie das Unkraut. „Das Evangelium ist keine ewige, bleibende Lehre", hat Martin Luther einmal geschrieben, „es ist vielmehr wie ein fahrender Platzregen", es kommt und befruchtet, was es befruchtet, und geht wieder, wenn wir es nicht dankbar nehmen und pflegen. „Auch du wirst nicht verschont", mahnt Paulus. „Über dir steht jetzt die Güte Gottes" – wenn du in dieser Güte bleibst! Wenn wir uns aber überheben, wenn wir meinen, dass wir Gottes Güte nicht nötig haben, dass er uns nicht pflegen muss, dass wir selber die Kraft in die Blätter treiben und unsere Kultur nach eigenem Gutdünken besser formen und uns selber in unseren Gedanken und Theorien verwurzeln können – „dann wirst auch du abgebrochen", dann wird sich die Lebenskraft der europäischen Kultur erschöpfen. Und es ist naiv zu meinen, was dann komme, werde sicher auch gut oder noch besser sein.

Nicht hoch von uns selber denken, wollen wir darum, sondern wollen uns fürchten und bleiben in dem, was uns gegeben ist. Wir wollen die Geisteskultur, wie das Evangelium sie auf seinem Weg von den Juden zu den Griechen und zu uns geformt hat, liebevoll pflegen. Unsere Kinder sollen die Geschichten der Bibel hören, sollen einstimmen in das Unservater, in die Gebete des Psalters und die Lieder des Glaubens, und sollen so genährt und getränkt werden mit dem Geist der Bibel, so dass sie auch den neuen Fragen und Aufgaben unserer Zeit gewachsen sind und sie angehen können mit Saft und Kraft, mit Bescheidenheit und einem gesunden Mut. Dazu, mahnt Paulus, müssen wir nur eines: *Bleiben* in dem, in das uns Gott eingepflanzt hat. Dann wird es seine gute Frucht bringen auch in den nächsten Generationen.
Amen.

Erntedank, Sonntag, 22. September 1996

Ausdruck vom 28.10.2011

11. Sonntag nach Trinitatis
Christus in mir
Galater 2,17-21

Lesungen	Jeremia 1,4-10
	Matthäus 7,13-23
Psalm	13
Lied	„Ist Gott für mich so trete“

Sollten wir aber, die wir durch Christus gerecht zu werden suchen, auch selbst als Sünder befunden werden – ist dann Christus ein Diener der Sünde? Das sei ferne! Denn wenn ich das, was ich abgebrochen habe, wieder aufbaue, dann mache ich mich selbst zu einem Übertreter. Denn ich bin durchs Gesetz dem Gesetz gestorben, damit ich Gott lebe. Ich bin mit Christus gekreuzigt. Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben. Ich werfe nicht weg die Gnade Gottes; denn wenn die Gerechtigkeit durch das Gesetz kommt, so ist Christus vergeblich gestorben.

Galater 2,17-21

I

Liebe Gemeinde!
Wenn Menschen aus anderen Völkern auf unsere westlichen Länder schauen, sind sie oft entsetzt. Sie empfinden uns als moralisch dekadent. Schon junge Menschen tauschen ganz offen pornographische Bilder aus, reihum wird ein Eheversprechen nach dem anderen gebrochen, jeder bekommt ganz selbstverständlich einen kleinen Kredit, aber zu was für Zinsen, und in den Zeitungen wird je wieder mit dicken Schlagzeilen der gute Ruf eines Menschen beschädigt, und wenn sich nach Monaten herausstellt, dass das zu Unrecht geschehen ist, muss niemand die Verleumdung bereuen. So nehmen viele Menschen aus anderen Kulturen unser westliche Welt wahr und fragen: Ist das ein christliches Land? Leben so die Christen? Ist denn Christus ein Diener der Sünde?

So hat schon viel früher der Apostel Paulus gefragt: Bedeutet der christliche Glaube, dass moralisch alles erlaubt ist? Wenn wir einzig aus

der Gnade Gottes gerecht sind – heisst das, dass es gleichgültig ist, wie wir leben, dass Gott jeden annimmt, ganz gleich, ob er seine Mitmenschen verleumdet, Gottes Namen verspottet und mit seiner Gier andere unglücklich macht? Ist Christus ein Diener der Sünde, fragt Paulus, und ähnlich fragen heute viele, wenn sie sehen, was in den christlichen Ländern akzeptiert wird.

„Das sei ferne!“ antwortet Paulus auf diese Frage. Diese Formulierung braucht der Apostel, wenn sich aus seiner Botschaft logische Schlussfolgerungen aufdrängen, die er so nicht gelten lassen will, aber gegen die es kein logisches Gegenargument gibt. Es ist ja so: Jesus hat vorbehaltlos alle Menschen geliebt. Er hat den Kranken geholfen, hat die Traurigen getröstet, hat den Armen seinen Zuspruch geschenkt, ohne zu fragen, ob sie das mit ihrem Lebenswandel verdient haben oder nicht. Und so haben auch die Apostel das Evangelium verkündet: Gott sucht die Sünder und freut sich, wenn er ihnen seine Gnade schenken darf. Daraus ergibt sich doch, logisch konsequent, dass er sich noch mehr freut, wenn ein Mensch noch mehr Schuld auf sich lädt und er noch mehr vergeben darf, und dass es also nicht darauf ankommt, wie wir leben, und wir darum alles tun und lassen können, wie es uns Lust macht und möglichst wenig Unangenehmes bringt – und am Ende kommen alle in den Himmel (wenn es ihn denn gibt).

II

„Das sei ferne!“, schreibt Paulus gegen diese Konsequenz. Und dann fasst er in ein paar wenige Versen zusammen, warum ein moralisch selbstgefälliges Leben allem widerspricht, was Jesus Christus uns geben will.

Aus diesen Versen, liebe Gemeinde, haben Martin Luther und Johannes Calvin den Kernbestand unserer evangelischen Frömmigkeit geschöpft, und Paul Gerhardt ist von ihnen zu seinen Glaubensliedern inspiriert worden: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus in mir! Was ich lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat …

In der modernen Zeit haben sich zwar die meisten Menschen vom Inhalt des Glaubens weitgehend emanzipiert, aber nicht von seiner formalen Konsequenz. Auch gerade die modernen Menschen sagen heute mit Inbrunst: Ich! Mich! Mich will ich geliebt haben! Ich! Man könnte vielleicht sagen, dass der Individualismus mit all seinem Guten und all seinen Problemen seinen Ursprung hat in dem, was Paulus hier schreibt, und das auf

Ausdruck vom 28.10.2011

vielfältige Weise umgedeutet worden ist. Lesen wir darum genau, was der Apostel im Galaterbrief schreibt.

Es ist ein Zweifaches. Zuerst: das Gesetz führt zum Tod. Kein Gesetz bringt das Leben. Dann: Das Leben ist nichts, was einfach da ist. Es hat eine Quelle, einen Spender, und entfaltet seine Kraft in einer ganz bestimmten Form, und ohne diese Quelle kann man leben und doch tot sein. Hören wir beides.

III

Zuerst kämpft Paulus energisch dafür, dass die Gläubigen nicht verpflichtet werden, das alttestamentliche Gesetz mit seinen Speise- und Kleider- und Reinheitsgeboten zu erfüllen. Das tut Paulus nicht, weil er meint, das alttestamentliche Gesetz sei schlecht und man müsse es durch ein besseres ersetzen. Im Gegenteil, Paulus ist davon überzeugt, dass das alttestamentliche Gesetz gerecht und heilig und gut ist (Römer 7,12) und dass trotzdem durch dieses Gesetz kein Mensch gerecht geworden ist. Weil sogar dieses göttliche Gesetz niemanden gerecht gemacht hat, folgert Paulus, dass überhaupt kein Gesetz zu einem gerechten Leben verhelfen kann. Das Gesetz kann nur eines: aufdecken, was du und was ich nicht recht machen. Das Gesetz sagt uns im Kleinen oder im Grossen: So darfst du nicht leben (Römer 3,20). Und so lebst du doch.

Darum, schreibt der Apostel, bin ich durch das Gesetz dem Gesetz gestorben – und wenn ich jetzt wieder ein Gesetz aufbaue, werde ich wieder zu einem Gesetzesbrecher.

Das sehen wir auch in unserer Zeit. Was für schöne Gesetze haben wir modernen Menschen uns ausgedacht! Und es werden immer noch mehr. Zum Beispiel: Du musst tolerant sein und jeden respektieren! Aber diejenigen, die das am lautesten fordern, sind oft ganz untolerant und können Mitmenschen, die sich nicht nach ihren Vorstellungen richten, nicht achten. Oder ein anderes modernes Gesetz: Du musst dich frei entfalten! Dieser Zwang zur Selbstverwirklichung wird zum Stress, überfordert, und am Ende erwartet man soziale oder sogar staatliche Unterstützung, damit man sich frei entfalten könne. Oder: Du musst umweltbewusst leben! Gewiss, doch wollen wir alle jedes Jahr zwei, drei Mal in die Ferien und verbrennen das nötige Kerosin dazu. Jedes Gesetz, meint der Apostel, führt zu Selbstwidersprüchen. Die momentane Gesetzesflut ist ein deutliches Zeichen dafür, dass wir das Vertrauen zum Leben verloren haben und uns sel-

Ausdruck vom 28.10.2011

ber misstrauen und deshalb im Dschungel der modernen Regelwerke die Absicherung unserer Freiheit suchen.

IV

Wir aber, in der christlichen Gemeinde, meint der Apostel, müssen und dürfen keine alten oder neuen Gesetze aufrichten. Auch unserer Kirche ist nicht mit neuen Gesetzen zu helfen. Wir wollen gerecht werden durch Christus, schreibt Paulus, und für ihn heisst das: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir! Und was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich gegeben hat.

Damit sind wir beim Zweiten. Dabei gilt die Voraussetzung: Wir sind tot. Natürlich nicht äusserlich, so wie wir uns sehen und erleben! Aber vor Gott, in Wahrheit, im Hinblick auf das ewige Leben, sind wir tot.

Wenn wir trotzdem ein Leben in uns haben, und etwas tun, das auf ewig kostbar und Gott lieb ist, dann, weil Christus in uns lebt und uns den Willen und die Kraft für dieses Gute gibt. Führen wir uns das mit einigen Beispielen vor Augen: Wenn ein junges Paar ein Kind haben möchte – nicht weil das so schön ist, sondern weil es zum Leben gehört und der Auftrag des Schöpfers ist, oder wenn ein Handwerker mit sachlicher Liebe seine Arbeit tut – nicht weil er möglichst bequem möglichst viel verdienen möchte, sondern weil er sein Material achtet und den Menschen einen Dienst tun will, und wenn zu diesem Zweck ein anderer Mensch die nötigen finanziellen Mittel bereitstellt – nicht, weil er möglichst schnell den Gewinn maximieren, sondern weil er die vielen verstreuten Vermögen zu einem grösseren Werk zusammenführen will … Wenn Menschen sich in dieser Weise in den Dienst des Lebens stellen, dann, meint Paulus, ist das, weil Christus sie zu diesem Guten bewegt, weil Christus in ihnen lebt.

V

In dem ganzen Abschnitt schreibt Paulus nie: Jesus. Ganz bewusst, denke ich, vermeidet Paulus den Namen Jesus und bringt nur den Titel: Christus. Christus – der Gesalbte, der König, der Priester, der Prophet – Christus lebt in mir! Christus aber ist nicht eine Privatperson, ein Mensch, mit dem man eine persönliche Freundschaftsbeziehung haben kann. Christus ist ein Amtsträger. Er wirkt durch die Kräfte, die er aus der Schöpfung und aus der

Ausdruck vom 28.10.2011

langen Geschichte seines Volkes zur Vollendung bringt. „Christus in mir", das heisst: eine ganze Kultur lebt in mir, ihre Ordnungen, ihre schönen Formen, ihr Rechtsempfinden, ihre Geschichte und Lieder und viel anderes mehr.

An dieser Stelle, denke ich, liegt ein Hauptfehler und eine der grössten Gefahren in der modernen, sentimentalen Frömmigkeit. Man sagt: Jesus lebt in mir – nicht Christus. Man hat eine „persönliche Beziehung" zu Gott, wie man sagt, und verdrängt alle ordnenden und Gestalt gebenden Kräfte als unwesentlich. Paulus aber schreibt: Christus lebt in mir. Er legt das ganze Erbe seines Volkes in die Herzen der Gläubigen.

Christus bringt uns also nicht ein neues Gesetz, aber auch nicht die Gesetzlosigkeit (von der Gesetzlosigkeit, nicht von Übel tun und Ungerechtigkeit ist wörtlich in Matthäus 7,23 und 24,12 die Rede). Das Leben, das Christus in mir lebt, hat seine ganz bestimmten Voraussetzungen, und wenn wir auf Christus hoffen, dann bekennen wir uns auch zu diesen elementaren Wahrheiten des Lebens.

Wir wissen zum Beispiel: Die Geschichte Israels hat mit einer Familie, einer Sippe, begonnen. Darum ist uns ganz klar: Wir müssen heute die Familie stärken, nicht nur finanziell, sondern vor allem moralisch. Wir dürfen die vielen Scheidungen nicht einfach hinnehmen wie ein Naturereignis, und müssen auch neu den Respekt vor dem menschlichen Körper einüben und dürfen der Pornographie nicht einen völlig ungehinderten Lauf lassen. Das nicht, weil wir meinen, man könne eine gesetzeskonform sündlose Familie bilden. Wir wissen wohl, wie viel Verzwängtes und Ungutes es in jeder Familie gibt. Aber wir wissen auch, dass noch keine Gesellschaft überlebt hat, wenn nicht die elementaren Bindungen der Familie geschützt und gestützt worden sind. Christus, nicht nur Jesus, lebt in mir! So ist es auch, wenn wir Wahrhaftigkeit und Redlichkeit in der Wirtschaft und Politik und Kirche fordern. Das tun wir nicht, weil wir meinen, es könne je eine durchsichtige Zivilisation mit einem glasklaren Recht geben, sondern weil die alten Propheten sich ohne Wenn und Aber für das Recht und die Wahrheit eingesetzt haben. Weh denen, die Böses gut und Gutes böse nennen, die aus sauer süss und aus süss sauer machen, ruft der Prophet (Jesaja 5,20)! Christus, nicht nur Jesus will in uns leben! In Israel gab es den Tempel, die täglichen Opfer, die Priester, eine mächtige religiöse Alltagspraxis. Wir brauchen für unser Glaubensleben viel weniger davon. Aber auch wir brauchen die Institution, den Gottesdienst, ja, sogar die Pfarrer mit ihrem Recht, die Sakramente zu verwalten, und müssen das alles mit

Ausdruck vom 28.10.2011

Respekt an uns wirken lassen. Denn Christus, nicht nur Jesus, soll in uns leben!

So, schreibt der Apostel Paulus, richten wir nicht ein neues Gesetz auf. Aber wir propagieren auch nicht die Gesetzlosigkeit und reden nicht, als ob die Gnade Gottes billig zu haben wäre, und moralisch sei alles gleichgültig. Christus lebt in uns! Er will tatsächlich in dir und in mir leben, und uns begaben mit dem guten Willen und mit den nötigen Kräften, ja er will selber alles so fügen, dass es in Ewigkeit Folgen hat, die ehrenvoll und gut sind! Christus lebt in mir!

VI

Ist das so? Kann ich sicher sein? Lebt Christus wirklich in mir? Wo kann ich sehen, dass dem so ist?

Dadurch eben, sehen wir jetzt, dass wir uns selber prüfen: Lebt wirklich mit Christus die Geschichte seines Volkes, der Reichtum der Heiligen Schriften, die Unruhe und Sorge über die dunklen Gefahren, die sich da zeigen, und die drängende Hoffnung auf die endliche Erfüllung – lebt Christus in dir und in mir? Ja, dürfen wir antworten, Christus lebt in mir! Denn was ich jetzt lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich dahin gegeben hat!
Amen.

Sonntag, 9. August 2009

Ausdruck vom 28.10.2011

12. Sonntag nach Trinitatis

Wie Trauben in der Wüste

Hosea 9,7-17

Lesungen	Markus 7,31-37
	Offenbarung 2,1-7
Psalm	147
Lied	„Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“

Gekommen sind die Tage der Heimsuchung,
gekommen die Tage der Vergeltung: sie werden Israel treffen.
Ein Narr ist der Prophet,
ein Verrückter der Mann des Geistes!
Ja, wegen der Menge deiner Frevel –
so vielfältig ist die Anfeindung!
Ephraim hält Ausschau mit meinem Gott:
Ein Prophet – die Schlinge des Vogelfängers hängt über all seinen Wegen;
Anfeindungen mitten im Haus seines Gottes!
Abgrundtief machten sie, zugrunde richteten sie,
wie in den Tagen Gibeas.
Er wird ihrer Frevel gedenken,
er wird ihre Sünden heimsuchen. –
Wie Trauben in der Wüste habe ich Israel gefunden,
wie die ersten Früchte am Feigenbaum sah ich es an seinem Anfang.
Eure Väter [aber] kamen zum Herrn Peor und weihten sich der Schande
und wurden zu so Abscheulichem wie ihre Liebhaber.
Ephraim – wie ein Vogel fliegt deine Ehre weg,
fort vom Gebären, fort vom Mutterleib, fort von der Schwangerschaft.
Auch wenn sie ihre Söhne grossziehen –
ich raube ihnen das Menschliche in der Nachkommenschaft.
Ja, wehe ihnen, dass ich von ihnen gewichen bin.
Ephraim sah ich, wie nach Tyros hin, gepflanzt auf offener Weide;
Ephraim, hinausgeführt,
dass es seine eigenen Söhne morde.
Gib ihnen, Herr –!
Was willst du ihnen geben?
Gib ihnen einen Mutterleib, der Fehlgeburten tut,

und Brüste, die vertrocknen.
All ihre Bosheit sammelt sich in Gilgal,
denn dort hasste ich sie wegen ihrer bösen Taten.
Aus meinem Haus will ich sie vertreiben,
ich will nicht fortfahren, sie zu lieben.
All ihre Anführer sind störrisch!
Getroffen ist Ephraim, seine Wurzel verdorrt;
seine Frucht bringt es nicht.
Auch wenn sie gebären –
im Mutterschoss lasse ich sterben, was sie begehren.
Mein Gott wird sie verwerfen, denn sie hören nicht;
sie werden sein wie solche, die unter die Völker flüchten.

Hosea 9,7-17

I

Liebe Gemeinde!
Dieses Wort des Propheten soll ich euch heute weitergeben. Ein Wort voll jäher Anklagen, zerrissen und hart. Und wieder einmal fragen wir: Muss das wirklich sein? Als ich es übersetzt habe, bin ich immer erregter geworden: Wenn man ein solches Prophetenwort unverkürzt weitersagt, ohne etwas davon zuzudecken oder zu relativieren, muss ein Prediger dastehen wie ein Verrückter. Denn so extrem, wie der Prophet es sagt, kann es nicht sein. So schlecht, wie er sein Volk macht, sind wir nicht.

Hosea sagt: Abgrundtief wie in den Tagen Gibeas machen sie ihre Schuld. Seine Zeitgenossen haben auf dieses Wort hin sicher gedacht: Jetzt mach einen Punkt! Der gute Mann hat den Blick für die Proportionen verloren. Denn Gibea steht im alten Israel für einen unsäglichen Greuel. Im Richterbuch (Kapitel 19) wird erzählt, dass ein Mann auf seiner Reise über Nacht in Gibea bleiben muss. Er wird von einem Gastgeber freundlich aufgenommen. Aber dann kommt eine vulgäre Horde, eine Masse gewalttätiger Menschen, und fordert den Fremden für sich heraus. Sie will sich an ihm belustigen, ihn vergewaltigen. Die Horde drückt fast die Türen ein, und der Mann – schrecklich – gibt seine Nebenfrau heraus. Dieser Frau wird die ganze Nacht lang Gewalt angetan. Am Morgen lässt man sie laufen, erschöpft schleppt sie sich zurück. Als beim Tageslicht die Tür aufgeht, sagt sie nichts mehr. Der Mann lädt die Tote auf sein Tier, nimmt sie nach Hause und – noch einmal schrecklich – haut ihren Leib in Stücke und

Ausdruck vom 28.10.2011

sendet in jedes Stammesgebiet Israels ein Stück davon. Das Entsetzen und das Verlangen nach Rache flammt auf. Ein blutiger Bruderkrieg entbrennt. Wahrhaftig: Abgrundtief ist dieser Frevel!

Doch so archaisch und blutig, so vollständig unzivilisiert sind wir sicher nicht! Auch die Zeitgenossen Hoseas haben gewiss gedacht: Jetzt hat der gute Mann endgültig das Mass verloren. Jetzt schiesst er weit über jedes Ziel. So denken auch wir rasch einmal, wenn wir das Alte Testament lesen: Derart schreckliche Kriege, derart primitive Abgötterei, so unmenschlich rohe Gewalt gibt es in Ruanda, in Jugoslawien, in Indonesien und anderswo, aber sicher nicht bei uns. Und in der Tat wäre es unrecht, wenn wir nicht sehen und wertschätzen würden, was wir haben. Wir leben tatsächlich in einem vergleichsweise wohl geordneten Land. Unsere Rechtsprechung ist in einem hohen Mass zuverlässig, unser Leben ist weitgehend sicher vor willkürlicher Gewalt. Darum, liebe Gemeinde, ist es irgendwie verrückt, solche Texte wie hier bei Hosea zu lesen und aus ihnen zu predigen.

II

Auch ich habe das zuerst wieder so empfunden. Als ich den Text gelesen haben in der Lutherübersetzung, habe ich gedacht: Jetzt beginnt es noch wieder moralistisch zu mahlen. Aber dann habe ich aus dem Hebräischen übersetzt und war betroffen: Irgendwie unentrinnbar aktuell ist das Bibelwort mir ins Herz gedrungen. Da ist vieles angesprochen, das auch bei uns geschieht. Doch niemand hat Worte dafür und wagt etwas zu sagen.

Der Prophet stellt unser Leben vor Gott – und da tun sich Abgründe auf, die niemand sonst sieht.

Kennen nicht auch wir etwas von der Not, die Hosea beschreibt: Unsere Ehre fliegt davon, fort vom Mutterschoss, fort von der Schwangerschaft? Leben nicht auch wir in einer Kultur, in der die Ehre fortgeflogen ist vom Kinderhaben, in der die Schwangerschaft als ein Hindernis gilt, für das der Staat Fürsorgegelder sprechen sollte? Die Würde von Frau und Mann besteht darin, dass sie verdienen und bauen und leiten und rechnen und schreiben – nicht darin, dass sie Kinder haben. Hat es nicht vielleicht tief verborgen auch damit zu tun, dass unsere Zukunft wie vertrocknet und im Mutterschoss stirbt? Oft, beklemmend oft begegne ich Menschen, die gerne Kinder und mehr Kinder noch gehabt hätten. Aber es durfte nicht sein. Und wenn Kinder da sind: Ist es nicht, wie wenn das Menschliche abstirbt

Ausdruck vom 28.10.2011

in der Jugend? Im Hebräischen sind die diesbezüglichen Formulierungen allgemeiner und weitreichender, als man es bei Luther oder in der Zürcherbibel liest. Hosea sagt nicht einfach, dass die Menschen zur Strafe keine Kinder mehr bekommen. Ich mache sie kinderlos, weg vom Menschlichen, weg von dem, was von der Erde genommen ist, heisst es wörtlich. Das Humane hat den Bezug zum Humus verloren. Die Ehre ist fortgeflogen vom Mutterschoss Erde.

In den Kirchen, wo das Menschliche als Menschliches vor seinem Schöpfer aufatmen und sich von ihm geehrt sehen darf, sind oft nicht viele jungen Menschen. Unsere Jugendlichen unterhalten sich geistig abstrakt am Computer, sie kleiden sich technisch gestylt und hören Musik, die in hohem Mass von der elektronischen Verstärkung lebt. Das Humane in der Nachkommenschaft stirbt. Das äussert sich auch bei uns auf eine unnatürlich blutige Weise: 11'000 ungeborene Kinder, sagen die Statistiken, eine halbe Rekrutenschule voll, werden in unseren Kliniken und Spitälern jedes Jahr aus dem Mutterleib geschnitten, täglich ein, zwei Schulklassen, und die kleinen, toten Leiber landen zerstückelt im klinischen Abfall. Ein Frevel wie in Gibea, nur sauber zugedeckt mit den Tüchern unserer zivilisierten Gesellschaft.

III

Über all das aber sagt Hosea, und das ist das Erregende: Das ist nicht die Sünde! Es ist derart unnatürlich, es ist nicht von Menschen gewirkt – es ist, weil Gott die Menschen verlassen hat und sie unmenschlich werden. „Wehe ihnen, dass ich gewichen bin von ihnen", ruft Gott durch den Propheten. Er sagt damit deutlich: Das Schreckliche, das geschieht, geschieht nicht in guter Ordnung. Es trifft nicht in gerechter Weise die Schuldigen. Es ist nicht so, dass diejenigen, die persönlich grosses Unrecht tun, deshalb auch persönlich gerecht gestraft werden. Gerade nicht. Nein, es trifft willkürlich, oft die rechtschaffenen Menschen. Gott hat sich abgewandt, sagt Hosea, er schaut nicht zum Rechten, niemand ist da, der dafür sorgt, dass es die Richtigen trifft. Das Unheil nimmt mit einer unmenschlichen Macht seinen Gang über alles hinweg.

Die Schuld der Menschen ist nicht, dass sie Gewalt an ihren Kindern üben. Das ist eine Folge der Schuld. Die eigentliche und erste Schuld zeigt sich in Gilgal, sagt Hosea. In Gilgal habe ich Israel zu hassen gelernt, heisst es hart.

Ausdruck vom 28.10.2011

In Gilgal stand ein Heiligtum, in dem die Götter des Landes verehrt wurden. Dort wurde der Gott Israels in diesen Religionsmischmasch hineingemengt. Das, sagt Hosea, ist die Sünde Israels: Es erniedrigt seinen Gott. Sein Gott soll wie alle anderen Götter den nationalen Interessen dienen, der Gier nach Ehre und Glück, und darf nicht heilig dem Volk gegenüberstehen. Diese religiöse Schuld ist das erste Übel, und alles andere eine Folge davon, sagt Hosea.

Liebe Gemeinde! Kann man so etwas heute noch ernsthaft vertreten? Ein Narr ist der Prophet, haben die Leute damals gesagt. Vorletzte Woche hat eine Frau unserem Kirchenvorstand einen Brief geschrieben: Wie stellt er sich zu einer „solch düster drohenden Verkündigung", fragt sie. Hält er das für „zeitgemäss"?

Wie die Schlinge vom Vogelfänger hängt es über einem Propheten, klagt Hosea. Und das Schlimme: Die Anfechtungen kommen nicht von aussen. Sie kommen von innen – sie kommen von Gott, der dem Propheten nachspäht, wenn er sich mit seinem Wort an die Menschen wendet, die ihn enttäuscht haben. Gott zögert, ob er sich noch einmal den Menschen zuwenden mag, und diesen inneren Kampf, den Gott mit sich selber austrägt, verbindet sich mit einem Menschlichen: Es sind vor allem die kirchlichen Kreise, die frommen Leute, die das klare prophetische Wort nicht hören möchten. Oft sind es unsere Kirchenleitungen, denen es Angst macht, dass solche Worte die Menschen vor den Kopf stossen. Manchmal sind es unsere theologischen Lehrer und unsere Kollegen, und immer wieder ist es vor allem das eigene Herz, das sagt: Derart extrem – das war einmal. Das kann und darf nicht mehr sein. Ein Verrückter der Mann des Geistes!

IV

Doch wenn wir nicht mehr sagen dürfen, was die Propheten Hartes gesagt haben, wie sollten wir dann das andere sagen können, das sie derart trostreich verheissen?

Hosea formuliert dieses Verheissungswort wunderbar zart und mit einer bebenden, verwundeten Liebe: „Wie Trauben in der Wüste habe ich Israel gefunden, wie die ersten Früchte am Feigenbaum sah ich es an seinem Anfang."

Es gibt einen Anfang, eine erste Liebe, die noch frisch und unschuldig und unverbraucht ist. So war es mit Israel, so ist es mit uns. Die meisten haben wohl etwas dergleichen erlebt. Wir sind von Gott beschenkt worden,

Ausdruck vom 28.10.2011

als uns der Ehepartner, Kinder, Freunde, Geschwister im Glauben gegeben wurden. Eine frische Liebe und mit ihr der Zauber einer zarten Blüte hat sich über unser Leben gelegt. Wir haben mit einem weit offenen Herzen erkannt, wie unbegreiflich gut das Erbarmen Gottes ist. Jesus hat unser Innerstes gewonnen, und nichts hatte mehr Platz neben dieser ersten Liebe. Mitten in der Wüste ist es geschehen: Mitten in einem Leben, in dem sonst nur der soziale Rang und die persönliche Leistung zählt, wo staubig sich eine Mühe an die andere reiht, ist die Liebe aufgebrochen, die uns aufgetan hat für den, der nicht nach Leistung und Rang fragt, sondern uns geliebt hat und unser zerbrechliches Leben mit seinem Wohlgefallen umgibt. Wie Trauben in der Wüste!

V

So ist es geschehen in unserem persönlichen Leben, aber auch in der Geschichte unseres Volkes. Auf diesen Anfang unseres Gemeinwesens wollen wir uns gegen Ende dieser Predigt einen Moment lang besinnen. Denn auch damals hat sich die Frucht einer jahrelangen Pflege finden lassen in einer Wüste, wie die ersten Früchte am Feigenbaum.

Damals haben sich Städte und Länder als freie Partner verbunden, und schliesslich ist die damals älteste und ehrwürdigste Stadt unseres Landes, Basel, eidgenössisch geworden. Das war und ist denkwürdig: Eine hochstehende Kulturstadt hat sich partnerschaftlich verbunden mit einer Bündnisgemeinschaft, die in ihrem Innersten von einem recht rohen und verhältnismässig unzivilisierten Bauernverbund geprägt war. Eine Karikatur aus der damaligen Zeit zeigt einen Stadtmenschen, der am Schwanz von einem Urner Stier weggezerrt wird. Dieser Bund machte in seltener Weise einen Austausch zwischen dem ländlichen und dem städtischen Erfahrungsschatz auf Augenhöhe möglich. Der dazu nötige Ausgleich war zwanzig Jahre vorher vorbereitet worden durch den Rat, mit dem Niklaus von Flüe den Eidgenossen ein erstes Mal eine tragfähige politische Ordnung vermittelt hatte. Dieser Rat war nicht nur von dem nüchternen Sinn des Einsiedlers für das politisch Mögliche geformt. Niklaus hatte ihn vielmehr aus der jahrelangen Versenkung in das Leiden Christi geschöpft. In dem Leiden Christi aber – was geschieht da anderes, als dass Gott mit sich selber ringt? Dass seine Leidenschaft für seine Schöpfung mit seiner leidenschaftlichen Ablehnung der menschlichen Treulosigkeit kämpft? Gott

Ausdruck vom 28.10.2011

ringt mit sich selber, ob er sich den Menschen zuwenden mag trotz ihrem hochfliegenden, die Erde verachtenden Sinn.

Was Niklaus in seinem Bemühen um die frühe Eidgenossenschaft erregt und bewegt hat, fasst er ein Jahr nach dem geglückten Friedensschluss in knappe, von einer bebenden Dankbarkeit erfüllte Worte. Dieser Brief an den Rat von Bern ist das Dokument einer ersten, noch unverbrauchten Liebe, „wie die ersten Früchte an seinem Anfang"!

Was wäre unser Gemeinwesen ohne diese Liebe Gottes? Ohne die Bindung an eine Kulturstadt wie Basel wird die Eidgenossenschaft zu einem provinziellen Land der Bauern und Banken. Aber ohne eine liebevolle Bindung an das Land und seine Leute wird auch eine Stadt wie Basel zu einem Hort arroganter Blender.

VI

Die Worte aus dem Prophetenbuch Hosea sind harte Worte. Aber Gott spricht sie! Er sagt: Weh ihnen, dass ich von ihnen gewichen bin! Aber er ist noch nicht ganz gewichen. Er redet noch. Er redet hart, aber solange man noch redet, ist noch Liebe vorhanden. Wenn das Unrecht nicht verdrängt, sondern benannt wird, ist noch Grund zur Hoffnung da.

So ist auch das harte Prophetenwort, das wir gehört haben, ein Zeichen der Liebe Gottes. Noch immer sucht und umwirbt er uns.

Kehre um, sagt die Stimme Gottes im letzten Buch der Bibel zu der Gemeinde in Ephesus (Offenbarung 2,4.5): Kehre um, denke an deine erste Liebe, wie auch ich an sie denke. Auch wir, liebe Gemeinde, wollen wieder hören, wie Gott sich gefreut hat über die ersten Früchte seiner Liebe, und wollen umkehren zu diesem Ursprung, damit wir wieder ergriffen werden von dieser noch jungen Liebe!
Amen.

Sonntag, 10. September 2000

Ausdruck vom 28.10.2011

13. Sonntag nach Trinitatis

Aus welcher Vollmacht?

Matthäus 21,18-32

Lesung	1. Mose 4,1-16
Psalm	112
Lied	„Jesus nimmt die Sünder an“

Als er aber am Morgen wieder in die Stadt ging, hungerte ihn. Und er sah einen Feigenbaum an dem Wege, ging hin und fand nichts daran als Blätter und sprach zu ihm: Nun wachse auf dir niemals mehr Frucht! Und der Feigenbaum verdorrte sogleich. Und als das die Jünger sahen, verwunderten sie sich und fragten: Wie ist der Feigenbaum so rasch verdorrt? Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr Glauben habt und nicht zweifelt, so werdet ihr nicht allein Taten wie die mit dem Feigenbaum tun, sondern, wenn ihr zu diesem Berge sagt: Heb dich und wirf dich ins Meer!, so wird’s geschehen. Und alles, was ihr bittet im Gebet, wenn ihr glaubt, so werdet ihr’s empfangen.

Und als er in den Tempel kam und lehrte, traten die Hohenpriester und die Ältesten des Volkes zu ihm und fragten: Aus welcher Vollmacht tust du das und wer hat dir diese Vollmacht gegeben? Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Ich will euch auch eine Sache fragen; wenn ihr mir die sagt, will ich euch auch sagen, aus welcher Vollmacht ich das tue.

Woher war die Taufe des Johannes? War sie vom Himmel oder von den Menschen? Da bedachten sie’s bei sich selbst und sprachen: Sagen wir, sie war vom Himmel, so wird er zu uns sagen: Warum habt ihr ihm dann nicht geglaubt? Sagen wir aber, sie war von Menschen, so müssen wir uns vor dem Volk fürchten, denn sie halten alle Johannes für einen Propheten.

Und sie antworteten Jesus und sprachen: Wir wissen’s nicht. Da sprach er zu ihnen: So sage ich euch auch nicht, aus welcher Vollmacht ich das tue.

Was meint ihr aber? Es hatte ein Mann zwei Söhne und ging zu dem ersten und sprach: Mein Sohn, geh hin und arbeite heute im Weinberg. Er antwortete aber und sprach: Nein, ich will nicht. Danach reute es ihn und er ging hin. Und der Vater ging zum zweiten Sohn und sagte dasselbe. Der aber antwortete und sprach: Ja, Herr!, und ging nicht hin. Wer von den beiden hat des Vaters Willen getan? Sie antworteten: Der erste. Jesus

sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren kommen eher ins Reich Gottes als ihr.

Denn Johannes kam zu euch und lehrte euch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm. Und obwohl ihr's saht, tatet ihr dennoch nicht Busse, sodass ihr ihm dann auch geglaubt hättet.

Matthäus 21,18-32

I

Liebe Gemeinde!
Aus der ganzen Bibel, und vor allem von Jesus selber kommt uns ein unerhörter Strom von Barmherzigkeit und Liebe und Hilfsbereitschaft entgegen. Aber nicht nur das. In den Evangelien meldet sich immer auch etwas Destruktives. Das Gute ist immer auch versetzt mit einer unheimlich zerstörerischen, todbringenden Macht. Der Feigenbaum trägt keine Frucht; und er bekommt keine zweite Chance. Er muss verdorren, für immer. Warum das? Vorher schon einmal (Matthäus17,20) hatte Jesus gesagt: Wenn ihr Glauben habt, ist euch alles möglich. Aber damals war immerhin davon die Rede, dass die Jünger Berge versetzen, dass sie also die Erdoberfläche neu gestalten könnten. Jetzt sagt ihnen Jesus nur noch, dass sie die Berge ins Meer werfen könnten. Alles wird eingeebnet. Der Feigenbaum verdorrt, die Berge werden vom Meer verschlungen, das schöne, bunte, liebliche Leben auf Erden wird in den Staub gedrückt. Warum das?

Fast möchte man wie Polonius in Shakespeares Hamlet rufen: Es ist Wahnsinn – aber es hat Methode! Jesus redet und handelt auf eine Art und Weise, in der alles gleichmacherisch nivelliert wird. Aber gleichzeitig setzt er seine Worte äusserst präzis und geht mit ruhiger Gewissheit einen sorgfältig vorbereiteten Weg und wird so zum Heiland der Menschen.

II

Die Hohenpriester und Ältesten, also die Vertreter der geltenden religiösen und sozialen Ordnung, kommen zu ihm und fragen: Was hast du für eine Legitimation? Wer hat dich beauftragt? Auf diese Frage antwortet Jesus mit einer Gegenfrage und macht seine Bereitschaft, Auskunft zu geben, davon abhängig, ob die Repräsentanten seines Volkes zuerst einmal ihm Antwort geben. Wer die Fragen stellen darf, ist der Herr des Geschehens.

Ausdruck vom 28.10.2011

Was denkt ihr von Johannes dem Täufer, fragt Jesus. Ist er von Gott legitimiert? Oder hat er sich selber berufen?

Die Hohenpriester und Gemeindevorsteher wollen auf diese Frage keine Antwort geben. Sie lassen es offen, was von Johannes zu denken sei. Und so gibt auch Jesus ihnen keine Antwort auf ihre Frage.

III

Doch ist es an dieser Stelle wie sonst in den Evangelien: Jesus will die Dinge nicht offen lassen. Er drängt auf Klarheit und legt die Alternativen eindeutig fest. So erzählt er die einfache Geschichte von den zwei Söhnen: Der eine sagt Nein und tut dann doch, was von ihm verlangt war. Der andere sagt Ja und tut dann nicht, was er zu tun zugesagt hatte. Diese einfache Alternative breitet Jesus aus und stellt daraufhin die simple Frage: Wer hat jetzt den Willen Gottes getan? Der, der es sagt, oder der, der es tut? Auch hier ist so: Jesus macht die Dinge zum Verzweifeln einfach. Was will er mit einer solchen Geschichte? Wir sind doch nicht blöd, müssen seine Gesprächspartner gedacht haben. Worauf will er hinaus? So ist es je und je, wenn die Menschen mit Jesus reden. Er nimmt sie mit schlagend einfachen Gedankengängen mit auf einen Weg, den sie nicht gehen möchten. Auch hier können die Oberen seines Volkes nicht anderes, als dass sie bestätigen, was sonnenklar ist: Natürlich kommt es nicht darauf an, dass einer mit schönen Worten seinen guten Willen kundtut. Natürlich kommt es darauf an, was einer tut.

Kaum haben die Oberen ihm das zugestanden, bezieht Jesus das auf Johannes den Täufer und auf das Verhalten der Menschen diesem Boten Gottes gegenüber und sagt: Da seht ihr: Johannes hat die Menschen gerufen, dass sie Busse tun sollen. Und die vielen, die Nein gesagt hatten zum Willen Gottes und eigenmächtig ihrem eigenen Willen gefolgt und darum ins Elend geraten sind, sind zu ihm gekommen. Die Männer, die ein Zollrecht gepachtet haben und meinten, sie könnten auf diese Weise schnell reich werden, und sich nicht überlegt haben, dass das auf Kosten von anderen geht, und die Frauen, die ihren Körper entwürdigt und verkauft haben, die Zöllner und Prostituierten: Sie haben Nein gesagt zu Gott. Aber dann hat es sie gereut, und sie sind zu Johannes hinaus in die Wüste gegangen und haben sich taufen lassen. Sie haben Nein gesagt und haben dann doch den Willen Gottes getan. Sie sind dem Ruf seines Gesandten gefolgt und haben sich in das Wasser zu allen anderen Schuldigen gestellt.

Ausdruck vom 28.10.2011

Ihr aber, sagt Jesus jäh zu den Repräsentanten seines Volkes gewandt: Ihr habt nur zugeschaut. Ihr habt also laut und deutlich Ja gesagt zu Gott. Aber als sein Wille offenbar wurde, als sein Bote die Menschen rund um sich versammelt hat, habt ihr mit eurem Tun Nein gesagt. Keinen Moment lang habt ihr ernsthaft darüber nachgedacht, dass es tatsächlich der Wille Gottes sein könnte, dass alle Menschen Busse tun. Keinen Schritt habt ihr getan, um hinaus in die Wüste zu gehen und euch dort zu den Zöllnern und Prostituierten ins Wasser zu stellen. So habt ihr Ja gesagt zu Gott, aber als er euch hinaus ins Wasser der Taufe gerufen hat, seid ihr nicht gegangen.

So, liebe Gemeinde, redet Jesus zu den Vertretern seines Volkes, und wir verstehen, dass seine Familie gemeint hat, er sei wahnsinnig geworden (Markus 3,21). Das ist der radikale, kulturell und sozial alles nivellierende Zug, der durch die ganze Bibel geht und mit Jesus zu seinem Höhepunkt kommt. Jesus macht alle gleich. Nicht so, wie die Menschenrechtserklärung der UNO, die sagt, dass alle gleich gut sind. Jesus macht alle gleich, so wie Johannes der Täufer dafür den Weg bereitet hat: Alle sind gleich schlecht. Oder richtig gesagt: Alle haben keine Ehre, mit der sie bestehen könnten vor Gott (Römer 3,23). Alle sind Sünder. Zwar, das ist klar, sind einige ganz grosse und andere sind eher kleine und recht anständige Sünder. Aber das ist nicht entscheidend für das, was Gott will. Für Gott geht es, wie sein Apostel schreibt, nur darum, dass keiner ganz gerecht ist, und dass darum alle zur Busse gerufen sind und keiner ohne die Vergebung Gottes leben kann (Römer 3,10-19). Auf diese radikale Weise wirft Jesus die Berge ins Meer und sagt: Ihr Menschen bringt keine gute Frucht. Wenn Gott bei euch sucht, was er bei einem Menschen finden möchte, nämlich einen bescheidenen, dankbaren Sinn und die Bereitschaft, das menschlich Gute zu tun – dann findet er einen Blätterwald voll guter Absichten und das Rauschen vieler schöner Worte, aber nicht eine wahrhafte, geduldige, fruchtbare Liebe.

IV

So redet Jesus und erinnert damit auch an die Worte, die ganz am Anfang der Bibel zu lesen sind. Kain hat seinen Bruder Abel erschlagen. Unvorstellbar viel Blut ist auf dieser Erde vergossen worden, bis auf diesen Tag. Die afghanischen Taliban haben ihre Geiseln frei gelassen, und in den Berichten klingt es fast, als handle es sich um ein glückliches Ende. Dass zwei Männer erschossen worden sind, nur weil sie den Menschen in Af-

Ausdruck vom 28.10.2011

ghanistan helfen wollten, ist schon fast vergessen. So ist es, liebe Gemeinde. Wir alle könnten nicht leben, wenn in unseren Gedanken und Gefühlen die Erinnerung an die vielen, vielen Menschen lebendig wäre, die ihr Leben unschuldig verloren haben. Unzählig viele Kinder, Frauen und Männer sind betrogen worden um ihr Lebensglück. Wir selber könnten keine Lebensfreude mehr haben, wenn wir uns das zu Herzen nehmen würden und das Gedächtnis an alles bittere Unrecht auf dieser Erde Tag für Tag in uns brennen würde. Wir müssen verdrängen.

Aber Gott – er verdrängt nicht. Er schaut und sieht. Es tut ihm weh und er leidet mit. Er ruft uns und mahnt uns aus der Tiefe unseres Gewissens: Wo ist dein Bruder?

Der Bruder ist Abel. Seine Name heisst übersetzt: der Hauch. Hier auf dieser Erde kann sich die Unschuld nicht lange halten. Noch nie hat sich die Gerechtigkeit auf Dauer etablieren können. Keine staatliche Ordnung, aber leider auch keine familiäre oder freundschaftliche Gemeinschaft, und leider auch keine Kirchgemeinde ist in sich nichts anderes als ein Hort der Wahrhaftigkeit. Ein Hauch bleibt alles, was wir Menschen tun mit einer wahrhaften Liebe. Ständig bedroht müssen wir leben, bis sich erfüllt, was Gott aus seiner Gnade an uns wirken will. Nach seinem Tod und seiner Auferstehung hat Jesus seine Jünger angehaucht, hat ihnen den Heiligen Geist gegeben und gesagt: Wem ihr die Sünden vergebt, denen sind sie vergeben (Johannes 20,23). Das ist der Berg, den Jesus versetzen will: unsere Selbstgerechtigkeit will er ins Meer versenken. Das ist die Gerechtigkeit, zu der er uns ruft: dass unser Schönreden und Wohlmeinen verdorrt und wir umkehren und glauben, dass Gott uns vergibt.

V

Auch für uns hier in dieser Stadt, in unserem schönen, wohl geordneten Schweizerland ist das nicht anders. Auch unser Land ist kein Ort, wo nur lauter weisse Schafe miteinander nichts anderes als das Gute wollen. Die Hohenpriester und Ältesten damals zu der Zeit Jesu haben ihr Möglichstes versucht, um ein solches Land von gerechten Menschen aufzubauen. Und sie dachten darum – wie die meisten heute – nicht im Traum daran, dass sie selber die Vergebung Gottes bitter nötig haben könnten. Die meisten von ihnen waren zwar wohl nicht ganz so dummdreist selbstgerecht, wie das heute selbstgerechte Schweizer sein können. Denn damals erlebten alle Menschen in Jerusalem, wie tagtäglich das Blut der Opfertiere fliessen

Ausdruck vom 28.10.2011

musste, um sie mit Gott zu versöhnen. Dennoch hat Jesus ihnen gesagt: Die schwarzen Schafe, diejenigen, die sich offensichtlich nicht an die Regeln gehalten haben, die Zöllner und Huren, gehen euch voran in das Reich Gottes.

Aber, das ist das andere, liebe Gemeinde: Auch wenn wir zugeben, dass wir alle schwarze Schafe sind und alle nur aus der Gnade Gottes leben, ist dennoch unsere Stadt und unser Land nicht das Reich Gottes. Und es ist darum anmassend und frevelhaft, wenn wir so tun, als könnten wir all den vielen Menschen, die unschuldig verfolgt werden (und die in der Tat nicht schlechter sind als wir) bei uns Zuflucht gewähren. Wir haben ein Gesetz erlassen, das Flüchtlingen einen Anspruch auf Asyl gibt. Und Flüchtlinge, heisst es wortwörtlich, sind „Personen, die in ihrem Heimatstaat wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder wegen ihrer politischen Anschauung ernsthaften Nachteilen ausgesetzt sind“, und diese ernsthaften Nachteile werden von unserem Gesetz definiert als „die Gefährdung des Leibes, des Lebens oder der Freiheit sowie Massnahmen, die einen unerträglichen psychischen Druck bewirken“. Wenn wir das ernst meinen würden, liebe Gemeinde, wenn wir unser Gesetz beim Wort nehmen würden, müssten wir Millionen von Menschen bei uns aufnehmen. Denn viele Millionen Menschen werden auf dieser Welt verfolgt, so wie das unser Gesetz beschreibt, und haben darum nach unserem Gesetz ein Recht, als Flüchtlinge bei uns Asyl zu bekommen.

Was ist von einem Volk zu denken, das leere Versprechungen in seine Gesetze schreibt?

Das, liebe Gemeinde, ist die tiefer liegende, fast nicht zu fassende Heuchelei, die uns in unlösbare Widersprüche verstrickt und dazu führt, dass wir einander hin und her die Schuld zuschieben für das, was nicht gut ist. Wir haben keinen Glauben und wollen darum den Berg der menschlichen Schuld nicht in das Meer der Vergebung Gottes werfen. Wir versuchen stattdessen diese Schuld einzuebnen, so dass sie nur noch bei anderen ein Problem ist. Für die einen, die einfacheren Gemüter, sind es die bösen schwarzen Schafe von aussen, die unseren guten weissen Willen missbrauchen, für die anderen, tiefsinnigeren, sind es die skrupellosen Demagogen, die das universal Gute verhindern.

Ausdruck vom 28.10.2011

VI

Jesus aber hat damals den Repräsentanten seines Volkes gesagt, und er sagt heute uns: Es geht nicht darum, dass ihr schöne Worte macht und sagt, einen wie guten Willen ihr habt. Es geht darum, dass ihr das Gute tatsächlich tut (Matthäus 7,21). Es geht darum, dass ihr umkehrt und euch eingesteht, wie sehr ihr die Vergebung Gottes nötig habt, und dass ihr dann dementsprechend lebt – nicht mit stolzen Programmen und weit ausgreifenden Menschheitsideen, sondern so, wie es sich geziemt für Menschen, die wissen, dass sie verlorene Schafe sind, für die der gute Hirte sein Leben hat lassen müssen (Johannes 10,11). Alles Gute, das hier auf Erden Gestalt gewinnen kann, ist am Ende wie ein Hauch – der Hauch des Heiligen Geistes, der die Vergebung Gottes bringt.

So macht Jesus mit seinen rätselhaft harten Worten auch uns klar, dass unser Leben verdorren und im Wasser des Todes versinken muss, bevor es gereinigt wieder erstehen kann im Reich Gottes. Bis das soweit ist, ist es wenig, was wir hier und jetzt Gutes vollbringen können. Dieses Wenige aber wollen wir tun, dort, wo wir hingestellt sind, bescheiden, geduldig und dankbar, dass Gott uns dazu gerufen und die Freiheit gegeben hat.
Amen.

Sonntag, 2. September 2007

Ausdruck vom 28.10.2011

14. Sonntag nach Trinitatis

Werke des Fleisches, Frucht des Geistes

Galater 5,16-26

Lesungen	Jeremia 15,15-21
	Markus 10,35-45
Psalm	146
Lied	„Nun lob, mein Seel, den Herren“

Ich sage aber: Lebt im Geist, so werdet ihr die Begierden des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch begehrt auf gegen den Geist und der Geist gegen das Fleisch; die sind gegeneinander, so dass ihr nicht tut, was ihr wollt. Treibt euch aber der Geist, so seid ihr nicht unter dem Gesetz. Offenkundig sind aber die Werke des Fleisches, als da sind: Unzucht, Unreinheit, Ausschweifung, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zorn, Zank, Zwietracht, Spaltungen, Neid, Saufen, Fressen und dergleichen. Davon habe ich euch vorausgesagt und sage noch einmal voraus: Die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erben.

Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Keuschheit; gegen all dies ist das Gesetz nicht.

Die aber Christus Jesus angehören, die haben ihr Fleisch gekreuzigt samt den Leidenschaften und Begierden. Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln. Lasst uns nicht nach eitler Ehre trachten, einander nicht herausfordern und beneiden.

Galater 5,16-26

I

Liebe Gemeinde!

Das Reich Gottes können wir nicht erschaffen. Wir können es nur erben. Was Gott aus uns Menschen machen will, so dass am Ende alles Leid dieser Zeit nicht umsonst war und alle die vielen Menschen, die jetzt so manches Unrecht leiden, versöhnt und auf ewig getröstet sind, das können wir nicht selber aufbauen. Wir beten, dass dieses Reich endlich kommt. Wir warten darauf, dass es den Kindern Gottes zuteil wird als ein Erbe, das niemand verdient hat.

Jeder Mensch, der ruhig und vernünftig die Ereignisse der Menschheitsgeschichte betrachtet und kritisch sich selber und seine nächste Umgebung beobachtet, kann dieses Negative feststellen: Aus allem, was wir Menschen können und machen, wird niemals ein ganz gerechtes Leben erstehen. Das ist die illusionslos einfache, in dieser negativen Form unwidersprechliche Erkenntnis, von der wir ausgehen können.

II

Heute formuliert der Apostel für uns die praktischen Konsequenzen aus dieser negativen Vorgabe. Er unterscheidet die Werke des Fleisches von der Frucht des Geistes. Auf der einen Seite stehen Werke – was Menschen sich vornehmen, planen, ersehnen, erträumen und dann erschaffen und gestalten: Werke. Auf der anderen Seite steht eine Frucht. Sie wächst und reift. Man kann sie erhoffen und erwarten, mit Geduld umsorgen und fördern, aber nicht konstruieren und machen. Diese beiden Wirklichkeiten stellt Paulus einander gegenüber. Es sind zwei Welten.

Als Werke nennt er alles Mögliche zwischen der Unzucht (was wir heute Pornographie nennen, auch Kinderpornographie) bis zum Sauf- und Fressgelage (wozu auch der intrigante Smalltalk bei Sekt und Kaviar gehört). Dazwischen nennt Paulus Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zwietracht, Spaltungen und anderes mehr: alles Werke des Fleisches. Sie verdanken sich dem, was die Menschen sich ausdenken oder vielleicht auch nur instinktsicher erstreben und was sie dann aus eigenen Kräften tun.

Das andere ist eine Frucht. Paulus nennt auch hier eine Vielfalt: zuerst die Liebe, und am Schluss die Keuschheit, also noch einmal die Liebe, diejenige, die rein bleibt. Dazwischen stehen andere Gaben: Dass ein Mensch sich freut, nicht nur am eigenen Guten, sondern auch an dem, was anderen Gutes gelingt und geschenkt wird; der Friede, dass Menschen einmütig zusammenstehen und Geduld haben, einer mit den Schwächen des anderen, und sanft und freundlich zueinander sind. All diese schönen, wohltuenden Regungen und was aus ihnen Tröstliches wird, bezeichnet der Apostel als eine Frucht des Geistes. Diese vielen Gaben bilden eine Einheit, aber diese Einheit verschenkt sich in einer Vielfalt. Kein Gesetz ist gegen dieses Gute, schreibt Paulus – aber auch kein Gesetz kann dieses Gute befehlen und einfordern. Es muss keimen und sprossen, wachsen und reifen; es wird, man weiss manchmal nicht wie, es ist da, hier und dort, man kann nicht wirklich sagen, warum es entsteht und wieder vergeht, und gerade darum

Ausdruck vom 28.10.2011

muss man dazu Sorge tragen und es pflegen und hegen. Es ist die Frucht des Geistes, „lauter Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit“, heisst es kurz und knapp im Epheserbrief (5,9).

Die Werke – und die Frucht: zwei Realitäten von ganz anderer Art. Schauen wir sie uns ein bisschen näher an.

III

„Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf“, heisst es resignativ nach der Geschichte von der Sintflut im 1. Buch Mose (8,21). Es hat keinen Sinn, stellt der Schöpfer fest, dass er die Menschen mit Katastrophen zu erziehen versucht. Davon wird ihr Innerstes nicht geheilt. Schon die Kinder zwängen und wollen ihren eigenen Willen durchsetzen, auch rücksichtslos auf Kosten der anderen. Die Jugendlichen üben ihre geistigen Kräfte. Das ist schön, aber sie tun das nicht nur sportlich fair. Vielmehr ist es, als ob sie zuerst einmal geleitet sind vom Wunsch, alles in Frage zu stellen, alle unangenehmen Erkenntnisse wegzureden, alles aufzulösen und zu relativieren, damit keine Wahrheit sie in Pflicht nimmt. Und auch geistlich werden die Menschen nicht nur zum Guten getrieben. Das Evangelium des heutigen Sonntags erzählt, wie Johannes und Jakobus mit ihren hohen geistlichen Wünschen zu Jesus kommen. Sie möchten ganz nahe bei ihrem Herrn und Meister sein, einer links und einer rechts von ihm. Sie haben durchaus auch das Rüstzeug, diese Ehrenstellung zu erlangen. Jesus bestätigt ihnen ausdrücklich, dass sie Grosses leisten werden. Sie haben später für Jesus ihr Zeugnis abgelegt und dafür Not und Angst gelitten. Dennoch: Das Bestreben der beiden, dass sie die Ehrenplätze ganz nah bei Jesus für sich haben wollten, war ein Werk des Fleisches. Es hat Zorn und Zank in die Gemeinschaft der Jünger getragen. So bewirkt bis heute auch bei uns der geistliche Übereifer und das Streben nach einem kirchlichen Ehrenplatz Spaltungen und Neid. Der evangelistische Ehrgeiz und das kirchliche Managen führen dazu, dass Parteien gegeneinander stehen und je und je wieder eine Gemeinde nach der anderen zerbricht. Die Werke des Fleisches werden offenbar, schreibt Paulus, ihre hässlichen Konsequenzen zeigen sich, manchmal früher, manchmal später.

Im Moment berichten die Medien viel davon, wie Kinder missbraucht worden sind. Dabei stellt man fest (und stellt es doch nicht richtig fest und denkt nicht wirklich darüber nach, was das bedeutet), dass ein solcher Missbrauch besonders oft in Schulen geschieht, die einer höheren Idee ver-

Ausdruck vom 28.10.2011

pflichtet sind. Nicht nur der Wunsch, den Geschlechtstrieb umzulenken in eine geistliche Energie, wie ihn die katholische Kirche hegt, sondern auch moderne, weltoffen progressive Ideen geben den Anlass zu dem, was Paulus Werke des Fleisches nennt, Unzucht, Ausschweifung, mangelnde Disziplin etc. Alles, was man eigenmächtig Höheres erstrebt, trägt in sich den Keim zu umso Niedrigerem (1. Mose 3,5.14).

Einmal mehr sagt uns heute der Apostel, dass dies nicht besser wird, wenn man das Gute mit immer neuen Verordnungen zu erzeugen und mit einer Fülle von immer feinmaschigeren Kontrollinstanzen abzusichern versucht. Wer kontrolliert die Kontrolleure? Und die Kontrolleure der Kontrolleure? Werke können nicht den Geist ersetzen. Die Vermehrung der tätigen Instanzen kann nicht den Mangel an guter Inspiration wettmachen. Wenn wir im Staat und in den Firmen und Schulen und auch in der Kirche eine gesetzliche Regelung nach der anderen erlassen und mit immer noch mehr Leitung das Leben ehrenvoll zu gestalten versuchen, dann fördert das Werke, Aktionen. Aber es bringt keine Frucht.

IV

Was uns wohl tut und tröstet und dem Leben Schönheit und Ehre verleiht, sind nicht die Werke des Fleisches, sondern die Frucht des Geistes, die uns in vielen Früchten zuteil wird. Und Früchte, nochmals, kann man nicht anordnen, ihre Qualität kann man nicht managen. Ihr Wachsen und Reifen kann man umsorgen, aber nicht bewirken. Gegen die Frucht des Geistes steht kein Gesetz, schreibt Paulus mit feiner Ironie. Sie wachsen nicht, weil ein Gesetz das befiehlt, sondern weil kein Gesetz das verhindert. Die Früchte des Geistes werden reif, weil der Heilige Geist das so will und wirkt.

Überall kann das geschehen, überall geschieht es! Wir können uns nicht genug darüber verwundern, dass noch immer viel Gutes Wirklichkeit wird unter uns. Es gibt sie noch – zum Beispiel den Lehrer, der nicht nur seine Pflicht gemäss Stellenbeschrieb erfüllt und seinen Schülerinnen und Schülern den Stoff aus dem Lehrbuch vorlegt, sondern der mit beharrlicher Geduld auf die Anliegen seiner Kinder eingeht und ihr Wollen mit einem sanften Mut zum Guten lenkt. Auch Freches und Ungehöriges lässt er über sich ergehen. Aber er lässt es nicht einfach geschehen, sondern fordert mit einem langen Atem den Respekt ein vor dem Stoff, vor der Gemeinschaft und vor seinem Amt und seiner Person. So herrscht in seinem Schulzim-

Ausdruck vom 28.10.2011

mer eine Atmosphäre, ein Geist, der alle ergreift. Alle wissen: Ich darf ein Menschenkind sein, ich darf meine Meinungen haben, ich darf mich auch irren, ja, es kann sein, dass ich Böses tue und schuldig werde. Aber ich kann das dann zugeben und mich entschuldigen, ich kann meine Irrtümer korrigieren, dann fangen wir neu an und gehen miteinander weiter, und alle können so das Wahre und Reine lieb bekommen. Die Frucht des Geistes! Ein anderes Beispiel: Ich erinnere mich gut, wie ich jeweils als Kind in die Praxis zum Hausarzt unserer Familie gekommen bin. Da herrschte eine resolute und sehr gütige Arztgehilfin. Man war schon fast wieder gesund, kaum hatte sie einem begrüsst. Sie selber, denke ich, hat den Erfolg der Praxis ganz dem Herrn Doktor zugeschrieben, den sie hoch geachtet hat (obschon sie zweifellos nicht blind war für seine Schwächen). Gerade darum konnte sie so selbstverständlich selbstbewusst den Menschen Zuversicht vermitteln. Eine Frucht des Geistes. Oder noch ein Beispiel: Manche Abteilung in einer Firma ist von einem Geist erfüllt, so dass die Menschen diszipliniert arbeiten können, mit angespannten Kräften, aber ohne Angst, mit Freude, aber ohne dass sie sich anbiedern und verkaufen müssen. So etwas wächst und wird, man weiss nicht wie. Es braucht eine Sekretärin, einen stillen Mitarbeiter, eine zuverlässige Chefin: Menschen, die nicht nur machen wollen, sondern auch abwarten, sich gedulden, mit Respekt den vorhandenen Gaben ihren Raum lassen können.

Solche Früchte des Geistes können überall wachsen. In einem ergreifenden Buch erzählt eine Koreanerin die Geschichte ihrer Familie im letzten Jahrhundert, als die Japaner ihr Land erobert hatten. Die fremden Herrscher wollten die Menschen zwingen, sich vor dem Shinto-Schrein zu verbeugen und seine Götter zu verehren. Pfarrer Yang-Wohn Sohn weigerte sich. Noch heute ist sein Grab eine beliebte Pilgerstätte für die rasch wachsenden südkoreanischen Gemeinden. Auf seinem Leidensweg durfte der Pfarrer erleben, wie die Kranken aus dem Lepra-Spital, das er betreut hatte, mit ihrer Liebe und ihrem Fürbittegebet ihn durch die Versuchungen hindurch begleitet und in der langen Zeit der Gefangenschaft der Familie die Treue gehalten und sie mit vielen kleinen Liebeszeichen getröstet haben.

Ein letztes Beispiel: Alexander Solschenizyn erzählt, wie er als Offizier vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet worden ist und sich in die Reihe der Gefangenen eingliedern musste. Sie standen einer hinter dem Rücken des anderen. Als er seinen Koffer aufheben sollte, vergass er, dass er nur noch ein Gefangener, eine Nummer war, kein Offizier mehr. Er weigerte

Ausdruck vom 28.10.2011

sich. Das hätte ihn das Leben kosten können. Aber ein Mitgefangener, ein einfacher Bauer, nahm kommentarlos den Koffer und trug ihn die langen Stunden lang auf dem Weg in die Gefangenschaft. Was für eine Arroganz in meinem Herzen, schreibt Solschenizyn im Rückblick. Noch immer dieser Stolz, ein Offizier zu sein. Und was für eine Liebe und Hilfsbereitschaft eines mir ganz fremden Menschen, wie unbegreiflich diese Güte, die so gar kein Aufhebens machte von sich selber!

Viel Gutes darf den Menschen zuteil werden auch in den Schrecken von Willkür und Gewalt. Überall können einem Menschen Freundlichkeit und Frieden wie überreife Früchte zufallen.

V

Eines ist dazu notwendig, schreibt Paulus, und damit sind wir wieder beim Anfang: Dass wir das Reich Gottes nicht selber schaffen und aufbauen wollen, sondern darauf warten, bis es uns zuteil wird als ein unverdientes Erbe.

Diejenigen, die Christus Jesus angehören, schreibt Paulus, haben ihr Fleisch gekreuzigt samt den Leidenschaften und Begierden.

Wir gehören zu Christus. Wer möchte das bezweifeln? Wir sind auf seinen Namen getauft. Wir gehören zu ihm. Christus aber hat nicht versucht, sich eine eigene Herrschaft aufzubauen auf dieser Erde. Er hat nicht Strategien entwickelt, wie er hier in dieser Zeit einen Sozialkörper etablieren und absichern könnte. Vielmehr hat er seinen Jüngern zum voraus gesagt: Ich bin gekommen, um mein Leben hinzugeben als ein Lösegeld für viele (Markus 10,45). Und so ist er seinen Weg gegangen, hat es geschehen lassen, dass er verurteilt, verworfen, verspottet und verunehrt worden ist. Die grösste und denkbar schändlichste Niederlage hat er erlebt, den Tod am Kreuz. Ihm, diesem Jesus Christus, gehören wir an! Und wir könnten in keiner besseren Obhut sein.

Das heisst aber, liebe Gemeinde: Wir haben unser Fleisch gekreuzigt. Unser Herr und Meister wollte nicht gut dastehen vor den Menschen und hat nicht versucht, sich ihnen anzudienen und seinen Willen mit listigen Schachzügen durchzusetzen. Auch wir haben darum kein Interesse, uns selber aufzubauen und andere wegzudrängen. Wozu auch? Jesus Christus hätte keine Freude daran, er würde es uns nicht lohnen. Darum liegt uns nichts daran, uns selber erfolgreich durchzusetzen. Wir kämpfen nicht mit den Machtmitteln dieser Welt dafür, dass unsere Ideen sich etablieren.

Ausdruck vom 28.10.2011

Ja, wir müssen überhaupt keinen Menschen herausfordern und beneiden. Wozu auch? Unser Herr und Meister ist gekreuzigt worden, und auch wir haben darum unsere eigenen Interessen gekreuzigt.

Denn unser Herr und Meister lebt! Nicht hier, nicht in den Machtformen dieser Welt. Aber beim Vater im Himmel. Dort, verborgen vor unseren Augen, übt er seine Herrschaft aus – mit Macht! Alles fügt er so, dass es zum ewig Guten dienen muss denen, die er erwählt und berufen und geheiligt hat (Römer 8,28). So sorgt er dafür, dass den Kindern Gottes das Erbe bewahrt und am Ende der Zeit auch zuteil wird.

Wie wird es sein, liebe Gemeinde, wenn endlich alles eigenmächtige Streben, alles menschliche Machen, alle Eitelkeit und alle Missgunst an ihr letztes Ende kommen? Wie wird es sein, wenn wir endlich empfangen, was der Vater im Himmel uns bereit hält und schenken will, über alles Verstehen trostreich: das Erbe der Kinder Gottes?

Sonntag, 21. März 2010

Ausdruck vom 28.10.2011

15. Sonntag nach Trinitatis

So gibt er seinen Geliebten Schlaf

Psalm 127

Lesung	Lukas 18,28-34
Lied	„Auf meinen lieben Gott“

Ein Lied, wenn man hinaufzieht, für Salomo!
Wenn der Herr nicht das Haus baut,
mühen sich diejenigen, die es bauen, umsonst.
Wenn der Herr nicht die Stadt behütet,
wacht derjenige, der sie behütet, umsonst.
Umsonst ist es,
wenn ihr früh seid beim Aufstehen
und lange wartet, bis ihr euch zur Ruhe setzt,
um das mühsam erarbeitete Brot zu essen. –
So gibt er seinen Geliebten Schlaf. –
Siehe, ein Erbe des Herrn sind Söhne,
ein Lohn die Leibesfrucht!
Wie Pfeile in der Hand eines Kriegshelden,
so sind die Söhne der Jugendzeit.
Glücklich der Kriegsheld,
der seinen Köcher füllt mit ihnen!
Er wird nicht zuschanden,
denn sie reden mit seinen Feinden im Tor.

Psalm 127

I

Liebe Gemeinde!
„Glücklich der Kriegsheld“, ruft der Psalm.

Der Mann, der im Kantonsparlament in Zug schwer bewaffnet vierzehn Menschen getötet hat, war nicht glücklich. Von allen guten Geistern – von Gott verlassen und nur noch vom Hass erfüllt hat dieser Mann sich selber zum Richter gemacht und hat vierzehn Vertreter unserer staatlichen Macht umgebracht. Der Psalm 127 sagt: Ein Kriegsheld, so mächtig er auch sein mag, ist doch erst glücklich, wenn er sich nicht nur auf Gewalt abstützen

muss. Ein Kriegsheld ist glücklich, wenn er Söhne hat, die für ihn reden mit seinen Feinden. Auch wenn man stark ist und äusserlich den Sieg erringt – glücklich ist man erst, wenn man sich mit seinen Feinden wieder verständigen kann, wenn Menschen da sind, die einem vorangehen und für einen reden.

Solche Menschen, liebe Gemeinde, haben wir immer wieder nötig. Viele von uns haben sich in ihrem Leben schon einmal verrannt und haben plötzlich um sich herum nur Feinde gesehen. Alles schien sich gegen uns verschworen zu haben. Und die Bibel ist diesbezüglich nüchtern: Es gibt wirklich Feinde, sagt der Psalm. Wir sollen realistisch damit rechnen, dass es Menschen nicht gut mit uns meinen. Aber gerade im Gegenüber zu solchen Feinden, sagt der Psalm, ist es eine Gnade Gottes, ein Werk und Zeichen seines Segens, wenn Menschen da sind, die zu den Feinden hingehen und dort die umstrittene Sache klären und das Rechte durchsetzen, so dass sich am Ende das Gute behauptet. Nicht Waffengewalt, aber auch nicht diplomatische List und kluger Ausgleich, sondern das Wort – ganz wörtlich das Wort, das wohlbegründet, offen von Mensch zu Mensch gesagt wird, dieses Wort verhilft dem Rechten zur Herrschaft und schafft schliesslich Frieden. „Wie wohl tut ein Wort zur rechten Zeit“, ruft Salomo in seinen Sprüchen, „wie goldene Äpfel auf silbernen Schalen“ ist „ein Wort, geredet zu rechter Zeit“ (Sprüche 15,23 und 25,11).

Ein solches hilfreiches Wort hat dem Mörder in Zug gefehlt. Wir wissen nicht warum. Hat er sich in verbissener Schuld vor allen guten Wörtern verschlossen? Hat Gott ihm kein solches hilfreiches Wort gesandt? Das Wort, das ihn gelöst hätte aus dem bitteren Hass, hat gefehlt. Der Mann konnte sich bewaffnen und konnte töten und hat schliesslich sich selber umgebracht. Er konnte nicht glücklich werden mit seiner Gewalt.

So gilt es überall, im Grossen, in dem Terror, den islamistische Fanatiker über die westliche Zivilisation bringen, in der Gewalt zwischen Israel und seinen Nachbarn, aber auch im Kleinen, wenn wir Konflikte haben in der Gemeinde oder in der Familie: Da kann sich der Stärkere durchsetzen, kann ein Held sein im Kampf der Waffen – aber glücklich ist er erst, wenn er Kinder hat, die für ihn reden, wenn Menschen da sind, die von ihm ausgehen und in seinem Sinn und Geist mit den Feinden verhandeln und schliesslich die Feindschaft überwinden und ein neues Miteinander erwirken. Glücklich der Kriegsheld, der seinen Köcher gefüllt hat mit Söhnen, die für ihn reden!

Ausdruck vom 28.10.2011

II

Der Psalm 127 ist Salomo gewidmet. Er gehört also in eine Zeit eines grossen äusseren Wohlstands, wie auch wir ihn jetzt erleben. König Salomo hat das Grossreich erben können, das sein Vater David aufgebaut und gesichert hatte. Eine in der Geschichte Israels einzigartige, kurze Epoche der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte war angebrochen. In der über dreitausendjährigen Geschichte des biblischen Volkes ist das eine einzigartige Zeit geblieben. Vierzig Jahre lange konnte sich der Handel zwischen den Völkern in grosser Freiheit entfalten. Luxusgüter aus nah und fern wurden importiert. Eine eifrige Bautätigkeit setzte ein; und viele Bauten konnten glücklich abgeschlossen werden. Der Tempel in Jerusalem und viele Paläste wurden aus kostbaren, ausländischen Hölzern erbaut und mit auserlesenen Edelmetallen und Edelsteinen ausgeschmückt. Unter den jungen Menschen konnte eine breit gefächerte, intensive Bildung Wurzel schlagen und ihr zukunftsträchtiges Werk tun. In den biblischen Schriften tragen die Spruchsammlung, aber auch die biblische Liebeslyrik und die herbe, aufgeklärte Weltweisheit des Predigers den Namen Salomos. Wohlstand, wie wir ihn heute haben, von Gott gegeben und gesegnet!

Diesem Salomo ist mit dem Psalm 127 gesagt: Es ist umsonst, wenn sich die Bautätigkeit reich entfaltet – wenn nicht der Herr selber baut. Es ist umsonst, wenn ihr vernünftige Sicherheitsvorkehrungen trefft – wenn nicht der Herr selber euch behütet.

So gilt es auch für uns. Es ist umsonst, was wir tun – wenn nicht der Herr selber es tut.

III

Wir haben erschrocken zur Kenntnis nehmen müssen, dass mitten in unserem Land mit seiner langen Friedenszeit ein Gewalttäter Tod und Verderben bringen kann. Niemand konnte ihn hindern. Gewiss werden wir nun die Sicherheitsvorkehrungen verbessern. Aber wir wissen gleichzeitig: Eine vollkommene Sicherheit gibt es nicht. Und der Psalm sagt noch mehr: Auch alles, was wir aufbauen und was schön gelungen dasteht, in der chemischen Industrie, in den Messehallen und Kunstmuseen, in den Ferienhaussiedlungen und auf den Vereinsausflügen: Es ist umsonst, wenn nicht Gott selber in all dem etwas Gutes aufbaut.

Das Bibelwort ist auch in diesen Aussagen wieder überraschend präzis.

Ausdruck vom 28.10.2011

Zuerst einmal ist deutlich gesagt: Wir Menschen sollen und müssen bauen und wachen. Die Wortwahl ist diesbezüglich deutlich: Die Bibel braucht dieselben Wörter für das, was die Menschen, und das, was Gott tut. Die Menschen bauen und Gott baut. Gott behütet die Stadt, und die Menschen behüten sie. Beides gehört zusammen. Der Psalm will nicht sagen: Es ist umsonst, man kann sowieso nichts machen, lasst den Dingen ihren Lauf und gebt alles gesorgt, einzig Gott kann helfen und es kommt, wie es kommen muss. Die Bibel ist nicht fatalistisch. Im Gegenteil, sie setzt voraus, dass wir Menschen unseren Teil tun. Unsere Polizei, unser Geheimdienst, unsere Justizbeamten müssen ihre Arbeit tun, so wachsam wie irgend möglich. Die politischen Verantwortungsträger müssen jetzt mit Sachverständigen zusammensitzen und über die Sicherheitsvorkehrungen in unserem Land beraten und die nötigen Vorkehrungen treffen. Der Wächter muss wachen! Die Architekten und Ingenieure müssen die nötigen Berechnungen erstellen, die Banken die finanziellen Geldmittel bereitstellen und die Handwerker ihr Geschick und Können anspannen, damit eine Kultur entsteht und das Leben sich in seiner Schönheit darstellen kann. Die menschliche Tätigkeit ist nötig und ist von Gott gewollt. Ohne sie gibt es das Gute nicht. Ja, mit dieser Tätigkeit sind wir Menschen in irgendeinem Sinn gottgleich: Wir tun etwas, das Gott auf seine Weise auch tut.

Diese Arbeit ist aber auch mühsam. Der Psalm 127 braucht an einer Stelle dasselbe Wort, das auch im 1. Buch Mose, im 3. Kapitel, verwendet wird: Mit Mühe sollst du Kinder gebären, mit Mühe sollst du dich nähren, heisst es dort (3,16.17). Das Brot deiner Mühe issest du, wenn du dir endlich die Ruhe gönnst, sagt der Psalm und bringt zum Klingen, was am Anfang der Bibel gesagt ist: Das Leben ist mühsam, die Arbeit macht nicht nur Spass (und das hört ja nie mehr auf, hat kürzlich einer von unseren Konfirmanden erschrocken gesagt). So ist es und so soll es sein, sagt die Bibel. Gott erwartet diese mühsame Tätigkeit von uns.

Aber sie ist umsonst, wenn nicht Gott seine Sache auch tut. Gott baut. Er behütet. Und ohne ihn bleibt nichts.

IV

Darauf aber, dass Gott sein Werk tut, können wir nur vertrauen und es im Glauben erbitten. So aber – „so gibt er seinen Geliebten Schlaf“, heisst es in der Mitte des Psalms.

Ausdruck vom 28.10.2011

Die meisten kennen dieses Wort wohl in der Übersetzung Martin Luthers. Da heisst es: „Denn den Seinen gibt er es im Schlaf“. Das ist wunderschön gesagt, und ich selber liebe dieses Wort und habe persönlich oft erlebt, wie es wahr geworden ist. Grosse Probleme haben sich aufgelöst, während ich im Schlaf versunken lag. Am Morgen bin ich aufgewacht und hatte die Klarheit, was zu tun war, und neue Kräfte dazu.

Aber die Übersetzung ist trotzdem nicht richtig. Wörtlich steht kein „Denn“ im hebräischen Urtext. Nur die griechische Übersetzung fügt dieses Wörtlein interpretierend hinzu. Ein „Denn“ steht im hebräischen Text erst im letzten Vers, wo davon die Rede ist, dass die Söhne mit den Feinden reden. Der Satz vom Schlaf, den die Geliebten bekommen, kann in Bezug auf das Vorangehende oder auf das Nachfolgende gelesen werden. Ich konnte es nicht lassen, in diesem Satz das geheime Scharnier für die beiden Teile des Psalms zu suchen.

Die beiden Teile: Zuerst ist im Psalm die Rede davon, dass alles menschliche Tun umsonst ist, wenn nicht Gott sein göttliches Werk tut. Dann ist davon die Rede, dass es einen Kampf des Lebens gibt, und dass in diesem Kampf derjenige glücklich ist, der „Söhne“ hat. Denn diese Söhne reden im Tor mit den Feinden. Mit diesem Letzten ist sicher in der damaligen Zeit zuerst einmal gemeint, dass ein Mensch, der viele Söhne hat, in den Gerichtsverhandlungen im Tor auch dementsprechend viele Stimmen und also ein grosses Gewicht hat, so dass niemand etwas Unrechtes gegen ihn beschliessen kann. Aber ich denke, im biblischen Zusammenhang hat diese Aussage noch andere Dimensionen.

Zuerst einmal eine elementare, geschöpfliche: Was sind alle unsere kulturellen Leistungen? Wozu die Forschung an Zellen und andere medizinische Fortschritte, wozu die unerhörte Entwicklung der Computertechnik, wozu die archäologischen Ausgrabungen in Troja und die Kunst im Beyeler-Museum, wozu dies alles, wenn nicht eine neue Generation hineinwächst in diese Kultur und sich ihren Geist aneignet und ihn in der Völkerwelt vertritt? Dazu braucht es, ganz elementar, die Leibesfrucht: Dass Kinder geboren und gepflegt und erzogen werden und ein selbstständiges Bewusstsein dessen erwerben, was für sie aufgebaut worden ist.

Hat sich nicht an diesem Punkt unsere westliche Zivilisation in den letzten Jahrzehnten merkwürdig ahnungslos entwickelt? Man hat die geistige, organisatorische Arbeit in Technik und Wirtschaft hoch geachtet und hoch bezahlt. Die Leistungen der Familie, insbesondere der Mütter, galten dagegen wenig und nichts und hatten kaum Ehre. Sie sei „nur Hausfrau“,

Ausdruck vom 28.10.2011

hat man gesagt, wenn eine Mutter sich mit beharrlicher Präsenz um die nächste Generation gekümmert hat. Ich habe diesbezüglich viel Hässliches gehört, gerade in unserer Stadt, und sogar in unserer Gemeinde. Alte Menschen haben sich über Kinder und ihren Lärm nur beklagt, und es war nichts zu spüren von der gesunden Freude, dass es unsere Kinder sind, unsere Erben, von denen es abhängt, was unser Leben und unsere Leistungen wert sind. Jetzt wundern wir uns, dass unsere Städte kinderlos sind und Menschen aus anderen Kulturen diesen Platz ausfüllen und erben, was wir aufgebaut haben.

V

Aber das Psalmwort sagt noch ein Weiteres. Jesus hat seine Jünger von ihren Familien weggerufen. Er ist hinaufgezogen nach Jerusalem wie tausende von Wallfahrern vor ihm, die auf diesem Weg den Psalm 127 gesungen haben. Doch er ist hinaufgezogen, um in der Gottesstadt zu sterben und zu erfüllen, was durch die Propheten geschrieben ist, und am dritten Tag das Grab hinter sich zu lassen (Lukas 18,31). Das ist seine Jugendzeit, die er opfert, um uns das Leben einer ewigen Hoffnung zu schenken. Der Apostel Paulus hat daraus die Schlussfolgerung gezogen: Wenn ein Mensch kein Begehren hat nach dem anderen Geschlecht und ehelos leben will, ist er umso freier für Gott (1. Korinther 7,25-38). Dann kann sein Leben eine andere, noch kostbarere Frucht bringen – Kinder, die nicht leiblich, sondern aus dem Wort Gottes geboren sind. Diese Kinder haben nicht nur ein zeitliches Leben erhalten, sondern ein unvergängliches aus dem Heiligen Geist! In diesem Sinn schreibt der Apostel Paulus an die Gemeinde in Korinth: „Ich habe euch gezeugt in Christus Jesus“ (1. Korinther 4,15), oder noch intensiver sagt er zu den Galatern: „Ihr seid meine Kinder, die ich noch einmal unter Schmerzen gebären muss“ (Galater 4,19).

So oder so dürfen wir die Worte vom Psalm 127 nehmen: leiblich oder geistlich. So oder so aber muss ein Mensch Nachkommen haben. Sonst ist alle Mühe umsonst.

Das aber ist Gottes Werk: Nur er kann es schenken, dass das Leben in dieser oder jener Form weitergeht an eine nächste Generation.

Wenn uns das klar ist, können wir die Dinge immer wieder aus der Hand geben und können uns ruhig schlafen legen. Wir wissen: Gott tut sein Werk. Er schafft und ruft Menschenkinder und führt sie hinein in die

Ausdruck vom 28.10.2011

Aufgaben, die liegen geblieben sind, und gibt unserem Schaffen auf diese Weise Zukunft und Hoffnung.

Auch wir sind darum glücklich, wenn am Ende Menschen da sind, denen wir das Leben weitergegeben haben und die nun für uns reden im Gericht.

VI

Ich denke, das hat eine noch letzte, tiefste Dimension. Wir alle müssen uns einmal endgültig schlafen legen in den Tod. Uns alle wird Gott auferwecken und wird uns in das Tor rufen, in das letzte Gericht, in dem er das Urteil spricht über unsere Taten und entscheidet, wer mit ihm hineingehen darf in die ewige Stadt, die keine Sonne hat, weil das Lamm sie erleuchtet (Offenbarung 21,23). In diesem letzten Gericht werden wir glücklich sein, wenn jemand für uns redet mit unseren Feinden.

Wir wissen: Christus will das tun. Aber er beginnt sein Werk hier und jetzt. Er will nicht mit uns einen privaten Weg durch die Zeit gehen, sondern er will, dass wir das Wort des Lebens weitergeben an Hohe und Niedrige, Nahe und Ferne, und so die Lieblosigkeit und den drohenden Hass überwinden. Er ruft uns in eine letzte Freiheit von allen menschlichen Bindungen und schenkt uns Brüder und Schwestern, Väter, Mütter und Kinder im Glauben (Markus 3,35). In dieser Gemeinschaft ist all das, was wir mit viel Mühe tun, geliebt und bekommt seinen bleibenden Wert.

Umsonst ist es, früh zu sein beim Aufstehen, umsonst ist es, lange zu warten, bis man sich eine Ruhepause gönnt – wenn nicht Gott an uns und unseren Werken sein Werk der Erlösung tut! Er aber tut es. Er tut es durch sein Wort in der Gemeinschaft, die von Generation zu Generation und von einem Volk zum anderen das Leben in dem Heiligen Geist weitergibt. Glücklich der Kriegsheld, der seinen Köcher gefüllt hat mit Söhnen seiner Jugendzeit!
Amen.

Sonntag, 30. September 2001

Ausdruck vom 28.10.2011

Eidgenössischer Dank-, Buss- und Bettag

Gnade mit euch und Frieden

2. Korinther 1,1.2

Lesungen	Josua 24
	Matthäus 6,24-34
Psalm	51
Lied	„Herr, die Erde ist gesegenet“

Paulus, ein Apostel Christi Jesu durch den Willen Gottes, und Timotheus, unser Bruder, an die Gemeinde Gottes in Korinth samt allen Heiligen in ganz Achaja: Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus!

2. Korinther 1,1.2

I

Liebe Bettagsgemeinde!

„Gnade und Frieden“ wünscht der Apostel. Aber gibt es das überhaupt? Bleibt das nicht ein frommer Wunsch?

In den Seniorenferien im Bündnerland haben wir uns die Geschichte dieses Kantons in Erinnerung gerufen, vor allem den Freiheitskampf von Jürg Jenatsch, den Conrad Ferdinand Meyer in einer ergreifenden Novelle nacherzählt. Meyer hätte gerne ein strahlendes Freiheitsepos geschrieben, wie Friedrich Schiller mit seinem Wilhelm Tell. Aber Meyer schöpft nicht aus einer Sage, sondern aus der Wirklichkeit, wie sie sich in den beteiligten Personen und ihren Schicksalen greifen lässt. Deshalb beschreibt er unsere Schweizergeschichte ebenso durchzogen von dunklen Schluchten, wie es das Bündnerland ist. In dieser Geschichte gibt es Liebe und Heldenmut, Glück und Geschicklichkeit, aber auch sinnlose Schuld. Und es gibt in dieser Geschichte keine Gnade!

Wir dürfen in einem Land leben, das seit mehr als 150 Jahren keinen Krieg mehr gesehen hat. Aber kein Krieg ist noch nicht Frieden. Auch unser Land ist voll bitterer Streitigkeiten. Ehen werden geschieden und Familien geraten beim Erben in Feindschaft. Am Arbeitsplatz werden Menschen gedemütigt. Wenn man (wie in den Seniorenferien) eine Woche lang

viele Lebensschicksale erzählt bekommen hat, lastet das schwer. Es geschieht viel Unrecht auch in unserem Land.

Im Neuen Testament aber werden wir in ein Land des Friedens geführt: Gnade und Frieden! Im Griechischen steht da kein Tätigkeitswort. Man kann übersetzen: Gnade *sei* … Man kann aber auch übersetzen: Gnade und Frieden *sind* mit euch. Es ist nicht nur ein Wunsch.

Zuerst einmal: Es ist ein Brief. Menschen sind da, die diesen Brief schreiben! Nicht Wilhelm Tell oder Vreneli oder Helvetia aus einer mythischen Vergangenheit, aber auch nicht Jeremias Gotthelf oder Max Frisch oder ein anderer Dichter – nein, fremde Menschen, aus einem anderen Volk, die zweifellos hier auf Erden gelebt haben, richten ihr Wort und ihren Anspruch an ihre Leser: „Paulus, Apostel Christi Jesu durch den Willen Gottes, und Timotheus, der Bruder." Menschen sind von Gott für einen besonderen Auftrag bestimmt. Das ist etwas Einzigartiges in der Welt der Religionen und Philosophien. Seit Abraham nimmt es seinen Gang: Mose, Josua, David, Jesaja, Nehemia … und am Ende der Christus, Jesus, und seine Apostel: Menschen haben hier auf der Erde gelebt und haben andere Menschen gegrüsst und haben ihnen mit ihrem Wort die Gnade Gottes dargeboten. Und ihr Wort hat Glauben gefunden und hat den Menschen tatsächlich Frieden geschenkt. Sie haben ihr Unrecht bereuen und haben um Vergebung bitten können und haben selber vergeben denen, die ihnen Unrecht getan haben. Viele haben dadurch Frieden gefunden – nicht einen erträumten oder ersehnten Frieden, sondern den Frieden, den Jesus gestiftet hat, als er die Schuld auf sich genommen hat und mit ihr in den Tod gegangen ist, der Friede, der uns dargeboten wird im Abendmahl. Das ist eine einzigartige Wirklichkeit.

II

Als unsere keltischen und germanischen Vorfahren dieses Wort zu hören bekommen haben, ist etwas Eigenartiges geschehen. Viele denken, es liege eine schwere Schuld darin. Andere betrachten es als das tiefste Glück unserer europäischen Geschichte: Unsere Vorfahren haben sich taufen lassen als ganze Sippen und Völkerschaften und sind auf diese Weise mit Christus verbunden worden. Sie sind gemeinsam in das Erlösungswerk Jesu eingebunden worden und haben es dadurch ihren Kindern und Kindeskindern zur Aufgabe gemacht, je wieder nach dem zu fragen, was die Völker in ihren Geschichten sonst nicht finden können: Gnade und Frieden.

Ausdruck vom 28.10.2011

Was damals hier in unseren Landen genau geschehen ist, davon haben wir keinen authentischen Bericht. In Island dagegen sind diese schicksalhaften Veränderungen vergleichsweise spät geschehen. Man hatte Zeit, sie aufzuzeichnen. Darum haben wir von den Ereignissen dort einen ergreifenden Bericht aus erster Hand.

Es war im Jahr 999. In Island strömten alle Freien auf dem heiligen Platz für das Althing zusammen. Über den Herzen hing eine angstvolle Unruhe. Denn zwei der angesehensten Männer waren ausgeschlossen worden aus der Volksgemeinschaft. Sie hatten einen Frevel begangen. Sie hatten das Recht der Väter gebrochen, hatten sich von den alten Göttern losgesagt und sich taufen lassen. Jetzt kamen diese Männer trotzdem zum Thing! Mit ihren Anhängern. – Musste es zum blutigen Kampf kommen? Man verhandelte. Die weisesten Ratgeber des Volkes wollten das Schreckliche verhindern. Schliesslich einigte man sich. Thorgeier, der gewählte Gesetzessprecher, von der Partei der Mehrheit, der Ungetauften, sollte die Entscheidung für alle fällen. Und er tat, was die Seher in Island seit Menschengedenken getan hatten vor schicksalhaften Entscheidungen. Er hüllte sich in einen Mantel, legte sich auf den nackten Erdboden und versank in einen tiefen Trancezustand. Einen Tag, eine Nacht lang rührte er sich nicht. Dann stand er auf und verkündete den Versammelten in einer mächtigen Rede das Recht: Die Isländer, sagte er, sollten auch in Zukunft alle gemeinsam unter einem Recht stehen! Sonst würden sie sich zerstreiten und ihr schönes Land würde verwüstet. Alle, so verkündete der Seher, sollten deshalb getauft werden und gemeinsam dem einen, dem neuen, dem fremden Gott aus fernem Volk dienen.

Das, liebe Gemeinde, ist die Geschichte Europas, auch unsere Geschichte. Unsere Vorfahren wollten eine einheitliche Körperschaft bilden, sie wollten eins sein, nicht nur durch Geburt und Landesgrenzen und wirtschaftlichen Nutzen, sondern eins auch im Gebet und im Glauben. Das hat unseren Völkern eine grosse gestaltende Kraft verliehen. Unser Münster ist wie viel anderes ein stilles Zeugnis davon.

III

Dadurch haben sich die europäischen Völker auch in Widersprüche verstrickt, oft quälende, hässliche Widersprüche. Denn der Glaube an Gott ist uns nicht gegeben durch Geburt und Sippe. Den Glauben darf man nicht naturhaft voraussetzen und kann ihn deshalb von niemandem fordern. Er

Ausdruck vom 28.10.2011

ist ein Geschenk der Gnade Gottes. Oft ist den Geringen ein grösseres Mass an Glauben geschenkt als denen, die eine hohe Stellung innehaben. Das bringt die alt überlieferten sozialen Ordnungen je wieder ins Wanken.

IV

Es hat lange gedauert, bis die europäischen Völker das zu verstehen gelernt haben; und wir sind noch immer am Lernen. Hier in Basel war der christliche Glaube Jahrhunderte lang Staatsreligion. Jeder rechte Basler war auch ein rechter reformierter Christ. Familie, Tradition, Bürgerschaft, Universität und Kirche waren eine untrennbare Einheit, und man konnte das eine nicht ohne das andere haben. Erst anfangs des letzten Jahrhunderts hat sich das aufzulösen begonnen. Die Folgen davon sehen wir jetzt. In unserer Stadt sind noch knapp ein Viertel der Bewohner reformiert. Ein Jahrhundert lang hat die alte Tradition gehalten. Knapp die Hälfte der Stadtbevölkerung ist noch getauft. Und es scheint, dass es so weitergehen wird, bis auch bei uns, wie in vielen Städten Europas, Kirchen abgerissen oder zu Museen oder Kongresszentren umgebaut werden.

Dabei ist es eine Sache, was mit den Häusern geschieht. Was aber, liebe Gemeinde, geschieht mit der Gnade und mit dem Frieden, von dem der Apostel schreibt? Was bleibt davon für unsere Kinder und Kindeskinder? – Die modernen Denker haben gemeint, dass Gnade und Barmherzigkeit etwas Natürliches sind, allen angeboren. Das hat sich als ein schrecklicher Irrtum erwiesen. Wenn die Geschichte der Liebe Gottes nicht weitererzählt wird und die Herzen für sich gewinnt, wenn die grossen Themen der Bibel nicht das Denken in Unruhe versetzen und bohrende Fragen bei den Suchenden auslösen, wenn die Kultur der Barmherzigkeit nicht aktiv eingeübt wird, dann zerrinnt der Wille zur Geduld und die Bereitschaft zum Opfer, und zurück bleibt ein Individualismus mit immer noch grösseren Forderungen. Weh uns, wenn wir hilflos in seine Hände fallen!

V

Darum ist es Zeit, dass wir wieder eine nüchterne Sicht auf unsere Geschichte gewinnen und die Möglichkeiten sehen, die wir haben. Denn viele sind es nicht.

Zum einen: Die Veränderungen in der modernen Zeit sind nicht nur beklagenswert! Sie haben ihre Ursache im Bibelwort selber. Wir können den

Ausdruck vom 28.10.2011

Glauben jetzt wieder eher so leben, wie es der Apostel voraussetzt. Paulus schreibt ja nicht: an die heilige Stadt Korinth, an die ganze Landschaft Achaja. Er schreibt: „An die *Gemeinde in* Korinth“, „an die Heiligen“, die (so tönt es) als Einzelne oder Familien und kleine Lebensgemeinschaften zerstreut in der Landschaft Achaja leben. Im Glauben sind wir Pilger, haben die Kirchenväter gesagt, sind unterwegs in einer Welt, die uns nicht gehört.

Die „Gemeinde“ sagen wir. Man kann auch übersetzen: die „Kirche“. Wörtlich heisst es: die „ekklesia“, übersetzt: diejenige, die „herausgerufen“ ist. Herausgerufen wie Abraham und wie die Jünger Jesu, herausgerufen aus den Bindungen von Familie, Beruf, Nation. Das ist die wahre Kraft der wahren Kirche: Dass in ihr Menschen verbunden sind nicht durch gemeinsame Herkunft oder gemeinsame Interessen, sondern durch den Ruf, der an sie ergangen ist, und der sie herauslöst aus den Bindungen dieser Zeit. Es ist eine grosse Chance, liebe Gemeinde, dass wir heute als Kirche sehr weitgehend entlassen sind aus der alten Mitverantwortung für die politische Ordnung und die herrschenden Mächte, und dass wir ohne Zwang um das Vertrauen der Herzen werben können.

VI

Denn – das ist das andere: Unsere Volksgemeinschaft hat nun einmal entschieden (anders als damals der alte Seher auf dem Thing in Island), dass sie ohne eine tiefere, ohne eine religiöse Grundlage für das gemeinsame Recht leben will. Gemeinsames Recht soll nur sein, was vernünftig einsichtig und miteinander vereinbart ist – reines Vertragsrecht. Einem solchen Recht fehlt der letzte Respekt und der urtümliche Schutz, der es als heilig und unantastbar erscheinen lässt. Ein solches Recht verliert sich in abstrakten Diskussionen, die zwischen überspannten Idealen und Überlegungen zum wirtschaftlichen Nutzen hin und her pendeln.

So hat noch nie eine Kultur Bestand gehabt. Die Beobachter von aussen, aus den asiatischen, islamischen oder afrikanische Kulturen, sagen uns das zu Recht. Der Individualismus, der sich gegenüber allem Gemeinschaftlichen absolut setzt, kann nichts Beständiges bilden. Die freiheitliche Ordnung des Westens könnte nur Bestand haben, wenn in und mit ihr auch die tiefsten Grundlagen für diese religiöse Zurückhaltung gepflegt würden, wenn also die westlichen Gesellschaften den Kirchen aktiv einen zentralen Platz einräumen und damit anschaulich machen würden, was der Grund

Ausdruck vom 28.10.2011

für den Verzicht auf jeden religiösen Zwang ist, nämlich der Respekt vor dem Geheimnis, das in dem Gewaltverzicht Jesu Christi verborgen liegt. Doch die Repräsentanten unseres Landes, die staatlichen so wohl wie die geistigen, sind weit davon entfernt, etwas von diesen Zusammenhängen zu verstehen und in Szene zu setzen.

Deshalb müssen wir nüchtern damit rechnen, dass die Gemeinschaft in den westlichen Ländern weiter zerfallen wird. Zwar versuchen die europäischen Staaten krampfhaft, das zu verhindern und ein Miteinander zu erzwingen, vor allem durch die Macht der Steuern, die deshalb immer noch umfassender werden müssen. Wir alle sind von Staates wegen verpflichtet zur Liebe. Doch diese Solidarität hat kurze Beine und beginnt jetzt schon nach Luft zu schnappen. Jetzt schon (man kann das als Pfarrer fast von Jahr zu Jahr bedrängender konstatieren) wächst der Druck, dass alte Menschen sich doch bitte selber aus der Welt schaffen sollten, statt anderen zur Last zu fallen. Was kann unser Staat mit seinem Vertragsrecht dem entgegenstellen? Moralistische Beteuerungen werden morgen schon zur Seite geschoben.

Wir gehen im Sozialen auf Zustände zu, wie sie in der antiken Welt geherrscht haben. Das ist nicht weiter verwunderlich. Unsere Geistesgrössen haben diese vergangene Zeit seit langem schon idealisiert, und es wäre merkwürdig, wenn das nicht am Ende sehr handgreifliche Folgen hätte. Noch aber schrecken die Verantwortlichen davor zurück, ihre eigenen Gedanken zu Ende zu denken und mit klaren Konturen zu sagen, wie es in der kosmopolitisch offenen Welt der Antike für die Menschen bestellt war und was wir alle von einem solchen Neuheidentum zu erwarten haben: Jeder musste für sich selber schauen. Die Volksmassen stellt man ruhig mit Brot und Spielen. Was können wir anderes erwarten, als dass auch wir unterhalten werden mit Sex and Crime, mit Fun und Events, und darüber hinaus uns beraten lassen, wie man die Ellbogen stellen muss, um einen Schritt höher hinauf zu kommen auf der Karriereleiter – bis diese unversehens einknickt und der Appell an alte christliche Tugenden wie Gerechtigkeit und Dank nur mehr Spott erntet?

VII

Wir können diese Entwicklung nicht aufhalten. Wir dürfen aber auch nicht aus Solidarität zu unserem Land die Grundlagen des Rechts noch immer weiter aufweichen, nur damit wir möglichst mitgehen können mit unserem

Ausdruck vom 28.10.2011

Volk. Wir müssen im Gegenteil die Freiheit der geltenden Rechtsordnung nutzen, so dass die Gewissen neu gebunden werden durch das Wort und wir mit neuem Ernst dem nachleben, was der Apostel voraussetzt: Wir sind in der Kirche eine Gemeinschaft nicht von Natur aus. Wir gehören aber auch nicht nur zusammen durch eine gemeinsame Gesinnung und Absicht. Unsere Gemeinschaft hat tiefere Wurzeln und geheimnisvollere Grenzen. Wir sind hinein genommen in den Tod und die Auferstehung Jesu Christi, sind von ihm herausgerufen aus allen Bindungen dieser Zeit. Das können wir mit neuer Freiheit leben! Das heisst: Die Bindung an Gottes Wort ist für uns wichtiger als alle Bindungen an das Wissen und Meinen der Zeit. Die geschwisterlichen Bindungen in der Gemeinde haben eine geheimnisvollere Kraft als die familiären Verpflichtungen. Und die kirchlichen Ordnungen und ihre Autoritäten weisen uns einen Weg, der uns tiefer in Anspruch nimmt als alle parteipolitischen Meinungen und Rücksichten. So sind wir miteinander Kirche – herausgerufen!

Das ist es, was wir heute tun können für unser Volk und Land. Denn der moderne Staat wird seine Versprechungen nicht halten können, auch wenn er es zunehmend verzweifelt versucht. Europas Länder werden unregierbar. Die Staatsmächte werden die soziale Sicherheit auf die Dauer nicht gewährleisten können, weil ihnen die Grundlagen dafür abhanden kommen, die geistige Einbindung aller ihrer Bürger in eine Kultur des Respekts vor dem hilfsbedürftigen Menschen. Viele werden betrogen ins Leere laufen. Da wird es die entscheidende Frage sein, ob es in unserem Land, in dieser Stadt, noch eine Kirche gibt? Nicht eine Institution, aber Gemeinden, Menschen, die herausgerufen worden sind und die darum ein Wort der Gnade haben, das sie weitersagen können, und einen Frieden, der höher ist als alle Vernunft, und der doch hier nahe, greifbar und sichtbar, uns dargeboten wird im Abendmahl.

Deshalb ist das unsere vordringlichste Aufgabe, allem zum Trotz: In der einen oder anderen Form eine Gemeinde zu bilden, uns gegenseitig zu ermutigen und zu stärken, so dass wir in unserem Innersten gebunden sind nicht nur durch Familie, Beruf, Nation, sondern durch Gottes Wort.

Deshalb sagen wir Dank vor allem anderen für dieses Wort, und wollen Busse tun und uns abkehren vom Schein der Zeit, und darum bitten, dass uns wieder Menschen geschenkt werden, die uns etwas schreiben können von der Wirklichkeit, die sich in der Geschichte unseres Landes verborgen hält und die wir in dieser Zeit neu entdecken möchten: Dass uns – aus lauter Gnade – ein Frieden geschenkt ist, den die Ereignisse und die Personen

Ausdruck vom 28.10.2011

unserer Geschichte uns nicht geben können: der Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn, Jesus Christus.
Amen.

Eidgenössischer Dank-, Buss- und Bettag, 18. September 2005

16. Sonntag nach Trinitatis

Ich bin die Auferstehung und das Leben

Johannes 11,1-45

Lesung	1. Timotheus 1,7-10
Psalm	68
Lied	„Was Gott tut, das ist wohlgetan“

Es lag aber einer krank, Lazarus aus Betanien, dem Dorf Marias und ihrer Schwester Martha. Maria aber war es, die den Herrn mit Salböl gesalbt und seine Füsse mit ihrem Haar getrocknet hatte. Deren Bruder Lazarus war krank. Da sandten die Schwestern zu Jesus und liessen ihm sagen: Herr, siehe, der, den du lieb hast, liegt krank. Als Jesus das hörte, sprach er: Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Verherrlichung Gottes, damit der Sohn Gottes dadurch verherrlicht werde. Jesus aber hatte Martha lieb und ihre Schwester und Lazarus. Als er nun hörte, dass er krank war, blieb er noch zwei Tage an dem Ort, wo er war; danach spricht er zu seinen Jüngern: Lasst uns wieder nach Judäa ziehen! Seine Jünger aber sprachen zu ihm: Meister, eben noch wollten die Juden dich steinigen, und du willst wieder dorthin ziehen? Jesus antwortete: Hat nicht der Tag zwölf Stunden? Wer bei Tag umhergeht, der stösst sich nicht; denn er sieht das Licht dieser Welt. Wer aber bei Nacht umhergeht, der stösst sich; denn es ist kein Licht in ihm. Das sagte er, und danach spricht er zu ihnen: Lazarus, unser Freund, schläft, aber ich gehe hin, ihn aufzuwecken. Da sprachen seine Jünger: Herr, wenn er schläft, wird’s besser mit ihm. Jesus aber sprach von seinem Tode; sie meinten aber, er rede vom leiblichen Schlaf. Da sagte es ihnen Jesus frei heraus: Lazarus ist gestorben; und ich bin froh um euretwillen, dass ich nicht dagewesen bin, damit ihr glaubt. Aber lasst uns zu ihm gehen! Da sprach Thomas, der Zwilling genannt wird, zu den Jüngern: Lasst uns mit ihm gehen, dass wir mit ihm sterben!

Als Jesus kam, fand er Lazarus schon vier Tage im Grabe liegen. Betanien aber war nahe bei Jerusalem, etwa eine halbe Stunde entfernt. Und viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten wegen ihres Bruders. Als Martha nun hörte, dass Jesus kommt, geht sie ihm entgegen; Maria aber blieb daheim sitzen. Da sprach Martha zu Jesus: Herr, wärst du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben. Aber auch jetzt weiss ich: Was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben. Jesus spricht

zu ihr: Dein Bruder wird auferstehen. Martha spricht zu ihm: Ich weiss wohl, dass er auferstehen wird – bei der Auferstehung am Jüngsten Tage. Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das? Sie spricht zu ihm: Ja, Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist. Und als sie das gesagt hatte, ging sie hin und rief ihre Schwester Maria heimlich und sprach zu ihr: Der Meister ist da und ruft dich. Als Maria das hörte, stand sie eilends auf und kam zu ihm.

Jesus aber war noch nicht in das Dorf gekommen, sondern war noch dort, wo ihm Martha begegnet war. Als die Juden, die bei ihr im Hause waren und sie trösteten, sahen, dass Maria eilend aufstand und hinausging, folgten sie ihr, weil sie dachten: Sie geht zum Grab, um dort zu weinen. Als nun Maria dahin kam, wo Jesus war, und sah ihn, fiel sie ihm zu Füssen und sprach zu ihm: Herr, wärst du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben. Als Jesus sah, wie sie weinte und wie auch die Juden weinten, die mit ihr gekommen waren, ergrimmte er im Geist und wurde sehr betrübt und sprach: Wo habt ihr ihn hingelegt? Sie antworteten ihm: Herr, komm und sieh es! Und Jesus gingen die Augen über. Da sprachen die Juden: Siehe, wie hat er ihn lieb gehabt! Einige aber unter ihnen sprachen: Er hat dem Blinden die Augen aufgetan; konnte er nicht auch machen, dass dieser nicht sterben musste? Da ergrimmte Jesus abermals und kam zum Grab.

Es war aber eine Höhle, und ein Stein lag davor. Jesus sprach: Hebt den Stein weg! Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinkt schon; denn er liegt seit vier Tagen. Jesus spricht zu ihr: Habe ich dir nicht gesagt: Wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen? Da hoben sie den Stein weg. Jesus aber hob seine Augen auf und sprach: Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast. Ich weiss, dass du mich allezeit hörst; aber um des Volkes willen, das umhersteht, sage ich's, damit sie glauben, dass du mich gesandt hast. Als er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füssen und Händen, und sein Gesicht war verhüllt mit einem Schweisstuch. Jesus spricht zu ihnen: Löst die Binden und lasst ihn gehen! Viele nun von den Juden, die zu Maria gekommen waren und sahen, was Jesus tat, glaubten an ihn.

Johannes 11,1-45

Ausdruck vom 28.10.2011

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!
Was für ein wunderbares Gut ist uns geschenkt mit dem Evangelium! Voll Trost und Kraft klingen seine Worte, geheimnisvoll strahlend auch dort, wo der Ton verhalten und schwer ist. Im Johannesevangelium ist das in besonderer Weise so, und ganz besonders im elften Kapitel. Das Grösste und Höchste, das unvorstellbar Ewige verbindet sich mit dem, was klein und alltäglich ist und wir uns sehr gut vorstellen können.

Jesus sagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt. Grosse Worte. Durch das kleine Wörtlein „ich“ verbinden sie, was für uns pure Gegensätze sind: Leben und Tod. Was ist das überhaupt: der Tod? Wer oder was ist Jesus, dass er sagen kann, wer an ihn glaube, habe ein Leben, das unberührt bleibt, auch wenn Leib und Seele zerfallen? Wie sieht ein solches Leben aus?

Im Evangelium hören wir etwas davon.

II

Wir hören von der Macht des Todes, die am Werk ist lange bevor der Leib erstarrt daliegt. Die Jünger fürchten sich vor den Feinden, heisst es. Hass und Gewalt sind aufgebrochen im Streit um die Wahrheit. Jetzt droht Gefahr. Sie wollen dich töten, mahnen die Jünger. Doch Jesus fürchtet sich nicht vor den Menschen. Er weiss, was kommen muss, und geht nicht im Dunkeln. Das merken die Jünger – und da sagt Thomas, tragisch, resigniert, mit dem Mut der Verzweiflung: Also kommt, wir gehen mit und sterben mit ihm. Das ist die Macht des Todes. Sie bewirkt, dass wir unsere Vorstellungen stur der Wahrheit entgegensetzen und die anderen zum Schweigen bringen möchten. Und wenn das nicht geht, wenn wir die eigene Machtlosigkeit spüren, reagieren wir depressiv, mit tragischem Heldenmut: Also gut, alles ist sowieso verloren, dann wollen wir wenigstens gerecht untergehen. So treibt uns der Tod in die Einsamkeit, dass wir uns abschliessen. Wenn wir aber einsam für uns sind, haben wir das Leben bereits verloren. Denn das Leben ist nur, weil eines für das andere da ist und ihm dient. Der Regen jetzt feuchtet den Boden nicht zum eigenen Nutzen, und die Saatkörner fallen in die Furchen und brechen auf nicht zum eigenen Vergnügen, sondern geben Menschen und Tieren Nahrung. Im Beruf und unter Freunden nehmen wir, was andere sind und leisten, und geben

Ausdruck vom 28.10.2011

etwas von uns selber an andere weiter. Das ist das Gesetz des Lebens: Eines muss dem anderen dienen. Der Tod aber vereinzelt und macht einsam, bis zuletzt kein Blick und keine Stimme mehr über seine Grenze gehen. Der Tod macht einsam, und er macht alle gleich. Das ist seine allerletzte Kraft: Er nivelliert, er nimmt das Farbige, Persönliche, die Eigenarten, Unterschiede … all das, was das Leben lebendig macht. Im Grab sind alle gleich. Das ist die Macht des Todes.

III

Jesus löst aus dieser Einsamkeit und gibt die Vielfalt des Lebens zurück. Vor ihm muss niemand gleich sein wie die anderen. Martha und Maria reagieren auf sein Kommen ganz unterschiedlich. Er aber hat beide lieb. Wo Jesus hinkommt, erstehen die Menschen mit ihren Eigenarten, mit ihrem je besonderen Charakter, ihren Verschiedenheiten und ihrer ganz persönlichen Geschichte. Das ist schon ein Stück Auferstehung. Wo Jesus gegenwärtig ist, müssen wir nicht mehr unter dem Deckel einer allgemeinen Gleichheit ersticken, sondern werden bei unserem Namen gerufen.

Da ist Martha: Das Evangelium malt sie als eine kraftvolle, realistische, vernünftige Frau. Sie weiss, was sie will und setzt ihre Mittel gezielt ein. Sie hat Ordnung in ihren Gedanken und ihrem Leben. Wenn Jesus sagt: Dein Bruder wird auferstehen, ordnet sie das nüchtern ein. Keinen Augenblick lang ein schwärmerisches Wirrwarr im Glauben. Sicher, er wird auferstehen, sagt sie – wenn die Zeit dafür da ist, bei der Auferstehung am jüngsten Tage. Wie sie dann am Grab stehen, erinnert Martha noch einmal an die Ordnung: Er stinkt schon! Tote gehören in das Grab, das bewahrt ihre Würde, darum keine Unordnung aus irgend übersteigerten Gefühlen hier am Grab! Johannes zeichnet das nicht klischeehaft. Er beschreibt vielmehr sehr schön, dass auch Martha ihre starken persönlichen Gefühle hat. Das tut seine Wirkung auch auf Jesus. Aber sie hat ihre Gefühle besser unter Kontrolle. Sie kommt und sagt zu Jesus (mit genau denselben Worten wie später ihre Schwester): Wenn du hier gewesen wärest, wäre mein Bruder nicht gestorben. Dann aber setzt sie ihre Worte wohl überlegt. Sie bittet Jesus um nichts und fordert ihn doch heraus. Sie fügt zu ihrer Feststellung hinzu: Auch jetzt weiss ich, was du bitten wirst, wird dir Gott geben. Dann geht sie und schickt heimlich ihre Schwester (sie tut das zielbewusst, um wenn irgend möglich noch etwas Gutes zu erreichen, und sagt deshalb zu ihr, Jesus habe nach ihr gefragt, was ja nach dem Wortlaut des Evangeli-

Ausdruck vom 28.10.2011

ums nicht unbedingt der Fall ist). Martha denkt sich ihre Sache. Ich denke, sie denkt: Maria trägt ihre Seele an der Aussenseite. Sie hat etwas unmittelbar Ergreifendes in ihrem Wesen. Das wird seine Wirkung tun auch auf Jesus.

Tatsächlich geht Maria, wie im Traum umschleiert von ihrer Trauer, und fällt Jesus zu Füssen. Sie sagt genau dasselbe wie ihre Schwester. Beide Schwestern haben dasselbe grundlegende Vertrauen: Wenn du da gewesen wärst, mein Bruder wäre nicht gestorben. Dieselben Worte. Aber wenn zwei verschiedene Menschen dasselbe sagen, hat es nicht denselben Klang und dieselbe Wirkung. Das ist das Leben! Inniger, hilfloser, ergreifender tönt Jesus an die Ohren, was Maria sagt, und dringt ihm ins Herz. Er ergrimmt, heisst es, wird zornig – zornig auf den Tod, denke ich. Er fragt: Wohin habt ihr ihn gelegt? Und Maria gibt ihm die hilflose Antwort: Komm und sieh. Da füllen sich die Augen von Jesus mit Tränen, und er weint mit den Weinenden. Komm und sieh: Manchmal können wir nichts mehr sagen. Die Realität ist übermächtig. Jesus geht mit auf diesen Weg, auf dem wir einander hilflos begleiten müssen, zum Grab, wo alles menschliche Vermögen an sein Ende kommt, und die Augen gehen ihm über.

So, liebe Gemeinde, ist Jesus. So ist er die Auferstehung und das Leben! Er begegnet uns Menschen und macht uns frei, dass wir sein können, wie wir sind. Er will uns nicht alle gleich haben. Er macht aus dem einen Glauben keine Norm, was wir fühlen und wie wir uns verhalten sollen. Jesus bindet uns los von den Idealen und moralischen Ansprüchen. Freut euch mit den Fröhlichen, weint mit den Weinenden, hat sein Apostel später geschrieben (Römer 12,15). Bei Jesus gibt es nicht die ständig hochgespannte Fröhlichkeit, dass man ein Loblied nach dem anderen singt und alles ist gut. Es gibt die Zeiten der Trauer, für die einen kürzer, für die anderen länger, und wir sollen nicht dieses oder jenes als allgemeingültige Norm aufrichten. Aber auch anders herum: Es gibt in der Gemeinde Jesu nicht immer nur den einen Ernst und die eine wohltemperierte und etwas bedrückte Frömmigkeit. Es darf auch die kindliche Freude geben! Es müssen nicht alle sich so gut unter Kontrolle haben wie Martha. Und doch müssen wir alle froh sein, dass es diese selbstbeherrschten Naturen gibt. Was wären wir ohne sie? Es müssen nicht alle derart gefühlsvoll und treuherzig offen sein wie Maria. Aber ein paar mehr von dieser Art täten uns gut, auch hier am Münster.

Jesus macht uns frei, dass wir ihm und dass wir einander begegnen

Ausdruck vom 28.10.2011

können, wie wir sind, in unserer geschöpflichen Eigenart und mit unserem zeitlichen Geschick. So überwindet er die Macht des Todes, überwindet die Einsamkeit und Gleichmacherei und schenkt uns Anteil an seinem Leben. Das ist ein vielfältiges Leben zwischen Himmel und Erde, wo eines für das andere da ist. Es ist ein Leben vollkommen in der Liebe. Darum hat es der Tod nicht halten können. Jesus ist auferstanden; und mit ihm sollen auch wir ein vollkommen neues Leben empfangen an Leib und Seele und Geist: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt; und wer lebt und an mich glaubt, wird nimmermehr sterben."

IV

Damals ist er dann am Grab gestanden. Es war ein einmaliger Augenblick. Jesus hat seine Macht gezeigt, ja, er hat sie demonstriert. Das ist sonst nicht seine Art. Es ist auch gefährlich. Leicht nehmen wir das, was Jesus zeigt, als unseren Besitz und machen es zu einer christlichen Norm: Das sollten alle erfahren haben, das müssen alle einsehen! So wird aus Jesu Werk eine neue, einsame Idee und Gleichmacherei. Weil das so gefährlich ist, hat Jesus am Grab deutlich vernehmbar für alle das Gebet gesprochen: Vater, ich danke dir, das du mich erhört hast! Jesus betet zum Vater, der im Verborgenen ist (Matthäus 6,6). Er will, dass wir nicht kleben bleiben an dem, was er in einmaliger Weise sichtbar macht, sondern wissen: Es gründet im Verborgenen und führt wieder hinein in dieses Verborgene. Nur der Glaube kann es fassen: Wer lebt und *glaubt* an mich, wird nimmermehr sterben.

Damals am Grab des Lazarus wurde es sichtbar: Gott, der Vater, hat Jesus erhört, Martha und Maria zum Trost, und uns zur Stärkung im *Glauben*. Dieser Vater hat aber auch heute Morgen auf Jesus gehört. Jesus ist hier in unserer Mitte und betet für uns: Vater, ich will, dass sie glauben, dass du mich gesandt hast. Wir dürfen uns darauf verlassen, dass der Vater die Bitte erhört und uns den Glauben schenkt. So reisst uns Jesus heraus „aus des Teufels finstern Höhle" – wie die Kantate singt – aus der Einsamkeit und der Gleichmacherei, und schenkt uns den Glauben und die Liebe, die nicht vergehen, weil sie vollkommen sind im Geben und im Nehmen.

Ausdruck vom 28.10.2011

„Deiner Güte will ich trauen,
Bis ich fröhlich werde schauen
Dich, Herr Jesu, nach dem Streit
In der süssen Ewigkeit.“

Amen.

Kantatengottesdienst, Sonntag, 13. September 1998

17. Sonntag nach Trinitatis

Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe

Epheser 4,1-6

Lesung	Johannes 1,29-34
Psalm	25
Lied	„Ich glaube, dass die Heiligen“

So ermahne ich euch nun, ich, der Gefangene in dem Herrn, dass ihr der Berufung würdig lebt, mit der ihr berufen seid, in aller Demut und Sanftmut, in Geduld. Ertragt einer den andern in Liebe und seid darauf bedacht, zu wahren die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens: ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe; ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen.

Epheser 4,1-6

I

Liebe Gemeinde!
Wie ist es möglich, fragt der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker, dass wir Menschen mit mathematischen Formeln in die Natur greifen und sie so weit richtig beschreiben können, dass wir chemische Prozesse vorausberechnen und heute schon sagen können, wann die nächste Sonnenfinsternis sein wird? Wie ist es möglich, dass unser Denken, dieses komplizierte Geschehen in dem engen Raum unseres Kopfes, hinausgreift in die weite Welt und zahllose Einzelheiten mit allgemeinen Begriffen richtig durchdringt? Mit solchen Fragen rührt der Physiker an scheinbar Selbstverständliches, das die Denker immer wieder zum Staunen gebracht hat. Warum ist die Welt mit ihren vielen, vielen Erscheinungen doch *eine* Welt? Warum findet sich Geistiges und Materielles je wieder in Analogien und Entsprechungen?

Im europäischen Denken ist diese Frage in den letzten Jahren eher verstummt. Man hat viel vom postmodernen Pluralismus geredet. Aber die Frage nach der Einheit, die das Altertum und das Mittelalter und die moderne Zeit je auf ihre Weise beschäftigt hat, wird zurückkommen, und es ist darum gut, wenn wir heute wieder einmal hören, was der Apostel über die Einheit zu sagen weiss.

II

Für die ganze Bibel ist die Welt eine Einheit, weil alles, Geistiges und Materielles, einen gemeinsamen Ursprung, einen gemeinsamen Schöpfer hat. „Ein Gott, der da ist über allen und durch alle und in allen“, schreibt Paulus. Dem Apostel geht es bei seinen Aussagen aber nicht um den einheitlichen Ursprung, sondern anspruchsvoller um die Einheit im Hinblick auf das Ziel des Lebens. Da, meint er, gibt es eine neue, einheitliche Ausrichtung, die mit dem beginnt, was wir als das besondere kirchliche Leben zu Gesicht bekommen: „Ein Leib, ein Geist, eine Hoffnung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“.

Was der Apostel über diese neue, einheitliche Ausrichtung des Lebens schreibt, können wir ein gutes Stück weit selber überprüfen. Ohne weiteres können wir feststellen: In der Welt gibt es eine Fülle von religiösen Ritualen, mit denen Menschen ihrem Leben eine höhere Weihe geben. Aber es gibt nur eine Taufe. Die Taufe ist in ihrer Art einmalig. Es gibt nichts, was sich mit ihr vergleichen liesse. Dass Menschen durch eine religiöse Handlung vereinigt werden nicht mit ideal gedachten Gestalten oder übernatürlichen Mächten, sondern mit einem Menschen, der hier auf Erden gelebt hat, und dass dieser Mensch ihnen zusagt, er selber wolle für sie sorgen, so dass sie mit ihm leben, leiden, sterben und mit ihm überwinden können, das gibt es nirgendwo sonst. Immer wieder müssen wir uns in Erinnerung rufen, was da unscheinbar und doch über alles menschliche Mass hinaus geschieht, sichtbar und unsichtbar zugleich: Unzählig viele Menschen sind miteinander verbunden, leibhaftig und geistig. Ganz unterschiedliche Menschen: Menschen aus sogenannt primitiven Kulturen und Menschen in hoch technisierten Grossstädten, Menschen, die im Überfluss leben, und andere, die in armseligen Hütten hausen, erfolgreiche Mannequins und zum Tode verurteilte Verbrecher: Unzählig viele sind wir leibhaftig vereint! Über uns alle ist das Wasser der Taufe geflossen, und alle dürfen wir beten zum Vater im Himmel. Wir sind *ein* Leib und leben durch *einen* Geist, schreibt der Apostel. (Etwas ein Stück weit Vergleichbares gibt es sonst nur in der Urform, in der jüdischen Volksgemeinschaft, aus der das kirchliche Leben herausgewachsen ist, und in der Abwandlung dieses Christlichen, der islamischen Umma. Aber da gibt es keinen Herrn, der hier auf Erden sich hat sehen und fassen lassen und den Seinen verspricht, dass er selber die Verantwortung für sie übernehmen will.)

Ausdruck vom 28.10.2011

III

Diese Einheit im Glauben und in der Hoffnung gilt es zu bewahren! Das ist das dringende, ja, flehentliche Anliegen des Apostels. „Seid darauf bedacht, zu wahren die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens“, übersetzt Luther. Im griechischen Urtext ist die Mahnung noch eindringlicher. „Seid eifrig“, muss man übersetzen, gebt euch alle Mühe, nein, noch mehr: Seid eilig, sputet euch, seid schnell und beweglich, wenn es darum geht, die Einheit zu bewahren.

Wir hören aus diesen drängenden Worten: Die Einheit ist gefährdet. Es gibt starke zentrifugale Kräfte. Für den Apostel Paulus ist es nicht weiter erstaunlich, dass es heute viele verschiedene Konfessionen gibt und in den Konfessionen viele Gruppen und Parteien mit je wieder anderen Meinungen. Erstaunlich ist das andere: Dass in allen Konfessionen noch immer so viele sich einig sind in der einen Überzeugung, dass nicht die unterschiedlichen Meinungen, sondern dass der eine Glaube an den einen Herrn und Gott das alles Entscheidende ist. Paulus hat nie erwartet, dass die Einheit, die er beschreibt, sich äussern soll in einheitlichen Formen des religiösen Verhaltens oder gar in einer einheitlichen kirchlichen Rechtsform. Er schreibt nicht: *ein* Lebensstil, *ein* einheitliches kirchliches Recht, *ein* Denken, *ein* einheitliches Verstehen, *ein* Amt, das alle verbindet, *eine* gemeinsame Kasse, an der alle das *eine*, gemeinsame Interesse haben.

Paulus hat keine solchen illusorischen Vorstellungen von einer einheitlich organisierten Glaubensgemeinschaft. Die Einheit, von der er redet, ist gegeben. Sie ist da. Leibhaftig ist sie zu sehen an der einen Taufe. Darüber hinaus ist diese Einheit eine geheimnisvolle Wirklichkeit in der Gestalt des einen Glaubens und der einen Hoffnung, wie sie in den unzählig Vielen lebendig sind. Aber wer kann den Glauben sehen oder die Hoffnung sichtbar machen? Wer kann schon nur seinen eigenen Glauben fassen?

Diese teils sichtbare, teils unsichtbare Einheit aller Gläubigen ist gegeben. Weil sie ständig bedroht ist, werden wir eindringlich ermahnt: Seid auf dem Sprung, tut alles Nötige, um diese Einheit zu bewahren!

IV

Was heisst das, liebe Gemeinde? Was müssen wir leisten, um die Einheit im Geist zu bewahren? Fast nichts, sagt der Apostel. Fast nichts. Eben das ist schwer! Fast nichts tun, das aber wirklich tun: Das ist schwer. Nämlich:

Ausdruck vom 28.10.2011

Geduld haben. Demütig, bescheiden sein. Die anderen annehmen. Ertragen, was unbefriedigend und beschwerlich ist. Einander annehmen sollen wir, nicht weil alle so gut sind, sondern weil es zwischen uns wirklich braucht, was heute als ein Allerweltswort über alle Zungen kommt und was doch ein so seltenes Gut ist: Toleranz – Toleranz im wahren Sinn des Wortes, also die Duldsamkeit, die Bereitschaft, die Schwächen, Unsitten, das unmögliche Verhalten der anderen zu ertragen.

Seid wahrhaft tolerant: Haltet das Band des Friedens, schreibt der Apostel. Das griechische Wort erinnert daran, dass es um noch mehr geht. Paulus selber ist gebunden. Er schreibt als ein Gefangener. Das ist wie ein grosses Zeichen für alles, was er sagen will: Die Gemeinschaft des Glaubens bindet uns, nimmt uns in Pflichten, die hemmend und beschwerend sind. Tragt Sorge zur Einheit, mahnt Paulus, auch wenn euch das einengt und an der freien Entfaltung hindert.

V

Was Paulus über die neue, einheitliche Ausrichtung des Lebens sagen will, beginnt mit dem besonderen, kirchlichen Leben. Es hat aber Auswirkungen weit über die Grenzen des Kirchlichen hinaus. Wenn die Einheit des von Gott geschenkten Lebens verloren geht, von dem Paulus schreibt, zerbricht mehr und mehr auch alles andere, was doch zusammen gehört. Was im kirchlichen Leben geschieht, ist für alles viel wichtiger, als die meisten Menschen verstehen. Darum ist es begreiflich, dass man in der ökumenischen Bewegung die kirchliche Einheit möglichst weit ausgreifend herzustellen versucht hat. Dadurch haben wir Vieles wieder gewonnen – aber unmerklich haben wir uns auch in Abstraktionen verloren, und der Glaube hat viel von seiner sammelnden und gestaltenden Kraft verloren.

Als die Reformatoren ihren Erkenntnissen gefolgt und deswegen vom Papst aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen worden sind, waren sie selber überzeugt, dass es der Papst ist, der die Einheit zerstört, weil er sich ein Recht anmasst, das er nicht hat. Die römisch-katholische Kirche hatte sich (das ist eine bis heute einzigartige und durch und durch bewundernswerte geschichtliche Leistung) als eine juristische Körperschaft etabliert, die wie keine Institution sonst Menschen bis ins Innerste zu binden beansprucht. Aber zu diesem Zweck musste sie Vorschriften entfalten, die weit über das hinausgehen, was in der Bibel vorgegeben ist. Mit diesem ihrem juristischen Anspruch auf Einheit stört die römische Kirche die Ein-

Ausdruck vom 28.10.2011

heit im Geist. Der Papst sagt, dass wir Reformierten keine rechte Kirche seien; wir Reformierten hingegen haben schon immer gesagt, dass der Anspruch, eine solche „rechte Kirche“ zu sein in einer auch juristisch verbindlichen Form, über das hinausgeht, was die Bibel uns geben will. Dennoch ist innerhalb der evangelischen Kirchen etwas Ähnliches geschehen: das System der rechtgläubigen Gedanken wurde derart ins Detail ausgeformt, die ratsherrlichen Herrscher in den Städten hatten ein so grosses Interesse an einer einheitlichen Glaubensdoktrin, dass sich am Ende dünne menschliche Einsichten, eigenwillige Gewohnheiten und handfeste Machtinteressen vor die Bibelworte schoben. Der Wunsch, die Einheit des Glaubens in der Form einer einheitlichen Glaubenserkenntnis und einer einheitlichen Frömmigkeitspraxis zu verwirklichen, hat die Einheit des Glaubens eher gestört.

Besonders ergreifend steht das in dem Lebenswerk des grössten Theologen des letzten Jahrhunderts vor Augen. Karl Barth hat sich mit seiner weit gespannten Auffassungsgabe voll frischer Liebe den theologischen Lehrern früherer Zeiten zugewandt und hat damit die geistige Einheit mit den vorangegangenen Generationen erneuert. Auf den vielen tausend Seiten seiner Kirchlichen Dogmatik wird eine Fülle von biblischem Stoff ausgebreitet und ein intensives Gespräch mit den alten Lehrern der Kirche gepflegt. So wird die Einheit, von der der Apostel schreibt, mächtig gestärkt. Gleichzeitig gibt der grosse Theologe seinen Gedanken jedoch eine eigenwillige Richtung, so dass er am Ende mit einer überklaren Schärfe sagen muss: Wer begriffen hat, was ich begriffen habe, wer meine Erkenntnisse Ernst nehmen will, der wird keine Kinder zur Taufe bringen. Am Ende seiner theologischen Lehrtätigkeit steht bei Karl Barth die Absage an die Kindertaufe. Was ganz selbstverständlich allen grossen Kirchen ihr Leben und ihre Einheit gibt, bezeichnet Karl Barth als das Ergebnis einer „seltsamen“ Vorstellung von Kirche und Glaube. Viele Pfarrer haben darum nur noch mit einem schlechten Gewissen Kinder getauft. Sie haben es zwar doch getan, äusserlich ist die Einheit bestehen geblieben, aber an ihrer menschlichen Wurzel wurde sie tief in Frage gestellt. Der grosse Lehrer einer ganzen Pfarrergeneration hat wesentlich dazu beigetragen, dass die Theologen sich mit ihrem Denken von den Gemeinden und ihren überkommenen Lebensformen entfremdet haben. Karl Barth, könnte man sagen, war zu wenig auf der Hut, er hat seinen Gedanken einen zu freien Lauf gelassen und zu spät bemerkt, wie sie die Einheit gefährden. So hat

Ausdruck vom 28.10.2011

er dazu beigetragen, gewiss gegen seinen eigenen Willen, das kirchliche Leben aufzulösen, nachdem er es zuerst so mächtig gestärkt hatte.

VI

Was aber im kirchlichen Leben geschieht, hat mit Verzögerung Auswirkungen in alles Alltägliche hinein. Das Band der Einheit zu bewahren, heisst für den Apostel, dass wir mit Demut und Geduld das Mühsame und Beschwerliche ertragen. Das ist die Grundstimmung, die dem Frieden dient, die Grundhaltung, die das Band der Einheit bewahren hilft: Dass wir nicht erwarten, im Normalfall werde alles schön und gut gehen, sondern umgekehrt, dass im Normalfall das Zusammensein schwierig ist und uns Mühe macht – und wir darum umso fröhlicher sein können, wenn es nicht ganz so schlimm ist, ja, wenn wir in guten Stunden sogar Freude und Lust aneinander haben. Wenn wir zum Beispiel davon ausgehen, dass die Ehegemeinschaft zuerst einmal Geduld fordert und die Bereitschaft, Enttäuschungen und Beschwerendes zu ertragen, dann bleibt die Ehe bewahrt. Gerät sie doch in Gefahr, soll unsere erste Sorge sein, sie zu schützen und zu erhalten – dadurch, dass wir uns selber energisch daran erinnern, dass sie von der Bereitschaft lebt, sich zu gedulden. Wenn wir aber davon ausgehen, dass wir ein Anrecht darauf haben, unbeschwert durch das Leben zu gehen, dann stellen die Kinder immer noch grössere Forderungen, jeder will, was er will, wir geraten in Stress, es reisst die Familie innerlich und äusserlich auseinander, die zentrifugalen Kräfte bekommen Oberhand – und am Ende sitzt jeder in seinem eigenen Zimmer vor seinem eigenen Bildschirm.

Ein anderes Beispiel: In den Berufsverbänden (bei uns Pfarrern jedenfalls ist das so, ich denke aber, auch bei den Ärzten und Polizisten und Treuhändern und allen anderen): Wenn wir voraussetzen, dass wir mit einer vertrauensvoll unbeschwerten Kollegialität rechnen und darum den Beruf nach höchsten Idealvorstellungen weiter entwickeln können, sind wir bald einmal enttäuscht und ziehen uns zurück und tun nichts mehr für die Berufsgemeinschaft. Wenn wir aber bescheiden den Beruf nehmen mit dem, was ihn zu diesem Beruf macht, und zuerst einmal dieses Gegebene bewahren wollen, dann können wir uns finden, um mit aller Bescheidenheit das Nötige für seinen Fortbestand zu tun. Das gilt auch im Staatswesen: Wenn die politischen Ordnungen uns vereinen, so weit das nötig ist, leisten immer wieder verantwortungsbewusste Menschen ihren Teil für ihren

Ausdruck vom 28.10.2011

Fortbestand. Wenn aber die Ansprüche an den Staat ins Uferlose wachsen und man arrogant immer noch mehr fordert von den politischen Verantwortungsträgern, findet sich bald kein vernünftiger Mensch mehr für ein solches Amt.

Überall ist das so, liebe Gemeinde, in der Familie, im Staat, am Arbeitsplatz, unter Freunden: Die Kräfte, die uns trennen und zerstreuen, sind stark. Die Gefahr, dass wir auseinander driften, ist gross. Wenn die Einheit Bestand haben soll, müssen wir energisch etwas dafür leisten – nämlich sehr wenig. Dieses Wenige aber müssen wir leisten: Bescheiden sein, Geduld haben, einander ertragen auch mit dem, was einengt.

Heute hat uns der Apostel daran erinnert: Das beginnt, unscheinbar, aber mit grossen Auswirkungen für alles andere, im kirchlichen Leben. Die Einheit des Glaubens und der Hoffnung gilt es vor allem anderen zu bewahren. Seid auf der Hut, schreibt Paulus, sorgt aktiv und eifrig dafür, dass diese Einheit nicht zerstört wird!
Amen.

Sonntag, 13. Januar 2008

Ausdruck vom 28.10.2011

18. Sonntag nach Trinitatis

Gepflanzt an den Wasserbächen

Psalm 1

Lesungen	Jakobus 2,1-13
	Markus 12,28-34
Lied	„Wohl denen, die da wandeln“

Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen
noch tritt auf den Weg der Sünder
noch sitzt, wo die Spötter sitzen,
sondern hat Lust am Gesetz des Herrn
und sinnt über seinem Gesetz Tag und Nacht!
Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen,
der seine Frucht bringt zu seiner Zeit,
und seine Blätter verwelken nicht.
Und was er macht, das gerät wohl.
Aber so sind die Gottlosen nicht,
sondern wie Spreu, die der Wind verstreut.
Darum bestehen die Gottlosen nicht im Gericht
noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten.
Denn der Herr kennt den Weg der Gerechten,
aber der Gottlosen Weg vergeht.

Psalm 1

I

Liebe Gemeinde!
„Dieses Buch“, heisst es auf den ersten Seiten des Korans, „ist eine Leitung für die Gottesfürchtigen, die an das Verborgene glauben und das Gebet verrichten … Siehe, den Ungläubigen ist es gleich, ob du sie warnst oder nicht warnst.“ Gleich am Anfang nennt der Koran zwei Arten von Menschen: diejenigen, die sich Gott unterwerfen, und die anderen, die gleichgültig ihren eigenen Weg gehen. Ähnlich und doch auch wieder sehr anders reisst der Psalter an seinem Anfang einen Gegensatz zwischen Menschen und Menschen auf. „Wohl dem“, heisst das erste Wort im Psalm 1. Dann aber kommt nicht konstruktiv eine Beschreibung der guten Eigenschaften,

der Tugenden und Taten eines glücklichen Menschen, sondern zuerst wird sein Leben und Dasein abgegrenzt. Wohl ist einer, sagt der Psalm, der sich nicht so verhält, wie das andere tun. Wohl dem, der nicht regelmässig und gerne mit den Gottlosen, den Sündern und den Spöttern verkehrt, wird uns gesagt.

Wir fragen uns wohl sofort, ob das wirklich nötig und vor allem: ob das richtig ist, wenn man in dieser Weise polemisch einen Gegensatz zwischen Menschen aufreisst. Sind wir nicht alle Sünder, und alle Unterschiede nur relativ? Wir sind vorsichtig geworden mit Urteilen, und das mit Recht. Wir wissen: Wer mit einem Finger auf andere zeigt, zeigt mit dreien auf sich selber. Wer sich von den Bösen abgrenzt, wird bald einmal zum Rechthaber. Wenn wir die Gegensätze zwischen uns Menschen moralisch und religiös ins Grundsätzliche vertiefen – wer will dann noch Frieden stiften?

Die Bibel fängt denn auch nicht wie der Koran mit einem Gegensatz zwischen Menschen und Menschen an. Die Bibel kennt einen Gegensatz, der tiefer und unheimlicher ist. Auf ihrer ersten Seite redet sie von Licht und Finsternis. Und das Licht ist gut – und die Finsternis nicht (1. Mose 1,3-5). Wir stehen in einem Kampf, schreibt der Apostel im Epheserbrief. Aber dieser Kampf geht nicht gegen „Fleisch und Blut“. Wir haben nicht gegen Menschen zu kämpfen. Wir sind in einen Kampf gegen „die Mächte in der Finsternis“, „die bösen Geister“ verwickelt (Epheser 6,12). Damit ist uns aufgedeckt, dass die Kampflinien zwischen Gut und Böse nicht schön sauber zwischen diesen oder jenen Menschengruppen verlaufen. Es ist nicht so: hier die Sozialisten, da die Bürgerlichen, hier die Gläubigen, dort die Ungläubigen, hier die Liberalen, dort die Positiven, und also hier die Guten und dort die Bösen. Der grosse Gegensatz, in den wir hineingestellt sind, ist unheimlicher. Er lässt sich nicht an einzelnen Menschen und Gruppen festmachen. Er geht durch unser eigenes Herz.

II

Das ist so. Aber das darf uns nicht hindern, dass wir auch das andere bedenken, das, was der Psalm 1 in seinen einleitenden Worten deutlich macht. Der Kampf zwischen dem Recht und dem Unrecht greift auch in das alltägliche Leben und führt zu menschlichen Gegensätzen, die von schwerer, von einer nachhaltig wirksamen Bedeutung sind. Unter uns Menschen bilden sich Verhaltensweisen aus. Gewohnheiten und Gedankenmuster etablieren sich. Es entstehen Allianzen und Bewegungen, Gruppen und Parteien. Und

Ausdruck vom 28.10.2011

das alles ist nicht gleichgültig. Wir können nicht einen erhabenen Standort über allen Gruppierungen einnehmen. Wir können nicht so tun, als ob es moralisch und geistlich gleichgültig sei, wie wir uns menschlich formieren. Im Gegenteil: Es ist für unsere Seligkeit und unser persönliches Lebensglück von einer alles entscheidenden Bedeutung, wie wir uns in den sozialen Beziehungen verhalten. Der letzte, schwere Gegensatz zwischen Wahrheit und Lüge, von dem die Bibel mit so gewaltigen Worten redet, hat Konsequenzen auch für die Art und Weise, wie wir uns im Alltag unter den Menschen verhalten sollen. Bei wem suchen wir Einverständnis? Wo werden wir geprägt, bilden unsere Urteile, üben unsere Verhaltensweisen ein? Vor welchen Menschen möchten wir gut dastehen? Wo öffnen wir unser Herz und lassen uns bestätigen, dass wir auf einem rechten Weg sind? Als Eltern wissen wir: Die sozialen Kontakte sind entscheidend. Es ist entscheidend für den Weg eines Kindes, mit wem es Umgang hat, was für Freunde es findet, welchen Gruppenzwängen es ausgesetzt ist und welchen nicht. Das aber, daran erinnert der Psalm 1 eindringlich, gilt für uns alle unser Leben lang. Wohl dem, der nicht im Rat der Gottlosen wandelt und nicht auf den Weg der Sünder tritt und nicht dort sitzt, wo die Spötter sitzen, sagt der Psalm.

Wohlgemerkt: Der Psalm sagt nicht, dass der Mensch, den er glücklich preist, selber schuldlos ist und nicht auch manchmal spöttisch redet oder gottlose Gedanken fasst und Sündhaftes tut! Aber dieses Böse, sagt der Psalm, verfestigt sich nicht, es wird nicht zu einer schlechten Gewohnheit, die man sich im Kreis von Gleichgesinnten als vertretbar oder sogar als richtig bestätigt. Die spöttische Distanz wird nicht zum Umgangston einer Gruppe, und die moralische Nonchalance wird nicht zu einer Selbstverständlichkeit, die man immer schon gegenseitig entschuldigt.

III

Die diesbezüglichen Aussagen des Psalms scheinen vielleicht auf den ersten Blick recht pauschal. Sie sind aber sehr differenziert und präzise. Es lohnt sich, einen Moment genau hinzuhören. Zuerst redet der Psalm von den „Gottlosen“. Wörtlich übersetzt heisst es: „die Bösen“. Sie halten Rat. Die Bösen sind also nicht etwa die Dummen. Das moralisch Verwerfliche ist nicht das Unverständnis, wie die aufgeklärten Denker gerne meinen. Nein, warnt der Psalm: Die Bösen sind klug. Sie machen Pläne. Sie bieten einleuchtende Zukunftsaussichten. Aber mitten in dieser klugen Sachlich-

Ausdruck vom 28.10.2011

keit gibt es etwas Grobes. Jeder kann es sehen, wenn er es sehen will. Die Pläne sind ohne Gott gemacht. Die Ratschläge entstammen dem Vertrauen auf den eigenen guten Willen. Sie fragen nicht nach dem, was Gottes Gesetz als Wegweisung und Grenze formuliert.

Als zweites nennt der Psalm „die Sünder“. Hier geht es nun nicht um das, was wir denken und reden, sondern um den Weg, also um das, was wir tun. Das Verhalten wirkt zurück und prägt meine ganze Persönlichkeit. Wenn ich bemerke, dass mir das Kassenfräulein im Supermarkt zuviel Geld herausgibt und das stillschweigend einstecke, ist das sicher kein gewaltig grosses Verbrechen. Aber es nimmt mir etwas von meiner innersten Freiheit, meinem guten Gewissen, so dass ich nicht mehr mit einer kindlichen Offenheit beten kann. Auch wenn ein Handwerker seinem Kunden eine zu hohe Rechnung ausstellt, oder wenn ich als Pfarrer anvertraute Gelder fragwürdig einsetze, wird die ganze Persönlichkeit davon verdorben. Was wir tun, bleibt nicht äusserlich. Es kommt zurück – nicht nur, wenn wieder einmal ein Skandal uns vor Augen führt, wo wir moralisch stehen.

Als die Dritten nennt der Psalm „die Spötter“. Er meint damit nicht die Ironie oder das befreiende Lachen, mit dem ein Mensch die inneren Widersprüche unserer Gesellschaft und die Schwachheiten seiner eigenen Natur aufdeckt. Das Lustige kann lustig, und der selbstkritische Spott kann liebevoll sein! Dagegen hat das Bibelwort nichts. Dem Psalm geht es um etwas anderes. Die alten Ausleger haben die Worte meines Erachtens richtig verstanden. Sie haben gesagt: Der Psalm richtet sich gegen den „Sophismus“, gegen die Skepsis, gegen alles Zynische, also gegen das Jonglieren mit Gedanken und Begriffen, das zu nichts anderem dient, als sich den Verpflichtungen zu entziehen. Es geht um eine bestimmte, heute weit verbreitete Lebensphilosophie. In ihr wird der Zweifel zur Kunst, die man liebevoll pflegt. Man zweifelt – nicht weil man erkennen und verstehen und glauben möchte und noch viele Fragen hat. Man zweifelt, weil man zweifeln will, weil es so am bequemsten ist: Damit bewahrt man sich eine letzte Distanz und kann alles so bewerten, dass es das Leben möglichst leicht macht. Wenn es hilfreich ist, hat man einen Glauben. Wenn sich aus diesem Glauben aber unangenehme praktische Konsequenzen ergeben, hat man seine Zweifel. Man redet vom Fragen und Suchen – nicht weil man finden möchte. Das möchte man nicht. Denn sonst müsste man sich richten nach dem, was man gefunden hat. Die Skepsis, lehrten die antiken Denker, ist die Kunst, dass man immer noch ein Argument findet, mit dem man das andere relativieren kann, so dass alles in der Schwebe bleibt. Diese Skepsis

Ausdruck vom 28.10.2011

lächelt, sie spottet über alle, die mit Leidenschaft für etwas kämpfen. Denn sie weiss: Es gibt keine Wahrheit, die einen solchen Einsatz wert wäre.

Aber „die Gottlosen bestehen nicht im Gericht noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten“, sagt der Psalm. Wo sich Menschen versammeln, um auf das Wort der Propheten und Apostel zu hören, haben die selber gemachten Lebensphilosophien und die dem Schein nach guten Absichten keinen Bestand. Alles Denken, Tun und Planen, das ohne das Wort Gottes geschieht, läuft ins Leere. Es hat keine Substanz, keinen Wert. „Wie Spreu, die der Wind verstreut“, sind die Gottlosen, sagt der Psalm. Ihr Dasein ist eine leere Hülle, ohne Inhalt, ohne Gewicht.

IV

Wer sich aber nicht bösem Rat anvertraut und nicht an ein schuldhaftes Verhalten gewöhnt, wer nicht zu allem auf spöttische Distanz bleibt, muss die Kraft dazu haben. Diese Kraft, sagt der Psalm, kommt von innen, oder besser gesagt: Sie kommt von dem, was ein Mensch in sein Inneres aufnimmt. Wer nicht hierhin und dorthin getrieben werden will, muss einen bewussten Gegensatz aufbauen zu den Strömungen der Zeit. Sonst ist ein Mensch früher oder später mit dabei in der einen oder der anderen Form der Gottlosigkeit. „Wer seine Lust am Gesetzt hat“, sagt der Psalm, wer sich Zeit nimmt und gerne Tag und Nacht nachsinnt: Der hält es am Ende gar nicht aus in schlechter Gesellschaft. Wer das Gesetzt Gottes in seine Gedanken dringen lässt, Tag für Tag, Nacht für Nacht, lernt etwas kennen, das wir Menschen sonst nicht kennen. Eine wohlgeordnete geistige Welt, gefüllt von den kleinen und grossen Dingen dieser Erde, einen gewaltigen Kosmos, über dessen Reichtum wir nur kindlich staunen können. In dieser Welt des Vertrauens auf Gott gibt es ein erstes und höchstes Gebot: Gott gehört das ganze Herz, das blinde Vertrauen. Und dem Nächsten gehört die Liebe, die kritisch ist – so wie die Liebe zu mir selber kritisch sein muss. In dieser Weise fasst Jesus das Wichtigste in dem Gesetz Gottes zusammen (Markus 12,30.31).

Wer über all das nachsinnt, richtet sich mehr und mehr nach einem anderen Massstab, gewinnt andere Kategorien für sein Urteil und sein Verhalten, als diejenigen, die sonst im Umlauf sind. Ein solcher Mensch, verspricht der Psalm, ist wie ein Baum an den Wasserbächen.

Der Psalm ist realistisch. Er rechnet damit: Es kommen trockene Zeiten. Es wird schwierig und mühsam, auch gerade für den Menschen, der

Ausdruck vom 28.10.2011

Freude hat an Gottes Wort. Aber auch in diesen schwierigen Zeiten erlöschen die Kraft des Glaubens und der Liebe nicht. Der Strom des Vertrauens und der Hoffnung wird immer wieder aufgefrischt. Es bleiben immer grüne Blätter, die das Licht aufnehmen und umsetzten können in neue Energie. Sie werden von den verborgenen Quellen der göttlichen Liebe genährt. Und zu der Zeit, die Gott bestimmt hat, wachsen auch Früchte, kleine oder grosse. So steht der Mensch da, wenn er das Gesetz Gottes in seinen Sinnen trägt.

Wir sind wie Sterbende, aber wir leben, schreibt der Apostel Paulus von sich selber, wir sind traurig und doch alle Zeit fröhlich, wir sind arm und machen doch andere reich (2. Korinther 6,9.10).

V

„Der Gottlosen Weg vergeht“, sagt der Psalm. Der Weg der Gerechten aber ist Gott bekannt. Er ist *Gott* bekannt! Nicht den Gerechten selber! Sie können oft nicht sehen, dass dieser Weg gerecht ist und zum Guten hin führt. Der Psalm verspricht uns also nicht, dass unser Lebensweg in einer absehbaren Zeit an ein gutes Ziel gelangt, wenn wir uns nur an Gottes Wort halten. Der Psalm sagt nicht, dass der Weg der Gerechten ein allseits bekannter und geschätzter Transportweg sei, von dessen Nützlichkeit alle überzeugt sind. Er sagt auch nicht, dass es ein womöglich beschwerlicher Wanderweg ist, der aber an einem schönen Aussichtspunkt endet. Der Psalm macht keine solchen Aussagen über die Qualität und die Etappenziele des Weges, den die Gerechten gehen. Er sagt nur: Der Herr kennt ihn.

Wir dürfen Gott vertrauen. Blind dürfen wir uns auf sein Wort verlassen! Wir dürfen seiner Stimme folgen, Schritt für Schritt, dürfen seinen Geboten nachsinnen und unsere eigenen Wertmassstäbe laufend korrigieren. So dürfen wir eine Aufgabe nach der anderen tun. Und wir dürfen dabei wissen: Gott kennt diesen Weg. Er sieht, woher wir kommen, was wir an Mühen und Kämpfen durchzustehen haben; er weiss, was wir an Lasten tragen, er kennt die Versuchungen links und rechts, er achtet auf unsere Schritte und nimmt sich zu Herzen, was uns bewegt. Es liegt ihm daran, was uns Freude und was uns Schmerzen bereitet. Gott kennt den Weg.

Wir wissen nicht, wo unser Tun und Lassen enden wird. Wir haben klare Anhaltspunkte im Grundsätzlichen. Wir wissen, was Gott besonders

Ausdruck vom 28.10.2011

wichtig und wertvoll ist und worauf also auch unser Augenmerk sich konzentrieren muss. Mehr müssen wir nicht wissen. Es ist genug, dass Gott uns diese Zusage macht: Er kennt den Weg. Darum wird dieser Weg ein gutes Ende haben, und alles, was wir erfüllt von Gottes Wort auf diesem Weg Rechtes getan und was wir um der Wahrheit willen gelitten haben, hat seinen Lohn und seinen Trost in Gott. Denn Gott vergisst nicht. Er bewahrt, und er reinigt und läutert alles, was er mit seiner Liebe umfangen und in sein barmherziges Gedenken aufgenommen hat. Dank sei ihm dafür!
Amen.

Sonntag, 29. September 2002

Ausdruck vom 28.10.2011

19. Sonntag nach Trinitatis

Willst du gesund werden?

Johannes 5,1-29

Lesung	Epheser 4,22-32
Psalm	32
Lied	„Womit sollt ich dich wohl loben“

Danach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. Es ist aber in Jerusalem beim Schaftor ein Teich, der heisst auf hebräisch Betesda. Dort sind fünf Hallen; in denen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Ausgezehrte.

Es war aber dort ein Mensch, der lag achtunddreissig Jahre krank. Als Jesus den liegen sah und vernahm, dass er schon lange so gelegen hatte, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden?

Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser sich bewegt; wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein. Jesus spricht zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin! Und sogleich wurde der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin.

Es war aber an dem Tag Sabbat. Da sprachen die Juden zu dem, der gesund geworden war: Es ist heute Sabbat; du darfst dein Bett nicht tragen. Er antwortete ihnen: Der mich gesund gemacht hat, sprach zu mir: Nimm dein Bett und geh hin! Da fragten sie ihn: Wer ist der Mensch, der zu dir gesagt hat: Nimm dein Bett und geh hin? Der aber gesund geworden war, wusste nicht, wer es war; denn Jesus war entwichen, da viel Volk an dem Ort war.

Danach fand ihn Jesus im Tempel und sprach zu ihm: Siehe, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, dass dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre. Der Mensch ging hin und berichtete den Juden, es sei Jesus, der ihn gesund gemacht habe. Darum verfolgten die Juden Jesus, weil er dies am Sabbat getan hatte. Jesus aber antwortete ihnen: Mein Vater wirkt bis auf diesen Tag, und ich wirke auch. Darum trachteten die Juden noch viel mehr danach, ihn zu töten, weil er nicht allein den Sabbat brach, sondern auch sagte, Gott sei sein Vater, und machte sich selbst Gott gleich.

Da antwortete Jesus und sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Sohn kann nichts von sich aus tun, sondern nur, was er den Vater

tun sieht; denn was dieser tut, das tut gleicherweise auch der Sohn. Denn der Vater hat den Sohn lieb und zeigt ihm alles, was er tut, und wird ihm noch grössere Werke zeigen, so dass ihr euch verwundern werdet. Denn wie der Vater die Toten auferweckt und macht sie lebendig, so macht auch der Sohn lebendig, welche er will. Denn der Vater richtet niemand, sondern hat alles Gericht dem Sohn übergeben, damit sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt den Vater nicht, der ihn gesandt hat. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, dass die Toten hören werden die Stimme des Sohnes Gottes, und die sie hören werden, die werden leben. Denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, so hat er auch dem Sohn gegeben, das Leben zu haben in sich selber; und er hat ihm Vollmacht gegeben, das Gericht zu halten, weil er der Menschensohn ist. Wundert euch darüber nicht. Denn es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören werden, und werden hervorgehen, die Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichts.

Johannes 5,1-29

I

Liebe Gottesdienstgemeinde!
Wir hören aus diesem übermächtigen Text: Jesus hat noch zu tun! Er kann sich noch nicht zufrieden zurücklehnen und nur noch geniessen. Denn auch Gott der Vater hat noch zu tun. Auch er kann nicht zufrieden zurückschauen auf ein Werk, das vollbracht und abgeschlossen ist. „Mein Vater wirkt bis auf diesen Tag“, sagt Jesus, „und ich wirke auch“. Arbeiten, wirken, schaffen: Muss man das? Immer und immer? Ist das gesund? Macht das gesund? Das ist die Frage, die uns heute das Evangelium stellt und beantwortet.

II

Gott, erzählt die Bibel auf ihren ersten Seiten, hat einmal alles gut erschaffen. Aber dieses ursprünglich Schöne ist verloren, durch unsere menschliche Schuld (1. Mose 1-3). Jetzt gibt es viele Menschen wie damals der

Ausdruck vom 28.10.2011

Mann am Teich von Betesda. 38 Jahre hat er gewartet, und nie hat sich einer über ihn erbarmt, immer ist ihm einer zuvorgekommen. Wie viele solche Menschen gibt es in unserer Stadt? Und ich selber? Warte nicht auch ich manchmal auf ein erlösendes Wunder, und es kommt nicht? Ich möchte, dass sich etwas bewegt, dass ich mich selber vergessen kann in einem frischen Lebensstrom. Aber die Wellen der Begeisterung schlagen nur kurz. In der Jugendkultur geht es besonders schnell: „Heavy Metal" war vor einigen Jahren das Neuste, jetzt ist es Altmetall. Martina Hingis – wer wird in zwanzig Jahren noch von ihr wissen? Aber auch in der Kirche: Wie viele begeisterte Aufbrüche hat es in der Kirche gegeben, und wie rasch waren ihre Fluten verebbt, wie viele Menschen möchten auch jetzt sich gesundbaden in einer geistlichen Ekstase, und immer kommen sie zu spät.

38 Jahre lang hat der Mann gewartet. War es Glaube, oder Aberglaube, dass man gemeint hat, wenn sich das Wasser im Teich bewege und man rechtzeitig hineinkomme, werde man gesund? Die Bibel sagt es nicht, es ist offenbar nicht wichtig. Wichtig ist: Jesus ist gekommen und hat den Mann gefragt: Willst du gesund werden? – Natürlich, denken wir, natürlich will der Mann gesund werden, was denn sonst? Ohne Gesundheit ist alles nichts. Was soll die Frage? Wer ist krank und will nicht gesund werden?

Der Mann hört gar nicht, was Jesus fragt. Er hat seine eigenen Fragen und kennt schon die Antwort: Es hilft mir ja doch keiner! Der Mann ist derart fixiert auf sein Problem, er weiss so gut, was nötig wäre, und warum es nicht geht, dass er gar nicht hört, was Jesus ihn fragt.

So sind auch wir oft ganz fixiert auf das, was wir als unsere Not und die mögliche Lösung sehen und hören nicht, wenn einer von der Seite her kommt und uns fragt: Willst du, dass dir geholfen wird? Oder ist es dir im Grunde wohl in deinen Nöten? Willst du gesund werden? Wenn Jesus uns so fragt, jammern auch wir rasch einmal: Die Kollegen helfen nicht. Oder: Das Geld reicht nicht. Die Gemeinde hat kein Verständnis. Die Politiker sind kurzsichtig dumm. So klagen wir.

Darum, liebe Gemeinde, hat Jesus viel zu tun. Er hat es schwer, wenn er hindurch dringen will. Aber er fragt uns: Willst du gesund werden? Ganz gesund? In deinem Innersten – frei von allem, was dich lähmt und tödlich krank macht? Gesund von allem, was hindert, dass dein Leben aus der Quelle des Lebens erfrischt wird? Willst du?

Jesus hat es schwer: Die einen sind beschäftigt mit den vielen Mitarbeitertrainings, Aktionstagen, marktanalytischen Strategien, zärtlich sen-

Ausdruck vom 28.10.2011

siblen Sprachregelungen und viel anderem, das drängt und lockt. Andere sind passiv, lahm. Sie versinken in Schwermut, Zweifel und Selbstmitleid; die Gedanken und Gefühle verwirren sich zu einem fettigen Knäuel von Kränkungen und Wünschen. Wie lange und wie geduldig muss sich da Jesus um uns kümmern! Er schickt uns liebevolle Mitmenschen, Nachbarn, Freunde, Glaubensgeschwister, die Anteil nehmen, und fragt uns: Willst du dich nicht auftun für ihre Liebe und ihnen wiederum deine Liebe schenken? Der Vater im Himmel gibt uns lichte Sommer- und Herbsttage. Aber wie rasch hängt es wie Nebel über dem Herzen, und wir sehen all dieses Gute nicht. Und umgekehrt: Wenn uns Gott viel äusserlich Gutes schenkt – wie schnell werden wir hochmütig, wollen noch mehr und noch mehr, wollen unser Geld und unseren guten Namen absichern und arbeiten und arbeiten und haben kaum je Zeit für ein Loblied und Dankgebet. Wie schwer hat es Gott, wenn er da an uns wirken will! Wie laut muss er predigen durch die Stimme des Schicksals, und wie vielfältig und beharrlich muss er uns mahnen und locken durch sein Wort, bis wir hören, was er uns sagt. „Mein Vater wirkt bis auf diesen Tag“, sagt Jesus, „und ich wirke auch“. Sie haben viel zu tun mit uns!

III

Darum kann es keine vollkommene Sabbatruhe geben. Und darum war es wirklich böse, als Jesus zum Dank für seine Wohltat nur zu hören bekam: Es ist Sabbat, da darf man kein Bett tragen. Das ist keine Kritik, die nur die damaligen Juden trifft. Noch viel mehr trifft es unsere Kultur und unseren flachen Optimismus. Wir haben ein Lebensgefühl entwickelt, dass wir denken, es sollte alles sich schön vollenden und zu einer wohl verdienten Ruhe kommen. Darum reden wir viel davon, dass man doch nicht ständig hetzen soll, wir spötteln über die Arbeitssüchtigen und klagen über den Leistungsdruck. Und ganz im Widerspruch dazu müssen viele, besonders in den verantwortlichen Stellungen, über alle Masse schaffen, Samstag und Sonntag und alle Nächte füllen sich mit Arbeit. Was wir reden und was wir tun, stimmt nicht überein. Wir leben in einer Doppelmoral, was die Arbeit und die sogenannte Freizeit betrifft.

Wie ein Signal für dieses Verlogene ist eine gedankenlose Redensart, die wir alle brauchen. Wir haben uns alle angewöhnt, vom „Wochenende“ zu reden. Eine Untergruppe der UNO hat festgelegt, dass ab dem 1. Januar 1976 der Sonntag nicht mehr der erste, sondern der letzte Tag der Woche

Ausdruck vom 28.10.2011

sein soll. Der Mittwoch liegt dann nicht mehr in der Mitte der Woche und trägt also einen falschen Namen, aber darum hat sich die UNO nicht kümmern können. Die mittlerweile allgemein verbreitete Rede vom „Weekend“ zeigt eine tief veränderte Einstellung zum Lauf der Zeit, eine Entchristlichung unserer Kultur, die an diesem Punkt viel mehr an die Substanz geht als alle Statistiken zeigen. Und sie weckt Erwartungen an das Leben, die das Leben nicht erfüllen kann.

Es ist noch nicht lang her: Als ich ein Kind war, hat man am Samstagabend rund um das Haus alles sauber gemacht, und dann wurde es ruhig und die Woche ist zu Ende gegangen. Am Sonntagmorgen hat eine neue Woche begonnen. Ein freier Tag wurde einem geschenkt, gleich am Anfang, ohne dass man es selber verdient hatte. Mit dem Klang der Glocken hat sich ein Frieden und ein göttlicher Glanz auf das Land gelegt. „Der Tag des Herrn“, der Tag der Auferstehung, ein neuer Anfang wurde geschenkt.

Dann ist der Wohlstand über unser Land gekommen, statt der Pfarrer haben die Journalisten zu predigen begonnen, und der Sonntag ist in das Wochenende eingegliedert worden. Statt dass wir die Woche beginnen mit einem geschenkten Tag, schliessen wir sie ab mit zwei Ruhetagen, die wir uns verdient haben. Statt dass die Glocken über das Land hin verkünden, was Gott getan hat und noch am Tun ist, verkündet der Geruch vom Grill, wie gut unser Leben geworden ist durch das, was wir leisten.

Darin zeigt sich, meine ich, etwas von der Lebenslüge unserer Zeit. Wir geben uns der Illusion hin, als könnten wir das Leben so gestalten, dass im Normalfall alles erfüllt und schön und gut wird. Nur ein paar Randgruppen haben noch Probleme. Wer aber ordentlich schafft, darf nach überstandener Mühe den Lohn geniessen.

Das ist gut gemeint, aber nicht wahr. Immer wieder klagen Menschen schmerzlich aufgewühlt: Kaum kommt die Pension und man möchte noch ein paar schöne Jahre haben, zeigt sich stattdessen eine Krankheit, oder ein Kind macht grosse Sorgen, oder eine späte Ehekrise zerstört das Glück, das man aufgebaut hat. Es stimmt nicht: Die Welt ist nicht in sich abgeschlossen und gut. Jesus muss noch wirken, und sein Vater auch. Erst wenn seine Stimme hindurchdringt in das Reich des Todes, erst wenn die Gräber sich auftun und Jesus alle, die Unrecht gelitten haben, hinausführt in den Glanz seiner Gerechtigkeit, erst da kommt Gottes Werk zu seiner Vollendung.

Ausdruck vom 28.10.2011

IV

Darum müssen auch wir unseren Teil tun.

Während der Woche müssen wir redlich arbeiten, wie es das vierte Gebot sagt: „Sechs Tage sollt du arbeiten“ (2. Mose 20,9). Im Schweisse des Angesichts, (oder, wenn man uns körperlich entlastet, in der Verspannung der Nerven) sollen wir unser Brot verdienen (1. Mose 3,19). Das ist oft mühsam, aber es macht auch Freude, Nützliches und Schönes zu schaffen! Auch wenn wir fünfundsechzig Jahre alt sind und die staatliche Gesetzgebung bestimmt, dass wir nicht mehr arbeiten müssen, dürfen wir doch nicht nur müssig gehen. Wenn es uns trifft, dass wir keine bezahlte Arbeit finden, haben wir doch zu tun, bis zuletzt. Solange wir gesund sein dürfen, gibt es in der Familie, in der Nachbarschaft und in der Gemeinde viele Menschen, die auf unsere Hilfe warten. Viele haben keine Zeit zum Beten und sind darauf angewiesen, dass andere für sie Fürbitte tun. Wir alle haben es nötig, dass kranke Mitmenschen mit ihrem Seufzen und Beten die Gnade Gottes auf uns herabziehen und uns täglich wieder hineinnehmen in die Schule des Erbarmens.

Am Sonntag haben wir alle erst recht geistlich zu tun. Jesus und sein Vater wollen an uns und mit uns schaffen. Auch das kann mühsam sein, wenn wir unbequeme Wahrheiten zur Kenntnis nehmen und uns an lange, manchmal steile Gedankenwege gewöhnen müssen. Es macht aber auch Freude, Gott zu loben, und es ist ein gewaltiger Trost, wenn er uns ans Herz rührt und wir aus dem Klagen herausfinden zum vertrauensvollen Gebet, in dem wir unsere Sorgen ablegen dürfen bei ihm.

Es gibt viel zu tun, unter der Woche so gut wie am Sonntag: „Mein Vater wirkt bis auf diesen Tag“, sagt Jesus, „und ich wirke auch“. Noch ist sein Werk nicht vollendet, noch ist nicht alles aufs Neue „sehr gut“ (1. Mose 1,31).

V

Denn das ist das andere, das wir jetzt am Schluss uns zu Herzen nehmen wollen aus dem Predigttext: „Der Vater hat das Leben in sich selber“, und so hat auch Jesus es bekommen, „das Leben in sich selber zu haben“. Uns Menschen aber ist das nicht gegeben, zum Glück! Es wäre schrecklich, wenn wir so, wie wir jetzt sind, leben müssten auf ewig, wenn all das, was jetzt unser Inneres verunstaltet, Neid, Missgunst, Hader, in Ewigkeit immer wieder in uns aufsteigen würde.

Ausdruck vom 28.10.2011

Wir haben das Leben nicht in uns selber. Wir müssen es von aussen aufnehmen. Jeden Augenblick wieder müssen wir es mit der Atemluft aufsaugen; täglich müssen wir es aus der Nahrung von Pflanzen und Tieren aufbauen. Nicht nur leiblich! Auch seelisch und geistig und geistlich müssen wir das Leben aufnehmen von aussen. Ein kleines Kind muss nicht nur leiblich genährt werden. Es muss auch geliebt werden, wenn es gedeihen soll. Wir haben es nötig, dass die Wertschätzung anderer Menschen, aber auch gute Lieder und schöne Bilder unsere Seele erfrischen. Vor allem anderen muss Gottes Wort unseren Geist nähren, die biblischen Geschichten, Gebete, Mahnungen und Zusagen müssen uns nähren, sonst verfällt der Glaube. Wir haben nicht das Leben bleibend in uns.

Das aber hat Gott der Vater und das hat der Sohn. Sie müssen ihr Leben nicht immer wieder von aussen aufbauen. Sie haben das ewige Leben in sich. Denn wenn der Sohn etwas Grosses leistet und von vielen geliebt wird, missgönnt ihm der Vater das nicht. Und wenn der Vater einen Dienst haben will, so leistet der Sohn ihn willig und ohne Zwang. Ihr Leben ist in sich gut und schön und gerecht, ohne jeden Schatten des Bösen, bleibend in sich.

An diesem ewigen Leben will Gott uns Anteil geben. Er fragt uns: Willst du gesund werden? Natürlich, denken wir, was denn sonst? Aber Gott fragt uns: Willst du wirklich gesund werden – gesund von der Sünde, dass alles Selbstbezogene und Verschlossene aufgebrochen wird für das Geheimnis der Liebe? Willst du gesund werden? Dann muss ich an dir wirken, muss dich gerecht und gut machen, bevor die Zeit an ihr Ende kommt und keine Veränderung mehr möglich ist. Dann muss ich dich leiten, auch durch Schmerzliches hindurch. Nicht nur unser Taufkind heute musste weinen. Auch uns macht es manchmal weh, wenn Gott uns anrührt.

Jesus ist uns vorangegangen in das Reich des Todes, er hat auch den Ort, wo das Licht der Sonne erlöscht, erfüllt mit dem Glanz seines Wortes; und er will, dass auch wir dieses Wort mit dabeihaben, wenn einmal dann die Zeit gekommen ist, dass man uns in ein Grab legt: Auch die Toten sollen die Stimme von Jesus hören.

Erst wenn wir im Todesschlaf endgültig genesen sind von allem Bösen und Hässlichen – erst dann sollen auch wir das ewige Leben empfangen, bleibend in Gott.

Gross ist dieses Versprechen! Und klein ist im Vergleich dazu alles, was Gott von uns haben will. Dann wird der Sabbat anbrechen, von dem der Hebräerbrief sagt, es sei noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes

Ausdruck vom 28.10.2011

(Hebräer 4,9). Die Woche dieser Weltzeit wird an ihr Ende kommen, und wir werden – im Klang der Glocken und im Geruch des fetten Mahles, das dem Gottesvolk bereitet ist – geniessen, was der Vater gewirkt und der Sohn an uns getan hat: „Es kommt die Stunde – und ist schon –, dass die Toten hören werden die Stimme des Sohnes Gottes, und die sie hören werden, die werden leben!“
Amen.

Sonntag, 1. Juni 1997

Ausdruck vom 28.10.2011

Erntedankgottesdienst

Ein jedes nach seiner Art

1. Mose 1,9-13

Lesung	Johannes 12,20-26
Psalm	104
Lied	„Wir pflügen und wir streuen“

Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Orte, dass man das Trockene sehe. Und es geschah so. Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sah, dass es gut war.

Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringe, und fruchtbare Bäume auf Erden, die ein jeder nach seiner Art Früchte tragen, in denen ihr Same ist. Und es geschah so. Und die Erde liess aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringt, ein jedes nach seiner Art, und Bäume, die da Früchte tragen, in denen ihr Same ist, ein jeder nach seiner Art. Und Gott sah, dass es gut war.

Da ward aus Abend und Morgen der dritte Tag.

1. Mose 1,9-13

I

Liebe Gemeinde!

„Alles fliesst“, soll Heraklit, einer der ersten grossen Philosophen gesagt haben: alles bewegt und verändert sich, nichts bleibt, wie es ist, und darum kann niemand zwei Mal in denselben Bach steigen. So verfestigt sich ein einfacher Gedanke zu einem Weltbild und verhindert, dass wir die Wirklichkeit bedenken, wie sie ist. Heraklit hat das oft zitierte Wort nie so formuliert. Er wusste, dass man die Dinge differenzierter wahrnehmen muss. Es führt das Verstehen in die Irre, wenn man pauschalisierend sagt, dass „alles“ fliesse. Vieles fliesst. Anderes, sehr vieles, ist fest gefügt.

Carl von Linné, der grosse Biologe, der vor 250 Jahren den Pflanzen die zweiteiligen lateinischen Namen gegeben und so die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse auf eine epochale Weise in weiterführende Bahnen gelenkt hat, schreibt einmal: Was wir mit viel Mühe in der Welt allmählich erkennen, „ist derart gewaltig und vielfältig, dass wir auf unserer gehetzten

Jagd nach Allem schliesslich das Meiste nicht erkennen“. Wer hastig alles erkennen möchte, versteht zuletzt nichts. Wer wirklich erkennen will, sagt Linné, muss beides tun: Auf Distanz gehen und versuchen, etwas von dem grossen Ganzen zu erfassen, und sich gleichzeitig hinabbeugen und sich liebevoll den kleinsten Details widmen. Wer das tut, wird aus dem Staunen nicht herauskommen. Je mehr sich ein Mensch eine solide Kenntnis der Natur erwirbt, schreibt Linné, umso inniger und klarer wird er das Bewundernswerte betrachten und wird schliesslich auch ein Stück weit verstehen, was für Absichten der Schöpfer hat mit den Aufgaben, die er einem jeden von uns anvertraut hat.

II

Liebe Gemeinde! Die Geschichten am Anfang der Bibel fassen das „Prinzip“ des Daseins in scheinbar ganz einfache, naive Worte und wollen uns so dazu verhelfen, dass wir nicht mit einer pauschalen Idee an dem Wunderbaren des Lebens vorbeigehen, sondern mit kindlichem Respekt zu Herzen nehmen, was der Schöpfer mit seinen Werken zur Voraussetzung für alles gemacht hat. In den Versen, denen wir in der heutigen Predigt folgen, ist die Rede von dem Schöpfungswerk, aus dem der dritte Tag wird. Auch hier ist es wieder so, dass Gott seinen Werken einen Namen gibt und mit diesem Namen die unsichtbare und die sichtbare Welt verbindet, so dass wir uns etwas vorstellen können unter dem, was uns gesagt wird. Auch hier müssen wir aber aufpassen, dass wir nicht materialistisch meinen, mit den Werken der Schöpfung sei nur eben die sichtbare Welt gemeint.

Es ist ein zweifaches Werk, das den dritten Tag hervorbringt. Zwei Mal betrachtet der Schöpfer, was aus seinem Befehl wird, und zwei Mal spricht er darüber das Urteil: Es war gut.

III

Zuerst ist gut, dass die Wasser sich sammeln. Was als übermächtige Fluten unter der Feste des Himmels alles Leben bedroht, was wir erleben in der Gestalt sichtbarer Wassermassen, wie sie jetzt über die Küsten Amerikas hinweg gegangen sind und Menschen und Tiere in den Tod gerissen haben, aber fast unheimlicher noch auch die Fluten, die eine Seele füllen mit Trauer und hilflos stumpfer Müdigkeit, so dass ein Mensch hinabgezogen wird in einen Strudel bodenlos dunkler Gefühle und sich am Ende

Ausdruck vom 28.10.2011

fortschwemmen lässt in den Tod – all diese Fluten sind vom Schöpfer gesammelt, gebannt, dass sie das Leben nicht ertränken können. Zwar sind diese Wasserfluten vorhanden, übermächtig, voll Unheil bedrohen sie uns Erdenbewohner. Wir sollen sie fürchten und einen gewaltigen Respekt haben vor diesem Unheimlichen. Aber wir sollen doch auch wissen: Diese Fluten müssen dem Befehl des Schöpfers gehorchen und können nichts vollbringen, das auf Dauer sein schönes Werk verderben kann.

IV

Das zweite, das der Schöpfer getan hat, damit der dritte Tag Wirklichkeit wurde: Er gibt der Erde Befehl, dass sie Gras und Kraut hervorbringt, und Bäume, die Früchte tragen, in denen der Same ist, so dass sie ihr Leben weiter und weiter fortpflanzen können. Die Erde ist fest – so fest, dass sie ein wunderbar reiches Leben hervorbringen kann. Nichts könnte entstehen, wenn alles nur fliessen, wenn gestaltlos eines in das andere verschwimmen würde. Alles Lebendige braucht den Boden, auf dem es stehen, in dem es Wurzel schlagen kann. Aber, und das ist das Wunderbare: Aus dieser festen Erde beginnt ein reiches Leben … irgendwie doch auch zu fliessen! Der hebräische Grundtext macht das lautmalerisch hörbar: Dadsche ha'aretz desche, esev masrija sera, ez pri ose pri lemino … Aus einem fest gefügten Körper spriessen, sprudeln fast ebenso fest geformte und doch bewegliche Körper. Das Leben mit seiner unbegreiflichen Fähigkeit, sich zu erneuern, das Leben, das nur lebendig ist, wenn es sich selber verschenkt und hingibt und so vermehrt – dieses unerklärliche Phänomen tritt ins Dasein. Carl von Linné schreibt einmal: Ein winzig kleines Samenkorn, ja, der noch viel, viel winzigere Embryo eines Samenkornes lässt einen gewaltigen Baum wachsen, und wo das geschieht, geschieht nichts anderes, als dass die Erde getränkt wird mit Wasser, und dann wird diese Erde durch die Kraft und den Willen dieses winzigen Pünktleins verwandelt in ein Meer von grünen Blättern und saftigen Früchten. Es ist, als ob die Erde selber zu fliessen beginne.

Aber nicht gestaltlos, ungeformt, sondern „jeder nach seiner Art". „Ein jeder nach seiner Art", heisst es betont, drei Mal, in den fünf Versen. Das Leben geht weiter, immer weiter, in unzählbar viel tausend mal tausend Formen. Aber es geht auf diese Weise beständig und zuverlässig und wohl geordnet weiter. Wenn ich Birnenkerne in die Erde lege, wächst ein Birnbaum und keine Distel, und wenn die Brennnesseln aussamen, darf ich

Ausdruck vom 28.10.2011

nicht hoffen, dass Himbeerstauden wachsen. Das Leben verbreitet sich mit einer wunderbaren Kraft, füllt das Erdreich … Aber nicht wie Wasserfluten, sondern als ein grüner Strom eines unerschöpflich reichen Lebens, das an die Erde gebunden und nach Arten geordnet ist.

V

Liebe Gemeinde!

„Ein jeder nach seiner Art", sagt das Bibelwort. Daraus haben die Menschen früherer Generationen die Meinung gewonnen, die Schöpfung sei abgeschlossen, die Pflanzen- und die Tierarten seien gezählt, die Vielfalt des Lebens sei zwar unermesslich reich, aber doch ein für alle Mal in die unterschiedlichen Arten aufgeteilt. Eine elementare Ruhe und Beständigkeit ist so in das Denken und Wollen der Menschen gedrungen. Vor gut 130 Jahren hat demgegenüber Charles Darwin einen neuen Gedanken in die Welt gesetzt. Die Arten selber, meinte er, verwandeln sich, gehen von einer niedrigeren in eine immer höhere über, so dass die Arten in einem evolutionären Prozess sich selber vervielfältigen und immer reicher werden – mit einem offenen Ende. Aus dieser Sicht haben die Menschen einen unerschütterlichen, geradezu religiösen Fortschrittsglauben gewonnen. Eine grosse Dynamik, der Wunsch nach immer höher greifenden Entwicklungsschritten hat die Menschen erfasst. Am Ende seiner Ausführungen schreibt Darwin: „Es ist begreiflich, dass der Mensch einen gewissen Stolz empfindet darüber, dass er sich auf den Gipfel der organischen Stufenleiter erhoben hat; und die Tatsache, dass er sich so erhoben hat (anstatt von Anfang an dorthin gestellt zu sein) mag ihm die Hoffnung auf eine noch höhere Stellung in einer fernen Zukunft erwecken." Das war und ist eine Lebenssicht, die viele Menschen optimistisch gestimmt, aber auch hochmütig und rücksichtslos ihrem vermeintlich niedrigen Ursprung gegenüber gemacht hat. Die Erde und die Pflanzen und Tiere waren nur noch das Material, das wir Menschen zu unserer Höherentwicklung verbrauchen.

Und was noch schrecklicher war: Die Vorstellung, dass die Arten sich in andere Arten weiterentwickeln, hat die Menschenmassen nicht nur bezaubert, so dass sie von einer herrlichen Zukunft zu träumen begannen, in der ein Übermensch verwirklichen werde, was wir Menschen mit unseren irdischen Bindung nicht zu verwirklichen vermögen. Als Kehrseite dieser hochmütigen Vorstellung haben andere Menschen unglaublich dumm gemeint, sie müssten die eigene, vermeintlich höhere Art bewahren vor

Ausdruck vom 28.10.2011

der Gefahr, dass sie „entarte“. Eine „nationalsozialistische Partei“ wollte vor allen anderen die deutsche Art bewahren vor der Verwandlung in vermeintlich niedrigere Arten. Unheimliche Fluten von Grausamkeit haben deswegen das Glück unzählig vieler Menschen weggespült.

VI

Am Anfang der Bibel aber, liebe Gemeinde, wird uns das Werk des Schöpfers verkündet, der das Leben aus der Erde hervorruft und die Lebewesen begabt mit der geheimnisvollen Macht, ihr Leben weiterzugeben, „ein jeder nach seiner Art“. Alles fliesst, alles verändert sich, alles kommt und geht und kehrt verwandelt wieder. Aber nicht irgendwie, sondern so, dass die Erde allem Form und Gestalt, Grenze und Halt gibt, sein je artgemässes Leben. Aus der Erde wächst, was auch uns Menschen das Dasein ermöglicht. Aus dem Humus erhält alles Humane seine wahre Würde, und wir sollen uns darum nicht überheblich strecken nach dem, was mehr ist als Menschenart, sollen nicht rücksichtslos mehr aus der Erde hervorholen wollen, als was in ihr ist, sondern wir sollen bescheiden, demütig, erdverbunden – „human“ – uns genügen lassen an dem, was unserer menschlichen Art entspricht.

Wenn wir uns in dieser Weise menschlich bescheiden, kommt das Staunen zurück, das die alten, grossen Naturforscher mit einer kindlichen Freude über die Vielfalt und die unglaubliche Schönheit der Arten erfüllt hat. Man lese, wie Carl von Linné mitten in seinen wissenschaftlichen Erörterungen ausbricht in ein Lob der schönen Blumenwiesen. Mit einer solchen urtümlichen Verwunderung kommt vielleicht in unser Machen und Planen wieder die Fruchtbarkeit zurück, und mit ihr wieder eine wahre Kinderliebe. Wir müssen nicht gehetzt aus unserer Lebenszeit das Maximum und noch ein bisschen mehr herauszupressen versuchen. Wir dürfen uns verwundern, in was für eine Fülle des Lebens, in was für eine zuverlässig geordnete Welt wir hineingestellt sind. Auf unseren Feldern wächst noch immer das Korn, wo wir Korn ausstreuen, und in unseren Rebbergen reifen die Trauben, wo der Rebstock gepflanzt ist, und auf unseren Wiesen nähren sich die Kühe von den Gräsern und Kräutern, die uns noch immer die frische, weisse Milch geben. Gott sei Dank müssen wir nicht selber die Welt ständig neu erfinden! Gott sei Dank, müssen wir nicht parlamentarisch vereinbaren, was die rechte Art für Menschen, Pflanzen und Tiere

Ausdruck vom 28.10.2011

sei. Gott sei Dank, hat der Schöpfer das alles getan und hat selber dem Leben die Kraft verliehen, sich zu erneuern – jedem nach seiner Art!

VII

Wir haben gehört: Darin liegt ein noch tieferes Geheimnis verborgen. Jesus Christus ist das Weizenkorn, das in die Erde gefallen ist und jetzt seine unsagbar gute Frucht bringt (Johannes 12,24). Er ist in die Fluten des Unheils getaucht, hat die Angst des Todes gekostet und die Mächte des Verderbens mit sich in die Erde, ins Grab genommen. Er gibt nun sein ewiges Leben weiter durch den Samen seines Wortes. Wir dürfen hören von dem Opfer seiner Liebe, von der Barmherzigkeit, mit der er die Kleinen umfangen und die Kinder gesegnet hat (Markus 10,13-16), und dürfen darauf vertrauen, dass er sein ewiges Leben nun fortpflanzt nach seiner göttlichen und menschlichen Art, so dass auch wir zu opfermutigen und barmherzigen Lebewesen werden.

Möge uns wieder die kindliche Verwunderung über die Gabe des Lebens ergreifen, und möge in diese Verwunderung hinein der Same des Gotteswortes fallen! Möge der Glaube in unseren Herzen Wurzel fassen und reifen, so dass wir Anteil bekommen an dem Leben, das Gott uns geben will durch Jesus, den Christus: das Leben, das gerecht, heilig, wahrhaftig gut und darum auch ewig lebenswert ist.

Der Schöpfer, liebe Gemeinde, ist reich. Seine Werke sind unermesslich. Er hat es nicht nötig, dass wir ihm unser Leben anvertrauen. Aber wir haben es nötig, dass sein Wort uns mehr und besseres gibt, als wir selber aus uns heraus entwickeln können. Wir alle werden vom Strom der Zeit weggeschwemmt. Wenn aber der Same des Gotteswortes in unsere Herzen dringt und in ihnen eine Demut findet und die Geduld des Glaubens, den Humus, in dem es Wurzel schlagen kann (Lukas 8,15), dann bringen auch wir die Frucht, die würdig ist den Lebewesen, an die sich der Schöpfer gewandt hat mit seinem Wort.
Amen.

Erntedankgottesdienst, Sonntag, 14. September 2008

Ausdruck vom 28.10.2011

20. Sonntag nach Trinitatis

Die zwei werden ein Fleisch sein

Matthäus 19,1-15

Lesung	Hebräer 5,7-9
Psalm	119,101-108
Lied	„Die güldne Sonne“

Und es begab sich, als Jesus diese Reden vollendet hatte, dass er sich aufmachte aus Galiläa und kam in das Gebiet von Judäa jenseits des Jordans; und eine grosse Menge folgte ihm nach und er heilte sie dort. Da traten Pharisäer zu ihm und versuchten ihn und sprachen: Ist’s erlaubt, dass sich ein Mann aus irgendeinem Grund von seiner Frau scheidet? Er aber antwortete und sprach: Habt ihr nicht gelesen: Der im Anfang den Menschen geschaffen hat, schuf sie als Mann und Frau und sprach (1. Mose 2,24): „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seiner Frau hängen, und die zwei werden ein Fleisch sein“? So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!

Da fragten sie: Warum hat dann Mose geboten, ihr einen Scheidebrief zu geben und sich von ihr zu scheiden?

Er sprach zu ihnen: Mose hat euch erlaubt, euch zu scheiden von euren Frauen, eures Herzens Härte wegen; von Anfang an aber ist’s nicht so gewesen. Ich aber sage euch: Wer sich von seiner Frau scheidet, es sei denn wegen Ehebruchs, und heiratet eine andere, der bricht die Ehe. Da sprachen seine Jünger zu ihm: Steht die Sache eines Mannes mit seiner Frau so, dann ist’s nicht gut zu heiraten. Er sprach aber zu ihnen: Dies Wort fassen nicht alle, sondern nur die, denen es gegeben ist. Denn einige sind von Geburt an zur Ehe unfähig; andere sind von Menschen zur Ehe unfähig gemacht; und wieder andere haben sich selbst zur Ehe unfähig gemacht um des Himmelreichs willen. Wer es fassen kann, der fasse es!

Da wurden Kinder zu ihm gebracht, damit er die Hände auf sie legte und betete. Die Jünger aber fuhren sie an. Aber Jesus sprach: Lasset die Kinder und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen; denn solchen gehört das Himmelreich. Und er legte die Hände auf sie und zog von dort weiter.

Matthäus 19,1-15

I

Liebe Gemeinde!
Als man Kinder zu Jesus gebracht hat und von ihm wollte, dass er ihnen die Hände auflege, haben das die Jünger als unpassend empfunden und wollten die Kinder nicht in der Nähe von Jesus haben. So gibt es immer wieder die Tendenz, dass man die Kinder als störend empfindet. Sie verstehen ja noch nichts, sagt man, darum können wir sie nicht taufen. Oder: Eine volle Gleichberechtigung der Frau im Beruf kann es nur geben, wenn man die Kinder nicht in der Familie haben muss, sondern sie kollektiv erzieht, schreibt Friedrich Engels im Kommunistischen Manifest, eine analytisch scharfe Erkenntnis, die bei uns unter neuen Vorzeichen wieder Macht gewinnt.

Aber Jesus sagt: Bei mir geht es nicht ums Verstehen und nicht um das, was ein Mensch im Kollektiv oder für sich allein schaffen und leisten kann. Bei mir geht es um das Leben – das Leben, so unbegreiflich stark und schön wie es ist in seinem Ursprung. Darum will Jesus die Kinder dabei haben, will sie leibhaftig an sich herankommen lassen und ihnen die Hände auflegen. Denn das grosse Geheimnis, in das wir Jahr für Jahr vom Advent bis zum Ewigkeitssonntag hineingenommen werden, gehört Menschen, die es aufnehmen können mit einem ursprünglichen Vertrauen, wie es oft den Kinder gegeben ist.

II

Die Kinder aber bringt nicht der Storch und sie fallen nicht vom Fliessband einer kollektiven Produktion. Ihr Leben stammt aus der leibhaften Vereinigung eines Mannes mit einer Frau.

Wir nennen diese Vereinigung „Ehe“. Merkwürdig ist, dass in der Bibel das Wort „Ehe“ nirgendwo vorkommt. In der ganzen Bibel ist nirgendwo abstrakt und allgemein von der Ehe die Rede, und schon gar nicht wird uns definierend gesagt, was die Ehe zu einer Ehe macht. Nur indirekt ist von der Ehe die Rede, wenn uns verboten wird, sie zu brechen (2. Mose 20,14). Was die Ehe ist, wird in der Bibel begrifflich nur negativ fassbar. Es ist eine Realität, die uns leibhaftig trägt und umgibt, bevor wir etwas verstehen.

Tatsächlich ist die Ehe in jeder Kultur wieder ein bisschen etwas anderes. Andere Länder, andere Sitten, andere Zeiten, andere Ausgestaltungen der Ehe. Mit dem Bibelwort tut Gott also beides: Er lässt uns hören, dass die Ehe sein Wille und Werk ist, und dass wir unsere Finger lassen sollen

Ausdruck vom 28.10.2011

von diesem seinem Werk. Wir sollen die Ehe respektieren und heilig halten. Denn sie ist nicht unser, sie ist Gottes Werk. Aber gleichzeitig sollen wir auch wissen: Wie die Ehe Gestalt nimmt, will Gott selber definieren, in jeder Zeit wieder etwas anders.

Das Problem heute ist also nicht, dass die Ehe sich wandelt und wir deutlich spüren, dass die alten Formen für die eheliche Gemeinschaft nicht mehr recht tragen. Das Problem ist der Hochmut, dass wir meinen, wir könnten die Ehe selber konzipieren und neu erfinden nach unseren Vorstellungen von Lebensglück, Gerechtigkeit und Zukunftsvision. Dieser Hochmut ist beim näheren Zusehen unglaublich dumm. Denn wir können das Leben nicht modellieren nach diesem oder jenem Idealbild.

Gerade in der Verbindung von Mann und Frau erleben wir heute vielleicht deutlicher als die Menschen vor uns, wie wenig wir uns selber in unserer Hand haben, wie ohnmächtig wir dastehen, wenn es darum geht, uns selber zu beherrschen. Noch nie zuvor hat man den Menschen so viel psychologische und sexologische und soziologische und andere logische Hilfe angeboten wie heute. Reihenweise Bücher geben uns Tipps und Tricks, wie wir eine glückliche Ehe führen können. Telefonbuchseiten lang finden wir die Adressen von Lebensberatern, die oft auf allgemeine Kosten unzählig vielen ihre Begleitung anbieten. Zahllose Institutionen und Behörden sorgen für das Wohl der Familien. Noch nie zuvor wurde so viel getan, damit die Menschen glücklich werden mit ihrer Liebe. Aber mit welchem Erfolg? Sehen wir nun tatsächlich, wie alle Menschen immer glücklicher werden? Sehen wir nicht vielmehr, wie wenig wir unser Glück in unserer Hand haben?

Jesus sagt: Nicht wir Menschen können uns selber verbinden und vereinen. Gott will das tun. Er will Mann und Frau zusammenfügen.

Er tut das so, wie er überhaupt seine Werke tut.

III

Martin Luther beschreibt es in seiner Ordnung für den Hochzeitsgottesdienst. Jedem Brautpaar soll der Pfarrer sagen: „So hört nun das Kreuz, das Gott auf den Ehestand gelegt hat“. Gott tut sein Werk, er fügt Mann und Frau zusammen, indem er auch ein Kreuz auf die Ehe legt. Der Frau ist von Gott gesagt: „Ich will dir viel Mühsal schaffen, wenn du schwanger wirst, unter Mühsal sollst du Kinder gebären … “ Und zum Mann ist gesagt: „Mit Mühsal sollst du dich nähren dein Leben lang. … Im Schweisse

Ausdruck vom 28.10.2011

deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist“ (1. Mose 3,16-19). Mühsal, Schmerz, Schweiss und am Ende der Tod: Das ist es, was Luther den jungen Eheleuten mit auf ihren Lebensweg gegeben haben will. Das ist es, was eine Ehe zu einer christlichen Ehe macht: Das Wissen um dieses Kreuz und die Bereitschaft, es zu tragen. Von Anfang an soll klar sein: An der Quelle des Lebens, am Ursprung aller Liebe steht derjenige, der unter dem römischen Statthalter Pontius Pilatus *sein* Kreuz getragen hat. Ihn haben die Mächtigen verworfen, verurteilt, verspottet, geplagt und schliesslich getötet. Er aber ist zum Geber und Vollender aller wahren Liebe geworden!

Darum, soll der Pfarrer den jungen Eheleuten nach Luthers Vorschlag sagen, sollt auch ihr *euer* Kreuz tragen. Nicht das Kreuz Jesu sollen sie tragen! Das hat er für sie getan. Aber *euer* Kreuz sollt ihr tragen. Von Anfang an sollt ihr wissen: Ihr habt nicht ein Recht, glücklich durchs Leben zu gehen. Ihr dürft nicht die Lasten von euch weg auf andere schieben. Ihr dürft nicht erwarten, dass es euch gut geht, und wenn nicht, dann muss jemand schuld daran sein und man muss das auf jeden Fall ändern. Ihr habt eure Ehe geschlossen im Vertrauen auf Christus, und er hat alle gerufen, ihr Kreuz zu tragen. Darum gibt es über jeder Ehe ein Kreuz.

Wohl verstanden: Jesus will nicht, dass wir uns selber das Leben schwer machen. Er will nicht, dass wir uns ein Kreuz aufladen, das nicht mit unseren Lebensaufgaben gegeben ist. Jesus will, dass wir das Schwere auf uns nehmen, das sich aus unseren Stellungen und ihren Pflichten ergibt, dass wir dulden, was die Liebe zu unserem Nächsten von uns fordert.

Und er will, dass wir das tun mit Vertrauen zu ihm und in seiner Nachfolge. Dann ist das Mühsame nicht nur mühsam, und das Leidvolle ist kein blosses Schicksal. Es wird zu einem Kreuz. Gott nimmt dieses Kränkende und Schmerzliche in seine Hand, stellt es in den Kontext dessen, was Christus getan hat und tut, und macht so aus dem Leidvollen ein Werkzeug in seiner Hand, mit dem er dafür sorgt, dass wir am Ende gerecht dastehen vor ihm. Gott sorgt dafür, dass uns zum Guten dienen muss, was uns drückt und demütigt (Römer 8,28). Gregor der Grosse hat gesagt: Gott sorgt dafür, dass andere uns ertragen, und macht uns selber tragfähig, so dass wir unseren Platz bekommen in dem grossen Werk der Liebe, das Gott an einer Generation nach der anderen tut.

Was Gott „zusammengefügt“ hat, soll kein Mensch scheiden, lauten unsere Übersetzungen. Wörtlich kann man übersetzen: Was Gott „unter

Ausdruck vom 28.10.2011

ein Joch gespannt“ hat. – Darum: Hört das Kreuz, und habt den Mut, es zu tragen!

IV

Liebe Gemeinde! Wenn die Sache mit der Ehe so steht, haben die Jünger von Jesus damals gesagt, dann ist es für den Mann nicht gut zu heiraten. Auch heute sagen viele: So wie es mit der Ehe steht, ist es besser, nicht zu heiraten. Die Lust aneinander können wir auch so haben, warum das Risiko, sein Lebensglück an einen anderen Menschen zu binden? Wozu sich binden an eine nächste Generation und eine Verantwortung übernehmen über die eigene Lebenszeit hinaus? Darum werden wir immer seltener gestört von Kindern und tragen auch hier in diese Kirche immer seltener Kinder, damit das Wasser der Taufe sie leibhaft mit Jesus verbinde.

Umso dankbarer wollen wir sein, wenn es doch geschieht! Denn *wenn* es uns gegeben ist, dass Mann und Frau sich finden und dass ihre Gemeinschaft die kurze Zeit ihres Lebens Bestand hat, und wenn diese Gemeinschaft zu einem Ort wird, wo man sich übt in der geduldigen Liebe und eine neue Generation den Willen und die Kraft findet für die Mühen und Kämpfe, die auf sie wartet – wenn uns das gegeben ist, dann ist das nicht unser Verdienst! Es ist Gottes Gnade. Es ist sein Werk. Er fügt die Menschen zusammen, erhält ihre Liebe und macht sie fruchtbar an Leib und Seele. Und was er damit tut, von dem will er, dass wir es respektieren und uns nicht vergreifen an diesem seinem göttlichen Werk. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.

V

Aber, fragen die Pharisäer, warum hat dann Mose das Gebot erlassen, dass ein Mann einen Scheidebrief schreiben und seine Frau entlassen darf? Auch wir fragen mit guten Gründen: Sollen Menschen einfach ein Leben lang aneinander leiden? Wenn in einer Ehegemeinschaft ganz offensichtlich alles verfahren ist, wenn Ehepartner sich gegenseitig nur kränken und erniedrigen – ist es da nicht besser, sich den Scheidebrief zu geben? So fragen auch wir, ich denke: Je älter wir werden und je mehr wir wissen von dem Leidvollen in mancher Ehe, umso drängender fragen wir so.

Nein, hat Mose gesagt: Man muss nicht alles leiden. Es ist erlaubt, einen Scheidebrief zu schreiben (5. Mose 24,1). Und Jesus erklärt, warum

Ausdruck vom 28.10.2011

das tatsächlich gesetzlich erlaubt sein muss – gesetzlich erlaubt, obschon es dem Willen Gottes widerspricht und sein Werk zerstört! Jesus sagt: Ihr Menschen habt ein hartes Herz. Wörtlich kann man übersetzen: Ihr habt ein staubiges, trockenes, ein pulverisiertes Herz. Man kann an diesem Herzen ersticken. Jeder sieht und spürt nur sich selber, alles wird winzig klein und kümmerlich hart. Da ist es womöglich zuletzt soweit, dass die ursprüngliche Wahrheit des Lebens ganz verschüttet ist und nichts mehr atmen und gedeihen kann. Da zeigt sich, wie ohnmächtig wir Menschen sind, und es ist dann tatsächlich gesetzlich erlaubt, einen Scheidebrief zu schreiben. Aber das Gesetz schafft Zorn. Es deckt die Sünde auf und treibt, wenn es sein Werk vollenden darf, einen Menschen zur flehentlichen Reue (Psalm 51,1-6; Römer 3,4.20; 4,15; 7,10). Das Gesetz ist keine Quelle des Lebens und der Liebe. Wenn eine Ehe geschieden werden muss, ist das einmal mehr ein Zeugnis dafür, wie lieblos hart unsere Herzen sind.

VI

Wer aber – wer schreibt den Scheidebrief? Wer hat das Recht und die traurige Pflicht, eine Ehe zu scheiden?

Mose sagt: Der Mann. Zu seiner Zeit gab es noch keinen Staat mit einem geordneten Justizapparat. Damals gab es nur die Familie und Sippe, und in ihnen haben die Männer entschieden. Darum heisst es bei Mose ganz selbstverständlich: Der Mann schreibt den Scheidebrief. Dieses Gebot war ein kleiner Schutz der Frauen vor der Willkür der Männer. Die Männer durften ihre Frauen nicht einfach schicken und am nächsten Tag wieder zurückfordern, je nach Gutdünken. Sie mussten sich überlegen, was sie taten, und ihren Frauen einen ordentlichen Scheidebrief mitgeben, wenn sie sie zurück zu ihren Familien schicken wollten. Und mussten dann zusehen, wie diese Familie darauf reagierte. Jede Familie war Richter in eigener Sache, und wenn ein Mann einen Scheidebrief schrieb, war die Angelegenheit noch lange nicht erledigt. Die Familien mussten die Sache untereinander ausmachen, und das konnte auf grausam blutige Weise geschehen (wie 1. Mose 34 beispielhaft erzählt). Später wollte die Kirche Zwangsheiraten verhindern und der Liebe einen noch grösseren Schutz vor Willkür bieten. So ist die Ehe im Mittelalter mehr und mehr zu einer Sache des kirchlichen Rechts geworden. Schon Luther wusste aber nur zu gut, was man sich damit aufgeladen hatte. Darum hat er zuerst einmal gesagt: Die Ehe ist eine weltliche Sache. Sie gehört ins Ratshaus. Aber im Rats-

Ausdruck vom 28.10.2011

haus war man damals auch nicht dumm. Man wusste auch dort: Wenn man sich in Ehesachen einmischt und diese mit dem Recht einer gesetzlichen Ordnung zu bewältigen versucht, kann man sich daran fast nur die Finger verbrennen. So haben die Fürsten und Ratsherren die Verantwortung für die Ehe zurück zu den Kirchenleuten geschoben. Schliesslich haben über drei Jahrhunderte hin im sogenannten Chorgericht dann Rats- und Pfarrherren miteinander das Recht der Ehe zu sprechen versucht. Luther hat selber erfahren, wie sehr man sich dabei tatsächlich vergreifen kann, gerade wenn man ein gnädiges Urteil zu finden versucht.

Nach der Französischen Revolution war man in den Ratshäusern nicht mehr so klug. Im modernen, liberalen Staat hat man zuerst einmal gemeint: Wir müssen Gott und die Kirche draussen halten. Die Ehe ist ein rein ziviler Vertrag, und der Staat kann und soll garantieren, dass dieser Vertrag eingehalten wird. Im Schweizerischen Zivilgesetzbuch war es gut hundert Jahre lang der stolze Anspruch des Staates, dass er in Ehesachen über Schuld und Unschuld entscheiden und Recht sprechen könne. Seither ist aber auch der moderne Staat wieder auf die Welt gekommen. Seit der letzten Gesetzesrevision verzichtet man in Ehesachen darauf, die Schuldfrage auch nur zu stellen, und die Staatsmacht beschränkt sich wieder auf das, was Mose gefordert hat: Sie stellt am Ende den Scheidebrief aus und regelt, was man bei einer Scheidung unbedingt regeln muss. Den Anspruch, über Recht und Unrecht zu entscheiden, hat der moderne Staat stillschweigend aufgegeben.

In der Folge haben wir fast wieder einen Zustand wie in der alten, archaischen Gesellschaft: Die Familien entscheiden selber – die Männer, aber neu auch die Frauen: Alle entscheiden selber, was mit ihrer Ehe geschieht und was dabei Recht und was Unrecht ist. Und normalerweise, stelle ich fest, sprechen die meisten alle und niemanden schuldig, wenn es zu einem Scheidebrief kommt. Alle sind mitschuldig, beteuern die Beteiligten, die anderen zwar vielleicht ein bisschen mehr, aber niemand ganz allein. So versucht man sich zu helfen, indem man Verständnis zeigt und sich gegenseitig entlastet. Alle sind Opfer von Missverständnissen, unglücklichen Entwicklungen und bedauernswerten Überforderungen. Besonders in christlichen Kreisen ist dabei ein Gedankenmuster üblich geworden, das schon der kluge Erasmus ins Spiel gebracht hat: Wenn es zu einer Scheidung kommt, erklärt man sich das so, dass es gar keine Ehe war, in der man gelebt hat, und dass es also nicht ein göttliches Werk ist, das man antastet. Es war nur ein Irrtum: Alle haben gemeint, bei der Gemeinschaft

Ausdruck vom 28.10.2011

zweier Menschen handle es sich um eine Ehe. Im Grunde aber, recht gesehen, war es gar nicht Gott, der die beiden zusammengefügt hat, sondern nur ein eigener, menschlicher Wille. Ihre Ehe war nicht von Gott gestiftet, und also ist auch ihre Scheidung keine Schuld, sondern die Konsequenz aus einer neuen, höheren, befreienden Erkenntnis. So entlastet man sich auf eine typisch moderne Weise: Statt von Schuld und Sünde spricht man von Irrtum und falscher Meinung und erhofft sich die Erlösung aus einer aufklärerischen, höheren Einsicht.

Solche Spitzfindigkeiten aber, liebe Gemeinde, verdecken auf unheilvolle Weise die Realität – die Realität nämlich, dass wir ganz elementar darauf angewiesen sind, dass Mann und Frau von Gott zusammengefügt werden und dass er die Ehegemeinschaft erhält. Keine Gesellschaft, kein Volk kann auf die Dauer bestehen und das Leben weitergeben, wenn nicht Gott dieses Werk tut. Dazu muss er – in der einen oder anderen Form – den Ehen Bestand und Tragkraft verleihen. Gerade wenn uns neue Formen für das Zusammenleben von Mann und Frau Not tun, sind wir um so dringender angewiesen auf das gnädige Wirken Gottes, müssen seine Gaben um so höher in Ehren halten und können umso weniger einfach selber definieren, was doch nur er schenken und wirken kann. Sonst machen wir uns lächerlich, wie wir das tun mit unseren hochgespannten Theorien und ihren mehr als bescheidenen Resultaten, und zerreden die Nöte, statt dass uns die Not zur flehentlichen Bitte zu Gott drängt.

VII

Darum wollen wir nicht Gottes Werk reduzieren auf die wenigen, scheinbar glücklichen Ehen, wie dies das souveräne Wort des Erasmus tut. Sondern wir wollen Gott suchen auf dem Weg, den er uns aufgezeigt hat für den Fall, dass wir tatsächlich ihn und seine Hilfe suchen wollen. Das ist der Weg, dass wir unsere Schuld erkennen und bereuen, dass wir für sie Busse tun und mit neuer Demut und Bescheidenheit seine Gnade suchen. Für unsere Kinder und Kindeskinder wollen wir aus der Bedrängnis unserer Zeit heraus Gott um so mehr bitten um die Gnade, dass er unseren Ehen Schutz und Bestand verleiht, so dass neue Generationen wohl ausgerüstet in die Aufgaben der Zukunft hineinwachsen können. Im Grossen, in Politik und Wirtschaft, aber auch im Kleinen, im Persönlichen und Alltäglichen, wollen wir aus den Nöten unserer Zeit heraus Gott bitten um seine Barmherzigkeit. Das aber heisst zuerst einmal, dass wir auch wieder hören

Ausdruck vom 28.10.2011

wollen, was Luther den Eheleuten mitgegeben hat: Hört – hört das Kreuz! Lebt nicht so, als hättet ihr ein Recht auf Glück und Erfolg, sondern seid von Herzen dankbar für alles Gute, das ihr habt, auch wenn es wenig zu sein scheint, nehmt es nicht selbstverständlich, und tragt die Mühsal und das Kränkende im Vertrauen darauf, dass Gott es sieht und dass er alles zum Guten wenden kann und will – denen, die ihn lieben.
Amen.

Sonntag, 25. März 2007

Ausdruck vom 28.10.2011

21. Sonntag nach Trinitatis

Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre

1. Mose 1,14-19

Eingangswort	Johannes 8,12
Lesung	Kolosser 2,16-19
Psalm	19
Lied	„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“

Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre und seien Lichter an der Feste des Himmels, dass sie scheinen auf die Erde. Und es geschah so.

Und Gott machte zwei grosse Lichter: ein grosses Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch die Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, dass sie schienen auf die Erde und den Tag und die Nacht regierten und schieden Licht und Finsternis. Und Gott sah, dass es gut war. Da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag.

1. Mose 1,14-19

I

Liebe Gemeinde!

Am 16. Oktober 2008 feiern wir den 300. Geburtstag des wohl grössten Gelehrten, den die Schweiz je hervorgebracht hat. Albrecht von Haller war Mediziner, Biologe, Geschichts- und Sprachwissenschaftler und vieles mehr. Er war der letzte Mensch, sagt man, der noch alles wusste, was man zu seiner Zeit wissen konnte. Wahrhaftig ein Mensch, auf den unser Land stolz sein kann. Warum ist er dennoch fast unbekannt bei uns? Ich meine, weil er so viel wusste, dass ihm auch klar war, wie klein alles menschliche Wissen ist und wie wenig es sich eignet für Programme, Ideologien und Weltbilder.

Zwei Jahre vor seinem Tod hat Albrecht von Haller ein kleines Büchlein geschrieben, in dem er gegen Voltaire und Rousseau und andere sogenannte Aufklärer die Wahrheit des christlichen Glaubens verteidigt. Dieses Büchlein widmet er seiner Tochter und schreibt ihr, er wisse wohl, dass

eine junge Mutter nicht die Zeit habe, die alten Sprachen zu lernen, die geschichtlichen Fakten zu prüfen, die Religionen zu vergleichen und vieles anderes mehr zu leisten, um den Wahrscheinlichkeitsgehalt der biblischen Botschaft zu überprüfen. Und doch muss auch sie sich ein eigenes Urteil bilden in der wichtigsten aller Fragen, und muss sich dafür die nötige Zeit nehmen. Anders gesagt: Wir Menschen müssen unsere Lebenszeit beherrschen, so dass sie auch Platz bietet für das Wort Gottes. Wir müssen unsere Zeit so einteilen, dass wir – je auf die uns angemessene Weise – die Argumente erwägen und die Gründe prüfen können, die dafür sprechen, der Botschaft der Propheten und Apostel Glauben zu schenken.

II

Die Zeit muss regiert werden, damit die Zeiten uns zum ewig Guten lenken. Das hat der Schöpfer so gefügt mit den Werken, aus denen der vierte Schöpfungstag geworden ist. An diesem vierten Tag erschafft Gott die Mittel, mit deren Hilfe wir uns im Zeitenlauf orientieren können: Ein grosses und ein kleines Licht, durch die der Fluss der Zeit anschaulich und erlebbar eingeteilt wird in Tage, Jahreszeiten, Monate und Jahre. Die beiden Lichter sollen „regieren“ heisst es, eine Herrschaft ausüben ohne rohen Zwang. Sonne und Mond sollen unser Leben ordnen und unsere Herzen mit Macht ergreifen. Es ist darum begreiflich, dass die Menschen in vielen Völkern die Sonne verehren und sich nach dem Mond richten, und dass bis heute viele aus dem Stand der Sterne ihr Schicksal zu lesen versuchen. Im 5. Buch Mose finden wir ein in der Bibel einmaliges, merkwürdiges Wort. Wir lesen dort, wie Gott seinem Volk Israel sagen lässt:

„Hebe auch nicht deine Augen auf gen Himmel, dass du die Sonne sehest und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und fallest ab und betest sie an und dienst ihnen. Denn der Herr, dein Gott, hat sie zugewiesen allen anderen Völkern unter dem Himmel. Euch aber hat der Herr angenommen und aus dem glühenden Ofen, aus Ägypten, geführt, dass ihr das Volk sein sollt, das allein ihm gehört“ (5. Mose 4,19.20).

Mit klaren Worten ist hier gesagt: Gott hat den Völkern die Himmelskörper zugewiesen, dass sie sich nach ihnen richten sollen. Der Schöpfer hat es so bestimmt, dass viele Menschen in vielen Völkern sich nach dem Lauf von Sonne, Mond und Sternen richten. Alle Menschen sollen über ihren Alltag hinaus schauen und zu diesem Zweck auch hinauf blicken zu dem, was über ihnen leuchtet und ihrem Leben einen Glanz verleiht. Sie

Ausdruck vom 28.10.2011

sollen auf diese Weise sich richten nach einer Anweisung, die viel höher, fester und beständiger begründet ist als alles Menschliche. Denn schon die sichtbaren Himmelslichter auf ihren Bahnen sind weit zuverlässiger und umfangen weit mehr, als was ein Menschenwille in seiner kurzen Lebenszeit vermag. Auch wenn wir heute wissen, dass es Milliarden von Sonnen gibt im Universum, so gibt es doch nach allem, was wir bis heute wissen, nur eine Sonne, die mit ihrem Glanz das Wunder eines reichen, vielfältigen und sich selber bewussten Lebens ermöglicht hat. Sogar auch der schulmeisterlich trockene Philosoph Immanuel Kant betont, dass der stete Gang der Himmelskörper ihn je und je wieder mit Bewunderung erfülle.

So ist, nein, so war es die Anordnung Gottes: Der Aufgang und Niedergang der Sonne, der Glanz der Sterne und der Wechsel des Mondes sollen das Leben der Menschen ordnen und ihnen tief ins Herz prägen, dass sie hineingestellt sind in ein übermächtig grosses und strahlend gutes Werk. Wenn also die Völker viel zu sagen gewusst haben über die unterschiedlichen Wirkungen der Sterne, je nach dem, wo sie ihren Platz haben im Verhältnis zu Sonne und Mond, wenn die Magier in der Nachfolge Zarathustras ihr astronomisches Wissen tradiert haben (Matthäus 2,1) oder wenn bis heute Esoteriker allerlei spekulative Schlussfolgerungen ziehen aus der bedenkenswerten Tatsache, dass der Rhythmus des Mondes parallel zum Rhythmus der weiblichen Fruchtbarkeit verläuft, so ist all das nicht einfach lächerlich und dumm, sondern es sind darin Wahrheiten verborgen, die der Schöpfer den Völkern zugeteilt hat, damit sie diese bedenken und ehren.

III

Aber jetzt, hat der Apostel Paulus auf dem Areopag gesagt, gebietet Gott allen Völkern, umzukehren und sich neu auszurichten an dem Mann, der allen Völkern das Urteil sprechen wird (Apostelgeschichte 17,30). Wir sind getauft und dem Volk Gottes eingegliedert worden und sollen wissen: Alle Wahrheiten, die sich aus dem Lauf der Himmelskörper erschliessen, sind nur ein Schatten dessen, was in Christus leibhaftig gegenwärtig ist (Kolosser 2,17). Umso mehr, liebe Gemeinde, wollen wir darum dankbar sein für dieses Einfache, Leibhafte, dass es jetzt Sonntag ist und wir an diesem Morgen Zeit haben, um einen Moment lang uns zu vertiefen in das Verwundernswerte und darüber nachzudenken, was der Schöpfer gewollt hat, als er die Zeit für uns gegliedert hat durch ein grosses und ein kleines

Ausdruck vom 28.10.2011

Licht. Was heisst es, dass der Tag von einem grossen und die Nacht von einem kleinen Licht „regiert“ wird?

Zuerst einmal – es ist so selbstverständlich, dass kaum jemand darüber nachdenkt – ist dieses Eine grundlegend: Nicht wir beherrschen die Zeit, sondern sie beherrscht uns. Wir sind nicht frei. Wir können vielleicht eine gewisse Zeit frei halten von Arbeit. Es heisst dann zum Beispiel, dass wir ein Anrecht haben auf 25 arbeitsfreie Tage pro Jahr. Wenn wir so etwas unterschreiben, haben wir uns der Herrschaft der Sonne unterworfen. Denn was ein Tag ist, definieren nicht wir und auch nicht unser Arbeitgeber, sondern das legt die Sonne fest. Die Sonne und der Mond teilen den Lauf der Zeit, und dieser Herrschaft sind wir unterworfen – bis die Zeit aufhört und, wie es im letzten Buch der Bibel heisst, Gott selber bei den Menschen wohnt und das Lamm sie erleuchtet und keine Sonne mehr scheinen wird, weil dann endlich wir Menschen selber so weit sein werden, dass wir gerecht und gut zu herrschen vermögen (Offenbarung 21,22-22,5).

Bis dahin aber regiert die Sonne den Tag. Sie bestimmt, was ein Tag ist, und das heisst: Sie setzt ihm einen Anfang und ein Ende und gibt unserem Dasein so einen zielgerichteten Verlauf. Die Sonne schenkt uns einen taufrischen Morgen, steht dann hoch am Himmel, und am Ende, ganz sicher, geht sie unter. So, liebe Gemeinde, unterwirft uns die Sonne Tag für Tag dem Kommen und Gehen und lässt uns leibhaftig spüren: Euch Menschen ist ein einziger Lebenstag geschenkt. Ihr tretet ins Dasein, frisch und unverdorben, eure Kräfte gelangen zu einer höchsten Höhe, und langsam oder unversehens jäh verglüht euer Dasein (Psalm 103,15.16). Der Tag des Lebens ist die eine, unwiderbringliche Möglichkeit, die einem jeden Menschen geschenkt ist. „Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist“, hat Jesus gesagt, denn „es kommt die Nacht, in der niemand wirken kann“ (Johannes 9,4).

IV

Aber, das ist das andere: Während der Tag unseres Lebens dauert, gehen wir durch viele Nächte, und in diesen Nächten strahlt ein Licht, das ab- und zunimmt. Solange wir hier leben, ist keine Finsternis nur einfach finster. Ein merkwürdiges, mildes, manchmal lockendes, dann wieder diffuses, die Konturen auflösendes Licht strahlt in den Nächten des Lebens. Die romantischen Dichter haben besonders viel vom Mondlicht geschrieben. Und sie hatten in manchem Recht! Wenn wir verliebt uns an einen anderen

Ausdruck vom 28.10.2011

Menschen verschenken und dabei wanken zwischen Seligkeit und Wehmut, dann ist das so, weil wir unser Lebensglück an einen Menschen binden und dabei in der Tiefe des Herzens wissen, dass jeder Mensch ebenso wechselhaft und unbeständig ist, wie wir das selber sind, und dass darum jede menschliche Liebe im besten Fall nur ein Abglanz der Liebe Gottes sein kann. Noch mehr: Wenn wir Schmerzen leiden und über uns und andere Menschen traurig sind, wenn ein dunkles Unglück uns schreckt oder die Nacht einer Krankheit uns ins Bett wirft – auch da scheint ein Licht, das sich wandelt, ein Abglanz eines grösseren, helleren Lichtes. Alle Dinge, hat der Apostel Paulus seiner Gemeinde versprochen, müssen zum Guten dienen, denen, die Gott lieben (Römer 8,28). Solange die Zeit währt, kann alles sich ändern. Auch in den Nächten von Trauer und Angst, so finster sie sein mögen, kann für einen Menschen ein Licht aufgehen, das ihn löst aus allen harten Forderungen und sein Herz weich macht und die Sehnsucht weckt nach dem hellen Glanz der Barmherzigkeit Gottes. Ein geschäftlicher Misserfolg, auch jetzt das drohende Dunkel über unserer Wirtschaft, kann zu einer Finsternis werden, in der ein Licht aufstrahlt, das uns bescheidener macht und uns Ausschau halten lässt nach dem Licht der Gerechtigkeit Gottes.

Es kann – es muss nicht! Das Licht im Dunkeln ist in einem steten Wechsel. Es kann auch abnehmen und die Menschen versinken lassen in eine Nacht, die von keiner Liebe mehr erhellt wird.

V

Noch aber, liebe Gemeinde, werden unsere Lebenstage von der Sonne regiert, und das heisst: Einem jeden Menschen ist ein einziger Lebenstag zugemessen. Aber je nach Ort und Zeit wird von einem jeden etwas je wieder anderes erwartet. Je nach Ort und Zeit sind die Tage länger oder kürzer, kühler oder sengender. Die Sonne teilt die Lebenstage verschieden ein, aber je nach Region doch für viele ähnlich. So leben wir Menschen im Laufe der Zeiten in verschiedenen Epochen. Es gab zum Beispiel Zeiten, in denen die Menschen in unserem Land von morgens früh bis abends spät hart arbeiten mussten, nur damit sie jeden Tag etwas zu essen hatten und mit viel Not das Leben und mit ihm den Glauben an Gott an eine nächste Generation weitergeben konnten. Seit einigen Jahren sehen unsere Tage anders aus. Wir leben im Sommer oder Herbst einer langen Wohlstandszeit. Darum erwartet der Schöpfer auch mehr von uns, will, dass

Ausdruck vom 28.10.2011

wir über unser Leben hier und jetzt hinausblicken und mit unseren grossen Möglichkeiten auch für andere Menschen an anderen Orten Verantwortung übernehmen. Da ist es wirklich gut, dass wir Menschen aussenden und mit unserem Gebet begleiten können, wie heute Linette Wetter, die jetzt zu den Indianern im Tiefland Perus reisen wird und unsere Grüsse und unseren Segen mitnehmen soll zu diesen fernen Glaubensgeschwistern. Der Lebenstag ist für jeden Menschen nur einer. Aber je nach Ort und Zeit gestaltet er sich anders. Auch der Schöpfer darf je nach den Zeitumständen anderes von uns erwarten.

VI

Er hat die Lichter ins Firmament gesetzt, dass sie uns Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre geben, übersetzt Luther. Das zweite dieser Wörter sagt wörtlich genommen viel mehr: Sonne, Mond und Sterne machen es möglich, dass wir nicht nur jeder einsam für uns selber durch unser Leben gehen. Sie geben „Zeiten“, übersetzt Luther, aber wörtlich heisst es: „Zusammenkünfte“. Nur weil die Himmelskörper die Zeit regieren und uns Menschen ihrer Fürsorge unterwerfen, können wir uns finden, eine Gemeinschaft bilden und mit aller Geduld uns wahrhaftig zu lieben lernen. Man redet im Hinblick auf die momentane wirtschaftliche Entwicklung viel davon, dass das Vertrauen wieder hergestellt werden müsse. Aber man vergisst das Einfache: Vertrauen fällt nicht vom Himmel. Es braucht Zeit, nein, genauer noch: es braucht Zeiten, gemeinsame Zeiten. Man muss sich kennen lernen, Verbindendes entdecken und wert achten und pflegen. Wenn die Menschen selbstherrlich selber über ihre Lebenszeit verfügen, wenn sie ihren Tages- und Jahreslauf selber je neu erfinden wollen, wenn auf der einen Seite die grossen Wirtschaftsunternehmungen den Terminkalender der Menschen derart füllen, dass keine frische Luft durch ihn wehen kann, und wenn auf der anderen Seite jeder eifersüchtig das Königreich seiner Freizeit verteidigt, dann gibt es keine vorgegebenen und bald einmal keine gemeinsamen Zeiten mehr. Dann zerfliesst das Vertrauen in tausend Rinnsale von guten Absichten und leeren Floskeln. Wenn ein wohl begründetes Vertrauen und eine wahre Liebe unter uns Menschen Bestand haben sollen, braucht es dafür Zeiten, die uns allen von aussen, übermächtig vorgegeben sind.

Es braucht Zeit, hat Albrecht von Haller seiner Tochter geschrieben, und wir können jetzt präziser noch sagen: Es braucht Zeiten, damit je-

Ausdruck vom 28.10.2011

der überzeugt werden kann von der wichtigsten aller Wahrheiten, die ihre überzeugende Kraft erweist, gerade wenn wir sie mit all unseren Kräften prüfen: die Wahrheit, dass Gottes Wort unser volles und ganzes Vertrauen wert ist. Nutzen wir die Zeit, die uns gegeben ist für diese Wahrheit! Der Schöpfer hat uns durch ein grosses und ein kleines Licht Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre zugemessen und hat gesehen, dass es gut ist so. Mögen auch wir, liebe Gemeinde, wieder sehen, wie gut es ist, dass wir nicht die Ordnungen unseres Lebens je wieder von Grund auf erfinden müssen, und dass darum unser Leben nicht zum Flugsand der momentanen Zeitströmungen werden muss, dass wir uns vielmehr dem unterstellen dürfen, was uns der Schöpfer und der Erlöser vorgegeben hat durch den wohl geordneten Wechsel der Zeiten. Mögen wir im Wechsel der Zeiten die Zeiten nutzen, die uns gegeben sind (Epheser 5,16), um uns zu sammeln, so dass wir zubereitet werden für den Tag, an dem endlich nicht mehr die Sonne, sondern das Lamm uns erleuchten wird.
Amen.

Sonntag, 12. Oktober 2008

Ausdruck vom 28.10.2011

22. Sonntag nach Trinitatis

Jung war Israel

Hosea 11

Lesung	Matthäus 18,1-6
Psalm	143
Lied	„Wach auf, du Geist der ersten Zeugen“

Denn jung war Israel,
und ich liebte es
und rief es aus Ägypten.
Sie wurden gerufen –
aber sie wandten sich von meinem Angesicht weg
und opferten den Baalen
und räucherten den Götzenbildern.
Aber ich – ich lehrte Ephraim gehen,
getragen wurden sie auf seinen Armen –
aber sie erkannten nicht, dass ich sie heilen wollte.
In menschlichen Banden zog ich sie,
in Stricken der Liebe.
Ich bin für sie wie einer,
der ein Joch über ihren Kinnbacken aufrichtet,
sanft gebe ich ihm zu essen.
Es wird nicht zurückkehren nach Ägypten.
Aber jetzt muss Assur sein König sein,
denn sie weigern sich umzukehren.
Das Schwert wird umgehen in seinen Städten,
zu Ende geht es mit seinen Orakelpriestern,
es frisst ihre Ratschläge.
Mein Volk ist, als ob es in meinem Abgewandtsein hängt,
zur Höhe hin rufen sie nach ihm,
aber alle zusammen erheben sich nicht. –
Wie kann ich dich preisgeben, Ephraim,
dich ausliefern, Israel?
Wie kann ich dich preisgeben wie Admah,
dich zurichten wie Zebojim?
Mein Herz wendet sich gegen mich,

mein Mitleid ist entbrannt!
Nicht will ich die Glut meines Zorns ins Werk setzen,
nicht will ich umkehren, um Ephraim zu verderben.
Denn Gott bin ich und nicht ein Mann,
in deiner Mitte bin ich heilig
und komme nicht in fiebriger Hitze.
Hinter dem Herrn her werden sie gehen,
wie ein Löwe brüllt er.
Denn er brüllt
und seine Söhne kommen zitternd vom Meer.
Sie kommen zitternd wie ein Vogel aus Ägypten,
und wie eine Taube aus dem Land Assur.
Und ich will sie wohnen lassen in ihren Häusern,
spricht der Herr.

Hosea 11

I

Liebe Gemeinde!
Vor gut 470 Jahren wurden unsere Kirchen reformiert. Das war über eine lange Zeit vorbereitet. Lange hatten sich die Menschen nach einem Neuanfang gesehnt. Zu den Quellen! Wage es, der Erkenntnis zu folgen auch an den Autoritäten vorbei! Hin zu dem, was ursprünglich war. In diesem Geist des Aufbruchs hatten Generationen von Forschern um ein frisches Verstehen gerungen und hatten ihre neuen Erkenntnisse an die Jugend weitergegeben, bevor dann die Zeit reif war für den äusserlich revolutionären Umbruch.

II

Ähnlich, aber noch intensiver redet heute der Prophet Hosea zu uns. „Jung war Israel“, sagt er, und weckt in uns die Sehnsucht nach dem noch ungetrübten Vertrauen der Jugend. Wörtlich heisst es: „Ein Knabe“ war Israel, und ich hatte es lieb. Ähnlich hat Jesus seinen Jüngern gesagt: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“ (Matthäus 18,3).

Ausdruck vom 28.10.2011

Gott will einen neuen Anfang mit uns machen, dort, wo unser Glaube noch nicht müde geworden ist. Als Kind schaut man hinauf zu den Autoritäten: Ein Bundesrat, ein Doktor, ein Olympiasieger ist etwas Höheres, zu dem ein Kind rasch einmal ein naives Vertrauen hat. Aber je älter wir werden, umso mehr sehen wir hinter die Kulissen und wissen: Auch die Menschen in den höchsten Kreisen werden umgetrieben von vielem, was niedrig ist, lächerliche Rechthabereien, Ehrsucht, Machtgier. Sogar auch unter den Jüngern von Jesus war das nicht anders. Sie rufen zu den Höhen hin, aber sie können sich so nicht erheben, sagt Hosea.

Gott aber liebt uns dort, wo unser Herz sich noch nicht enttäuscht verhärtet hat. Dort, wo unser Hoffen noch nicht zurücksinkt in das, was vielleicht realistisch möglich sein könnte. Gott sucht das frische, kindliche Vertrauen bei uns, die Unschuld, dass wir ihm gegenüber die kritische Distanz verlieren und bereit sind, uns dankbar hinzugeben an ihn.

Gott tut das auf seine Art, mit einer unbegreiflichen Liebe! Er begegnet uns nicht mit Machtdemonstrationen, er zeigt uns nicht mit brachialer Gewalt, dass er der Chef ist und wir seine Kreaturen. Er leitet uns, wie er durch Hosea sagt, „mit menschlichen Banden und mit Stricken der Liebe“. Er tut uns das Herz auf mit seinem Wort und bindet uns innerlich. Er gewöhnt uns daran, dass wir unsere Kinder taufen lassen und sie lehren, zu dem Vater im Himmel zu beten. Keine äussere Gewalt zwingt uns dazu! Es sind schwache, zerbrechliche, menschliche Liebesbande. Gott ist wie einer, heisst es, der „ein Joch über ihren Kinnbacken aufrichtet“. Das klingt so merkwürdig, dass es oft gar nicht übersetzt wird. Auch ich wusste zuerst nicht, was mit diesem Wort gemeint sein könnte. Aber jetzt scheint es mir sehr verständlich: Ein Joch auf dem Nacken eines Tieres wiegt schwer und macht es möglich, dass sich das Tier ins Zeug legt und den Karren vorwärts zieht. Ein Joch auf dem Backenknochen vermag das nicht. Es dient höchstens dazu, ein Tier mit sanfter Macht zu leiten, und der Besitzer hat davon kaum einen Gewinn. So ist Gott für uns: Er leitet uns mild durch seinen heiligen Geist, und er tut das nicht, weil er etwas für sich herauswirtschaften will. Sanft gebe ich ihnen zu essen, sagt er durch Hosea, und so ist es auch an diesem Morgen bei uns: Jesus ruft uns an seinen Tisch und reicht uns die Gaben dessen, was er mit seinem Leiden für uns erworben hat. Keine Macht zwingt uns. Es ist ein Band der Liebe, das uns an diesen Tisch hinzieht.

Ausdruck vom 28.10.2011

III

In dieser unscheinbaren, zerbrechlichen Herrschaft liegt aber auch eine Not für uns Menschen. Mein Volk ist, als ob es in meinem Abgewandtsein hange, sagt Hosea. Auch dieses Wort klingt merkwürdig. Die Zürcher Bibel schreibt, der Vers sei unübersetzbar. Ich denke aber, in diesen Worten liegt ein schwerer und doch klarer Sinn: Gott setzt sich nicht mit äusserer Macht durch. Darum empfinden wir Menschen es oft so, als sei er nicht gegenwärtig. Wir meinen, er habe womöglich gar nie real gelebt, er sei tot, wie man gesagt hat, und wir müssten selber verwirklichen, was sein Wort fordert. Mein Volk hangt in meinem Abgewandtsein, sagt Hosea.

In diesem Sinn erleidet unsere Kultur im Moment wieder einmal einen unerhörten Autoritätszerfall. Vor zwei Tagen hat mir ein Freund, der im Schulwesen eines anderen Kantons eine hervorgehobene Stellung hat, ausführlich berichtet, wie seine vorgesetzten Behörden ihn hangen lassen. Er kann schreiben, fragen, telefonieren, bitten – er bekommt keine Antwort. Niemand will Stellung nehmen. Niemand will die Verantwortung haben. Es ist, wie mein Freund sich ausgedrückt hat, merkwürdig echolos in unseren vorgesetzten Behörden, wie Schaumstoff.

Das Prophetenwort lässt uns erahnen, dass der Grund dafür ein tieferer ist: Wir bleiben hangen, weil Gott wie abwesend ist. Gottes Gegenwart, seine Autorität hat sich verflüchtigt. Sein Wort ist verstummt. Darum haben auch alle anderen Autoritäten wie kein innerstes Recht mehr und bleiben stumm.

Und das hat noch einmal tiefere Gründe.

In der Reformation wollte man zu den Quellen, wieder selber das Ursprüngliche erkennen. Aber man wollte noch mehr: Man wollte *re - form - ieren:* Man wollte die ursprüngliche Form, die rechte, gültige Ordnung für das Leben aufrichten. Im Helvetischen Bekenntnis macht Heinrich Bullinger den Versuch, direkt aus dem Neuen Testament die gültige Rechtsordnung für das kirchliche Leben abzuleiten. Das geht aber nicht. In den letzten Jahrhunderten hat sich durch viele leidenschaftliche Auseinandersetzungen schliesslich die Erkenntnis durchgesetzt, dass die Bibel keine solche Lebensordnung bietet. Im Neuen Testament finden wir nicht die eine, gültige Form, wie das Leben in der Kirche zu organisieren sei.

Untergründig hat sich diese Erkenntnis ausgewirkt, so dass alle unsere Ordnungen etwas von ihrer tiefsten Legitimation verloren haben. Jede Autorität hat für uns etwas Vorläufiges. Wir glauben nicht mehr an die eine, rechte Form. Im Gegenteil: In der Kunst lösen wir die Formen auf. In der

Ausdruck vom 28.10.2011

demokratischen Ordnung haben wir sichergestellt, dass die Rechtsnormen permanent geändert und die Autoritäten fortlaufend ausgewechselt werden können. Bis in das Persönlichste hinein hat unser Zusammenleben dadurch etwas Formloses bekommen. Wir glauben nicht mehr, dass man das Leben re – form – ieren, zurück in die gültige Form bringen könnte. Auch im Geistigen zerstückeln wir alles, bis am Ende nur noch winzig kleine Teilwahrheiten übrig bleiben, die man in zwanzig Minuten aufnehmen – und sofort auch wieder weglegen kann.

Das aber wird auf die Dauer sehr langweilig und traurig. Und es müsste nicht sein!

IV

Denn die Bibel gibt uns zwar ausdrücklich keine verbindliche äussere Form für das Leben vor.

Aber wir sind deswegen doch nicht von Gott verlassen. Sein Wort ist kaum mehr zu hören, aber es ist noch gegenwärtig. Auch wir können wieder zu den Quellen. Wir können zurück an den Ort, wo die erste Liebe noch frisch und das Vertrauen noch ungetrübt und rein ist. Wir können die Bibel lesen und werden in ihr, archaisch und urtümlich, hineingenommen in den blutigen Kampf, den Gott mit sich selber geführt hat. Wir hören, erschrocken, wie zerrissen und leidvoll sein Erbarmen sich den Weg zu uns Menschen sucht. Seht das Lamm Gottes (Johannes 1,29)! Wir erfahren, wie viel es den Schöpfer gekostet hat, dass er uns jetzt an den Tisch seines Sohnes ruft und uns die Versöhnung darbietet, durch die seine Schöpfung heil wird. Und wir erahnen dadurch, wie gar nicht selbstverständlich es ist, dass wir noch hoffen – wirklich hoffen dürfen, trotz allem, was in der Tat schrecklich und angsthaft ist. „Sie werden zitternd kommen, zitternd wie ein Vogel aus Ägypten, wie eine Taube aus dem Land Assur“, sagt Hosea. Wenn Gott sich überwindet und sich mit seiner Liebe wieder uns Menschen zuwendet, gibt es kein dummdreistes Besserwissen mehr, kein menschlich hochfahrendes Sichbehaupten. Wenn Gott ruft, fallen die Konventionen – und Gott steht da als der einzige, der heilig ist, mitten unter Menschen, die wieder das Fürchten, aber auch wieder das Lieben gelernt haben.

Ausdruck vom 28.10.2011

V

Das können wir nicht machen, mit keiner Form. Aber wir dürfen danach verlangen, dürfen mit der naiven Erwartung eines jungen Lebens uns strecken danach, dass Gott wieder zu uns redet. Und wir dürfen wissen: Gott will uns nicht preisgeben. Er will das nicht! Über die Art und Weise, wie wir zu einer gerechten Lebensform finden, steht wenig in der Bibel. Aber dass Gott uns persönlich ruft, dass er die Hingabe unserer ganzen Person von uns haben will: Das steht mit vielen Worten deutlich geschrieben. Gott will uns nicht preisgeben. Er will uns auch nicht in einem übersatten Wohlstand ins Leere laufen lassen. Er hat uns geliebt. Er wusste, dass ihn das viel kosten wird. Er wusste, dass es für ihn leidvoll und schwer ist, einen Menschen wie dich und mich reif werden zu lassen, dass wir würdig werden für die volle Gemeinschaft mit ihm. Er wusste, wie schwer das für ihn ist. Aber er hat damit begonnen, in seiner unfasslichen Liebe, und wird es in seinem leidenschaftlichen Erbarmen auch zu Ende führen. Wie ein Löwe brüllt er, sagt Hosea, und sie kommen zitternd … Aber sie kommen!

Deshalb, und damit darf diese Predigt schliessen, dürfen wir auch für uns und unsere Kinder wünschen, dass sich die allernötigsten Ordnungen aufrichten lassen, die unser Leben braucht. Es braucht keine in Stein gehauenen Ordnungen. Aber es braucht doch Formen, die den Schwachen Schutz bieten und die Raum schaffen für eine Wahrheit, die man nur erkennen kann, wenn man sich mehr als ein paar Minuten Zeit für sie nimmt. Gott gibt uns diese Ordnungen nicht mit dem Bibelwort vor. Aber er lässt sie uns finden, auch für unsere Zeit wieder, wenn wir ihn mit dem Vertrauen der Kinder darum bitten. Denn er hat nichts gegen eine wohl geordnete menschliche Gemeinschaft. Im Gegenteil: Er selber hat dafür gesorgt, dass mit seinem Wort das Verlangen nach einer solchen Ordnung entsteht; und er will sie uns schenken, wenn wir sie nicht für unsere eigene Sicherheit missbrauchen (1. Timotheus 2,2). Christus selber hat ja dafür gesorgt, dass seine Gnade in einer menschlich greifbaren Form zugänglich bleibt, und dass wir je wieder in geordneten Bahnen seine Gegenwart finden können. Darum ruft er uns jetzt an seinen Tisch. „Ich will sie wohnen lassen in ihren Häusern“, sagt er durch seinen Propheten Hosea am Schluss seiner leidenschaftlichen Liebeserklärung an sein Volk, das ihm seine Liebe so schwer macht.

Amen.

Reformationssonntag, 5. November 2000

Ausdruck vom 28.10.2011

Reformationssonntag

Der Gerechte wird aus Glauben leben

Galater 3,8-14

Lesungen	1. Mose 4,1-16
	Apostelgeschichte 6,1-7
Psalm	46
Lied	„Such, wer da will, ein ander Ziel“

Die Schrift aber hat es vorausgesehen, dass Gott die Heiden durch den Glauben gerecht macht. Darum verkündigte sie dem Abraham (1. Mose 12,3): „In dir sollen alle Heiden gesegnet werden.“ So werden nun die, die aus dem Glauben sind, gesegnet mit dem gläubigen Abraham. Denn die aus den Werken des Gesetzes leben, die sind unter dem Fluch. Denn es steht geschrieben (5. Mose 27,26): „Verflucht sei jeder, der nicht bleibt bei alledem, was geschrieben steht in dem Buch des Gesetzes, dass er’s tue!“ Dass aber durchs Gesetz niemand gerecht wird vor Gott, ist offenbar; denn „der Gerechte wird aus Glauben leben“ (Habakuk 2,4). Das Gesetz aber ist nicht „aus Glauben“, sondern: „der Mensch, der es tut, wird dadurch leben“ (3. Mose 18,5). Christus aber hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da er zum Fluch wurde für uns; denn es steht geschrieben (5. Mose 21,23): „Verflucht ist jeder, der am Holz hängt“, damit der Segen Abrahams unter die Heiden komme in Christus Jesus und wir den verheissenen Geist empfingen durch den Glauben.

Galater 3,8-14

I

Liebe Gemeinde!

Diese Verse bilden den Kern des Galaterbriefes, aus ihnen haben die Reformatoren geschöpft, was sie uns an neuen, befreienden Erkenntnissen mitgegeben haben. Das betrifft unsere persönliche Gemeinschaft mit Gott, unsere sozialen Ordnungen und unser kirchliches Zusammensein. Die heutige Predigt ist auf dieses Letztere fokussiert.

II

„Sie waren ein Herz und eine Seele“, heisst es von der jungen Gemeinde der ersten Christusgläubigen in Jerusalem; sie hatten alles gemeinsam, keiner sagte von seinem Eigentum: Das gehört mir und nicht dir (Apostelgeschichte 2,44; 4,32). So war es in den ersten Tagen, als Jesus am Kreuz gestorben und auferstanden war und die Jüngergemeinde ergriffen war von der Freude über dieses unbegreiflich Gute, das sie zu ihren Lebzeiten miterleben durfte. Da hatte der Glaube den ersten, frischen Schwung, die Menschen waren aus allen weltlichen Bindungen entrückt und fühlten sich mit einer schier grenzenlosen Liebe untereinander vereint. Aber bald schon, wir haben es in der heutigen Lesung gehört, war es wieder anders. Einige murrten, heisst es. Es ging ums Geld. Und mit dem Geld ging es um die Ehre und Anerkennung: welchen Wert hat eine bestimmte Gruppe? Wie ist sie beteiligt am gemeinsamen Leben? Alte Loyalitäten gewannen wieder an Gewicht. Die Unterschiede der Geburt und Sprache, die Differenzen zwischen jüdischstämmigen, alteingesessenen, und griechischsprachigen, fremden, wurden wichtig: Bekommen die anderen mehr als wir?

So war es damals in Jerusalem, und so war und ist es seither immer wieder in allen christlichen Gemeinschaften. Die erste, überschwängliche Liebe wird zersetzt und schwindet. Neid und Misstrauen, Geltungsdrang und Herrschsucht, und bald schon tiefe Verletzungen und Kränkungen reissen die Gemeinschaft auseinander. So ist es, und das merkwürdige ist in der Bibel: Die Apostel haben das gesehen, haben verstanden, wie gefährlich das ist – aber Petrus hat darauf nicht so reagiert, dass er über diese Entwicklung lamentiert und eine moralisierende Predigt gehalten hätte. Petrus appelliert nicht an die streitenden Parteien, sie sollten doch zurückfinden zur ersten Liebe. Er sagt nicht: Was seid ihr für unwürdige Christen! Wir müssen doch zusammenstehen und missionieren, statt dass wir viel Kraft darauf verwenden, Konflikte auszutragen. Habt doch einander lieb und vergebt euch und lasst schleunigst ab von allem Murren und Klagen. Nein, der Apostel Petrus reagiert nicht mit einem Appell an die brüderliche Liebe. Sondern er sagt: Das ist ein echtes Problem. Da müssen wir eine Ordnung schaffen, die alle mittragen, müssen sorgfältig darauf achten, dass alle am Ende ihr Einverständnis geben können, so dass wir mit menschlich klugen Massnahmen das Vertrauen wiederherstellen und dafür sorgen, dass alle die Gewissheit haben können, dass die Sache mit dem Geld und der Ehre ordentlich und gerecht abläuft. So hat die junge Kirche damals in Jerusalem eine Ordnung geschaffen, und von daher war es in allen Kirchen

Ausdruck vom 28.10.2011

unbestritten: Es braucht Ordnungsmassnahmen. Es genügt nicht, dass wir alle den guten Willen und die Dienstbereitschaft haben. Es braucht eine vertrauenswürdige, in der ganzen Gemeinde abgestützte Ordnung. Das ist zwar im Grunde traurig, ein Armutszeugnis. Der Theologe Hans Emil Weber sagte einmal, über dem kirchlichen Recht liege immer ein Schatten der Sünde, etwas, das man tragen muss. Aber es ist nun einmal so: Auch in der Glaubensgemeinschaft braucht es eine allgemein anerkannte, von allen Lagern und Gruppierungen akzeptierte Ordnung.

Heute sagt uns der Apostel Paulus, warum das so ist. Zwar könnte man im ersten Augenblick meinen, er sage das Gegenteil. Er schreibt ja: Die aus dem *Glauben* werden gesegnet, nicht diejenigen, die dem Gesetz gemäss leben – durch das Gesetz wird niemand gerecht. Das könnte man so verstehen, und das ist oft so verstanden worden und wird auch heute oft so verstanden, als ob Paulus sagen möchte: Das Gesetz ist unwichtig. Wir leben aus dem Glauben und brauchen keine Ordnungen, keine Vorschriften und Verfahrensregeln, denn wir leben ganz aus dem persönlichen Glauben und der herzlichen Liebe, die daraus strömt. Paulus sagt offensichtlich nichts dergleichen. Er sagt nicht: das Gesetz ist unnötig, Ordnungen braucht es nicht. Er betont nur: Durch das Gesetz wird kein Mensch gerecht. Auch wir abendländisch christlichen Kirchen sind nicht gerecht, weil wir gute demokratische Ordnungen haben und uns daran halten. Nein, schreibt Paulus, wir sind aus Glauben gerecht, und was das heisst, können wir am Vater aller Gläubigen sehen, an Abraham.

III

Abraham, liebe Gemeinde, ist alles andere als ein gerechter Mensch, wenn wir ihn messen an dem, was das Gesetz sagt. Abraham hat sich zum Beispiel gefürchtet vor dem Pharao und hat nicht die Wahrheit gesagt. Er hat unwahrhaftigerweise sagen lassen, Sara, seine Frau, sei seine Schwester (1. Mose 12,13). So hat er den Pharao in die Gefahr gebracht, eine Sünde zu begehen. Nicht Abraham, sondern Gott hat verhindert, dass es zu dieser Sünde gekommen ist. Später, als seine Frau Sara und die Magd Hagar sich in die Haare geraten sind, hat Abraham den Durchblick verloren und recht schwächlich reagiert, gar nicht so, wie man das von einem Stammvater des Glaubens erwarten würde (1. Mose 16,6). Wahrhaftig, Abraham war alles andere als ein Mensch, der die Vorschriften des Gesetzes und die Erwartungen, die man berechtigterweise an ein Sippenoberhaupt haben kann, auf

Ausdruck vom 28.10.2011

eine strahlend gute Weise erfüllt hat. Im Gegenteil, meint Paulus, an Abraham sehen wir, dass jeder Mensch nur leben kann aus Glauben, aus dem Vertrauen an die Vergebung der Sünden.

So konnten und können wir das auch sehen an den grossen Gestalten der christlichen Kirche. Zum Beispiel an Aurelius Augustin, einem der bedeutendsten Theologen und Seelsorger aller Zeiten, von dem das christliche Europa zu denken und das Leben zu gestalten gelernt hat: Wie viel Liebens- und Bewundernswertes kommt uns aus seinen Schriften entgegen! Aber auch kleinliches Gezänk, Ehrsucht, und am Ende sogar die Rechtfertigung dafür, dass die Staatsmacht die Irrenden zum rechten Glauben drängen soll, wenn nötig mit Zwangsmassnahmen – die Grundlage für die mittelalterliche Inquisition und ihre Schrecken. Oder Martin Luther: Wie reich und stark sind seine Lieder, wie erhellend und befreiend seine Worte, wie erfrischend seine Lebenslust, wenn wir ihm zuhören dürfen, wie er mit seinen Studenten am Tisch redet. Aber mitten in dieses fröhliche Glaubensleben mischt sich manchmal ein überscharf schneidendes Urteil, in der Genialität blitzt etwas Selbstgefälliges auf, und die Liebe zur Kirche Jesu Christi wird hier oder dort überlagert von der Liebe zu seinen Deutschen, und abergläubische Ängste erfüllen sein Herz, so dass er am Ende seines Lebens auf eine unerträgliche Weise gegen die Juden hetzt (man kann es heute nicht lesen, ohne ein Grauen zu empfinden). Das tut dieser grosse Mann des Glaubens. Aber war es wohl anders, liebe Gemeinde, ein paar Jahre vorher, als der Münsterprediger Johannes Heynlin, der unsere Kanzel konzipiert hat, plötzlich die Freude am Predigen verlor und über den Rhein ins Karthäuserkloster gegangen ist und die letzten Jahre seines Lebens geschwiegen hat? Zeigt sich nicht auch darin eine Enttäuschung über die Gemeinde, und wohl noch mehr eine Enttäuschung über sich selber? Oder in unserer modernen Zeit: Wenn wir im Briefwechsel von Karl Barth und Eduard Thurneysen lesen: Wie frisch und frei schreiben die beiden einander über das Reich Gottes! Wie klare Urteile über ihre Zeit formulieren sie! Aber wie beklemmend ist das, was man gleichzeitig auch lesen muss über das Leiden der Ehefrau im Haus des grossen Theologen. Und auf der Gegenseite der theologischen Lager, wie beschämt steht der religiös-soziale Theologe Paul Tillich da, wenn man liest, was seine Frau nach seinem Tod über ihn geschrieben hat. Grosse Gestalten des Glaubens, und gleichzeitig vieles, das uns die Brust eng macht und unsere Glaubensgemeinschaft tief beschämt.

Ausdruck vom 28.10.2011

IV

Der Apostel Paulus aber tröstet uns – mit einem mächtigen Trost! Er sagt: All dieses Beschämende ist, wie es ist, und kann nicht anders sein! Wozu sonst hätte Jesus Christus einen so schrecklichen Fluch auf sich nehmen, wozu sonst hätte er am Kreuz sterben müssen? Wenn wir durch unsere eigenen Werke, nur eben mit der Hilfe des uns eingegossenen heiligen Geistes, zu guten und gerechten Menschen werden könnten: Wozu hätte dann Jesus leiden müssen? Wir werden gerecht, schreibt Paulus, nicht weil wir das Gesetz halten, sondern einzig und allein durch den Glauben. Einzig und allein weil Christus unsere Schuld auf sich nimmt, können wir gerecht sein. Gott sieht alles, was die Menschen tun. Und allzu vieles kann er nicht lieben, auch gerade in der Kirche nicht! Wie hässlich ist es, wenn fromme Worte sich mischen mit einem würdelosen Verhalten! Gott muss es anklagen, ja, er muss es hassen und verfluchen. Denn Gott ist Gott. Ihm geht es radikal um das Ganze. Er kann und will ganz lieben, nicht halb; klar und rund will er sich verschenken, nicht schwammig diffus. Wenn wir aber sehen, was die Menschen tun: Sollte Gott den Brudermörder Kain lieben? Sollte es ihm gleichgültig sein, wenn die Menschen sich kalt voneinander abwenden und sagen: Ich bin doch nicht verantwortlich für meinen Nächsten? Sollte Gott uns lieben, wenn wir das tun?

V

Ja, doch, er tut es, schreibt der Apostel Paulus. Gott liebt uns – und das hat seinen gewaltigen Preis! Gerade weil er die Menschen liebt, ist er an seinem Volk verzweifelt und hat einen furchtbaren Fluch ausgesprochen über alle, die ihm untreu werden. –

Wer aber wird das nicht?

Darum – wahrhaft unbegreiflich – hat Jesus Christus diesen Fluch auf sich genommen, hinauf an den Schandpfahl am Kreuz. Elend, in schrecklicher Angst, hat er die Strafe abgetragen. Nackt, entblösst, verspottet und verachtet hat er den Fluch auf sich genommen, mit sich ins Grab. Wer an ihn glaubt, wer an ihm hängt und einzig von ihm seine Gerechtigkeit erwartet, der wird frei von dem Fluch und lebt im Segen – im Segen, dass ihm vergeben ist und vergeben wird, alles, was er bereut und mit Jesus begräbt.

Mögen wir uns darum nüchtern in die Ordnungen von Kirche und Welt fügen. Wir wissen, es braucht sie. Aber viel mehr noch wollen wir fröhlich

Ausdruck vom 28.10.2011

und frei, mit aller inneren Gewissheit, unsere Aufgaben angehen, unsere Lasten tragen und unsere Gaben entfalten, im Vertrauen darauf, dass wir nicht unter dem Fluch stehen! Unerschrocken und offen wollen wir dabei mehr als alles andere das Wort weitersagen und verkünden und bezeugen, dass es so ist, wie der Apostel schreibt: Auch die kirchlichen Institutionen und ihre Amtsträger sind nicht sündlos. Auch sie haben Kritik nötig und leben nur von der Vergebung. Wir müssen nicht ein kirchliches Prestige aufbauen und gegen aussen den Schein verbreiten, als sei in den Kirchen nichts anderes als ein heiliger Wille zum Dienen am Werk und eine herzliche Liebesgemeinschaft. Wir dürfen bekennen, dass wir Sünder sind, und müssen uns nicht endlos grämen, weil unser Lebenswandel uns selber und andere enttäuscht. Wir leben aus dem Glauben.

Und das heisst nicht, nochmals, wie man in der mittelalterlichen Kirche gesagt hat und heute in einigen charismatischen Gemeinden sagt, dass uns der Geist eingegossen ist und uns verändert und gerecht macht! Es heisst vielmehr, dass uns der Geist den Glauben lehrt und wir uns festhalten können an der Verheissung, dass Gott uns unsere Sünde vergibt. Der Geist verändert uns nicht zu einem dauerhaft gerechten Leben. Aber er lehrt uns beten und seufzen, loben und danken (Römer 8,23-28). Denn Gott hat uns verheissen, dass er sich kümmern wird um das, was aus unserem Leben wird, dass er dafür sorgen will, dass sich alles zum Guten wendet, dass er unsere Sünde und Schmach mit Jesus Christus begraben sein lässt, und niemand uns mehr daran erinnern darf.

Uns ist vergeben um Christi willen. Den Preis dafür hat Jesus bezahlt, als er am Kreuz den Fluch getragen hat. Unter seinem Segen leben wir, und unter seinem Segen wollen wir einmal dann auch sterben und auferstehen. Es ist der Segen, dass Gott uns sein Erbarmen zugesagt hat und wir darum mit ihm sterben und auferstehen sollen. Es ist der Segen, der uns getrost und zuversichtlich beten lässt: „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar“ (Psalm 23,6). Amen.

Sonntag, 6. September 2009

Ausdruck vom 28.10.2011

23. Sonntag nach Trinitatis

Gebt dem Kaiser – und gebt Gott

Matthäus 22,15-22

Lesung	Römer 13,1-7
Psalm	33
Lied	„Für alle Menschen beten wir“

Da gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie ihn in seinen Worten fangen könnten; und sandten zu ihm ihre Jünger samt den Anhängern des Herodes. Die sprachen: Meister, wir wissen, dass du wahrhaftig bist und lehrst den Weg Gottes recht und fragst nach niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen. Darum sage uns, was meinst du: Ist’s recht, dass man dem Kaiser Steuern zahlt, oder nicht? Als nun Jesus ihre Bosheit merkte, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeigt mir die Steuermünze! Und sie reichten ihm einen Silbergroschen. Und er sprach zu ihnen: Wessen Bild und Aufschrift ist das? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Als sie das hörten, wunderten sie sich, liessen von ihm ab und gingen davon.

Matthäus 22,15-22

I

Liebe Gemeinde!

Vor gut 200 Jahren, als die Truppen Napoleons in die alte Eidgenossenschaft einmarschiert sind, hatten viele Soldaten in ihrem Tornister ein keines Büchlein, das damals im revolutionären Frankreich viel gelesen wurde, mit dem Titel: Guillaume Tell. Volkstümlich erzählte es von einem Helden, der den Schweizern die Freiheit erkämpft hatte. So wurde Wilhelm Tell von Frankreich importiert zu unserem Nationalhelden, der jetzt als Mann im Hirtenhemd auf unserem Fünffrankenstück zu sehen ist. Wir leben in einer freiheitlichen Demokratie. Und Jesus macht uns Mut, dass wir uns in diese Ordnung einfügen und sie mittragen. Zu seiner Zeit, als Jesus von seinen Gegnern versucht wurde, war auf den Münzen kein freier Eidgenosse, sondern das Bildnis des Kaisers zu sehen; und Jesus hat den Menschen

seiner Zeit deshalb gesagt, dass sie sich einfügen sollten in die Ordnung, die der römische Kaiser seiner Zeit aufgeprägt hatte.

Heute sind auf unseren Münzen und Banknoten die Bilder symbolischer Gestalten zu sehen, Vreneli und Helvetia, und verstorbene Persönlichkeiten (wie Corbusier und Burckhardt), die in Kunst und Wissenschaft Hervorragendes geleistet haben. Wir leben in einer Ordnung, die in ihrem Innersten fast nur aus Symbolen besteht, blass und schwach. Was uns Schweizer verbindet, sind nur ganz einfache Ideen, vor allem aber handfeste Interessen und Fähigkeiten: Die gute Infrastruktur und die starke Wirtschaft, die herausragende Leistungen möglich machen. Unser Leben ist geprägt von einer demokratischen Ordnung, und die Demokratie, hat einer ihrer ersten Theoretiker gesagt (Alexis de Toqueville), schwächt bewusst die politische Macht und stärkt und belohnt dafür die Eigenleistung. Am Ende belohnt die Demokratie vor allem die wirtschaftliche Leistung. Sie fördert das politische Mittelmass, und wenn jemand mehr als Mittelmass sein soll, muss er nicht in den politischen Institutionen eine herausragende Wahrheit oder gerechte Ordnung vertreten, sondern muss eine eigene, kreative Leistung erbringen.

Es wäre also eine Illusion zu erwarten, dass grosse Persönlichkeiten gefragt sind, wenn wir unsere Parlamente wählen. Die Demokratie verlangt zum einen möglichst abstrakte, möglichst nichts sagende Symbole, zum anderen die unspektakuläre, geduldige Knochenarbeit von Interessenausgleich und Kompromiss. Die demokratische Ordnung, die unserem Leben aufgeprägt ist, besteht aus einem Minimum an gemeinsamen Inhalten und erhält ihre Lebenskraft aus einem gerüttelten Mass persönlicher Leistungen. Wir Schweizer wollen keinen starken Staat, wir wollen eigenständige Bewohner von Stadt und Land. Es ist deshalb tatsächlich unschweizerisch und hat entsprechende Konsequenzen, wenn man überdurchschnittlich leistungsstarke Personen zu Bundesräten macht.

II

Jesus sagt uns mit dem heutigen Evangelium: In die geltende, demokratisch nivellierende Ordnung sollen wir uns einfügen. Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser ist, hat Jesus den Menschen seiner Zeit gesagt. Und weil wir Schweizer nun einmal keinen Kaiser haben, sagt er uns: Gebt eurer systematisch geschwächten Staatsgewalt, was sie von euch fordert. Zahlt eure Steuern, und geht wählen und abstimmen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Paulus hat der Gemeinde in Rom etwas Ähnliches geschrieben. Er hat sie ermutigt: Ordnet euch den Gewalten, die Macht haben, unter. Dieses Wort im Römerbrief hat Martin Luther mit langfristig verhängnisvollen Folgen auf eine moderne, wir würden heute sagen auf eine „dynamisch äquivalente" Weise übersetzt. Luther hat das Wort des Apostel Paulus direkt verständlich gemacht für die Menschen seiner Zeit und hat übersetzt: Ordnet euch der Obrigkeit unter – der Obrigkeit in Einzahl! Da kündet sich schon der Absolutismus an. Paulus aber schreibt ausdrücklich von den Gewalten in Mehrzahl. Für ihn ist es wichtig, dass nicht eine einzelne Instanz alle politische Macht hat. Er sieht diese Macht auf viele verteilt. Ein moderner Bibelwissenschaftler sagt: Paulus stellt die Sache von unten her dar. Er redet von den vielen Beamten, die den kleinen Leuten das Leben schwer machen mit Formularen, Abgaben und Vorschriften. Ordnet euch diesen Gewalten unter, mahnt Paulus, füllt Antragsformulare aus, haltet euch an die Bauvorschriften, achtet auf die Ehrentitel von Professoren und Grossräten, benehmt euch respektvoll gegenüber Polizisten, Strassenwischern, Schalterbeamten, Tramkontrolleuren usw.: Gebt Ehre, wem Ehre gebührt!

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, hat Jesus umfassender gesagt. Gebt den Ordnungen der Zeit und ihren Repräsentanten, was sie fordern, schreibt Paulus. Denn Jesus und Paulus wissen beide: Hier in dieser Welt sind die Menschen darauf angewiesen, dass es einigermassen geordnet zu und her geht. Im Irak und anderswo sehen wir, wie schrecklich es für alle ist, wenn die Ordnungen und Rechtssicherheiten alle weg brechen. Mächte und Gewalten müssen dafür sorgen, dass die Leistungsstarken sich nicht allzu ungerecht benehmen und sich nicht allzu breit machen auf Kosten der Schwächeren. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, hat Jesus gesagt – und gebt Gott, was Gottes ist!

III

Liebe Gemeinde!

Die besten politischen Ordnungen und die grössten menschlichen Leistungen sind doch in sich nie ganz gerecht und nur gut. Kein Mensch ist es wert, dass wir ihm unsere ganze Liebe schenken. Nichts Menschliches, keine Nation, keine Familie, aber auch keine politische Ordnung, auch die Demokratie nicht, kein Kunstwerk, keine technische Erfindung, keine berufliche Karriere, und also kein Politiker, kein Lehrer, kein Pfarrer, kein Arzt ist es wert, dass wir ihm bedingungslos vertrauen. Jeder Mensch trägt

Ausdruck vom 28.10.2011

in sich nicht nur Fehler und Irrtümer, sondern auch Böses. Jeder Mensch muss darum sich selber und die anderen enttäuschen. Darum heisst es im Psalm 118,9: „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf Fürsten."

Ganz, liebe Gemeinde, mit vollem Vertrauen sollen wir uns keiner Macht dieser Welt hingeben. Den Herrn, deinen Gott, sollst du lieben von *ganzem* Herzen und *ganzem* Gemüt, ihn allein, heisst es in den Worten aus dem Mosebuch, das die Juden (und also auch Jesus und seine Jünger) jeden Tag gebetet haben. Den Herrn, deinen Gott – ihn allein (5. Mose 6,4). Gebt Gott, was Gottes ist.

Kaiser und Könige, Philosophen, Künstler und Techniker: Sie haben Epochen in der Geschichte der Menschheit geprägt. Das zeigt sich daran, dass sie dem Geld, das im Umlauf ist, ihr Bild aufprägen durften. Dem Geld. Aber den Menschen nicht! Nur skrupellose Sklavenhändler haben den Menschen mit einem brennenden Eisen die Initialen ihrer Besitzer in die Haut gebrannt, und Diktatoren sind mit ihrem Finger über die Landkarte gestrichen und haben über das Leben von Millionen von Menschen entschieden. Eine Macht, die menschlich ist und menschlich bleibt, tut so etwas nicht. Gebt Gott, was Gott gehört, sagt Jesus. Die Macht über Menschen, ihre Gedanken, ihr Gewissen, ihr Schicksal: Die Macht, Menschen zu prägen, gehört Gott allein!

Darum sind wir dagegen, dass Menschen religiös manipuliert werden und wollen keine Kirche sein, in der die Herzen verformt werden von einem Zwang, der ihnen die Vorstellungen derer aufprägt, die für sich ein höheres Wissen in Anspruch nehmen. Wir wollen darum auch nicht, dass an unseren Universitäten Professoren mit der Macht der medizinischen Technik die Gene manipulieren und nach einem Idealbild, was ein guter Mensch sei, über das Lebensrecht von Ungeborenen und Behinderten entscheiden. Wir wollen die Macht über das Menschenleben nicht in die Hände der Menschen geben. Denn wir trauen keinem Menschen zu, auch uns selber nicht, dass er das Gute und nur das Gute tun kann. Das trauen wir einzig Gott zu.

IV

Er hat uns geschaffen zu seinem Bild (1. Mose 1,26.27). Er will und darf uns prägen. Er hat das Recht, unserem Leben seinen Stempel aufzudrücken. Denn Gott kennt uns, bis ins Innerste, und weiss schon jetzt,

Ausdruck vom 28.10.2011

was für Folgen unser Tun haben wird für unsere Kinder und Kindeskinder. Er weiss, was uns freut, und was uns weh tut, und nicht nur das: Er schaut auf uns, er kümmert sich, er liebt uns mit einer leidenschaftlichen Liebe und leidet mit, wenn wir leiden, und freut sich, wenn es uns wahrhaftig gut geht. Der Apostel Paulus schreibt im 2. Korintherbrief (3,18):

Wir alle schauen „mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wie in einem Spiegel, und wir werden verklärt in sein Bild von einer Herrlichkeit zur anderen von dem Herrn, der der Geist ist“.

Der Apostel will sagen: Gott drückt uns sein Bild auf. Er will uns nicht uns selber und dem lieben und manchmal gar nicht lieben Glück überlassen. Er will nicht, dass wir nivelliert werden auf ein Mittelmass, das niemandem weh tut, und er will auch nicht, dass am Ende alle derart einzigartig sind, dass wir nur noch eine anonyme Masse von Individualisten bilden können. Er will nicht, dass wir von einem Vergnügen zum anderen eilen, bis unsere Zeit abgelaufen ist. Gott will unserem Leben einen Wert, eine Würde verleihen. Er will uns – bilden! Er will, dass wir in seinen Augen schön dastehen, liebenswert, ehrenvoll – herrlich, schreibt Paulus.

Und das tut er – nicht so, wie in der Münzwerkstätte das Metall geprägt wird. Sondern geheimnisvoll, mit einer stillen und doch unüberwindlichen Macht. Wir werden verklärt „in sein Bild“, schreibt Paulus, „von dem Herrn, der der Geist ist“. Gott zeigt uns, wie er uns prägen will: Jesus Christus ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, heisst es im Kolosserbrief (1,15). Zu diesem Bild will Gott uns formen. Er will uns erfüllen mit einer wahren und starken Liebe, wie sie in Christus ist, und will uns dorthin führen, wo die geduldige Hoffnung das Leid überwindet und die Zerstrittenen versöhnt und die Traurigen tröstet. In sein Bild werden wir verklärt – nicht mit zwingender Gewalt, sondern durch seinen Geist. Der lehrt uns, zu glauben, zu beten, und macht, dass wir nicht gierig immer mehr und noch mehr haben wollen, sondern dankbar sind für das, was uns gegeben ist, und in der Not nicht verzweifeln müssen, sondern rufen und beten können zu Gott.

Gott will uns bilden. Mit all dem, was uns geschieht im Laufe des Lebens – Erfolg und Misserfolg, Liebe und Enttäuschung, Freude an der Welt und angstvolle Schmerzen in langen Nächten – mit allem, was uns geschieht, will Gott uns gestalten zu seinem Bild. Und dieses Bild hat er uns gezeigt: Jesus, der gelebt und das Leid überwunden hat!

Ausdruck vom 28.10.2011

V

Gebt Gott, was Gottes ist, sagt Jesus: Das Vertrauen, dass er euer Leben in die Hand nehmen und es recht gestalten will.

Auf unserem schweizerischen Fünffrankenstück steht nicht nur das Bild Wilhelm Tells. Rund um den Rand, kaum sichtbar, ziehen sich die Buchstaben: DOMINUS PROVIDEBIT – übersetzt: „Der Herr wird vorsehen“. Unscheinbar am Rand, fast nicht sichtbar, wird unsere politische Ordnung noch immer zusammengehalten von der Zusage, dass Gott vorsehen, dass er Sorge tragen, dass er zum Guten wenden wird, was wir Menschen machen. Dieses Vertrauen ist bei uns an den Rand gedrängt und wird fast nicht mehr sichtbar. Ganz offensichtlich besteht die Gefahr, dass dieses Vertrauen darum ganz verschwindet und unsere Politik sich ins Uferlose verliert und die Staatsmacht sich viel zuviel auferlegt. Umso eindringlicher mahnt uns Jesus: Gebt dem Kaiser, was ihm gehört – und gebt Gott – gebt Gott das Vertrauen und lasst ihn auch die politischen Ordnungen begrenzen. Denn wer ihm vertraut, den will er prägen – verklären in das strahlende Bild seines Sohnes, Jesus Christus. Dominus providebit – möge das uns und unseren Kindern noch wieder geschenkt werden!
Amen.

Sonntag, 21. Oktober 2007

Ausdruck vom 28.10.2011

24. Sonntag nach Trinitatis

Von Tag zu Tag erneuert

2. Korinther 4,16-5,5

Lesung	Prediger 3,1-14
Psalm	39
Lied	„Die Herrlichkeit der Erden“

Darum werden wir nicht müde; sondern wenn auch unser äusserer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.

Denn unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Massen gewichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Denn wir wissen: wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel.

Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden. Denn solange wir in dieser Hütte sind, seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben.

Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpfand den Geist gegeben hat.

2. Korinther 4,16-5,5

I

Liebe Gemeinde!

Vor ein paar Tagen hat mir eine Frau aus unserer Gemeinde geschrieben: „So mache ich halt weiter mit der Hoffnung, dass das Ende meines Lebens auch bald zu Ende geht. Denn die Bresten im Alter kommen so oder so, ob man will oder nicht; ebenso der Winter und die trüben Tage.“ Ganz ähnlich hat vor vielen Jahrhunderten der Bischof Polykarp, nach der Tradition ein Schüler des Apostels Johannes, ein Gebet formuliert, in dem er sagt: „O Herr, Gott, lass mich sterben, damit ich aufhöre zu sterben.“

Der Apostel Paulus fasst dieselbe Klage ins Wort: „Unser äusserer Mensch verfällt … wir seufzen und sehnen uns“, schreibt er, und gibt dann dieser Sehnsucht ein Ziel und füllt sie mit einem ganz bestimmten Inhalt: „Wir sehnen uns danach“, schreibt er, „dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden“. Denn wir wollen „lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben“. Das, liebe Gemeinde, ist die gewaltige Hoffnung, die das Evangelium in die Menschenwelt gebracht hat, eine Hoffnung, wie es sie sonst nirgendwo gibt, so voller Liebe für das, was alltäglich, klein, verletzlich und schwach ist.

II

Was Paulus voraussetzt, können wir sehen, wenn wir über die Pflegestationen in unseren Heimen und Spitälern gehen. Da steht es uns vor Augen: „Unser irdisches Haus wird abgebrochen“. Geboren werden und pflanzen und heilen und bauen und lachen und tanzen … all dieses Gute hat seine Zeit. Aber auch klagen und weinen und abbrechen und töten und ausreissen und sterben hat seine Zeit. Wenn wir lange genug leben, kommen schliesslich die Tage, „von denen du sagen wirst: sie gefallen mir nicht“ (Prediger 12,1). „Unser äusserer Mensch verfällt“.

Diesem Lauf der Zeit darf der Apostel ein besonderes Wissen entgegenstellen, die Erkenntnis, die der Glauben schenkt. Strahlend hell drängt dieses Wissen vorwärts, getragen von einem Vertrauen, das nicht wehmütig im Vergangenen kreist und von früher träumt, sondern sich hoffnungsvoll streckt nach dem, was kommt, wenn das Ende zu Ende geht. „Von Tag zu Tag“, schreibt Paulus, also mit einem kontinuierlichen Fortschritt (wenn auch vielleicht manchmal mit Rückschlägen) geschieht mit uns etwas nur Gutes: unser innerer Mensch wird erneuert.

III

Aus dieser Formulierung hören wir, dass der wahre christliche Glaube immer ein Fortschrittsglaube ist, ganz tief und unerschütterlich ein Fortschrittsglaube! Unser Glaube ist nicht konservativ. Er sehnt sich nicht zurück nach vergangen, scheinbar nur glücklichen Kindheitstagen. Unser Glaube schenkt uns die Gewissheit, dass es gut ist, dass Vieles hinter uns

Ausdruck vom 28.10.2011

liegt. Es wird alles besser! Wir werden erneuert. Von Tag zu Tag wird alles besser.

Das, schreibt Paulus, gilt nicht einfach für alle und alles. Es gilt für uns, schreibt er, die wir „nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare“. Auch das ist ganz offensichtlich: Der Fortschritt besteht nicht darin, dass im Sichtbaren immer alles besser wird. Eine solche Erwartung, dass in dieser sichtbaren Welt alles von Tag zu Tag oder doch wenigstens von Jahr zu Jahr besser werde, ist der falsche Fortschrittsglaube, der viele ins Verderben führt. Der Glaube, dass die Wissenschaft Fortschritte macht und keine Vogelgrippe und nichts anderes mehr uns jemals Sorgen machen wird, dass die Wirtschaft wächst und wächst und die Freizeit immer grösser und das Leben immer noch lustiger wird: Das ist nicht der Fortschrittsglaube, von dem der Apostel Paulus schreibt, im Gegenteil. Die moderne Welt hat den christlichen Glauben mit der heidnischen Vergötzung des Menschen kombiniert und hat daraus einen solchen falschen Fortschrittsglauben entwickelt. Dieser Fortschrittsglaube ist die grosse Lüge, mit dem die Eliten Europas bis heute den Anspruch des Evangeliums zur Seite schieben und unsere Kultur an die Wand fahren.

Alle, die an diesen sichtbaren Fortschritt glauben, sind ohne Entschuldigung. Denn wer nur ein bisschen die Augen und das Herz auftut, kann sich selber davon überzeugen, dass es so ist, wie der Apostel sagt: Den Fortschritt gibt es für diejenigen, die auf das Unsichtbare sehen. Im Sichtbaren gibt es keinen solchen eindeutigen Fortschritt. Alle sichtbaren Entwicklungen haben immer zwei Seiten. Der Fortschritt in der Wissenschaft zum Beispiel hat den hohen Preis, dass die Medizin ihre Freiheit und Würde verliert. Sie wird unbezahlbar, und das heisst: Sie wird käuflich. Sie verkauft ihre Spitzenleistungen den Reichen. Mehr und mehr lauern in unseren Laboratorien und Kraftwerken Gefahren, die niemand wirklich kontrollieren kann. Und doch kann niemand sie aus der Welt schaffen. Der sichtbare Fortschritt bringt uns mehr Freiheit, mehr individuelle Entfaltungsmöglichkeiten. Weil jeder sich in seine vier Wände zurückziehen kann, fällt es uns vergleichsweise leicht, uns gegenseitig zu tolerieren. Aber dieses leichtere Leben bringt oft auch mehr Einsamkeit und ein stilles Erschlaffen der Kräfte.

Im Sichtbaren gibt es auch keinen eindeutigen moralischen Fortschritt. Das wird ganz augenfällig, wenn wir einen Kindergarten besuchen und dann ein Altersheim. Die alten Menschen sind nicht alle besser als die Kinder. Im Gegenteil, oft verlieren die Menschen im Alter das Staunen

Ausdruck vom 28.10.2011

und die Freude. Der kindliche Wunsch, dass alles gerecht sein sollte, ist einer letzten Resignation gewichen, und es zeigen sich Geiz und Bitterkeit oder ein unschönes Kreisen um sich selber. Auch wer sich moralisch weiter entwickeln möchte, wie das der Aufklärer Benjamin Franklin getan hat, der in seinem Tagebuch peinlich genau notiert hat, was er gut und was er schlecht getan hat, oder wer zum spirituellen Fortschritt der Menschheit beitragen möchte dadurch, dass er Vegetarier ist, wie Mahatma Gandhi das angeregt hat, ja sogar auch wer jeden Tag mit einer stillen Zeit beginnt und innig im Gebet nach dem Willen Gottes fragt: auch wer sich ernsthaft solchen geistigen und geistlichen Übungen widmet, wird dadurch nicht immer besser und besser. Auch in engagierten Kreisen der Kirche und in buddhistischen Klöstern oder unter aufgeklärten Schriftstellern bekommen wir hässliche Intrigen zu sehen und gierige Kämpfe um Ehre und Macht. Wer das Sichtbare anschaut, sieht nirgendwo einen eindeutigen Fortschritt.

IV

Den Fortschritt von Tag zu Tag, schreibt Paulus, gibt es nur unter denen, die auf das Unsichtbare sehen. Dazu, schreibt er, muss ein Mensch bereit und fähig gemacht werden. Es ist nicht möglich, meint er, dass ein Mensch von sich aus auf das Unsichtbare schaut. Sondern dazu sind wir bereitet worden „durch Gott, der uns als Unterpfand den heiligen Geist gegeben hat“. Auf den Namen des heiligen Geistes sind wir getauft. So können wir ihn bitten, und er kommt und schenkt uns, was kein Mensch sich selber nehmen kann. Der heilige Geist lehrt uns, an Gott zu glauben.

Gott sehen wir nicht. Niemand hat je Gott gesehen, heisst es im Johannesevangelium (1,18). Niemand kann und darf sich ein Bild von ihm machen, sagt drohend das zweite der Zehn Gebote (2. Mose 20,4). Aber ohne Vorstellung: wie soll man da an Gott glauben? Wenn er so vollständig unsichtbar ist? Es ist so, schreibt Paulus: Kein Mensch kann das Unsichtbare sehen. Keiner kann von sich aus an Gott glauben.

Aber Gott hat uns dazu fähig gemacht: Er hat sich selber ein Bild gemacht in der Person von Jesus, dem Christus (2. Korinther 3,18). Er lässt uns von ihm hören und sorgt selber dafür, dass wir diesem Wort Vertrauen schenken. Der heilige Geist bewirkt, dass wir uns die Fragen stellen lassen, die uns die Bibel stellt, und dass wir uns von ihr leiten lassen zu den Antworten, die sie uns geben will. Es sind Antworten, die weit hinaus gehen über alles, was sichtbar ist, weit hinaus über alles, was wir uns denken kön-

Ausdruck vom 28.10.2011

nen. So führen sie uns in die Hoffnung auf Gott, in die Erwartung, dass er aus unserem Leben das wahrhaft Gute macht. Sie wecken die Sehnsucht, dass die Toten wahrhaftig auferstehen und wir uns mit ihnen, verwandelt und frei von den Schmerzen dieser Zeit, freuen können mit einer Freude, die ohne Überdruss ist und sich nie mehr erschöpft. Kein vernünftiger Mensch kann behaupten, er könne sich so etwas vorstellen, oder es sei ihm in Ansätzen sichtbar. Nein, wenn wir in dieser Art und Weise glauben und hoffen, sehen wir nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Dazu hat uns Gott fähig gemacht durch seinen heiligen Geist.

V

Dadurch geschieht das Wunderbare, das der Apostel beschreibt: Unsere Trübsal erscheint als zeitlich und leicht. Denn wir vergleichen sie nicht mit dem Glück, das hier oder dort vielleicht auch möglich wäre. Sondern wir vergleichen sie mit einer über alle Massen gewichtigen Herrlichkeit, die sie schafft.

Haben wir gehört, was der Apostel schreibt? Er sagt nicht: Das Gute wird noch besser durch den Glauben. Er schreibt: Die *Trübsal* wird durch den Glauben kreativ. Was uns das Leben schwer macht – dieses Mühsame schafft eine Herrlichkeit mit einem unermesslichen Wert! Das, liebe Gemeinde, ist so ziemlich das Gegenteil dessen, was der moderne Fortschrittsglaube verspricht. Dieser Fortschrittsglaube der Welt ist ein Glaube an die Leistung. Er vertraut auf die Fähigkeit, die Dinge besser zu organisieren und aus den vorhandenen Mitteln mehr herauszuholen. Für ihn sind darum die starken, klugen, effektiven Menschen die wichtigsten, sie tragen den Fortschritt und schaffen das Neue. Für Paulus ist das anders: Für ihn ist es das Betrübliche, das in einem Menschen die wahre Hoffnung weckt. Es sind die Beschwerten, die dazu beitragen, dass die Liebe sich sammeln und läutern und bewähren kann und sich füllt mit den kleinen und grossen Dingen, die das menschliche Leben kostbar machen. Gerade das Schwierige, das unsere Liebe belastet, so dass wir manchmal meinen, jetzt müsse sie brechen, schafft die Herrlichkeit, die dem Leben Gewicht und Würde verleiht.

Wir seufzen und sind beschwert, weil wir nicht *ent*kleidet werden wollen, sondern *über*kleidet, schreibt Paulus. Was unser irdisches Leben hier schwer macht, wollen wir nicht abstreifen und einfach hinter uns lassen.

Ausdruck vom 28.10.2011

Wir wollen es mitnehmen zu Gott. Das ist das Besondere an unserem Glauben, wenig bekannt zu jeder Zeit.

Heute aber haben wir es wieder gehört und dürfen uns daran trösten und freuen: Gott hat uns dazu bereitet, dass wir auf das Unsichtbare sehen. Wir haben zu glauben gelernt an sein Wort, und dieses Wort nimmt uns mit sich, so dass wir erhoffen, was kein Auge gesehen hat (1. Korinther 2,9). Das hilft uns, in der Liebe treu und geduldig zu sein. So geschieht mit uns, was sonst nirgendwo je Wirklichkeit geworden ist: Wir erleben einen unaufhaltsamen Fortschritt, einen Fortschritt, bei dem gerade das Hinderliche und Schwierige die treibende Kraft ist, einen Fortschritt, bei dem alles, das Klagen und Lachen, das Bauen und Abbrechen, uns zum ewig Guten dienen muss. Wenn auch unser äusserer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.
Amen.

Sonntag, 30. Oktober 2005

Ausdruck vom 28.10.2011

Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres

Die lehren, es gebe keine Auferstehung

Matthäus 22,23-33

Lesung	Hiob 4,1-6
Psalm	90
Lied	„Ich bin ein Gast auf Erden“

An demselben Tage traten die Sadduzäer zu ihm, die lehren, es gebe keine Auferstehung, und fragten ihn und sprachen: Meister, Mose hat gesagt (5. Mose 25,5-6): „Wenn einer stirbt und hat keine Kinder, so soll sein Bruder die Frau heiraten und seinem Bruder Nachkommen erwecken.“ Nun waren bei uns sieben Brüder. Der erste heiratete und starb; und weil er keine Nachkommen hatte, hinterliess er seine Frau seinem Bruder; desgleichen der zweite und der dritte bis zum siebenten. Zuletzt nach allen starb die Frau. Nun in der Auferstehung: wessen Frau wird sie sein von diesen sieben? Sie haben sie ja alle gehabt. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Ihr irrt, weil ihr weder die Schrift kennt noch die Kraft Gottes. Denn in der Auferstehung werden sie weder heiraten noch sich heiraten lassen, sondern sie sind wie Engel im Himmel. Habt ihr denn nicht gelesen von der Auferstehung der Toten, was euch gesagt ist von Gott, der da spricht (2. Mose 3,6): „Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs“? Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden. Und als das Volk das hörte, entsetzten sie sich über seine Lehre.

Matthäus 22,23-33

I

Liebe Gemeinde!

Die Sadduzäer waren zur Zeit Jesu, würden wir heute sagen, die liberalen Theologen. Sie waren aufgeklärt, glaubten nicht an Engel und Dämonen und wollten nichts sagen über ein Leben nach dem Tod. Das brauchen wir nicht, sagten sie. Für sie war es genug, wenn der Opfergottesdienst im Tempel seinen geordneten Gang nahm und die Menschen dort das Recht und den Frieden für ihr Leben finden konnten. Es war auch nicht weiter erstaunlich, dass die so denken konnten. Sie gehörten zur Oberschicht, hatten in der Regel trotz aller Mühen ein recht angenehmes Leben und konnten

sich daran genügen lassen. Für sie war es wie für die meisten von uns heute: Sie hatten ein recht erfülltes Leben und hatten es nicht nötig, sich mit einem Leben nach dem Tod zu trösten.

Aber die Sadduzäer waren Juden. Sie konnten es sich darum nicht ganz so einfach machen wie es sich viele heute machen. Liest man bei uns die Todesanzeigen, ist man manchmal erstaunt, was die Menschen alles wissen über das Leben nach dem Tod: Dass die Verstorbenen in geistige Sphären eingegangen sind, im Universalen leben, niemals vergessen werden und jedenfalls die ewige Ruhe gefunden haben … Woher weiss man das? Die Sadduzäer waren Juden. Sie konnten nicht einfach drauflos denken und meinen, die Wirklichkeit richte sich nach ihren Vorstellungen. Die Sadduzäer waren Juden und wussten: Was wir über Gott denken und über das Leben nach dem Tod sagen, können wir uns nicht aus den Fingern saugen und „unsere ganz persönlichen Meinung“ darüber entfalten. Wir müssen es belegen können mit Worten aus den heiligen Schriften, müssen zeigen, dass es übereinstimmt mit dem, was Mose uns mitgegeben hat.

So versuchen die Sadduzäer die heiligen Schriften zur Übereinstimmung zu bringen mit ihrer Theologie. Das geschieht bis heute oft: Zuerst ist eine theologische Vorstellung da, dann sucht man ein passendes Bibelwort dazu. Die Sadduzäer kommen zu Jesus und erzählen ihm eine phantastische Geschichte, mit der sie zeigen wollen, dass der Glaube an die Auferstehung der Toten zu grotesken Widersprüchen führt.

Dazu greifen sie zurück auf einen Abschnitt im 5. Mosebuch, der den Fragen der sozialen Sicherheit gewidmet ist. Da finden sich die Anweisungen über die sogenannte Leviratsehe. Diese Institution ist für uns heute eher schwer verständlich. In der alten, archaischen Zeit aber war mit dieser Leviratsehe ein elementarer Schutz für die Frau gegeben. Denn zu jener Zeit hing die Sicherheit der Menschen ab von der Fähigkeit, sich zu behaupten. Ein Mensch konnte vor allem in der Grossfamilie und Sippe geborgen sein, und in der Sippe waren es die Männer, die kämpfen, Krieg führen und zur Not das Recht mit Gewalt durchsetzen konnten. Eine Frau ohne einen Mann, eine Witwe ohne Sohn geriet unter solchen Umständen in Schwierigkeiten; sie stand bald einmal rechtlos da und war in Gefahr, dass ihr der Besitz und das Erbe verweigert wurden. Deshalb schrieb das mosaische Gesetz vor, dass eine Frau, die in einem Sippenverband geborgen war und da ihren Mann verlor, nicht ausgestossen und wie ein wertloser Ballast zurück zu ihrer Familie geschickt werden dürfe, sondern dass der Bruder des Verstorbenen sie zu sich nehmen, mit ihr ein Kind zeugen

Ausdruck vom 28.10.2011

und dass der Besitz des Bruders dann der Frau und ihrem Kind gehören müsse.

Aus dieser Vorschrift konstruieren die Sadduzäer jetzt die Frage, mit der sie zu Jesus kommen. Sie wollen von ihm hören, wie man sich das praktisch vorstellen solle: Wenn eine Frau mit einem Mann verheiratet war, und dann stirbt der Mann und der Bruder nimmt sie gemäss der Schrift zu sich, und dann stirbt auch er und der nächste Brüder nimmt sie gemäss der Schrift wieder zu sich usw., sieben Mal, und alle sterben vor ihr, und dann sollen alle auferstehen: Da, sagen die Sadduzäer, haben wir doch statt dem Himmel das Chaos. Mit wem soll die Frau in der Ewigkeit zusammenleben?

Das ist eine Frage, die auf sonderbare Weise kindlich naive Vorstellungen mit einem logisch stringenten Gedankengang verbindet. Solche Gedankengänge sind doch auch uns nicht ganz fremd. Auch wir machen uns manchmal kindisch anschauliche Gedanken und fragen uns womöglich, zum Beispiel: Wo sollen alle die vielen Toten all der vielen vergangenen Zeiten Platz haben bei der Auferstehung? Wie soll man sich ein Leben vorstellen, wenn nicht eine Generation auf die andere folgt, wenn alle immer da sind in der ewigen Gegenwart Gottes? Was soll der Reiz von einem Leben sein, wenn wir uns nicht mehr verlieben und etwas aufbauen und erkämpfen müssen, wenn wir nicht mehr mit bangen Ahnungen und lockenden Sehnsüchten das Mühsame angehen und das Leid überwinden, sondern immer alles schon haben und wissen?

So fragen wir vielleicht manchmal in einer merkwürdigen Mischung von kindlicher Naivität und hoch gespannten Gedanken. Damals hat Jesus den Sadduzäern trocken geantwortet: Ihr irrt, weil ihr weder die Schrift kennt noch die Kraft Gottes. Eine Frage wie die der Sadduzäer, meint Jesus, macht aus der Bibel etwas Kleines, im Grunde etwas Bescheuertes, und erniedrigt Gott zu einem Götzen der menschlichen Vorstellungen. Jesus aber will, dass wir uns nicht etwas vorstellen, sondern dass wir Gottes Wort glauben.

II

Wenn wir die Bibelworte lesen und sie umsetzen wollen zu in sich stimmigen Vorstellungen, ergeben sich absurde Bilder. Jesus aber sagt: Das tut man nur, wenn man weder die Schrift noch die Kraft Gottes kennt. Die Bibel, ohne Gott, ist ein sinnloses Buch. Und Gott, ohne seine unbegreifliche,

Ausdruck vom 28.10.2011

göttliche Kraft, ist ein lieber Gott, an den man nur glauben kann, solange man nicht nachzudenken beginnt. Die Bibel und Gott gehören zusammen. Nur wenn Gott den Bibelworten ihren Sinn verleiht und die Bibelworte im Glanz der göttlichen Allmacht zu leuchten beginnen, schaffen sie den wahren, kindlich guten Glauben.

Die Leute waren entsetzt, heisst es, als sie gehört haben, wie Jesus die Bibelworte elementarisiert und auf die Frage der Sadduzäer eine geradezu schrecklich einfache Antwort gegeben hat. Habt ihr nicht gelesen, fragt er, was geschrieben steht? Dann zitiert er die Worte, mit denen Gott sich seinem Volk Israel zu erkennen gegeben hat. Auf vielen Seiten der alttestamentlichen Schriften stehen sie geschrieben. Sie sind wie die Visitenkarte, mit denen Gott seine Gesandten auf ihren Weg schickt. „Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs“. Zu diesem Namen Gottes, der in Israel allgemein bekannt ist, fügt Jesus nur eine ganz kurze Auslegung hinzu. Gott, sagt er, ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden.

Wenn sich Gott an Abraham, Isaak und Jakob verschenkt hat, wenn er, der lebt, sich mit diesen Menschen verbunden hat – wie könnten sie tot sein? So fragt Jesus, und die Menschen entsetzen sich, dass er die vielen komplizierten Fragen derart vereinfacht. Aber so, und nur so, liebe Gemeinde, können wir die Bibel richtig lesen und den Glauben der Kinder und ein vernünftiges Denken bewahren.

Irenäus von Lyon, der erste grosse Theologe der Kirche, der um das Jahr 200 die Fragen und Vorstellungen seiner aufgeklärten Zeitgenossen thematisiert hat, bringt im Hinblick auf die Frage nach der Auferstehung der Toten ein fast ebenso naives Argument. Auch damals hat man gesagt, es sei doch unvorstellbar, dass die Toten auferstehen. Irenäus fragt provozierend zurück: Was ist einfacher: Einen Menschen zu schaffen, den es noch nicht gibt, oder einen Menschen neu zu schaffen, den es schon einmal gegeben hat? Mit heutigen Begriffen würden wir vielleicht sagen: Was ist einfacher: ein neues Medikament zu entwickeln oder ein verbessertes Generikum?

Wenn Gott diese Erde und die unzählbaren Lebewesen und die vielen Menschen auf ihr erschaffen hat, wer von uns könnte ihm dann vorschreiben, was er tun und was er nicht tun kann? Wer von uns hätte sich vorstellen können, dass man eine Welt wie diejenige, in der wir leben, erschaffen kann? Angenommen, wir hätten noch nie etwas von der Welt gesehen und es würde uns jemand beschreiben, was hier alles lebt und webt, und dann

Ausdruck vom 28.10.2011

würde uns dieser Mensch sagen: Das soll jetzt erschaffen werden. Wir würden gewiss antworten: Das ist unmöglich. Etwas derart Komplexes, das vom Allerkleinsten bis zu den gewaltig weit gespannten Kräften mit äusserster Präzision zusammenspielen muss: Das kann niemand erschaffen. Jetzt sehen wir vieles und nehmen es selbstverständlich. Aber wenn wir nur kurz nachdenken: Nicht einmal ansatzweise können wir auch nur die Pflanzen in ihrer Fülle und Vielfalt kennen, geschweige denn, dass wir verstehen, wie sie alle wachsen und reifen. Trotzdem: Die Welt existiert, ohne uns zu fragen. Die Menschen leben, ohne dass wir dafür sorgen müssen, dass all die komplizierten Vorgänge, die dafür nötig sind, ihren Gang nehmen. Daran, meint Irenäus, sollten wir denken, und sollten dementsprechend bescheiden werden und akzeptieren: Gott, der die Welt erschaffen hat, kann mehr, als wir auch nur von ferne ermessen. Seine Kraft ist von einer unvorstellbar anderen Art, als wir erkennen. Wenn er – wenn Gott die Toten auferwecken und ihnen ein ewiges Leben geben will: Wer könnte ihn daran hindern? Wenn er die Menschen rufen will zum Gericht, und wenn er sich vorgenommen hat, dass die Seinen leben sollen wie die Engel im Himmel: Warum sollte er das nicht Wirklichkeit werden lassen? Wer möchte derart anmassend sein und sagen: Das kann Gott nicht? Wer traut sich zu, dem Schöpfer vorzuschreiben, was für ihn möglich ist und was nicht?

III

Gott aber will das Leben geben denen, die für uns tot sind. Das beweist Jesus mit den Worten, die auf vielen Seiten des Alten Testamentes geschrieben stehen: „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs“ – nicht ein Gott der Toten!

Dieser im Alten Testament so oft verwendete Gottesname, meint Jesus, beinhaltet immer schon die Aussage, dass sterbliche Menschen ihren Platz bei Gott haben. Und wenn sie tatsächlich zu Gott gehören, wie könnten sie dann tot sein? Gott lebt, und darum haben auch die Menschen, die ihm gehören, das Leben. Wenn wir also unseren Glauben stärken wollen, dass die Toten auferstehen werden, dann können wir nichts Besseres tun, als über diesen alten Namen Gottes nachdenken.

Gott hat Abraham aus seinem Heimatland geführt, in ein Land, das ihm unbekannt war. So gehört Abraham zu seinem Gott, so lebt er: nicht als einer, der seinen vertrauten Lebenskreis hier auf Erden hat, sondern

Ausdruck vom 28.10.2011

als derjenige, der auf dem Weg ist in das unbekannte Land, das ihm versprochen wurde. Und so sind auch wir, liebe Gemeinde, lebendig für Gott. Nicht als diejenigen, die hier und jetzt daheim sind in den eigenen Gedanken und Werken, sondern als diejenigen, die auf dem Weg sind in ein Land, das Gott uns zeigen wird.

Isaak ist ein sehr anderer Mensch als Abraham. Sein ganzes Leben lang bleibt er der Sohn seiner Mutter. Von seiner Frau Rebekka wird er dominiert, manchmal geradezu vorgeführt. Ein ausgesprochen schwacher Patriarch, ohne die Kraft, für Recht und Ordnung zu sorgen auch nur im kleinen Kreis. Gerade so ist er lebendig für Gott. Auch bei uns sind Menschen nicht lebendig, wenn sie sich kraftvoll durchsetzen und behaupten können, sondern wenn Gott zum Guten lenkt, was sie selber nicht richtig fügen können.

Und Jakob – er ist ein Betrüger, sagt der Prophet Hosea (12,4). Er wird in harte, wilde Kämpfe gestossen. In einer dunklen Nacht ringt er seinem Gott den Segen ab. So hat er das Leben – nicht als derjenige, der alles hinnimmt, wie es ist, sondern als derjenige, der Gott packt und von ihm mehr will und Besseres, als ihm in die Wiege gesungen worden ist. Auch wir werden leben, liebe Gemeinde, nicht aus dem, was wir von Natur aus haben und sind, sondern aus dem, was Jesus für uns errungen hat in der langen Nacht im Garten Gethsemane, und was bis heute Menschen im Gebet und im Kampf mit dem Wort Gottes für uns erringen.

IV

Liebe Gemeinde!

Werden die Toten auferstehen?

Ja, sagt Jesus. Darauf sollen wir vertrauen, darauf sollen wir uns vernünftigerweise ausrichten. Denn Gott ist Gott. Wer nur ein bisschen Respekt hat vor seiner Kraft, kann nicht daran zweifeln, dass er die Toten neu ins Leben rufen kann. Wir sollen darum nicht leben, als seien die Tage hier und jetzt das einzige, was es gibt. Wir sollen uns nicht hetzen und möglichst viel in die fliehende Zeit hineinzupressen versuchen und uns und anderen immer noch mehr abverlangen. Wir sollen aber auch nicht alles nur schlittern lassen, als seien wir machtlos. Wir haben Macht. Nein: Gott hat Macht, und er hat uns. So haben wir uns gegenseitig je mit unserer Art und unseren Gaben. Das ist die Freiheit der Kinder Gottes. Nüchtern sollen wir damit rechnen, dass unser Leben hier und jetzt nur ein kleiner Teil

Ausdruck vom 28.10.2011

ist von dem, was Gott getan haben will und was er mit uns Wirklichkeit werden lässt. Er ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden.
Amen.

Sonntag, 11. November 2007

Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres

Nicht entkleidet, sondern überkleidet

2. Korinther 5,1-10

Lesung	Matthäus 25,31-46
Psalm	50
Lied	„Wir warten dein, o Gottes Sohn“

Denn wir wissen: wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel.

Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden.

Denn solange wir in dieser Hütte sind, seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben.

Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpfand den Geist gegeben hat.

So sind wir denn allezeit getrost und wissen: solange wir im Leibe wohnen, weilen wir fern von dem Herrn; denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen.

Wir sind aber getrost und haben vielmehr Lust, den Leib zu verlassen und daheim zu sein bei dem Herrn. Darum setzen wir auch unsre Ehre darein, ob wir daheim sind oder in der Fremde, dass wir ihm wohlgefallen.

Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, damit jeder seinen Lohn empfange für das, was er in seinem Leibesleben getan hat, es sei gut oder böse.

2. Korinther 5,1-10

I

Liebe Gemeinde!

Wer kennt nicht den Wunsch, alles zurückzulassen, und endlich frei zu sein von dem, was das Leben mühsam macht? Schon die Schüler möchten manchmal fort aus der Klasse, fort aus der Schule, ja, vielleicht auch fort

aus der Familie, manchmal möchten sogar auch sie schon fort aus dem Leben. Fort aus dem Beruf, fort aus dieser Stadt, ja, fort aus unserer Ehe, fort von allem möchten wir manchmal. So geht es uns Menschen, schreibt der Apostel Paulus, auch im Glauben. Wir sehnen uns, schreibt er, fortzugehen und daheim zu sein bei dem Herrn.

Aber der heilige Geist, fährt er fort, verwandelt diesen Wunsch und gibt ihm sein rechtes Ziel. Der heilige Geist erfüllt uns mit der Liebe Gottes; und diese Liebe gibt unserer Sehnsucht eine neue Gestalt. „Wir wollen nicht *ent*kleidet, sondern *über*kleidet werden", schreibt Paulus, denn wir wollen, dass „das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben". Das Sterbliche soll dem ewigen Leben Inhalt und Nahrung geben.

Das ist die Hoffnung, die von den Propheten Israels in das Leben der Völker gelegt worden ist. Es ist das der grosse Unterschied zwischen dem Glauben des jüdischen Volkes und den Erkenntnissen der grossen griechischen Philosophen. Denken wir an den grössten der griechischen Lehrer, Sokrates, der die Jugend Athens herausgeführt hat aus dem Skeptizismus und Relativismus, aus der zynischen Gleichgültigkeit seiner Zeit hinein in ein neues, leidenschaftliches Fragen nach der Wahrheit. Dieser energische, aber auch humorvolle Denker wird verurteilt und muss den Giftbecher trinken. Sokrates tut das heiter und gelassen und gibt seinen Schülern das herzergreifende Beispiel der Todesverachtung. Das Sterben des Sokrates hat jungen Menschen Respekt eingeflösst und hat die Geschichte Athens in neue Bahnen gelenkt. Sokrates ist überzeugt: Mit dem Tod werde ich erlöst. Meine Seele wird endlich befreit. Sie löst sich von den Ketten des Leibes und darf endlich sein, was sie ist, ein geistiges, höheres Wesen, das nur eine Zeit lang eingebunden war in den Kerker des Leibes.

So hat Sokrates seine Schüler zu denken und zu leben und zu sterben gelernt. Platon, Aristoteles und viele andere haben daraus die Kraft für ihr Lebenswerk gefunden. Ich persönlich meine, dass kaum je sonst Menschen mit ihren Gedanken so tief und weit in die Wahrheit gedrungen sind wie diese Schüler des Sokrates.

Aber der Apostel darf viel mehr erkennen und weitersagen. „Wir wissen", schreibt er. Warum weiss er? – Gott hat es ihm offenbart. Gott hat ihm offenbart, was kein Mensch mit seiner Erkenntnis zu erfassen vermag und was auch wir uns nicht vorstellen können: „Wir wissen, wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel". Wenn wir den Giftbecher trinken müssen und sterben, liebe Ge-

Ausdruck vom 28.10.2011

meinde, oder wenn eine Krankheit uns von innen zerfrisst, oder wenn ganz einfach das Alter kommt und alle unsere Kräfte zerbröckeln, wenn unser Leib abgebrochen wird und zerfällt, dann haben wir eine andere Wohnung, schreibt Paulus, können anderswo einziehen und leben. Wir haben dann nicht mehr nur ein kleines Haus wie jetzt unseren Leib. Wir haben einen ganzen Gebäudekomplex, Wohnmöglichkeiten, die Gott errichtet „in den Himmeln".

Durch die Taufe und das Abendmahl hat sich Gott mit uns verbunden und uns ein neues Bürgerrecht gegeben. Nicht nur durch eine abstrakte „Beziehung" ist das geschehen. Es ist Wirklichkeit nicht nur durch Gedanken, Willensentscheidungen und Gefühle, sondern auch äusserlich, leibhaftig. Gott sieht, was wir tun und leiden und nimmt sich zu Herzen, was uns an Leib und Seele geschieht. Gott will es aufnehmen und gibt ihm einen Platz in seinen Gedanken, seinen Erinnerungen. Und daraus schafft er ein auf ewig Neues! Jesus hat seinen Jüngern in der Nacht vor seinem Tod gesagt: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch den Platz bereit zu machen (Johannes 14,1-3).

II

Wenn wir das hören, denken wir vielleicht: Dort möchte ich sein, endlich frei von all dem, was mich hier drückt und traurig macht. Vielleicht gibt es unter uns Menschen, die besonders schwer zu tragen haben und die sich – mit gutem Grund – fürchten vor Schmerzen und Erniedrigung und deshalb denken: Warum nicht selber die Seele befreien? Warum nicht jemanden bitten von den Sterbehilfsorganisationen, EXIT oder DIGNITAS, dass sie mir einen Giftbecher bringen und ich bewahrt bleiben darf vor grossem Leid? Warum nicht?

Der Apostel Paulus sagt: Weil Gott seine Art hat, uns zu lieben. Er hat ein unbegreiflich hohes Ziel mit deinem und meinem Leben. Deshalb muss er uns führen, wie er uns führen muss, und muss uns auch manches auferlegen und tragen lassen. Wir dürfen ihm nicht in sein Handwerk greifen. Wir dürfen uns nicht anmassen, dass wir sein Werk selber tun und uns selber für sein Reich bereit machen können. Gott will mehr als nur unsere nackte Seele retten. Er will mehr als nur unseren Geist befreien; er will mehr als einen Himmel, in dem ein abstraktes Ich neben dem anderen vorbeifliegt. Gott hat uns geliebt und ist zu uns gekommen, in unser Fleisch (Johannes 1,14). Er hat unsere Gestalt, unseren Leib angenommen und hat

Ausdruck vom 28.10.2011

unser irdisches Leben erfüllt mit einem Glanz, der herrlich ist. Jesus Christus hat hier auf Erden gegessen, getrunken, gearbeitet, geschlafen, hat sich an den Schönheiten seines Landes gefreut, hat die Hochzeitsfreude und hat die Totenklage mit seinen Landsleuten geteilt. Er ist gefangen genommen und geschlagen worden und hat an seinem Leib die Schmerzen und die Angst des Kreuzestodes erlitten. Bis zuletzt hat er uns und unserem leibhaften Leben die Treue gehalten. Denn er wollte das Irdische nicht einfach abstreifen und zurücklassen wie eine leere Hülle, wie Sokrates sich das gedacht hat. Jesus wollte mehr. Er wollte, was nur ein Gott wollen kann: das Sterbliche verschlingen ins Leben.

Denn Jesus hat die Erde geliebt. Sie ist die gute Schöpfung seines Vaters. Er hat den Leib geheiligt. Denn der Leib gehört zum Ebenbild Gottes. Darum ist Christus den schweren Weg der Liebe zum irdischen Leben gegangen. Er wollte mitnehmen, was hier auf Erden errungen und erlitten wird und wollte auch dem Leibhaften einen Platz bereit machen im Himmel.

Und was er so wollte, hat er auch erlangt! Er ist auferstanden. Sein Grab war leer. Sein Leib wurde verwandelt und verklärt. So ist er jetzt beim Vater in den Himmeln und macht uns dort die Wohnung bereit.

III

Deshalb dürfen wir wissen: Was wir hier und jetzt tun, und vor allem, was wir hier und jetzt leiden, ist nicht umsonst. Es ist nicht nur ein Durchgangsstadium und hat seinen Wert nicht nur, solange es uns Freude macht. Es hat seinen Wert in Gott. Gott sieht es und macht ihm seinen Platz bereit in der Ewigkeit. Was also die Schüler leisten und leiden, was wir im Beruf erschaffen und in der Ehe und Familie gestalten und Wirklichkeit werden lassen: All das ist nicht nur, was wir daran sehen und erleben. Es ist etwas anderes noch. Es ist, was Gott daraus macht – in den Himmeln.

Danach sehnen wir uns, schreibt der Apostel, dass wir nicht entkleidet werden und alles Leibhafte zurücklassen, sondern dass wir überkleidet werden, so dass die Barmherzigkeit Gottes uns einhüllt und unser vergängliches Leben verklärt und ihm eine neue Ehre gibt. Einen grösseren Wert, liebe Gemeinde, hat nie jemand der menschlichen Arbeit zugedacht. So hoch wie die Bibel hat nie sonst eine Religion vom irdischen Leben gelehrt. Nicht nur das Geistliche, sondern auch das Leibhafte, all das, was die Handwerker und Arbeiter erschaffen, hat seine hohe Ehre bei Gott!

Ausdruck vom 28.10.2011

Wir müssen nicht nur schaffen, um unser Leben zu verdienen. Wir sind am Werk, weil wir einen Gott haben, der aus unseren Werken das ewig Gute machen will. Und der das auch tut! Das hat er bewiesen, als er Christus von den Toten auferweckt hat.

IV

Vor ihm, schreibt Paulus, müssen wir alle offenbar werden, „damit jeder seinen Lohn empfange für das, was er in seinem Leibesleben getan hat". Was Paulus schreibt, bekennen wir mit den Worten des Apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Von dort wird er wiederkommen, zu richten die Lebenden und die Toten", sagen wir.

Jesus Christus wird uns richten.

Wie? Wie wird er dich und mich richten? Werden wir vor ihm bestehen können? Was wird er für ein Urteil fällen über das, was du und was ich getan haben?

Er wird richten, nicht wir! Nach *seinem* Urteil werden wir unseren Lohn haben oder leer ausgehen, werden beschämt dastehen oder hoch geehrt. Weh uns, liebe Gemeinde, wenn wir uns selber zum Richter aufspielen, wenn wir uns oder andere schuldig oder gerecht sprechen oder wenn wir uns anmassen, dass wir alle so gut seien, dass wir kein Gericht über uns mehr nötig haben. Christus wird richten. Weh uns, wenn wir ihm diese Aufgabe aus den Händen reissen und sie selber tun wollen, wenn wir meinen, wir könnten mit unserem Urteil den Richterspruch Christi vorwegnehmen. Doppelt weh aber, wenn wir uns ein noch höheres Wissen anmassen und sagen, es werde kein Gericht geben, Christus werde niemanden verurteilen, die Hölle werde ganz einfach leer sein.

V

In dem grossen Gleichnis vom Weltgericht (Matthäus 25,31-46) hat Jesus mit bildhaften Worten dasselbe gesagt wie Paulus hier. Zwei Aspekte seien heute herausgehoben. Zuerst: es geht in diesem letzten Gericht nicht um das, was wir gedacht und gewollt und geglaubt haben. Nicht die Dogmen des Glaubens oder die guten Absichten einer guten Gesinnung bilden den Massstab. Es wird um das gehen, was jeder *getan* hat. Und zwar geht es ausdrücklich um das, was wir leibhaft bewirkt haben. Die Bildsprache ist auch bei Jesus ganz eindeutig. Was die Menschen in den Völkern für das

Ausdruck vom 28.10.2011

bedürftige, leibhafte Leben getan haben, wird der Richterspruch offenbar machen: Ob sie nur für das Geistige gelebt haben, oder ob sie sich um die Menschen mit ihrer leiblichen Notdurft gekümmert haben. Hungrig, durstig, fremd, nackt, krank, gefangen waren diese Menschen. Was ihr einem von ihnen getan habt oder nicht getan: Das war das Entscheidende.

Für alle, das ist das Zweite, wird der Richterspruch Christi eine *Offenbarung* sein. Es wird sich zeigen, was wir jetzt nicht sehen und uns nicht bewusst ist. „Herr, wann – wann haben wir? Wann haben wir nicht?“, fragen die Völker den Richter. Sie haben nicht gewusst, dass sie Gutes getan, und sie haben nicht gewusst, das sie Gutes unterlassen haben. Es sind nicht Werke des Gesetzes gefragt, Leistungen nach Vorschrift, im Hinblick auf einen Lohn. Es sind Werke des Glaubens, getan aus Liebe, ohne Berechnung und ohne den Gedanken, dafür belohnt zu werden.

Das wichtigste aber, liebe Gemeinde, das wir wissen von diesem letzten Gericht: Es ist nicht irgendjemand, der den Richterspruch fällen wird. Es ist kein parteiischer Mensch und auch nicht nur ein Allmächtiger, hoch erhöhter Gott. Jesus, der Christus, wird uns richten. Das ist unsere Freude und Zuversicht im Hinblick auf dieses Gericht! Wir vertrauen darauf, dass Jesus Christus so ist, wie er ist. Wir haben gehört, wie er umgegangen ist mit den Kranken und mit den schuldig Gewordenen in seinem Land. Keinen hat er verurteilt, weil er schwach geworden ist und versagt hat, keinen hat er von sich gestossen, weil er etwas nicht richtig verstanden und falsch gemacht hat. Nur die Stolzen, die Selbstsicheren, diejenigen, die keine Vergebung nötig hatten, hat Jesus ihren eigenen, einsamen Weg ziehen lassen.

So sind wir gewiss, liebe Gemeinde: Wenn endlich Christus richten wird, wird alles gut und vollkommen gerecht sein!

VI

Deshalb bietet uns Paulus einen merkwürdigen Trost an, und den dürfen wir als das Letzte mitnehmen. Paulus sagt: Wir sind allezeit getrost. Denn wir wissen: Solange wir im Leibe wohnen, weilen wir *fern* von dem Herrn.

Wir versuchen uns oft gerade umgekehrt zu trösten. Wir sagen einander: Was auch immer geschieht, Gott ist uns nahe. Aber Paulus schreibt: Nein, wir sind getrost, weil wir wissen, dass wir fern sind von dem Herrn. Das macht uns getrost!

Ausdruck vom 28.10.2011

Paulus sieht die Realität, wie sie ist. Und sie ist nicht gut. Wir seufzen, sind beschwert und haben Grund dazu. In dieser Situation wäre es für Paulus schrecklich, wenn er denken müsste: In all dem ist Gott uns nahe. Dann wäre Gott uns nahe in dem, was mühsam und angstvoll ist, und würde dieses Leidvolle mit seiner Nähe absegnen und ihm Dauer verleihen, und wir müssten uns in all das einfach nur schicken, ohne Perspektive und Hoffnung. Es wäre dann alles so, wie es eben ist, und Gott mittendrin.

Das aber ist, Gott sei Dank, nicht der Fall! Paulus kann sich trösten und sagt: Es ist alles derart mühsam, weil es nicht so ist, wie Gott es haben will und wie es sein wird, wenn er endlich uns nahe kommt. Gewiss: Jesus Christus ist bei uns (Matthäus 28,20)! Aber erst im Geist ist er mit uns, noch unsichtbar. Wir können oft nichts davon spüren. Wir fühlen uns vielmehr verlassen und empfinden es, wie ungreifbar und fern er ist. Gerade deshalb sind wir getrost, schreibt Paulus, denn wir wissen: Der Zustand, in dem wir leben, ist nicht von Dauer. Er ist noch nicht so, wie es sein wird, wenn wir daheim sind bei Gott. Wir bewegen uns im Glauben, nicht im Schauen.

Doch wir bewegen uns fröhlich und tapfer und tun mit aller Geduld, was unsere Aufgabe ist! Denn wir wissen, dass unsere Mühe nicht umsonst ist in dem Herrn (1. Korinther 15,58).
Amen.

Sonntag, 13. November 2005

Ausdruck vom 28.10.2011

Ewigkeitssonntag

Ein Garten in Eden

1. Mose 2, 8-17

Lesungen	Matthäus 25,1-13
	Offenbarung 22,1-15
Psalm	126
Lied	„Wachet auf, ruft uns die Stimme“

Und Gott der HERR pflanzte einen Garten in Eden gegen Osten hin und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte. Und Gott der HERR liess aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, verlockend anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Und es ging aus von Eden ein Strom, den Garten zu bewässern, und teilte sich von da in vier Hauptarme. Der erste heisst Pischon, der fliesst um das ganze Land Hawila und dort findet man Gold; und das Gold des Landes ist kostbar. Auch findet man da Bedolachharz und den Edelstein Schoham.

Der zweite Strom heisst Gihon, der fliesst um das ganze Land Kusch.

Der dritte Strom heisst Tigris, der fliesst östlich von Assyrien. Der vierte Strom ist der Euphrat.

Und Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte. Und Gott der HERR gebot dem Menschen und sprach: Du darfst essen von allen Bäumen im Garten, aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn an dem Tage, da du von ihm isst, musst du des Todes sterben.

1. Mose 2, 8-17

I

Liebe Gemeinde!

Wir müssen sterben. Wir sind nicht ahnungslose Kinder; wir wissen, was gut und böse ist. Jedenfalls sind wir jeden Tag damit beschäftigt, über andere zu urteilen. Und wenn wir ehrlich sind zu uns selber, müssen wir zugeben: Nicht nur die anderen – ich selber bin ein Mensch, der ein durch und durch gerechtes Urteil fürchten muss. Ich bin selber nicht einfach gut. Und das heisst: Ich bin es nicht wert, auf ewig zu leben, so wie ich bin.

Denn dann müsste ich auf ewig mit meiner Schlechtigkeit kämpfen. Wir alle müssten für immer voneinander Gemeinheiten, Verleumdungen, Neid und Streit erdulden, wenn wir jetzt schon das ewige Leben hätten, so wie wir sind.

Darum müssen wir sterben, bevor wir von Gott zum ewigen Leben erweckt werden. Das ist der hohe Preis, den die ganze Schöpfung zahlt (Römer 8,19), weil wir Menschen nicht nur Gottes Geschöpfe, sondern ihm gleich sein wollten (1. Mose 3,1-5.22). Jetzt haben wir ein gottähnliches Wissen und sind darum gefragt: Glauben wir dennoch an Gott? Oder glauben wir an das, was wir wissen und möchten darum auch über Gott zu Gericht sitzen? Erheben wir uns und machen uns selber zum höchsten Richter über gut und böse? Gott will niemanden zwingen. Wer sich über ihn erhebt und von oben herab auch ihn beurteilen will, den lässt Gott machen. Auf ewig muss dieser Mensch über sich und andere urteilen, auf ewig wird er sich und andere verurteilen, auf ewig wird er in der Not sich und anderen fluchen.

Heute aber, liebe Gemeinde, lässt Gott uns sein Gnadenwort verkünden und bittet uns: Glaubt mir! Kommt zu mir, in die Gemeinschaft, die ich von Anfang an mit euch gesucht habe. Kommt in den Garten, in die Stadt des ewigen Lebens!

II

Auf vielfältige Weise, liebe Gemeinde, erzählen die Menschen und Völker, wie es „früher“ war, als alles noch besser, als alles noch gut war. In Polynesien zum Beispiel gibt es einen Volksstamm, der von einer paradiesischen Zeit erzählt, als man den Boden noch nicht mühsam aufhacken musste. Ein einziges Hirsekorn war damals so gross, dass die ganze Familie sich davon ernähren konnte. Und die Menschen mussten nicht sterben, sie streiften nur die Haut ab und waren wieder jung. Auch in der Stadt Köln musste man früher nicht selber aufräumen. Es gab Heinzelmännchen, die kamen bei Nacht und schwups, war alles wunderbar sauber – bis eine Frau zu viel wissen wollte. Unter den Dichtern hat vor allen anderen John Milton sein grosses Gedicht vom verlorenen Paradies geschrieben: ambrosisch rein liebkost dort die Luft die Gesichter, engelgleich zwitschern die Vöglein und die Bären und die Lämmer spielen friedlich miteinander, kurz: es war idyllisch.

Ausdruck vom 28.10.2011

Die Bibel ist karger in dem, was sie vom Garten Eden erzählt. Vom Paradies ist erst im Neuen Testament ausdrücklich die Rede, wenn Jesus zu dem Mann am Kreuz neben sich sagt: Heute wirst du mit mir im Paradies sein (Lukas 23,43). Der Garten Eden ist nicht ein Schlaraffenland, in dem einem die Bratwürste ins Maul wachsen. Anders als vormals in Köln muss man in diesem Garten arbeiten. Vor allem aber fliesst in ihm ein Strom, der nicht nur den Garten bewässert wie eine selbstgenügsame Einheit. Sondern dieser Strom fliesst über den Garten hinaus, in vier Arme geteilt.

Es ist befremdlich, wie wichtig diese vier Flüsse im Bibeltext sind. Sie verhindern, dass der Garten Eden überhaupt als eine idyllische Landschaft vor unseren Augen ersteht. Zuerst ist von dem Strom mit Namen Pischon die Rede. Die Bibelwissenschaftler sind sich alle einig, dass man diesen Strom auf keiner geographischen Landkarte finden kann, auch nicht in den Weltbildern früherer Zeiten. Dieser Strom fliesst irgendwo, in einem fernen, jenseitigen, bloss erahnten Land. Aber gerade über dieses jenseitige Land wird nun merkwürdigerweise viel Handfestes gesagt. Es gibt dort Gold, und zwar gutes Gold, und das kostbare Bedolachharz, und einen besonderen Edelstein. Die letzten zwei Ströme hingegen werden nur ganz kurz erwähnt. Doch gerade von diesen Flüssen meinen die Bibelwissenschaftler, dass wir sie auf unserer Landkarte lokalisieren können. Der Strom, der im hebräischen Wortlaut „Chidekel“ heisst, ist der Tigris, und der Strom, der hebräisch „Perat“ heisst, ist der Euphrat im heutigen Irak.

Wir stehen also in der biblischen Geschichte vom Garten Eden vor einem eigentümlichen Phänomen: Je näher an unsere irdischen Realitäten wir kommen, umso knapper werden die Aussagen; und je weiter weg von uns, näher beim verlorenen Ursprung wir sind, umso handfester ist das, was uns gesagt wird.

Ich denke, damit will die Bibel uns etwas sagen, das entscheidend ist für unsere Lebensführung, besonders in der heutigen Zeit. Wie finden wir den richtigen Weg mit der Natur und der Technik, mit der urtümlichen, geschöpflichen Lebenskraft und den hoch zivilisierten Produktionsverfahren? Ganz elementar gefragt: Wo fliesst der Strom des Lebens? Aus der Brust der Mutter oder aus den Schoppenflaschen der Nahrungsmittelfabrik? Aus dem Netzwerk im Büro oder aus der Einsamkeit beim Fischen irgendwo in den Wäldern Kanadas? Usw.! Es ist das die Frage, was Jesus gemeint hat, wenn er sagt: Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fliessen (Johannes 7,37). Auch in diesem Jesuswort gehört beides zusammen: Das Ursprüngliche,

Ausdruck vom 28.10.2011

das vor aller menschlichen Kunst da ist, der Leib, und das, was wie ein Kunstprodukt uns gegenübersteht, die Schrift, auf Leder oder Papier oder einen Computerchip geschrieben. Die Natur *und* die Kultur, sagen wir, das Leibhaftige, Biologische *und* die geschichtliche Form.

III

Liebe Gemeinde! Der erste Strom im Garten Eden fliesst durch das Land „Hawila“, das wir uns von seinem Namen her als ein besonders sandiges Land vorstellen müssen, also natürlicherweise eher unfruchtbar. Tatsächlich sagt das Bibelwort nichts davon, dass dort alles im Überfluss wächst. Vielmehr ist vom Gold die Rede und von einem kostbaren Harz, das aus einem langsam wachsenden Baum gewonnen wird, und von einem Edelstein. Mit anderen Worten: Die menschlich zivilisatorischen Tätigkeiten haben ihre Heimat in diesem fernen Land, das wir auf keiner Karte finden. Die Metallverarbeitung und die technischen Produktionsmittel, umfassender gesagt, die Wirtschaft und der Handel, all das, was man mit Gold finanziert und zum Glänzen bringt, ist dort daheim; aber auch das Harz, die Kosmetik und die Medizin, Physiotherapie und Wellness, alles, womit man den Körper pflegt und ihm wohl tut. Schliesslich sind auch die Religion und Kunst dort daheim. Der Edelstein Schohan, wahrscheinlich ein Onyx, ist derselbe Stein, den man den Priestern in Israel als Schmuck in ihre heilige Kleidung gewoben hat. Es geht mit ihm um all das, was in der Bibel mit der sogenannten Stiftshütte vor unseren Augen ersteht (2. Mose 25-40). Es ist das nichts anderes, als was überhaupt an architektonischem, kunsthandwerklichem und künstlerischem Können und Vermögen nötig ist, damit die Menschen ihrer Verehrung Ausdruck geben und sich an dem Erhabenen und Schönen auferbauen und freuen können. Wirtschaft, Körperpflege, Religion und Kunst: All diese menschlichen Tätigkeiten haben ihre ursprüngliche Heimat nicht hier in der Zeit, sondern in dem Land, das kein Geograph lokalisieren kann. Bei Gott, in seiner Gegenwart, findet unser Tun und Schaffen sein wahres Recht und seine ursprüngliche Ehre.

Das heisst aber, liebe Gemeinde: Wenn wir uns zurücksehnen nach dem Ursprung des Lebens, wenn wir möchten, dass auch von unserem Leib Ströme des lebendigen Wassers fliessen, dann müssen wir in der Bibel lesen, ihre Worte erforschen und glauben und beten. Wir dürfen uns auch hinaus aufs freie Feld, in die Berge und an die Seen suchen und eine erfrischende Wanderung machen. Und wir müssen unsere Arbeit tun, jeder in

Ausdruck vom 28.10.2011

seinem Beruf und Stand. Und das alles so, dass Natur und Technik, göttliche Schöpfung und menschliches Werk zusammenfinden!

Der Bauer muss also sorgfältig abwägen: Was kann und muss er nach abstrakten Plänen mit Maschinen tun, und wo ist urtümlicher seine Hand, sein Instinkt, sein fester Schritt über das Land gefragt? Wo und wie weit sollen die Krankenschwestern und Physiotherapeuten die heilende Kraft von biologischen und chemischen Mitteln zur Anwendung bringen, und wo ist von ihnen nichts anderes gefragt, als dass sie die Decke über einem Kranken liebevoll zurecht ziehen, ein krankes Glied massieren oder eine verwundete Seele laben mit einem tröstenden Wort? Auch wir hier in der Kirche und alle, die in der Kunst tätig sind, müssen uns fragen: Wo hat das Leben seinen eigenen, natürlichen Glanz, für den wir gar nichts machen müssen, weil die Menschen spontan und ungekünstelt sich einander zuwenden mit Barmherzigkeit und kraftvoller Liebe? Und wo müssen wir eine besondere Gemeinschaft des Glaubens und der Verehrung aufbauen und künstlich eine Praxis der Frömmigkeit einüben? Das müssen wir uns tagtäglich im Gang unserer Arbeit wieder fragen. Denn der Strom des Lebens fliesst nicht als eine rein geistige Kraft, und er fliesst auch nicht aus einer ursprünglich unberührten Natur, sondern aus dem Mit- und Ineinander von dem, was der Schöpfer uns gibt *und* dem, was wir Menschen daraus machen. Stadt und Land gehören zusammen, und wenn sie auseinander gerissen werden, verlieren sie beide ihre ursprüngliche Lebenskraft. Wenn wir aus der Landschaft einen geometrischen Park machen, aber auch, wenn wir alles nur eben wuchern lassen, führt uns beides noch weiter weg vom ursprünglich Guten.

IV

An zwei Stellen, liebe Gemeinde, meine ich heute diese Not auf eine besonders quälende Weise zu sehen.

Zuerst: Uns moderne Menschen macht die globale Stadtluft frei. Die Technik, die immer grösseren wirtschaftlichen Handlungsspielräume, die Anonymität, die es möglich macht, über menschliche Skrupel hinwegzuschreiten, all das macht ein immer effizienteres Wirtschaften und damit auch eine immer individuellere Befriedigung von ganz persönlichen Bedürfnissen möglich. Auf der anderen Seite sind wir modernen Menschen hoffnungslose Romantiker und suchen je auf unsere Art eine archaische Gemeinschaft mit dem Ursprung. An freien Tagen flanieren wir nicht durch

Ausdruck vom 28.10.2011

Fabrikhallen, nicht einmal über den Messe-, sondern wenn schon über den alten Münsterplatz. Aber noch lieber fliehen wir ins Wochenendhaus am Waldrand oder in die Schneefelder im Hochgebirge. Wir suchen beides: Den technisch gestylten Fluss und die urtümlichen Quellen des Lebens.

Jetzt hören wir aus der Bibel: Das soll so sein. Beides soll zur Geltung kommen: die künstliche Welt (Gold, Harz, Edelstein) und die natürliche, die um uns und aus uns herausströmt. Aber dies beides nicht neben- und nacheinander, sondern in- und mit- und beieinander. Das Auseinanderfallen dieser ursprünglichen Gemeinschaft ist eine Not. Dieser Not gegenüber haben viele rasche Antworten zur Hand und spielen die Mutterbrust gegen den Schoppen aus und das Computernetzwerk gegen das Lagerfeuer. Das Bibelwort will solche Einseitigkeiten mit stiller Macht korrigieren und sagt uns: Zum ursprünglich Guten gehört beides, das, was ihr die Natur und das, was ihr die Kulturen nennt.

Was das für unsere Lebensführung von Tag zu Tag heisst, das müssen wir alle, jedes in seinen Aufgaben, je und je wieder erwägen und zur Geltung bringen.

V

Das andere: Am Ende des Lebens haben die meisten Menschen doch auch einen eigenen Garten, ein Stück Land, das sie selber bebauen: ein Grab, draussen auf dem Friedhof. Der Friedhof ist hier auf Erden der Ort, wo wir dem Land Hawila am nächsten kommen. Der Friedhof ist der Ort, wo wir fast schon wieder dort sind, wo wir hergekommen sind, beim Ursprung, bei Gott. Denn aus der Erde sind wir alle genommen (1. Mose 3,19). Auf dem Friedhof wachsen Sträucher und Blumen aus einem Stück Erde, aber es steht dort auch ein Grabstein, mit dem Meissel behauen, und womöglich eine brennende Kerze aus Wachs … Natur und Kunst sind vereint, eine letzte Heimat für einen Sterblichen. So soll es sein, liebe Gemeinde, und darum ist es wahrhaftig erschreckend, ein furchtbares Zeichen dafür, wie sehr die Liebe unter uns erkaltet ist (Matthäus 24.12), dass in unserer Stadt unterdessen 60 Prozent der Menschen kein eigenes Grab mehr bekommen. Ihre Asche wird namenlos in einer Wiese begraben. So soll es nicht sein, liebe Gemeinde. Denn wie gesagt: Wir wissen, was gut und böse ist, und verstehen darum auch, dass wir sterben müssen. Aber wir sollen nicht namenlos verschwinden im Kreislauf einer gnadenlosen Natur. Wir sollen Gottes Wort hören, und sollen zu Herzen nehmen, wie er uns bei unserem

Ausdruck vom 28.10.2011

Namen ruft und mit seiner Liebe uns einen Platz bereitet in seinem Herzen, in seinem Gedenken. So sollen wir eingegliedert werden in das Werk der Barmherzigkeit Gottes, damit sein ursprünglicher Wille sich an uns erfüllt und er uns am Ende der Zeiten aus dem Tod erweckt und wir, endlich wahrhaftig ihm gleich geworden, auf ewig Gemeinschaft haben mit ihm.

VI

Gott will, dass die Ströme des Lebens um uns und von uns weiter fliessen, und er will darum, dass wir uns an beides hingeben: an die Natur *und* an die rechte Kultur, an das urtümlich Geschöpfliche *und* an die Gemeinschaft der gegenseitigen Liebe. Darum ist es gut – solange wir die Möglichkeit dazu haben –, dass am Ende von unserem Lebensweg ein Grab steht: Ein Stück Erde, das Menschen bebauen, und ein Schmuckstück, das einen Moment lang daran erinnert, dass nach dem Willen Gottes jeder Mensch mehr und Besseres sein soll als das, was er hier auf Erden verwirklichen konnte.

Das also dürfen wir jetzt mitnehmen in diese letzte Woche des Kirchenjahres: Wenn wir die freie Natur lieben und wenn wir uns mit vollem Einsatz hingeben an das, was Technik, Wirtschaft und menschliche Kunst von uns fordern, so kann und soll in beidem der Strom des Lebens fliessen. Darum dürfen wir gewiss sein: Wenn wir an Jesus Christus glauben, wie die Schrift sagt, und aus dem schöpfen, was uns naturhaft und was uns in den menschlichen Werken nahe kommt, dann haben wir Gemeinschaft mit Gott. Und wer könnte verhindern, dass er diese Gemeinschaft zur Vollendung bringt? Er wird es tun. Er kann und er wird uns auferwecken und unseren Platz geben an dem Fluss seiner Gnade, im Garten, in der Stadt des ewigen Lebens.
Amen.

Sonntag, 23. November 2008

Ausdruck vom 28.10.2011

Verzeichnis der Predigttexte

Altes Testament

1. Mose 1,9-13 442
Erntedankgottesdienst

1. Mose 1,14-19 457
21. Sonntag nach Trinitatis

1. Mose 1, 20-23 24
4. Advent

1. Mose 1,24-28 42
Erster Weihnachtstag, 25. Dezember

1. Mose 1,28-31 48
Zweiter Sonntag nach dem Christfest

1. Mose 2,8-17 502
Ewigkeitssonntag – Letzter Sonntag des Kirchenjahres

1. Mose 3,1-5 155
Invokavit – Erster Sonntag der Passionszeit

Psalm 1 427
18. Sonntag nach Trinitatis

Psalm 23 230
Misericordias Domini – Zweiter Sonntag nach Ostern

Psalm 24 5
1. Advent

Psalm 48 352
8. Sonntag nach Trinitatis

Psalm 72 79
Epiphanias

Psalm 84 177
Laetare – Vierter Sonntag der Passionszeit

Psalm 98 242
Kantate – Vierter Sonntag nach Ostern

Psalm 100 272
Pfingstsonntag

Psalm 107,1-32 105
Vierter Sonntag nach Epiphanias

Ausdruck vom 28.10.2011

Psalm 118,15-29 218
Ostermontag

Psalm 127 398
15. Sonntag nach Trinitatis

Jesaja 6,1-13 291
Trinitatis (Tag der heiligen Dreifaltigkeit)

Jesaja 9,1-6 38
Christnacht

Jesaja 63,15-64,3 12
2. Advent

Hosea 4 147
Aschermittwoch

Hosea 9,7-17 377
12. Sonntag nach Trinitatis

Hosea 11 464
22. Sonntag nach Trinitatis

Hosea 14,2-10 278
Pfingstmontag

Neues Testament

Matthäus 1,18-25 48
Zweiter Weihnachtstag, 26. Dezember

Matthäus 7,7-11 284
Konfirmation

Matthäus 11,1-19 318
Johannistag

Matthäus 13,1-23 133
Sexagesimae (60 Tage vor Ostern)

Matthäus 13,24-43 248
Rogate – Fünfter Sonntag nach Ostern

Matthäus 13,44-53 359
9. Sonntag nach Trinitatis

Matthäus 16,28-17,9 119
Letzter Sonntag nach Epiphanias

Ausdruck vom 28.10.2011

Matthäus 19,1-15 448
20. Sonntag nach Trinitatis

Matthäus 20,17-28 184
Judika – Fünfter Sonntag der Passionszeit

Matthäus 21,18-32 384
13. Sonntag nach Trinitatis

Matthäus 22,1-14 304
2. Sonntag nach Trinitatis

Matthäus 22,15-22 476
23. Sonntag nach Trinitatis

Matthäus 22,23-33 448
Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres

Markus 6,17-29 332
5. Sonntag nach Trinitatis

Johannes 1,1-5.14 54
Erster Sonntag nach dem Christfest II

Johannes 2,1-12 92
Zweiter Sonntag nach Epiphanias

Johannes 5,1-29 434
19. Sonntag nach Trinitatis

Johannes 5,30-47 325
4. Sonntag nach Trinitatis

Johannes 6,1-14 346
7. Sonntag nach Trinitatis

Johannes 6,30-40 311
3. Sonntag nach Trinitatis

Johannes 8,30-36 60
Altjahrsabend – Silvester

Johannes 11,1-45 413
16. Sonntag nach Trinitatis

Johannes 13,18-30 169
Okuli – Dritter Sonntag der Passionszeit

Johannes 14,1-11 66
Neujahrstag

Johannes 15,1-8 236
Jubilate – Dritter Sonntag nach Ostern

Johannes 15,9-27 263
Exaudi – Sechster Sonntag nach Ostern

Johannes 19,30 206
Karfreitag

Johannes 20,1-10 212
Ostersonntag

Johannes 20,19-31 224
Quasimodogeniti – Erster Sonntag nach Ostern

Römer 4,9-12 125
Septuagesimae (70 Tage vor Ostern)

Römer 11,16-24 366
10. Sonntag nach Trinitatis

1. Korinther 1,1-9 112
Fünfter Sonntag nach Epiphanias

1. Korinther 1,18-31 85
Erster Sonntag nach Epiphanias

1. Korinther 7,1-9 339
6. Sonntag nach Trinitatis

1. Korinther 11,17-34 197
Gründonnerstag

1. Korinther 13 140
Sonntag vor der Passionszeit – Estomihi

1. Korinther 15,20-34 255
Christi Himmelfahrt (Auffahrt)

2. Korinther 1,1.2 405
Eidgenössischer Dank-, Buss- und Bettag

2. Korinther 2,12-17 190
Palmsonntag – Sechster Sonntag der Passionszeit

2. Korinther 3,1-6 99
Dritter Sonntag nach Epiphanias

2. Korinther 4,16-5,5 482
24. Sonntag nach Trinitatis

Ausdruck vom 28.10.2011

2. Korinther 5,1-10 495
Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres

2. Korinther 7,5-13 18
3. Advent

Galater 1,11-24 299
1. Sonntag nach Trinitatis

Galater 2,17-21 371
11. Sonntag nach Trinitatis

Galater 3,8-14 470
Reformationssonntag

Galater 5,16-26 391
14. Sonntag nach Trinitatis

Epheser 4,1-6 420
17. Sonntag nach Trinitatis

Epheser 4,7-16 162
Reminiszere – Zweiter Sonntag der Passionszeit

Kirchenjahr 2011-2012

Weihnachtskreis
1. Advent
27. November 2011
2. Advent
4. Dezember 2011
3. Advent
11. Dezember 2011
4. Advent
18. Dezember 2011
Epiphanias
Freitag, 6. Januar 2012
Erster Sonntag nach Epiphanias
8. Januar 2012
Zweiter Sonntag nach Epiphanias
15. Januar 2012
Dritter Sonntag nach Epiphanias
22. Januar 2012
Letzter Sonntag nach Epiphanias
29. Januar 2012

Sonntage vor der Passionszeit
Septuagesimae
5. Februar 2012
Sexagesimae
12. Februar 2012
Quinquagesimae
19. Februar 2012

Passionszeit
Aschermittwoch
22. Februar 2012
Invokavit
26. Februar 2012
Reminiszere
4. März 2012
Okuli
11. März 2012
Laetare
18. März 2012
Judika
25. März 2012

Osterzeit
Palmsonntag
1. April 2012
Gründonnerstag
5. April 2012
Karfreitag
6. April 2012
Ostersonntag
8. April 2012
Quasimodogeniti
15. April 2012
Misericordias Domini
22. April 2012
Jubilate
29. April 2012
Kantate
6. Mai 2012
Rogate
13. Mai 2012
Christi Himmelfahrt
17. Mai 2012
Exaudi
20. Mai 2012
Pfingstsonntag
27. Mai 2012

Ausdruck vom 28.10.2011

Trinitatiszeit
Sonntag Trinitatis
3. Juni 2012
1. Sonntag nach Trinitatis
10. Juni 2012
2. Sonntag nach Trinitatis
17. Juni 2012
3. Sonntag nach Trinitatis und Johannistag
24. Juni 2012
4. Sonntag nach Trinitatis
1. Juli 2012
5. Sonntag nach Trinitatis
8. Juli 2012
6. Sonntag nach Trinitatis
15. Juli 2012
7. Sonntag nach Trinitatis
22. Juli 2012
8. Sonntag nach Trinitatis
29. Juli 2012
9. Sonntag nach Trinitatis
5. August 2012
10. Sonntag nach Trinitatis
12. August 2012
11. Sonntag nach Trinitatis
19. August 2012
12. Sonntag nach Trinitatis
26. August 2012
13. Sonntag nach Trinitatis
2. September 2012
14. Sonntag nach Trinitatis
9. September 2012
15. Sonntag nach Trinitatis / Eidgenössischer Dank-, Buss- und Bettag
16. September 2012
16. Sonntag nach Trinitatis
23. September 2012
17. Sonntag nach Trinitatis
30. September 2012
18. Sonntag nach Trinitatis
7. Oktober 2012
19. Sonntag nach Trinitatis
14. Oktober 2012
20. Sonntag nach Trinitatis
21. Oktober 2012
21. Sonntag nach Trinitatis
28. Oktober 2012
Reformationssonntag /
22. Sonntag nach Trinitatis
4. November 2012

Ende des Kirchenjahres
Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres
11. November 2012
Vorletzter Sonntag
18. November 2012
Ewigkeitssonntag
25. November 2012

Kirchenjahr 2012-2013

Weihnachtskreis
1. Advent
2. Dezember 2012
2. Advent
9. Dezember 2012
3. Advent
16. Dezember 2012
4. Advent
23. Dezember 2012
Epiphanias
Sonntag, 6. Januar 2013
Erster Sonntag nach Epiphanias
13. Januar 2013
Letzter Sonntag nach Epiphanias
20. Januar 2013

Sonntage vor der Passionszeit
Septuagesimae
27. Januar 2013
Sexagesimae
3. Februar 2013
Quinquagesimae
10. Februar 2013

Passionszeit
Aschermittwoch
13. Februar 2013
Invokavit
17. Februar 2013
Reminiszere
24. Februar 2013
Okuli
3. März 2013
Laetare
10. März 2013
Judika
17. März 2013

Osterzeit
Palmsonntag
24. März 2013
Gründonnerstag
28. März 2013
Karfreitag
29. März 2013
Ostersonntag
31. März 2013
Ostermontag
1. April 2013
Quasimodogeniti
7. April 2013
Misericordias Domini
14. April 2013
Jubilate
21. April 2013
Kantate
28. April 2013
Rogate
5. Mai 2013
Christi Himmelfahrt
9. Mai 2013
Exaudi
12. Mai 2013
Pfingstsonntag
19. Mai 2013
Pfingstmontag
20. Mai 2013

Trinitatiszeit
Trinitatis
26. Mai 2013
1. Sonntag nach Trinitatis
2. Juni 2013
2. Sonntag nach Trinitatis
9. Juni 2013
3. Sonntag nach Trinitatis
16. Juni 2013
4. Sonntag nach Trinitatis
23. Juni 2013
Johannistag
Montag, 24. Juni 2013
5. Sonntag nach Trinitatis
30. Juni 2013
6. Sonntag nach Trinitatis
7. Juli 2013
7. Sonntag nach Trinitatis
14. Juli 2013
8. Sonntag nach Trinitatis
21. Juli 2013
9. Sonntag nach Trinitatis
28. Juli 2013
10. Sonntag nach Trinitatis
4. August 2013
11. Sonntag nach Trinitatis
11. August 2013
12. Sonntag nach Trinitatis
18. August 2013
13. Sonntag nach Trinitatis
25. August 2013
14. Sonntag nach Trinitatis
1. September 2013
15. Sonntag nach Trinitatis
8. September 2013
16. Sonntag nach Trinitatis / Eidgenössischer Dank-, Buss- und Bettag
15. September 2013
17. Sonntag nach Trinitatis
22. September 2013
18. Sonntag nach Trinitatis
29. September 2013
19. Sonntag nach Trinitatis
6. Oktober 2013
20. Sonntag nach Trinitatis
13. Oktober 2013
21. Sonntag nach Trinitatis
20. Oktober 2013
Reformationssonntag /
22. Sonntag nach Trinitatis
3. November 2013

Ende des Kirchenjahres
Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres
10. November 2013
Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres
17. November 2013
Ewigkeitssonntag
24. November 2013